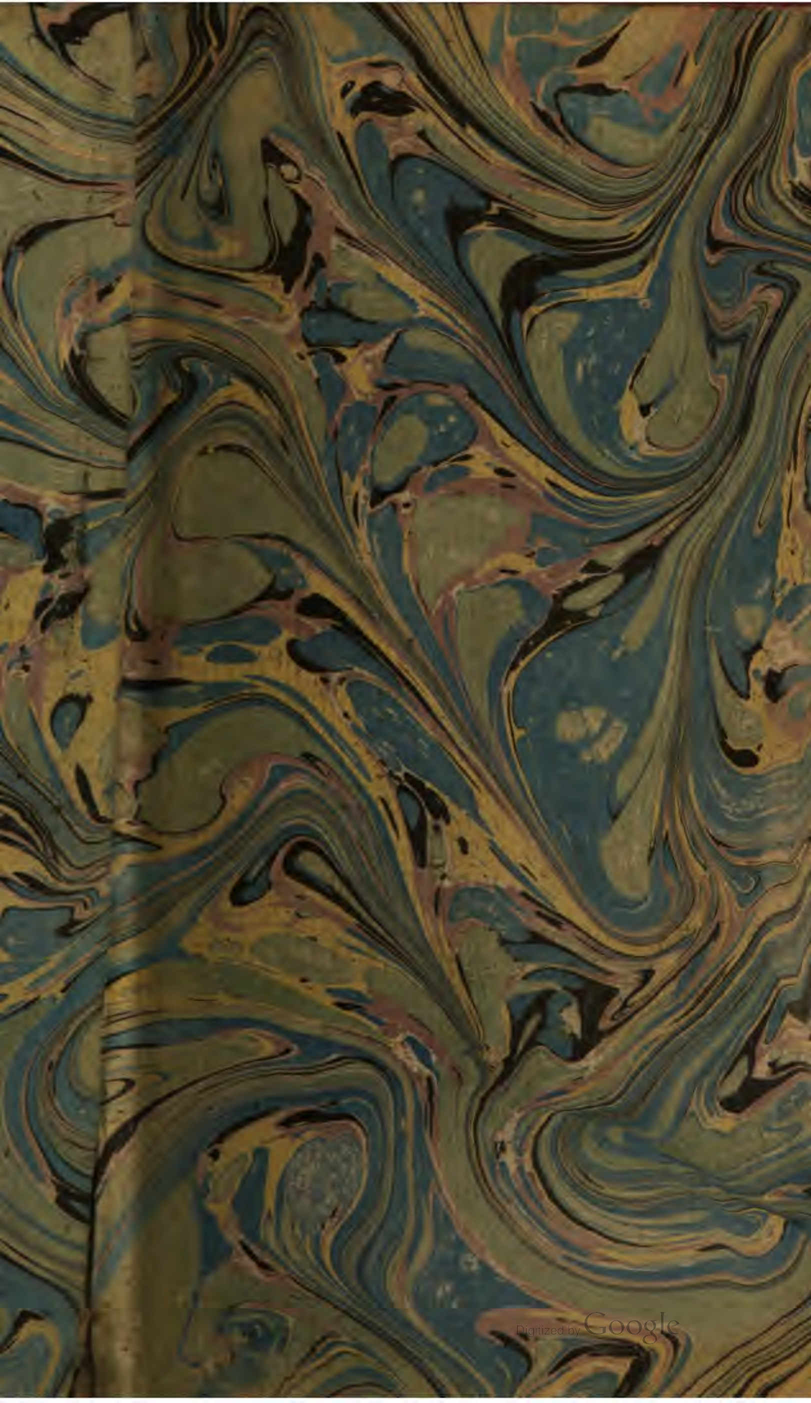

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





FRIEDERICH CASIMIR MEDICUS.

Delosse pin: *Grav: par l Verhelst in Manh:*



Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

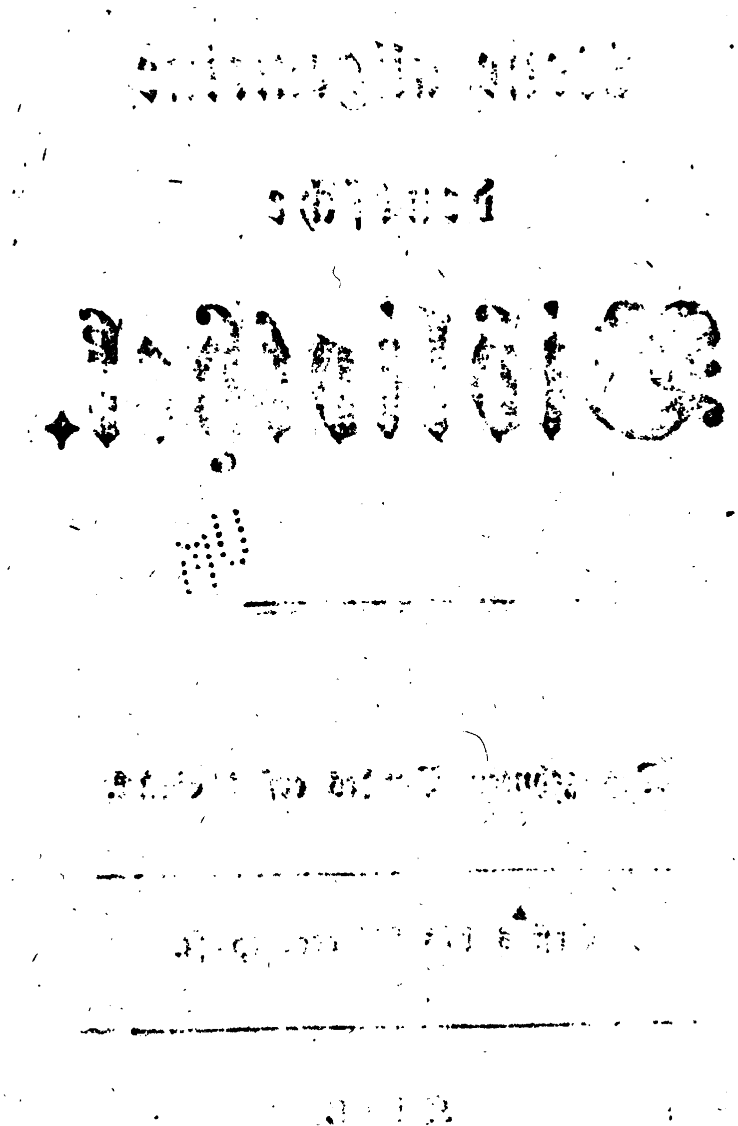
Des zehnten Bandes erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.





Verzeichniß

der im ersten Stücke des zehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Das

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

Samm-

IV. Schöne Wissenschaften und Poesien.

V. Bildende Künste.

VI. Romane.

VII. Weltweisheit.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Chemie und Mineralogie.

X. Botanik, Gartenkunst und Forstwissensch.

XI. Haushaltungswissenschaft.

XII. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XIII. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XIV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Batr

XV. Gelehrtengeschichte.

XVI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XVII. Vermischte Schriften.

[illegible]

XVII. [illegible]

[illegible]

Neue

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek

Zehnten Bandes Erstes Stück erstes Heft.
und Intelligenzblatt No. 21. 1794.

Weltweisheit.

Briefe über die Kantische Philosophie. Von Carl Leonhard Reinhold. Erster Band. Leipzig, bey Göschen. 1790. 371 S. Zweyter Band. 1792. 480 S. in 8. 2 Rh. 20 gr.

Der Beyfall, womit diese Briefe gleich von ihrer ersten Erscheinung im deutschen Merkur an, sowohl von den Freunden der kritischen Philosophie, als auch sogar von vielen Gegnern derselben aufgenommen worden sind, ist ein zu unzweydeutiger Beweis ihres innern Werthes, als daß wir über denselben im Allgemeinen noch etwas anzuführen brauchten. Auch müssen wir aufrichtig bekennen, daß wir, ohngeachtet wir noch nicht so glücklich gewesen sind, uns von der Wahrheit der kritischen Philosophie und ihrer Prinzipien zu überzeugen; ohnerachtet wir dasjenige in ihr nicht gefunden haben, was so viele ihrer Anhänger, und besonders auch der Verfasser dieser Briefe in ihr gefunden zu haben vorgeben, nämlich eine vollkommne Befriedigung für die höchsten Bedürfnisse der philosophirenden Vernunft, dennoch diese Briefe, die vorzüglich der Entwickelung der Folgen, der Anwendbarkeit und des möglichen Einflußes der kritischen Philosophie auf die Kultur des Menschen gewidmet sind, mit großem Interesse gelesen haben. Der V. hat sich nämlich nicht blos damit begnügt, in diesen Briefen die Resultate, die Kant durch die Prüfung des menschlichen Erkenntnißvermögens und seiner verschiedenen Zweige gefunden zu haben glaubt, durch eine faßlichere Einkleidung ver-

ständlicher zu machen; Man findet in diesen Briefen nicht wie in den meisten andern Schriften über die Kantische Philosophie eine bloße Wiederholung dessen, was Kant schon selbst, u. mehrentheils weit richtiger u. kraftvoller gesagt hat. Der V. eröffnet sich vielmehr im Gebiete der Philosophie neue Aussichten, die ihm wirklich nur eine ziemlich genaue u. vielumfassende Bekanntschaft mit diesem Gebiete gewähren konnte, und findet an der kritischen Philosophie Seiten, die nicht sogleich jedem in die Augen fallen, wenn er auch mit ihr nicht unbekannt seyn sollte. Man lieset daher dasjenige, was der Verfasser über die ältere und neueste Philosophie sagt, auch dann noch gern, wenn man gleich dessen Behauptungen übertrieben oder gänzlich falsch finden sollte, und man fühlt sich auch dann noch belehrt, wenn gleich der Verfasser in den Resultaten der kritischen Philosophie und der entgegengesetzten Systeme vieles findet, was sich bey einer genauern Prüfung wohl nicht eigentlich darin möchte antreffen lassen.

Gewiß werden unsere Leser keine kürzere oder längere Inhaltsanzeige dieses Werkes von uns erwarten. Denn diejenigen unter denselben, welchen die neuesten Schicksale der Philosophie nicht gleichgültig sind, werden mit dessen Inhalte wohl schon bekannt seyn. Um also die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die in ihm vorkommenden Untersuchungen und Behauptungen zu schärfen, wollen wir einige dieser Behauptungen, so weit es hier geschehen kann, einer genauen Prüfung unterwerfen. Wir bescheiden uns aber gern, daß unser Urtheil nur das Urtheil eines einzelnen Mannes ist, und unser Endzweck ist schon erreicht, wenn dasjenige, was wir zu sagen haben, sowohl die Gegner als auch die Freunde der kritischen Philosophie zu weiterem Nachdenken über die jetzt so sehr streitigen Fragen in der Philosophie reitzt und bewegt.

Der erste Band ist ausschließlich für die Erörterung der Resultate bestimmt, zu welchen die kritische Philosophie in Ansehung des Glaubens an Gott und der Religion führen soll. Jedoch hat der Verfasser nirgends die neuen Gründe für den Glauben an Gott angegeben und erläutert, welche Kant in den moralischen Bedürfnissen der Vernunft gefunden haben will, und dies ist unserer Einsicht nach um so tadelnswürdiger, da eines Theils selbst die eifrigsten und einsichtsvollsten Anhänger der kritischen Philosophie in der Darstellung dieser Gründe und in der Würdigung ihres Werthes ganz ungemein von ein-

einander abweichen, andern Theils man aber auch unmöglich dasjenige gehörig beurtheilen kann, was der Verf. rühmliches von der Kantischen Moraltheologie zu sagen weiß, so lange man nicht mit allen Momenten dieser Moraltheologie genau bekannt ist, und ihren Zusammenhang mit dem Glauben an Gott nicht auf das Bestimmteste einsieht. Inzwischen wollen wir uns an die Vorzüge halten, die der Verf. an den Gründen der kritischen Philosophie für das objektive Daseyn Gottes antrifft, und diese Vorzüge etwas genauer beleuchten. Es sind dieselben im sechsten Briefe, welcher die Ueberschrifft führt: der Kantische Vernunftglauben, verglichen mit dem metaphysischen und hyperphysischen Ueberzeugungsgrunde; zusammengestellt und erörtert worden.

Dieser Vernunftglaube, sagt der Verf. S. 164 ff. führt a) den großen Vortheil mit sich, daß er aus der Vernunft abgeleitet ist, und sich weder auf natürliche noch übernatürliche Erfahrung berufen darf. b) Der moralische Erkenntnißgrund, auf dem er beruhet, und den die Kritik als den einzigen festsetzt, hat auch diese Eigenschaft des ersten Grundsatzes von einem Systeme an sich, daß er allen metaphysischen Lehrsätzen, welche zur Theologie der Vernunft gehören, Bedeutung, durchgängige Bestimmtheit und innern Zusammenhang ertheilt. c) Der moralische Erkenntnißgrund des Daseyns Gottes ist eine unerschütterliche Grundfeste der Religion. Aus seiner Quelle, der praktischen Vernunft, zieht er eine Festigkeit und Evidenz, woran ihm kein historischer und kein spekulativer Beweis gleichkommen kann. Wer dies noch nicht gefühlt hat, der hat über den Grund des Vernunftglaubens entweder gar nicht, oder nur flüchtig nachgedacht, denn die Evidenz des Sittengesetzes ist die einzige, die sich der mathematischen an die Seite setzen läßt. d) Der moralische Erkenntnißgrund des Daseyns Gottes ist von jeher im menschlichen Gemüthe wirksam gewesen, und dieser Wirksamkeit ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß sich, trotz der Veränderungen, welche mit den Scheingründen für das Daseyn Gottes vorfielen, Religion und der Glaube an einen überirrdischen, die Sittlichkeit menschlicher Handlungen erkennenden Richterstuhl erhielt.

Es wird, wie von uns schon angeführt worden ist, bey der Beurtheilung dieser Vorzüge, welche der Verfasser an der Kantischen Moraltheologie antrifft und bewundert, zuvörderst alles auf die Beschaffenheit der Gründe selbst, die in der Kan-

tischen Moraltheologie für den Glauben an Gott aufgestellt worden sind, und auf ihre Vernunftmäßigkeit ankommen. Da nun der Verfasser weder in diesen Briefen, noch in irgend einer von seinen übrigen Schriften diese Gründe besonders erörtert oder in einer neuen Form aufgestellt hat; so dürfen wir wohl annehmen und voraussetzen, er habe die Vorzüge, die er in diesem Werke der Kantischen Moraltheologie beylegt, ihr in Rücksicht auf diejenigen Sätze beygelegt, aus welchen, nach Kants eigener Erklärung die Moraltheologie bestehen soll. Indem wir aber diese Sätze jetzt anführen und prüfen wollen, befinden wir uns in einer großen Verlegenheit, die jedoch nicht unsere eigene Schuld ist. Wenn man nämlich die verschiedenen Stellen, in welchen Kant die Moraltheologie vorträgt, und ihre Momente erörtert, sorgfältig mit einander vergleicht, so wird man gar bald finden, daß sie gar nicht mit einander in allen Punkten übereinstimmen, und daß die Moraltheologie nach der Darstellung, die in der Critik der praktischen Vernunft davon gegeben worden ist, zum Theil aus ganz andern Momenten bestehe, als aus welchen sie nach derjenigen Erklärung bestehen soll, die in der Critik der Urtheilskraft und in der philosophischen Religionslehre davon gegeben worden ist. Nach der Critik der praktischen Vernunft z. B. ist es unsere Pflicht, das höchste Gut zu bearbeiten and zu realisiren. (s. Critik der prakt. Vernunft S. 225.) Nach der philosophischen Religionslehre hingegen (s. Vorrede S. VII. ff.) ist es nur ein natürliches Bedürfniß unserer eingeschränkten Vernunft, zu unserm Rechtverhalten irgend einen Endzweck, der von der Vernunft gerechtfertigt werden kann, hinzu zu denken. Die Vernunft kann aber keinen andern Endzweck unsers Rechtverhaltens denken, als die Realisirung des höchsten Guts, und der Mensch kann, wenn er seine praktische Vernunft befragt, gar keine andere Welt wünschen, und wenn es in seiner Gewalt stände, erschaffen wollen, als eine solche, in der das höchste Gut wirklich ist. Nach der Critik der praktischen Vernunft ist also die Realisirung des höchsten Guts eine unmittelbare durch das Vernunftgebot aufgegebene Pflicht. Nach der philosophischen Religionslehre aber dient die Idee vom höchsten Gut und die Voraussetzung des Gegenstandes dieser Idee nur darzu, um einem Bedürfnisse unserer Vernunft abzuhelfen, welches in ihr entsteht, so bald sie darüber nachdenkt, was denn am Ende der Erfolg unsers Rechtverhaltens seyn werde, und das Moralgesetz enthält keineswegs schon die Idee von diesem höchsten

Gut.

Gut. Doch wir wollen uns auf die Erörterung der Verschiedenheiten, welche bey der Moraltheologie, nach den eigenen Erklärungen, die ihr Erfinder davon gegeben hat, vorkommen, nicht weiter einlassen. Diese Verschiedenheiten haben zum wenigsten den Vortheil, daß man denjenigen, welche an der Moraltheologie mancherley auszusetzen finden, mit einigem Schein des Rechts wird vorwerfen können, sie haben über die Moraltheologie nicht sorgfältig nachgedacht, und sie nicht verstanden; und wenn Jemand die Richtigkeit der Moraltheologie nach derjenigen Erklärung bestreitet, die in der Kritik der praktischen Vernunft davon gegeben worden ist, so wird man ihm aus der Critik der Urtheilskraft oder aus der philosophischen Religionslehre beweisen können, daß die Moraltheologie aus ganz anderen Sätzen bestehe, als aus denjenigen, die er bestreitet. Darin jedoch, daß die Idee vom höchsten Gute zum Glauben an Gott, und zur Voraussetzung des objektiven Daseyns eines obersten moralischen Welturhebers führt, stimmen alle Darstellungen, die Kant von seiner Moraltheologie gegeben hat, mit einander überein. Diese Idee wollen wir also jetzt einer Prüfung der Vernunft unterwerfen, welches, so viel wir wissen, noch nirgends geschehen ist. Nach unserer Einsicht nun ist diese Idee ein wahres Hirngespinst, und läßt sich eben so wenig, als ihr Objekt denken, denn sie enthält offenbare Widersprüche. Wir glauben hiervon jeden unpartheyischen Selbstdenker, der seine Vernunft noch nicht unter den Glauben an die Kantische Unfehlbarkeit gefangen genommen hat, vollkommen zu überzeugen, und wollen unsere Behauptung rechtfertigen. Das höchste und vollendete Gut besteht nämlich nach der kritischen Philosophie aus zwey ganz verschiedenen Elementen, aus der Heiligkeit und aus der Glückseligkeit. Zur Heiligkeit nun gehört vollkommene u. nothwendige Uebereinstimmung des Willens mit dem moralischen Gesetz. Sie kann eben deswegen nur in einem Wesen statt finden, dessen Begehrungsvermögen blos und allein durch das Sittengesetz in seinen Aeußerungen bestimmt wird; denn ein Begehrungsvermögen, auf welches ausser dem Sittengesetz auch noch ein anderes Gesetz, besonders das Gesetz der Selbstliebe, Einfluß hat, stimmt nicht überall und nothwendig mit dem Sittengesetz überein. Eben daher ist auch die Heiligkeit eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in keinem Zeitpunkte seines Daseyns, und auch wohl kein anderes eingeschränktes moralisches Wesen,

theilhaftig werden kann, denn das Begehrungsvermögen dieser Wesen ist ausser dem Sittengesetz auch immer noch dem sinnlichen Gesetz der Selbstliebe unterworfen, und wird beständig von diesem Gesetz eben sowohl, als von jenem afficiert. Die Gottheit allein ist ein heiliges Wesen, denn ihr Begehrungsvermögen oder Wille kann durch kein anderes Gesetz bestimmt werden, als allein durch das Sittengesetz, und ihr Wollen ist daher nothwendig mit dem Sittengesetz übereinstimmend. Glückseligkeit, das zweyte Element des höchsten Guts, ist der Zustand eines Wesens, dem alles nach Wunsch geht, und beruht auf der Uebereinstimmung der Natur zu allen Zwecken desselben. Sie setzt nothwendiger Weise in dem Wesen, dem sie zu Theil werden soll, sinnliche Bedürfniße und Neigungen der Selbstliebe voraus. Sie besteht in einem Genuße. Wo aber Genuß vorkommen soll, da müßen sinnliche Begierden vorhanden seyn, und ohne sie läßt sich kein Genuß und keine Befriedigung derselben denken. Was ist nun also eigentlich das so sehr gerühmte höchste Gut? Nach der Erklärung, die Kant selbst von den Bestandtheilen desselben giebt, ist es der Zustand eines Wesens, in welchem ein Begehrungsvermögen vorkommt, so einzig und allein durch das Sittengesetz bestimmt werden kann, das weiter gar keine Begierden und Bedürfniße hat, denn sonst könnte es nicht heilig seyn, warzu erforderlich ist, daß sein Wollen allein durch das Sittengesetz bestimmt werde und nothwendig mit demselben harmonire; das aber auch zweytens mancherley Begierden, Wünsche und Bedürfnisse hat, die insgesammt vollständig erfüllt und befriedigt werden, denn sonst könnte es nicht glückselig seyn. Nun müßen wir es der Beurtheilung unserer Leser überlaßen, ob die Philosophie wohl ein größeres Hirngespinst, und einen gröberen Widerspruch, als den Begriff von dem Zustande eines solchen Wesens, aufzuweisen habe? Heiligkeit schließt ja alle Begierden und also auch den Besitz aller Glückseligkeit nothwendig aus. Glückseligkeit aber schließt nothwendig die Heiligkeit aus, und kann schlechterdings nur da statt finden, wo das Begehrungsvermögen auch durch die Gesetze der Selbstliebe bestimmt wird, wo Wünsche, sinnliche Bedürfnisse und darauf sich gründende Neigungen vorhanden sind. Und dieses Hirngespinst, diesen ganz undenkbaren Widerspruch sollte die praktische Vernunft zum Gegenstand des menschlichen Bestrebens machen, oder vermittelst der Annahme eines ihm entsprechenden Objekts den Hindernißen abhelfen, die außer-

dem

nur bey der Beobachtung des Sittengesetzes vorkommen können? Fast sollte man denken, der Urheber der Moraltheologie treibe seinen Spott mit der menschlichen Vernunft. — Aber es liegt in der Idee vom höchsten Gute oder von der einst zu erwartenden vollkommnen Welt noch etwas, das die Annahme eines ihr entsprechenden Objekts für diejenige Vernunft, welche nicht gewohnt ist, Hirngespinste einer schwärmerischen Phantasie in das Reich der Wirklichkeit zu versetzen, ganz unmöglich macht. Glückseligkeit, als das zweyte Element des höchsten Guts, setzt Neigungen und Bedürfniße in denjenigen Wesen voraus, die derselben theilhaftig werden sollen. Nun ist nicht der allermindeste Grund vorhanden, anzunehmen, daß diejenigen Wesen, die der Glückseligkeit bedürftig und fähig sind, und eben deswegen sinnliche und eingeschränkte Wesen seyn müßen, in ihren Bedürfnißen und Neigungen vollkommen mit einander übereinstimmen. Eben so grundlos würde auch die Voraussetzung seyn, daß die Neigungen und Bedürfniße jedes dieser Wesen vollkommen immer dieselben blieben. So weit wir die eingeschränkten, der Glückseligkeit bedürftigen und fähigen Wesen kennen, weichen ihre Neigungen und Bedürfnisse von einander ab, und die Neigungen und Bedürfnisse jedes einzelnen dieser Wesen sind einem immerwährenden Wechsel unterworfen, so daß derselbe Gegenstand, der ihm jetzt Genuß gewährt, in dem darauf folgenden Augenblicke unangenehme Empfindungen in ihm erzeugt. Nun denke man sich eine Welt, in welcher diese Wesen der vollkommensten Glückseligkeit und der Befriedigung aller ihrer Wünsche sollen theilhaftig werden. In derselben müßten gar keine Gesetze da seyn, denn so bald feste und unveränderliche Gesetze in ihr vorhanden wären, so könnte der Lauf ihrer Veränderungen nicht mehr den sich beständig verändernden Neigungen der Wesen angemessen seyn, die in derselben eine vollkommene Glückseligkeit genießen sollen. Diese Welt müßte sich eben so oft und eben so schnell verändern, als die Neigungen und Bedürfnisse ihrer empfindenden Bewohner. Doch wenn auch die Phantasie so viel über die Vernunft vermögen sollte, daß man sich eine solche gesetzlose Feenwelt als möglich und wirklich denken könnte, so würde man dadurch noch nicht eine Welt bekommen, in der alle empfindende Geschöpfe der vollkommensten Glückseligkeit theilhaftig wären. Denn gesetzt auch, diese Welt wäre mit allen ihren Veränderungen von den Neigungen ihrer empfindenden Bewohner abhängig, so würde doch der Umstand, daß

diese Bewohner in ihren Neigungen und Bedürfnißen von einander abweichen, den allgemeinen Genuß einer vollkommnen Glückseligkeit ganz unmöglich machen, und indem die Veränderungen dieser Welt sich nach den Wünschen eines oder einiger ihrer Bewohner bequemten, würden sie offenbar den Wünschen der übrigen widersprechen müßen. So lange man also nicht erweisen kann, daß die Bürger der vollkommensten Welt nur einerley Bedürfniße und Neigungen haben, welches aber auch nur anzunehmen wider die Vernunft seyn würde; so lange läßt sich auch nicht die Möglichkeit einer Welt denken, in der eine vollkommene Glückseligkeit von mehreren Wesen genoßen wird. — Unsere Leser begreifen nun leicht, was es mit der Idee des höchsten Guts, die uns nach der Kantischen Moraltheologie allein zum Glauben an das objective Daseyn Gottes leiten soll, für eine Bewandniß habe. Aber wenn man auch auf die Ungedenkbarkeit dieser Idee gar nicht Rücksicht nehmen, und seine Phantasie so lange anstrengen wollte, daß man ein dieser Idee entsprechendes Objekt für möglich ansehen könnte, so würde schon eine nach den Regeln der Vernunft angestellte Prüfung der Beschaffenheit der Schlußart, wodurch in der Moraltheologie der Uebergang von dem Sittengesetze in uns auf das objektive Daseyn einer Gottheit ausser uns begründet wird, zeigen können, wie ungegründet die Vorzüge seyen, welche die kritischen Weltweisen dieser Moraltheologie beylegen. Nach der Darstellung, die in der philosophischen Religionslehre davon gegeben worden ist, enthalten folgende Sätze diesen Uebergang, und erzeugen nothwendig den Glauben an das objektive Daseyn Gottes. Der Mensch muß sich vermöge der Eingeschränktheit seiner Natur einen Endzweck zu seinem Rechtverhalten denken. Die Vernunft kann sich aber nichts anders als diesen Endzweck denken, als allein das höchste Gut. Das höchste Gut ist mithin wirklich; und da es in der gegenwärtigen Welt nicht wirklich ist, so muß es in einer künftigen wirklich seyn. Die Wirklichkeit des höchsten Guts in der künftigen Welt läßt sich ohne Voraussetzung einer Gottheit nicht begreifen, und unsere Vernunft sieht nicht ein, wie dies höchste Gut wirklich seyn soll, wenn keine Gottheit da ist. Also existirt die Gottheit objectiv wirklich. Alle diese Sätze gründen sich, wenn sie etwas beweisen, und einen Glauben an das objective Daseyn Gottes hervorbringen sollen, auf die Voraussetzung: die objective Wirklichkeit der Dinge stimmt mit demjenigen überein, was sich unsere Vernunft vermöge

möge ihrer Eingeschränktheit und vermöge der Gesetze ihrer Wirksamkeit davon vorstellt. Diese Voraussetzung liegt allen übrigen Beweisen für das Daseyn Gottes zum Grunde, und ist sie richtig, so dürften auch wohl diese Beweise richtig, und zur Hervorbringung einer Ueberzeugung vom objectiven Daseyn Gottes zureichend seyn. Man möchte also wohl fragen: worin denn eigentlich die hohen Vorzüge bestehen sollen, welche der Moraltheologie vor allen übrigen Gründen für die Annahme des Daseyns Gottes und für den Glauben an dieses Daseyn beygelegt wird. Daß die Moraltheologie dem in ihr befindlichen Beweis für den Glauben an Gott vielleicht evidentere Thatsachen zum Grunde legt, als in den übrigen Schlußarten für das Daseyn Gottes zum Grunde liegen, darauf kommt am Ende wenig an; es ist vielmehr bey der Würdigung der Beweise für das Daseyn Gottes (und auch die Moraltheologie soll, wie Kant ja ausdrücklich selbst erklärt, s. Critik der Urtheilskraft S. 420 einen nach logischen Principien eingerichteten Beweis für das objective Daseyn Gottes enthalten) auf die Richtigkeit des Raisonnements zu sehen, welches aus gewissen Thatsachen die Wahrheit und Gewißheit des Satzes: es existirt objectiv eine Gottheit; ableitet. Wenn man nun überdies noch den großen Scharfsinn bedenkt, den der Königsbergische Weltweise in der Absicht aufgewendet hat, um darzuthun, daß wir aus der Beschaffenheit unserer Gedanken über gewisse Dinge die objective Natur dieser Dinge gar nicht abnehmen können, um den hierbey vorkommenden Wahn zu zerstören: so weiß man wahrhaftig nicht mehr, was man von den großen Lobsprüchen urtheilen soll, die er seiner Moraltheologie beylegt.

Ohngeachtet wir aber noch manches über die Moraltheologie zu erinnern hätten, so müßen wir es doch, um nicht zu weitläuftig zu werden, bey dem bisher Gesagten, das wir der Aufmerksamkeit unpartheyischer Leser empfehlen, bewenden laßen; und wir wenden uns also zur Beurtheilung der Vorzüge, welche Herr Reinhold in der oben angeführten Stelle der Moraltheologie beylegt.

Der erste Vorzug dieser Moraltheologie soll, wie der Verf. sagt, darin bestehen, daß sie sich weder auf natürliche noch übernatürliche Erfahrung berufe, sondern auf Vernunft beruhet. Dieser Vorzug bezieht sich nach der hierbey aus einer Kantischen in der Berliner Monatschrift befindlichen Abhand-

lung

kung angeführten Stelle darauf, daß der Moraltheologie ein Begriff von Gott zum Grunde liegt, den keine Erfahrung und keine Erscheinung in der Sinnenwelt, sondern nur allein die Vernunft aus sich selbst hat geben und erzeugen können. In diesem Punkte hat nun aber die Kantische Moraltheologie von der Ontotheologie, Kosmotheologie und Physicotheologie gar nichts voraus. Die Vertheidiger dieser Beweisarten des Daseyns Gottes haben nämlich noch nie behauptet, daß in der Erfahrung etwas vorkomme, so der Idee von Gott adäquat sey, oder daß irgend eine Anschauung uns unmittelbar von dem Daseyn des Objects dieser Idee überzeugen könne. Sie erklären vielmehr die Vorstellung von Gott für ein Produkt der Vernunft, das entweder schon in jedes Menschen Vernunft da sey, und wesentlich darzu gehöre, oder zu dessen Erzeugung das vernunftmäßige Nachdenken über die Dinge in der Welt und über ihre Eigenschaften Anlaß gebe. Nur der Schwärmer glaubt, in einer Erscheinung Gott unmittelbar zu erkennen.

Die Kantische Moraltheologie soll zweytens allen metaphysischen Lehrsätzen, welche zur Theologie der Vernunft gehören, Bedeutung, durchgängige Bestimmtheit und innern Zusammenhang ertheilen. Dies bezieht sich auf den Vorzug, den auch schon Kant an der Moraltheologie entdeckt haben will, daß sie nämlich einzig und allein einen genau bestimmten Begriff von dem Urwesen liefere. (s. Critik der praktischen Vernunft S. 251 ff.) Rec. muß aber aufrichtig bekennen, daß es ihm immer unbegreiflich gewesen ist, wie der sonst im Schließen so vorsichtige Erfinder der Moraltheologie von derselben so etwas jemals hat im Ernste behaupten können, und es gereicht den Anhängern des großen Mannes wahrhaftig nicht zur Ehre, daß sie diese völlig grundlose Behauptung ohne alle weitere Prüfung nachbeten. Wir wollen doch dieselbe, so weit es in der Kürze geschehen kann, beleuchten. Der Begriff von Gott, sagt Kant l. c. S. 252 erweitert sich erst durch Zusammenhaltung mit dem Objecte der praktischen Vernunft (dem höchsten Gute) zum Begriff eines Welturhebers von höchster Vollkommenheit. Er muß allwissend seyn, um mein Verhalten bis zum Innersten meiner Gesinnung in allen möglichen Fällen und in alle Zukunft zu erkennen; allmächtig, um ihm die angemeßenen Folgen zu ertheilen; eben so allgegenwärtig, ewig u. s. w. Aber woher weiß denn der Königsbergische Weltweise, daß zur Erforschung des menschlichen

chen Verhaltens und aller Gesinnungen, die demselben zum Grunde liegen, gerade Allwissenheit erforderlich sey? Ist denn das menschliche Verhalten mit den Gesinnungen, wovon es abhängt, ein Gegenstand von unendlichem Umfange, daß gerade zur Erforschung desselben Allwissenheit erforderlich wäre? Wir dächten, ein Vorstellungsvermögen, so einige Grade vollkommener ist, als das menschliche, dürfte auch wohl zureichend seyn, das menschliche Verhalten mit allen Triebfedern, wodurch es zu allen Zeiten bestimmt wird, von Grund aus zu erforschen. Zum wenigsten sollte ein Philosoph nicht sagen, daß zu dieser Erforschung eine Allwissenheit nöthig sey, denn er kann für diese Behauptung doch keinen andern Schluß anführen, als ohngefähr folgenden: weil ich durch meinen Verstand nicht im Stande bin, das menschliche Verhalten bis zum Innersten seiner Gesinnungen in allen Fällen und in alle Zukunft hinaus zu erforschen, so ist ein allwissender Verstand dazu erforderlich. Die Seichtigkeit dieses Schlußes leuchtet aber von selbst ein. Eben so grundlos ist die Behauptung, daß nur ein allmächtiges Wesen im Stande sey, um allen Menschen die ihrem moralischen Betragen angemessenen Folgen zu ertheilen. Wir Menschen sind freylich nicht im Stande, über den Lauf der Natur zu gebieten, und ihn so zu bestimmen, daß er unserer moralischen Vollkommenheit entspreche. Daß aber ein Wesen, welches so etwas soll leisten können, allmächtig seyn müße, können wir auch nicht behaupten. Denn wir wissen ja schlechterdings nichts davon, wie viel Kraft dazu erforderlich sey, um in den Lauf der Natur eingreiffen, und ihn gewißen Absichten gemäß bestimmen zu können. Eben so ist es auch mit der Behauptung bewandt, daß die Möglichkeit des höchsten Guts die Voraussetzung eines allgegenwärtigen und ewigen Welturhebers erfordere, und wir können schlechterdings nichts darüber bestimmen, wie viele und welche Vollkommenheiten oder Realitäten dasjenige Wesen besitzen müße, so im Stande seyn soll, die Veränderungen einer künftigen Welt den moralischen Zuständen vernünftiger Wesen angemessen zu machen; und weil hierbey doch am Ende alles auf Fiktionen und Hypothesen hinausläuft, so könnte man auch der Kantischen Hypothese über die Möglichkeit des höchsten Guts eine andere entgegen setzen, und z. B. annehmen, die Mitbürger der künftigen Welt, in welcher das höchste Gut und dessen Realisirung bevorstehen soll, erhielten bey ihrem Uebergange aus der gegenwärtigen Welt in die zukünftige durch eine

ganz

ganz neue Receptivität die Eigenschaft, daß alle ihre Wünsche und Begierden sich jederzeit nach dem einmal vorhandenen Laufe der Natur richteten, durch denselben jedesmal bestimmt, und mithin auch vollkommen befriedigt würden. Nach dieser Hypothese ließe sich die objective Möglichkeit des höchsten Guts (wenn nur erst die subjective Möglichkeit, oder die Gedenkbarkeit desselben dargethan wäre) einsehen, ohne daß man darzu der Existenz eines besondern Wesens bedürfte, welches den Lauf der Veränderungen in der künftigen Welt mit den Wünschen und Begierden ihrer Bewohner den moralischen Vollkommenheiten derselben gemäß bestimmt. Solcher Hypothesen über die Möglichkeit des höchsten Guts ließen sich noch mehrere ausfindig machen. Rec. überläßt dies aber den Lesern, und hat sie durch das bisher Gesagte nur davon überzeugen wollen, daß die Idee des höchsten Guts, wenn man auch ihre Möglichkeit einräumen wollte, doch keinen genau bestimmten Begriff von dem Welturheber liefern könne. Vielmehr wird in der Kantischen Moraltheologie von der Beschaffenheit des höchsten Guts auf die Eigenschaften des Wesens, das zur Realisirung jenes Guts nothwendig seyn soll, eben so fehlerhaft und unzureichend geschloßen, als dies nur in der Physikotheologie jemals geschehen ist, wo man auch aus der Größe und Vortrefflichkeit der sichtbaren Welt die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart und andere unendliche Eigenschaften ihres Urhebers erweisen wollte.

Drittens rühmt Herr **Reinhold** von der Moraltheologie, daß sie eine Festigkeit und Evidenz besitze, welche die Evidenz und Festigkeit aller übrigen Beweisgründe für das objective Daseyn Gottes bey weitem übertreffe; und wer dies noch nicht gefühlt habe, der müße über den moralischen Grund des Glaubens an Gott entweder noch gar nicht, oder nur flüchtig nachgedacht haben, indem die Evidenz des Sittengesetzes die einzige sey, die sich der mathematischen an die Seite setzen laße. Herr **Reinhold** verfährt in dieser Stelle noch sehr nachsichtsvoll mit denjenigen, welche sich wider die Beweiskraft der Moraltheologie erklärt haben. Er wirft ihnen nur vor, daß ihre Zweifel an der Moraltheologie aus dem Nichtverstehen derselben herrühren. Ein anderer nicht unberühmter Anhänger der kritischen Philosophie behauptet hingegen, nur derjenige sey eigentlich einer festen Ueberzeugung vom Daseyn Gottes durch die Moraltheologie fähig, welcher ein vorzüglich reines,

reines, helles, immer gegenwärtiges und angelegentlich dringendes Bewußtseyn seiner angebornen moralischen Verbindlichkeit nach deren ganzen Umfange, und demselben zu Folge ein zartes, immer waches und strenges Gewissen besitze. Für allgemein evident hält also dieser Schriftsteller den moralischen Erkenntnißgrund des Daseyns Gottes nicht; aber er findet in demselben ein zuverlässiges Mittel, die Zartheit, Strenge und beständige Wachsamkeit des Gewissens bey andern Menschen ausfindig zu machen. Nach ihm wird nämlich derjenige, der ein zartes, immer waches und strenges Gewissen hat, durch die Moraltheologie nothwendig zu einer festen Ueberzeugung vom objectiven Daseyn Gottes gebracht; mithin muß man auch wohl dieser Behauptung gemäß annehmen, daß hingegen derjenige, welcher durch die Kantische Moraltheologie vom Daseyn Gottes nicht überzeugt wird, und gegen die Richtigkeit dieser Moraltheologie sogar Einwendungen erhebt, kein vorzüglich helles, reines und immer gegenwärtiges Bewußtseyn seiner moralischen Obliegenheiten habe. Solchemnach wären wir durch die Moraltheologie zu dem Besitz einer sehr wichtigen Sache, nämlich eines Gewissensmessers, gelangt, und es wäre, um die Zartheit des Gewissens bey Jemanden ausfindig zu machen, weiter nichts erforderlich, als daß man ihm die Kantische Moraltheologie vorlegte, und nun darauf Achtung gebe, ob er durch dieselbe vom Daseyn Gottes recht feste, oder wenig, oder gar nicht überzeugt würde. Rec. sieht sich aber leider genöthigt, jeden vor dem Gebrauch dieses Gewissensmessers recht ernstlich zu warnen, indem ihm einige Beyspiele zum wenigsten von solchen Männern bekannt sind, welche vorgeben, nur allein durch die Kantische Moraltheologie recht feste vom Daseyn Gottes überzeugt worden zu seyn, und deren Lebenswandel doch wahrhaftig keinen Beweis der Zartheit ihres Gewissens abgiebt. Diese Beyspiele werden gewiß auch denen nicht ganz unbekannt seyn, welche die Individuen der jetzt lebenden philosophischen Welt nicht blos aus ihren Schriften kennen. Und da mancher jetzt anfängt zu glauben, und andere glauben zu machen, er sey deswegen schon ein besserer Mensch, weil er einige Sätze aus der Kantischen Moral nachzubeten im Stande ist: so wäre es wohl der Mühe werth, den moralischen Eigendünkel mancher Anhänger der neuesten Philosophie recht genau und strenge zu beleuchten, damit doch solche fade Schwätzereyen, dergleichen auch die eben angeführte ist, nicht weiter in Umlauf ge-

bracht würden. Doch es ist hier nicht der Ort, diese Beleuchtung vorzunehmen, und damit das oben Gesagte nicht etwa einer gehäßigen Misdeutung unterworfen werde, so fügt Rec. noch das Bekenntniß bey, daß er auch unter den Vertheidigern der kritischen Philosophie mehrere kennt, deren Lebenswandel ihren Grundsätzen und der Philosophie wahrhaft Ehre macht, und bey denen man von der Beschaffenheit ihrer Handlungen auf ein vorhandenes strenges Gewissen schließen kann. Wir kommen also zur Reinholdischen Behauptung, daß der moralische Erkenntnißgrund des Daseyns Gottes der evidenteste und festeste sey, zurück. Zum Beweis für diese Behauptung wird die Evidenz des Sittengesetzes angeführt. Hier macht sich Herr Reinhold einer Verwechselung ganz verschiedener Sachen schuldig. Nach unserer Ueberzeugung ist allerdings das Sittengesetz in uns und deßen strenge Forderung an uns sehr evident, und fast eben so gewiß, als nur etwas gewiß seyn kann. Allein der Schluß von diesem Sittengesetz und deßen Forderung auf das objective Daseyn Gottes ist ja eine ganz andere Handlung des Gemüths, als das Bewußtseyn des Sittengesetzes; und die Evidenz, welche diesem Bewußtseyn zukommt, kommt nicht auch dem Schluße vom Sittengesetze in uns auf das Daseyn Gottes ausser uns zu. Ja wenn man auch einräumen wollte, die Realisirung des vollendeten Guts müße ein Object unsers Willens seyn, (welches sie doch unmöglich seyn kann, weil, wie wir oben gezeigt haben, dieses vollendete Gut aus zwey schlechterdings unvereinbaren Elementen besteht und durchaus nicht gedenkbar ist) so würde es deswegen doch noch nicht evident und gewiß seyn, daß auch ein höchst vollkommnes von der Welt verschiedenes Urwesen objectiv existire, welches die Realisirung dieses vollendeten Guts möglich mache, weil diese Realisirung auch auf andere Art möglich seyn kann, und wir doch unmöglich nach den Principien der Vernunft behaupten können: Etwas sey nur auf eine einzige Art und nur unter einer einzigen Bedingung möglich, weil wir Menschen es nur auf diese einzige Art und unter dieser einzigen Bedingung als möglich denken können. Doch wir haben schon oben gezeigt, daß die Realisirung des höchsten Guts (wenn es nur gedenkbar wäre) auch ohne Voraussetzung einer Gottheit in einem andern Leben für möglich gehalten werden könne. Ueberhaupt aber verdient hierbey auch noch angemerkt zu werden, daß die Moraltheologie in Ansehung der Evidenz der Thatsachen, die derselben zum Grunde lie-

liegen, vor der Evidenz der Thatsachen, die der Physikotheologie zum Grunde liegen, nichts voraus hat; und wenn man auch der erklärteste Idealist wäre, so würde man doch dieses, daß in den Gegenständen der Sinnenwelt, wie wir sie erkennen, eine unermeßliche und bewunderswürdige Zweckmässigkeit vorkomme, nie ableugnen können, und diese Zweckmässigkeit ist gewiß eben so evident und unbestreitbar, als das Sittengesetz und deßen Forderung nur immer seyn kann. Es käme also bey dem Vorzuge, den die Moraltheologie vor der Physikotheologie behaupten soll, nur darauf an, in welcher von beyden der Schluß von gewißen unleugbaren Thatsachen auf die Existenz eines transcendentalen Welturhebers bündiger sey. Da sind nun selbst einige Anhänger der kritischen Philosophie so aufrichtig, zu gestehen, (man sehe ein in mehrerer Rücksicht wichtiges Bekenntniß dieser Art in Herrn Schmids empirischer Psychologie, Einleitung S. 81.) die physikotheologische Denkart hänge mit allem, was Vernunft wirkt, unzertrennlich zusammen, und stehe mit dem Wesen der Vernunft in unmittelbarster Verwandtschaft. Wenn aber dies der Fall ist, wie er es denn laut der Geschichte der menschlichen Vernunft wirklich ist, so dürfte wohl der Moraltheolog auf den Physikotheologen nicht so mit Verachtung herabsehen, und deßen Denkart für leeren der Vernunft widersprechenden Wahn ausgeben, wie es in diesen Briefen über die Kantische Philosophie so oft geschehen ist; doch Herr Reinhold weiß sich auch hierbey zu helfen, und um ja nicht etwa in Ansehung der Lobsprüche, die er der Moraltheologie beylegt, angegriffen zu werden, fügt er S. 174. der Behauptung, daß sie die evidenteste und anschaulichste Erkenntnißart Gottes enthalte, noch bey: Man muß sich von der Falschheit der übrigen Erkenntnißgründe für das Daseyn Gottes schon überzeugt haben, wenn man die Evidenz der in der Moraltheologie aufgestellten Gründe für den Glauben an Gott begreifen will. Aber wir dächten, wenn die Moraltheologie wirklich eine so überaus große Evidenz hätte, als der Verfasser vorgiebt, so müßte dieselbe unmittelbar begreiflich seyn, und so brauchte man sich nicht, um die Moraltheologie evident zu finden, vorher von der Falschheit aller übrigen Beweisarten für das Daseyn Gottes zu überzeugen. Mit den Bedingungen, die H. Reinhold hier für die Evidenz der Moraltheologie angiebt, ist es gerade eben so beschaffen, als wenn Jemand, um einen andern von der Güte und Bequemlichkeit eines Hauses in einer Stadt

zu überzeugen, zu ihm sagen wollte: Du wirst gewiß finden, daß dieses Haus unter allen das beste und bequemste ist, so bald die übrigen Häuser alle niedergerissen und zerstört sind. Ja wohl würde alsdann dieser das einzige noch übrig gebliebene Haus für gut halten, denn die Noth zwänge ihn ja, sich desselben zu bedienen, es möchte ihm nun gefallen, oder nicht. Hr. Reinhold sagt oft, daß man die überschwengliche Vortrefflichkeit der kritischen Philosophie nicht eher einsehe, als bis man die Falschheit aller übrigen Philosophieen vollkommen eingesehen habe, und er möchte doch bedenken, daß er hiermit der kritischen Philosophie ein schlechtes Compliment macht.

Der letzte Vorzug der Moraltheologie soll endlich darin bestehen, daß sie von jeher im menschlichen Gemüthe wirksam gewesen ist, und Religion, oder den Glauben an einen überirdischen Richter der Sittlichkeit menschlicher Handlungen, trotz der Veränderungen erhalten hat, welche mit den einander widersprechenden Scheingründen für das Daseyn Gottes vorgefallen sind. Man hat der Moraltheologie diesen Vorzug schon oft beygelegt, und Kant selbst behauptet, daß sie eigentlich als die einzige oder doch vorzüglichste Quelle des religiösen Glaubens anzusehen sey, die man aber, aus Mangel einer Critik der Vernunft, bisher immer verkannt habe. Nun leugnet Rec. zwar gar nicht, daß Gründe für die Wahrheit eines Satzes im menschlichen Gemüthe vorhanden und wirksam seyn können, ohngeachtet sie nicht deutlich erkannt werden. Auch ist er keinesweges in Abrede, daß die Idee von einem überirdischen Richter und Vergelter der menschlichen Handlungen sich sehr frühzeitig im menschlichen Gemüthe entwickelt hat, und daß diese Idee einen Hauptbestandtheil des religiösen Glaubens aller Nationen ausmacht, die sich über die unterste Stufe der menschlichen Kultur erhoben haben. Aber diese Idee von einem höchsten Richter der Sittlichkeit menschlicher Handlungen soll nach der Moraltheologie aus der Idee vom höchsten Gut, als dem nothwendigen Zweck der Menschheit, hervorgehen, und diese Idee soll den Glauben an das Daseyn eines Objekts von jener Idee erzeugt haben. Gegen diese Behauptung finden sehr viele Einwendungen statt, unter welchen wohl die wichtigste diese ist, daß die Idee vom höchsten Gut, weil sie, wie wir oben gezeigt haben, aus ganz unvereinbaren Elementen besteht, davon das eine das Daseyn des andern in dem nämlichen Subjekte ausschließt, gar nicht ge-

denk-

denkbar ist. Mithin ist die Idee vom höchsten Gute auch niemals im menschlichen Gemüthe da gewesen, sondern existirt nur in den Schriften der Metaphysiker den Worten nach; und also kann von ihr auch unmöglich die Entstehung und die Fortdauer des Glaubens an einen übersinnlichen Richter und Vergelter der menschlichen Handlungen abgeleitet werden. Die Entstehung und die Fortdauer dieses Glaubens hat vielmehr ganz andere Gründe, deren Angabe jedoch, so leicht sie auch seyn dürfte, nicht hierher gehört, indem wir nur die Vorzüge, die in diesem Werke der Moraltheologie beygelegt werden, beurtheilen wollen. Uebrigens erinnern wir noch, daß, wenn auch die Freunde der kritischen Philosophie durch eine andere Bestimmung der Merkmale des höchsten Guts, als wie solche bis jetzt geliefert worden ist, den ungeheuren Widerspruch aufheben sollten, der in der Idee dieses Guts enthalten ist, dadurch noch gar nicht alle die Vorzüge gerechtfertigt würden, welche der Moraltheologie in Rücksicht ihres Einflußes auf das menschliche Gemüth in so reichem Maaße beygelegt werden. Es sind hierbey mehrere Punkte in Betrachtung zu ziehen; besonders aber die Fähigkeit des menschlichen Gemüths, das Daseyn eines Objects außer sich für wahr zu halten. Da jedoch die Anzeige einiger von unsern Zweifeln an den Vorzügen der Moraltheologie schon so weitläuftig ausgefallen ist, so sehen wir uns genöthigt, diese Punkte unerörtert zu läßen, und wenden uns also zum zweyten Bande dieser Briefe.

In diesem Bande werden die Vorstellungsarten älterer Philosophieen über Sittlichkeit, Freyheit und Instinkt mit den Resultaten verglichen, welche die kritische Philosophie über diese Gegenstände festsetzt. Rec. ist immer davon überzeugt gewesen, daß zu dem Kranze der Unsterblichkeit, den sich der Königsbergische Weltweise erworben hat, die Critik der praktischen Vernunft die schönsten Blumen und Zweige liefere. Denn das Resultat der Critik der reinen Vernunft, daß wir nämlich von allen ausser dem Gemüthe befindlichen Dingen nichts zu wissen und zu verstehen vermögen, hätten unsere Philosophen längst schon einsehen können, wenn sie nur die Principien und Resultate des Skeptizismus hätten verstehen wollen, und am Dogmatismus nicht so blind gehangen hätten. Aber in der Critik der praktischen Vernunft sind Thatsachen im menschlichen Gemüthe angegeben und entwickelt worden, die man ehemals fast gänzlich übersah, oder die man doch, wenn

man sie auch dunkel ahndete, auf die verschiedenen Theile und Untersuchungen der Sittenlehre nicht anzuwenden wußte. Eben daher hatte auch die Lektüre dieses Bandes der Briefe über die Kantische Philosophie für den Recensenten ein weit größeres Interesse als die Lektüre des ersteren, und er bekennt aufrichtig, daß er jener Lektüre manche wichtige Aufklärung verdankt. Vorzüglich hat sich der Verf. angelegen seyn laßen, durch eine neue Bestimmung des Begriffs der Freyheit nicht nur den Behauptungen der Kritik der praktischen Vernunft über das Wesen der Sittlichkeit eine neue Stütze zu verschaffen, sondern auch einer Menge von Mißverständnißen zu begegnen, welche in Ansehung dieser Behauptungen wirklich schon bey den Freunden und Gegnern der kritischen Philosophie Statt gefunden haben. Wir glauben, unsern Lesern nicht zu misfallen, wenn wir die Bestimmungen des Begriffs der Freyheit, wie sie der Verf. in diesem Bande festgesetzt hat, anführen, und einige Bemerkungen darüber beyfügen.

Das menschliche Begehrungsvermögen, sagt der Verfasser S. 181 enthält zwey ursprüngliche, wesentlich verschiedene und wesentlich vereinigte Triebe, wovon der eine, in der Sinnlichkeit gegründet, das Vergnügen überhaupt zum Objecte hat, und der längst und allgemein anerkannte Trieb nach Vergnügen ist, der andere aber in der persönlichen Selbstthätigkeit vorhanden ist, ein lediglich durch sich selbst nothwendiges Gesetz aufstellt, und die praktische Vernunft ausmacht.

Von diesen beyden Trieben, deren Handlungsweise völlig bestimmt und schlechterdings nothwendig ist, muß man den Willen, oder das Vermögen der Freyheit unterscheiden, welches darin besteht, sich selbst entweder für die Befriedigung der Forderungen des Triebes nach Vergnügen, oder für die Forderungen der praktischen Vernunft, (welche der Verfasser auch den uneigennützigen Trieb nennt) bestimmen zu können. Die Freyheit ist also keine bloße Aeußerung weder des Triebes nach Vergnügen, noch auch der praktischen Vernunft, denn die Wirkungen beyder sind schlechterdings nothwendig, sondern ein besonderes Vermögen, sich zur Befolgung oder zur Uebertretung des Gesetzes der Vernunft und zur Befriedigung der Forderungen des Eigennutzes entschließen zu können.

S. 255. Die Forderungen des eigennützigen Triebes sowohl, als die des uneigennützigen können nur durch willkühr-

liche Vorschriften, nur durch Maximen zu Triebfedern des Willens werden; sie sind nur in soferne als Bestimmungsgründe der Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes beym Wollen denkbar, als sie von der Person in ihre Maxime aufgenommen werden. Der Wille bestimmt sich seine Triebfeder selbst, oder entschließt sich zu einer von zwey entgegengesetzten, der Person möglichen Handlungsweisen, nämlich entweder zur Befolgung des Sittengesetzes, oder zur Befriedigung des Triebes nach Vergnügen.

S. 263. Alle bisherigen philosophischen Systeme, und alle metaphysischen Begriffe ohne Ausnahme stehen mit dem richtigen Begriffe von der Freyheit im geraden Widerspruche. Auch die Kritik der reinen und der praktischen Vernunft hat diesen Begriff nur angedeutet, keinesweges aber mit denjenigen Merkmalen aufgestellt, die seinen Gegenstand von allen andern unterscheiden. Sie hat noch keine Erklärung davon geben können, weil sie dieselbe nur erst möglich machen konnte und mußte; und der Uebergang von dieser nun vorhandenen Möglichkeit zur Wirklichkeit ist durch die meisten hierher gehörigen Schriften der Freunde der kritischen Philosophie vielmehr erschwert als erleichtert worden. Die dem Bewußtseyn so nahe, aber vielleicht eben darum der Spekulation bis jetzt so fern gelegene Unterscheidung zwischen der unwillkührlichen Forderung und der willkührlichen Befriedigung, die beym Wollen Statt findet, öffnet den Weg zu diesem Uebergange, den ich bereits zurückgelegt zu haben glaube, wenn ich mir den Willen als das Vermögen der Person denke, sich selbst zur wirklichen Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des Begehrens zu bestimmen.

S. 276. Die Realität der Freyheit hängt vom Bewußtseyn der Forderung sowohl des eigennützigen als des uneigennützigen Triebes, aber auch noch über dieses von dem Bewußtseyn des Vermögens ab, die Befriedigungen oder Nichtbefriedigungen des Eigennützigen entweder durch oder gegen die Forderung des Uneigennützigen selbst zu bestimmen. Das eine ist das Bewußtseyn der veranlaßenden Gründe, das andere das Bewußtseyn des durch sich selbst bestimmenden Grundes, der die veranlaßenden zu bestimmenden erhebt; das eigentliche Bewußtseyn seines bloßen Selbstes, als handelnden Wesens.

S. 283. Nicht ohne Ungereimtheit kann nach dem objectiven, außer der Freyheit des Subjects gelegenen Grunde

der freyen und eigenthümlichen Handlung des Willens gefragt werden. Diese Frage würde eben so viel heißen, als: Worinn liegt der objective Grund, durch welchen das Vermögen von objectiven Gründen unabhängig zu handeln, bestimmt wird? Es läßt sich kein objectiver Grund des Wollens denken, der nicht diesen Rang der Freyheit zu danken hätte. Die freye Handlung ist darum nichts weniger als grundlos. Ihr Grund ist Freyheit selbst. Aber diese ist auch der letzte denkbare Grund jener Handlung. Sie ist die absolute, die erste Ursache ihrer Handlung, über welche sich nicht weiter hinausgehen läßt, weil sie wirklich von keiner andern abhängt. Fragen: Warum der freye Wille sich auf diese oder jene Art bestimmt habe? heißt fragen: warum er frey ist. — Die Vernunft hat einen sehr reellen Grund, die Freyheit als eine absolute Ursache zu denken; nämlich das Selbstbewußtseyn, durch welches sich die Handlung dieses Vermögens als eine Thatsache ankündiget, und den gemeinen und gesunden Verstand berechtiget, von ihrer Wirklichkeit auf ihre Möglichkeit zu schliessen. Dabey muß es auch die philosophirende Vernunft bewenden laßen, die durch genaue Entwicklung der verschiedenen beym Wollen beschäfftigten Vermögen des Gemüths zwar völlig begreift, daß der Wille frey sey, aber nicht wie diese Freyheit möglich ist. Sie begreift aber auch selbst durch diese Entwicklung, warum sich dieses Wie? nicht begreifen läßt. Es ergiebt sich nämlich aus derselben, daß das Vermögen der Maximen, oder der willkührlichen Vorschrifften ein von der praktischen Vernunft sowohl als von dem sinnlichen und durch theoretische Vernunft modificirten unwillkührlichen Begehrungsvermögen ganz verschiedenes, mit beyden zwar im Zusammenhange sich äusserndes, aber in Rücksicht auf seine eigenthümliche Form von beyden unabhängiges Vermögen des Gemüths, ein Grundvermögen sey, das sich als ein solches von keinem andern ableiten, und daher auch aus keinem andern begreifen und erklären läßt. Die Freyheit des Willens ist daher um nichts unbegreiflicher als jedes andere Grundvermögen des Gemüths, als die Sinnlichkeit, der Verstand und die Vernunft, die sich dem Bewußtseyn nur durch ihre Wirkungen offenbaren, in ihren Gründen aber in soferne unbegreiflich sind, als sie selbst den letzten angeblichen Grund ihrer Wirkungsarten in sich enthalten. Aus ihren Wirkungen, durch welche sie unter den Thatsachen des Bewußtseyns vorkommt, ist mir die Freyheit völlig begreiflich; und in soferne

kein

kein Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens für mich. Ich weiß so gut, daß ich einen Willen habe, und daß derselbe frey ist, als daß ich Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft habe. Ich weiß mich aus den Wirkungen aller dieser Vermögen, worin sie bestehen. Aber ich weiß von keinem, woher und wodurch sie entstehen, weil sie Grundvermögen sind, von denen sich zuletzt nichts weiter wißen läßt, als daß ihre Wirkungsarten in der ursprünglichen Einrichtung des menschlichen Gemüths gegeben sind. — —

Es ist unserer Einsicht nach bey dieser Theorie über die Freyheit des menschlichen Willens auf zwey ganz verschiedene Punkte Rücksicht zu nehmen, nämlich a) auf dasjenige, was über die Handlungsweise des Vermögens der Freyheit festgesetzt wird, b) auf die Gründe, um derentwillen dem menschlichen Gemüthe ein solches Vermögen der Freyheit beygelegt wird.

Was nun die vom Verfasser gegebene Erklärung des Wesens der Freyheit anbetrifft: so ist dieselbe, wie wir aufrichtig bekennen, ganz vortrefflich und meisterhaft. Noch nirgends hat man, so viel Rec. weiß, die Bedingungen der Freyheit mit solcher Genauigkeit von dem Vermögen der Freyheit unterschieden. Noch kein einziger Philosoph hat bisher mit solcher Präcision, als es in diesen Briefen geschehen ist, den Unterschied angegeben, der zwischen den Handlungsweisen des Triebes nach Vergnügen, der praktisch gesetzgebenden Vernunft und des durch diese beyde erst möglichen Freyheitsvermögens statt finden. Selbst Kant hat sich weder in der Critik der reinen Vernunft, noch auch in der Critik der praktischen Vernunft auf eine vollständige Erörterung des Unterschiedes eingelaßen, der zwischen dem Gesetz des Triebes nach Vergnügen, dem Gesetz der praktischen Vernunft und der durch beyde erst möglichen, aber den Forderungen eines von beyden Gesetzen gemäß sich selbst bestimmenden Freyheit angenommen werden muß. In beyden Werken ist er nur vorzüglich beflißen gewesen, die Unterschiede anzugeben, welche zwischen der Gesetzgebung der sinnlichen Begierde nach Vergnügen und der Gesetzgebung der unbedingt gebietenden Vernunft statt finden. Allein wenn einige Freunde der kritischen Philosophie das Vermögen der Freyheit blos in der Handlungsweise der Vernunft setzten, die doch eben so nothwendig ist, als die Handlungsweise des Triebes nach Vergnügen: so ist dem Erfinder

 die-

dieser Philosophie nicht die Schuld davon beymessen. Die Gründe, um derentwillen er dem menschlichen Gemüthe das Vermögen der Freyheit beylegte, mußten, wenn man nur konsequent dachte, nothwendig auf den Satz führen, daß die Befriedigung der Forderungen des Triebes nach Vergnügen einen eben so vollkommnen Aktus der Freyheit ausmachen, als der Entschluß, das Sittengesetz zur höchsten Richtschnur unserer Handlungen zu erheben. Unleugbar erhellet dies aus der Abhandlung über das radikale Böse in der menschlichen Natur, in welcher aus dem Grunde, daß alle moralisch böse Handlungen, als solche, der Zurechnung müßen fähig, und also auch ein Produkt der Freyheit seyn, erwiesen wird, daß die Annehmung böser Maximen, die aller Ausübung gesetzwidriger Thaten vorausgehen muß, eben so vollkommen ein Aktus der Willkühr ist, als die Annehmung guter Maximen, welche alle moralisch gute Handlungen erst wirklich macht. Ueberhaupt wird man auch aus der Abhandlung über das radikale Böse ersehen, wie die Gründe, um derentwillen Kant die Freyheit der menschlichen Seele postulirt, nothwendig auf den Satz führen, daß die Freyheit und deren Aeußerung wesentlich von der Wirkungsart des Triebes nach Vergnügen und der moralischgesetzgebenden Vernunft verschieden ist, durch beyde aber erst möglich gemacht wird.

Was nun aber die Gründe anbetrifft, welche Herr Reinhold für das Daseyn des Vermögens der Freyheit im Menschen anführt, so werden dieselben wohl keinen einzigen denkenden Kopf von der Wirklichkeit des Vermögens der Freyheit im Menschen überzeugen, und dürften von Seiten der Freunde der kritischen Philosophie, wenn diesen anders die Aufrechthaltung ihres Systems am Herzen liegt, wohl den meisten Widerspruch erfahren, indem sie, so man ihre Richtigkeit einräumt, einen gänzlichen Umsturz der Resultate der Critik der reinen Vernunft nothwendig herbey führen müssen. Herr Reinhold behauptet nämlich: Es gebe in uns ein Bewußtseyn des Vermögens, die Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes entweder durch oder gegen die Forderung des uneigennützigen Triebes selbst (das heißt, ohne alle Ursache und willkührlich) zu bestimmen; und es gebe ferner Thatsachen in uns, durch welche sich das Daseyn der Freyheit als einer absoluten Ursache ankündiget; Man könne daher es eben so gut wissen, daß man frey sey, als daß man Sinnlichkeit,

Verstand und Vernunft habe. — Zuvörderst ist es schon ganz unrichtig, wenn der Verf. sagt: **Es gebe ein Bewußtseyn des Vermögens, sich durch oder gegen die Forderung des Sittengesetzes selbst zu bestimmen.** Eines Vermögens können wir uns nämlich niemals bewußt werden. Das Bewußtseyn erstreckt sich nur auf Vorstellungen, nur diese können Gegenstände desselben werden, niemals aber die Quelle derselben, oder die Bedingung ihrer Möglichkeit. Wir sind uns nie des Vermögens der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft bewußt, sondern wir haben nur ein Bewußtseyn von einer sinnlichen Vorstellung u. s. w. aus dem Daseyn dieser sinnlichen Vorstellung **schliessen** wir aber auf das Daseyn eines besondern Vermögens derselben, welches wir Sinnlichkeit nennen. Noch unrichtiger und ein grober Verstoß gegen die Gesetze der philosophirenden Vernunft ist es aber, wenn der Verf. sogar behauptet, es gebe Thatsachen in uns, durch welche sich das Daseyn der Freyheit als einer absoluten Ursache ankündiget. Diese Behauptung enthält nämlich folgenden Satz: Wir sind uns solcher Entschließungen bewußt, die schlechterdings von keinen Ursachen abhängen, und die ganz willkührlich, ohne allen zureichenden und von ihnen selbst verschiedenen Grund entstehen. Solche Entschließungen und Handlungen müßten nämlich in uns da seyn, wenn sie als Thatsachen die Wirklichkeit des Vermögens der Freyheit, als einer absoluten, sich blos selbst bestimmenden Ursache verbürgen und ankündigen sollten. Das Bewußtseyn solcher Entschließungen ist aber schlechterdings unmöglich. Wir sind uns freylich nicht allezeit einer Ursache bewußt, die auf unsere Entschließungen Einfluß gehabt, und dieselben determinirt hat; aber deswegen wird gewiß kein Philosoph, der sich der Regeln der Logik bewußt ist, behaupten, daß auch schlechterdings keine Ursache von den Entschließungen da gewesen sey; und daraus, daß ich keine Ursachen eines Erfolgs kenne, folgt nicht, daß er auch keine Ursachen habe. Woraus hier Hr. Reinhold das Daseyn der Freyheit des Willens erweisen will, daraus hat man sie von jeher erweisen wollen, indem man sich immer darauf berief, es gebe Handlungen und Thätigkeiten des Gemüths, wobey man sich gar keiner Gründe bewußt sey. Allein die Vertheidiger des Determinismus haben auch immer auf dieses Argument geantwortet, daß aus dem Nichtbewußtseyn der Ursachen unserer Handlungen noch gar nicht das Nichtvorhandenseyn dieser Ursachen erhelle und folge. Allerdings kann zwar der Mensch

sich

sich entweder zur Befriedigung der in ihm vorhandenen Neigungen der Sinnlichkeit, oder zur Befolgung der Forderungen des Sittengesetzes in einem gegebenen Fall entschließen; und wir haben zum wenigsten eine Vorstellung davon, daß wir dies können. Aber wir können deßen ohngeachtet nicht wißen, daß auf den Entschluß, sobald er erfolgt ist, schlechterdings weiter keine Ursache Einfluß gehabt habe, und er einen bloßen Aktus der Freyheit und Willkühr ausmache. Wir sind es uns auch eben so deutlich bewußt, daß wir zwischen mehreren Arten der Befriedigung der Neigungen der Sinnlichkeit, die einander in Ansehung des Werthes für die Sinnlichkeit vollkommen gleich sind, eine wählen können, ohngeachtet wir uns keines besondern Grundes bewußt sind, der unsere Wahl bestimmte. Aus diesem Fakto müßte aber nach der Schlußart unsers Verfassers offenbar erhellen, daß das Begehrungsvermögen sich auch dann selbst bestimme und absolute Ursache seiner Handlungen sey, wenn es, auch blos durch die sinnlichen Neigungen getrieben, thätig sey. Unmöglich kann sich also der Verfasser verstanden haben, wenn er sagt: Er wiße eben so gut, daß er einen freyen Willen habe, als daß er Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft besitze. Anschauungen, Begriffe und Ideen sind allerdings als Thatsachen im Gemüthe vorhanden, und von ihrem Daseyn schließen wir auf ein besonderes Vermögen derselben. Aber deßen, daß ein Entschluß zu Gunsten oder zum Nachtheil der sinnlichen Neigungen blos aus dem Vermögen der Freyheit, als einer absoluten und letzten Ursache, auf die weiter keine Ursache Einfluß gehabt habe, hervorgegangen sey, und mithin durch keine von ihm verschiedene Ursache bewirkt worden sey, kann sich niemand bewußt seyn.

Und wie will wohl Herr Reinhold das vorgebliche Daseyn solcher Entschließungen, die schlechterdings frey sind, und von keinen Ursachen außer sich abhängen, mit den Resultaten der Critik der reinen Vernunft reimen? Nach denselben muß alles, was als Begebenheit in der Zeit und als Veränderung vorkommt, auf etwas Vorhergegangenes bezogen, und als durch Naturgesetze nothwendig gedacht werden. Die Entschließungen für die Beobachtung des Sittengesetzes oder für die Befriedigungen der Selbstliebe sind auch Begebenheiten und Veränderungen in der Zeit, wie alles, was im Bewußtseyn vorkommt. Wir müßen sie also nach der kritischen Philosophie als etwas ansehen, das nothwendig erfolgt, durch Naturge-

nurgesetze bestimmt wird, und von etwas in der Zeit vorhergegangenem abhängig ist. Wie würde wohl Herr Reinhold den Gegner der kritischen Philosophie behandelt haben, der die Allgemeinheit des Causalgesetzes für alle Begebenheiten in der Zeit durch die Berufung auf die freyen und ohne alle determinirende Ursachen erfolgenden Entschließungen für die Beobachtung des Sittengesetzes oder für die Befriedigung der Selbstliebe hätte widerlegen wollen? zum allerwenigsten hätte er von demselben gesagt, daß er die Vernunftkritik nicht verstanden und nicht studiert habe! — Uebrigens müßen wir noch beyfügen, daß es Kanten nie eingefallen ist, das Daseyn der Freyheit aus Thatsachen im Bewußtseyn zu beweisen. Der Mann denkt zu konsequent, als daß er sich dieser Inkonsequenz könnte schuldig gemacht haben. Nach ihm nöthigt uns der Umstand, daß alle moralische Handlungen (gute und böse) als solche der Zurechnung müßen fähig seyn; Zurechnung aber ohne Freyheit nicht gedenkbar ist, zu der Voraussetzung und zu dem Postulat, daß der Mensch frey sey. Die Freyheit kommt ihm jedoch nicht als einem Glied der Sinnenwelt, sondern nur als einem Noumenon zu. Allerdings hat diese Theorie auch ihre große Schwierigkeiten, wovon die wichtigste darin besteht, daß die Zurechnungsfähigkeit, die ein wesentliches Merkmal aller moralischen Handlungen ausmacht, vermöge der Aussprüche des Gewissens auch unsern Handlungen, sofern sie in der Zeit geschehen, zukommt, und wir verachten uns wegen unserer Laster selbst, ohngeachtet wir daran denken, daß wir als Sinnenwesen überall dem Gesetz der Causalität unterworfen sind. Doch es ist hier nicht der Ort, Betrachtungen über die Kantische Theorie von der Freyheit anzustellen, und wir haben nur bemerklich machen wollen, wie sehr und in welchen Punkten die Reinholdische Theorie über die Freyheit von jener abweiche.

Wb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Neu ausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten über die gesammten Pflichten der Religion. Von K. G. D. Manderbach. Siebenter Theil. Frankfurt,

furt, in der Andräischen Buchh. 1792. 560 S. gr. 8. 1 Rk. 8 gr.

So oft Rec. einen neuen Theil der Mauderbachschen Entwürfe in die Hände bekömmt, ändert er sich gleich in Gedanken den Titel und die Anreden; setzt statt Volkspredigten: akademische Vorlesungen; und statt meine geliebten Freunde: Hochgeschätzte Herren Kommilitonen; und diesen Rath giebt er jedem Leser, der mit Nutzen und Vergnügen diese Entwürfe studieren will; denn man nehme das Volk, auch im edelsten und ausgedehntesten Sinn, so wird ihm schon die erste Predigt: von der sinnlichen Natur; den sechs Haupttemperamenten, und ihren mannichfaltigen Abstufungen und Mischungen; deren Entstehung vor, in, und nach der Geburt; von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschenkeime; von den mechanischen Handlungsgesetzen des jungen Menschen; von dem, nach der Geburt, durch Erziehung und Lebensart, den Graden und Mischungen nach, umgewandelten Temperament; entweder, wenn ohne Beytrag des Menschen, äußere Umstände körperliche und geistige Veränderungen bey ihm hervorbringen, welche durch sich selbst die Entstehung, Stimmung und Veränderung der Temperamente bewirken; oder, wenn er selbst durch eigene Schuld, ohne, oder mit Wissen und Willen, durch Hervorbringung dieser oder jener Veränderung des Körpers, in dem oder dem Maaße, oder gewißer Begriffe und Neigungen, seine Entstehung, oder Veränderung bestimmt; von der Disharmonie gegen einander streitender Kräfte, wodurch Immoralität sichtbar wird; ich sage, die erste Predigt wird, wie viele andere, dem großen Haufen Sanscritta seyn, zu deren Erläuterung ein philosophischer Bramine immer bey der Hand seyn müßte. — So viel über den Namen Volkspredigten. Nun auch Etwas über Inhalt und Sache selbst. Der Verf. erklärt Temperament durch die jedem Menschen eigenthümliche Beschaffenheit des Körpers, welche besondere Anlagen zu diesen oder jenen Neigungen hervorbringt. Also: physischer Einfluß des Körpers in die Seele ist Temperament. Der Verf. muß kein Harmoniste seyn, weil er der dem Körper angemeßenen Natur der Seele nicht gedenkt. Wir rechnen ihm das nicht zum Fehler, theils, weil die

die Natur der Seele noch immer ein Geheimniß ist; theils, weil ihn die so unendlich modificirten Seelenkräfte in noch mehrere Spekulation geleitet hätten. Indessen findet er sich doch zuweilen gedrungen, die Wirkung der besondern Seelenkräfte ins Spiel zu mischen, da ihm der Einwurf gar zu nahe lag, daß, wenn bey Bestimmung des Temperaments blos körperliche Anlage des Nervenbaues in Betracht kommen sollte, die Moralität in Absicht der Leitung und Umänderung wohl ins Gedränge kommen könnte. Einer unserer größten Philosophen, Herr Klein, scheint in seinen vortrefflichen Annalen, im neunten Bande S. 12, unserm Verfasser zu widersprechen, wenn er die instinktmäßigen Handlungen, wobey sich die Seele keinen klar vorgestellten Zweck gedenkt, von Wirkungen der Seele unterscheidet, die nach ihren eigenthümlichen Gesetzen erfolgen, welchen letztern er eine größere Moralität beylegt. Von diesen letztern scheint Herr Manderbach nicht überzeugt zu seyn. Das sachkundige Publikum mag zwischen beyden großen Weltweisen Richter seyn. Herr Klein ist der vorherbestimmten Harmonie, und Herr Manderbach dem physischen Einfluße günstig.

Adhuc sub judice lis est!

Bey der nähern Bestimmung der Temperamente weicht der Verf. von der bisherigen Zahl ab, und beschenkt uns noch mit zwey Gattungen, dem hypochondrischen oder kränklichen, und dem plumpen oder groben. Beyde wollen wir ihm nun wieder zurück geben, da das kränkliche eine bloße Negation bey einzelnen Subjekten, und das plumpe eine unzweckmäßige Anwendung stärkerer Naturkräfte involvirt, mithin beyde unter den übrigen Modifikationen der 4 Gattungen zu berechnen sind. Noch hat sich der Verfasser in dieser Materie einer häufigen Verbindung mancher Worte schuldig gemacht, die einen wirklichen Mislaut hervorbringen. So finden wir Seite 73. Wiederregelmäßig werden, ausdauernd eifrig, Kraftanstrengung, Wiederregelmäßig machen, unumgänglich nöthige Kraftanwendung, Vernunftwidrigkeit. Außer dem akroamatischen Vortrage ist man dergleichen Schwerfälligkeiten nicht gewohnt. — Uebrigens hat Rec. die Abhandlungen von den Temperamenten mit großer Zufriedenheit gelesen, und billigt und lobt die diätetischen Vorschriften, die der Verfasser zur Verbesserung des Blutes, der Nerven, und der übrigen Säfte des Körpers, zum

Nu-

Nutzen und Frommen der Moralität vorschlägt, wohl einverstanden mit dem Verfasser, daß eine Abführung oder Magenstärkung, in vielen Fällen, die Beßerung der menschlichen Gesinnung, auf kürzerem Wege, veranlaßen könne, als die beste und längste Predigt. Möchten alle Moralisten und öffentliche Lehrer auf diesen höchst wichtigen körperlichen Unterschied, und deßen allergenauste Verwandtschaft mit Neigungen und Handlungen öfter Rücksicht nehmen; wie viel Materie gäbe das zur Entschuldigung, zur leichtern und dauerhaftern Besserung; da im Gegentheil das ewige Moralisiren, bey widerstrebender Körper- und Temperamentsanlage unvermeidlichen Widerwillen wirkt! — der Grund, aus welchem der Verfasser die Theorie bestreitet, daß die körperliche Zeugung nicht die Ursache von den Neigungen der Kinder enthalte, weil nämlich die Materie der Zeugung aus flüßigen Theilen besteht, die weder Neigungen noch deren Werkzeuge hervorbringen könne, weil sie beyde selbst nicht besitzt, ist beynahe für den Katheder selbst zu speculativ, und im Grunde nicht beweisend, weil doch, nach des Verf. eigenen Grundsätzen, diese flüssige Materie beydes, sowohl die Neigungen, als deren Werkzeuge, belebt, der Keim selbst also auf die Natur der Mutter, und die Belebung auf die Natur und das Temperament des Vaters Beziehung haben könnte. Auch würde Rec. nicht so rasch die Wirkung der Einbildungskraft der Mutter zur Hervorbringung körperlicher Zeichen desfalls ableugnen, weil dies eine Art physischer Schöpfung seyn würde, die der Einbildungskraft nicht zukomme, zumal die Verbindung der Mutter mit dem Kinde nicht genau genug sey. Der Fälle, die das Gegentheil erweisen, sind zu viele, als daß die räsonnirende Philosophie dagegen aufkommen könnte. Unsere Leser sehen nun wohl, was sie in Hrn. Manderbachs Entwürfen zu suchen haben. Reine Philosophie, so weit als möglich getriebene Speculation, übrigens vortreffliche Moral, und einen ungeheuren Vorrath an Materialien, dergestalt, daß dies Werk in seiner Art das Einzige ist.

Aus der Abhandlung über den Einfluß der Religion auf des Menschen Sittlichkeit, lernt man die Denkungsart des Verfassers, bey der jetzigen Verschiedenheit der theologischen Theorien, genauer kennen, und kann dem Resultate nicht ausweichen, daß der Verfasser Einer der vortrefflichsten Männer sey, die über ihr System reiflich nachgedacht, und völlig ent-

schie-

schieden haben. Was er über den Einfluß der Stände und Lebensarten sagt, ist ganz ausgesucht, nur bitten wir ihn, bey einer neuen Auflage, die nicht ausbleiben kann, den Einfluß vom Umgange beyder Geschlechter auf die Moralität und Wohlfahrt weiter auszuführen, und diese so wichtige Materie nicht, wie hier geschehen, oben hin zu berühren; so wie wir ihn auch auf seinen Styl, und manche Druckfehler aufmerksam machen. „Dies Temperament kann leichter „als Jenes sich in es umändern. Es ergiebt sich, daß „auch es ein fehlerhaft rc. all diesen Schaden; all sein „moralisches Gefühl; all diese Beziehungen; noch „nur drohende Leiden; seien sie, welche sie wollen; „diese Verschiedenheit mit Augen sehen könnt ihr sie; „als Etwas Beziehendes, und Temperamentsanlage „hervor bringendes; jenen Einfluß erklärt werden kön„nen sollenden Erscheinung; vorerst statt fürerst. Sehr oft der selbstgefällige, sehr überflüßige Beyfall: also seht ihr, „daß ich Recht habe; es bleibt also dabey, daß ich „Recht habe." Diese kleine Flecken stellt aber Recens. nicht auf, um den Werth dieses trefflichen Werks herabzusetzen, sondern zu erhöhen.

Dgb.

Betrachtungen zur Veredlung des menschlichen Herzens, von Johann Friedrich Wilhelm Herbst, Prediger bey der Marienkirche. Berlin, 1792. bey Rottmann. 152 S. in 8. 12 gr.

In der edelsten Sprache, rein von Mystik und fern von Empfindeley, stellt der Hr. Verf. über folgende Gegenstände seine Betrachtungen an: Hymne an Gott. Einsamkeit. Frömmigkeit. Freundschaft. Natur. Seelenruhe. Wohlthätigkeit. Himmel. Wiedersehen. Sowohl der Verstand als das Herz finden in diesen Betrachtungen eine sehr befriedigende Unterhaltung und Nahrung. Wer eine weise Zurückkehr in sich selbst liebt, der erhält hier eine sehr zweckmässige Anleitung dazu. Diese Betrachtungen sind so ganz dazu geschickt, dem Menschen seinen Werth, seine Würde, und seine Bestimmung fühlbar zu machen. Wie weit überwiegt doch diese kleine Sammlung von Betrachtungen manches große, aber leere und kalte Andachtsbuch an innerer Güte und Brauchbarkeit!

heit! Wir sind überzeugt und können versichern, daß jeder, dessen Herz zu edlen Empfindungen fähig ist, und sich gern seiner Bestimmung freuen mag, dem Hrn. Verf. dieser Betrachtungen nach Lesung derselben für das damit gemachte Geschenk danken wird. Vor demselben ist eine betende weibliche Figur mit vielem Ausdrukke, welche wahrscheinlich die Religion vorstellen soll, gezeichnet von Rode und gestochen von Henne. Nächst dem eine bescheidene und wohlgerathene Zuschrift an Ihre Königliche Hoheit, die Herzogin von Yorik. Auch der auf weissem Papier saubre Druck, alles empfiehlt dieses sehr zweckmässige Erbauungsbuch.

Mh.

Entwurf eines christlichen Religionsunterrichts für die Jugend in gebildeten Ständen, von J. L. Ewald. Hannover, bey Ritscher. 1793. 208 Seiten. 8. 12 ggr.

Kein vorzügliches, aber doch ganz brauchbares Lehrbuch, wenn es nur solchen Lehrern in die Hände kommt, die die Lieblingsmeynungen des Verf. mit guten Gründen, welches sehr leicht ist, widerlegen können. Was Rec. dabey vorzüglich gefallen hat, ist, daß der Lehrer nicht durch Fragen und Antworten bey seinem Unterrichte gezwängt wird. Es bestehet aus kurzen Paragraphen, unter welche die Beweisstellen gesetzt sind. Es findet sich übrigens in diesem Buche das ganz gewöhnliche kirchliche System, nur daß es durch Ewalds Sprache und Meynungen etwas modificirt ist. Für den Zusatz auf den Titel: in gebildeten Ständen, hat Rec. im ganzen Buche keinen Grund auffinden können.

Da.

Arzneygelahrheit.

Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, herausgegeben von Johann David Büsch, der Arzneywissenschaft Doktor und öffentlichem ordentlichen Lehrer; und Heinrich Daum, Burggräflich Hachenburgischen Stallmeister. Drittes Bändchen. Mit

Mit einem Kupfer. Marburg, in der neuen akadem. Buchh. 1793. 12 Bl.

In der Vorrede entschuldigt sich Herr Prof. Büsch, daß er wegen überhäufter Geschäffte und einer langwierigen Krankheit die Ursache von dem Verzug der Herausgabe dieses dritten Bändchens hätte seyn müssen. Der Abhandlungen, die in demselben vorkommen, sind sieben. 1) Sendschreiben des Freyherrn C. v. Zyllnhard in Heidelberg an die Herausgeber dieses Archivs, nebst angehängten Anmerkungen über die beyden ersten Bändchen. 2) Anmerkungen zur zweyten Ausgabe der nachgelassenen Kerstingischen Manuscripte, von Dr. C. A. Mayer. 3) Beytrag zur Geschichte der Charlatanerie der Vieharzte, von Dr. C. A. Mayer. 4) Von der Flußgallen und der besten Heilart derselben von Dr. J. D. Büsch. 5) Von dem Trichocephalus (Trichuris Auctorum), als einer besondern Art von Eingeweidwürmern bey Pferden, von E. Heubel, Schwarzb. Rudolstädtischen Bereuter zu Rudolstadt. 6) Ueber die Kolik oder Darmgicht der Pferde, von Heinrich Daum. 7) Von einem Mittel, das Aufblaufen des Rindviehes ohne Stich zu heilen.

In dem Sendschreiben sagt Herr von Zyllnhard, daß er an dem Orte, wo er wohnt, eine heilsame Einrichtung zur Heilung der Viehkrankheiten getroffen habe. Er hat einen Bürger in der Heilung der gemeinsten Krankheiten des Viehes unterrichtet, und dieser mußte, für die ihm gereichte Besoldung, das kranke Vieh unentgeldlich heilen. Siebzehn bis neunzehn Stück wurden manches Jahr gerettet. Die Einrichtung dauert nun schon drey Jahre. Er hat dieses Muster im Kleinen der Landesökonomischen Gesellschaft zur Nachahmung im Großen empfohlen; allein es war ohne Erfolg. Es wäre zu wünschen, daß in allen Ländern dieser Rath beherzigt würde.

Er theilt sodann seine Anmerkungen über die zwey ersten Bände mit.

Bey der Abhandlung von der Hornkluft bemerkt er, daß sich der Verfasser in der Anzeige der Heilmittel p. 13 und 19 widerspreche. Auf der erstern Seite soll bey der Salbe im Fett kein Salz seyn; und auf der letztern soll man Salz zum Einschlag nehmen: Auch zieht er Kerstings Vorschläge, denen des Herrn w. Sind vor. Ein gleicher Wi-

 der-

derspruch herrscht darin, daß der Verf. das Ausbrennen des Eisens verwirft, und doch den Einschlag von Fett ganz heiß eingeschüttet haben will, welches noch schädlicher ist.

Auch glaubt er, daß alle Hornklüfte nicht allein durch äusserliche Mittel hergestellt werden können. Sprödes Horn kommt von trockner Natur, zu weiches Horn kann von einer flüßigen entstehen. Beyden Arten müßte durch innerliche Mittel geholfen werden.

S. 23 glaubt er, daß die Fütterung des Hafers und Kleyn unter einander nicht von Nutzen seyn möchte. Auch zweifelt er, ob dasjenige, was vom Stehenlassen eines Pferdes gesagt worden, so ganz gelten könne. Ein flüßiges Pferd muß ausdünsten; muß es also stehen bleiben wegen der erforderlichen Kur, so muß eine Kur auch dafür vorgeschlagen werden, um die sonst schädliche Feuchtigkeit, die das Pferd beim Gebrauch im Dienst ausschwitzet, durch Mittel hinwegzuführen. Die Salbe, welche er gebraucht, besteht in etwas Urin, zwey weissen Zwiebeln und Speck, die ihm seit zwanzig Jahren gegen die Hufschäden, die von aussen kommen, gute Dienste gethan hat, daß solche nicht entstunden.

Vom Schnider oder Koller. Bey Krämpfen haben ihm die abführenden Mittel nicht gedient; weil die abführende Mittel selbst Krämpfe machten. Aderlassen, besonders wann es wiederholt wird, schwächt noch mehr. Salpeter in einer ziemlichen Menge ist besser. Gegen den Krampf, allein hat ihm der Gebrauch von zwey Unzen Kampfer in drey Theile nach und nach gegeben, nie den Nutzen versagt. Dabey ließe er Seifen- oder Tabacksblätterklystire mit ein wenig Oel so lange geben, bis die nöthige Oeffnung erschiene.

Ueber den Spat. Die Kur mit der bekannten scharfen Schmiere lößt auch oft die guten Säfte auf, und gesetzten Falls, daß sie blos die übeln auflößte, so möchte doch das Goulardische Wasser, da es aus Bleymitteln besteht und dieselbe bereiten, nicht gut seyn. Der Spat kommt öfters aus dem übernatürlichen Gebrauch der Pferde her. Würde man mit besserer Vorsicht von den Pferden den Dienst begehren, so würde nicht die Hälfte den mißlungenen Kuren unterworfen seyn. Man klagt, sagt er, und das mit Recht, wegen der häufigen schlechten Gestüten, dagegen will man, wie ehedem, mit seinen Pferden das nämliche, wo nicht mehr und noch früher thun, welches widersinnig sey.

Bey

Bey der im zweyten Bändchen vorkommenden Abhandlung von den Drüsen, wünscht er, daß die Geschwülste mit warmen Honig, anstatt des Fetts, wären geschmiert worden; und in der Folge hätte man warmes Futter mit Schwefelblüt geben müssen.

Vom Ausfluß des Afters. In seiner Gegend ist diese Krankheit nicht so gemein. Er sieht den abgehenden Schleim entweder als einen Wurmschleim an, und gebraucht dagegen Klystire und füttert den Reinfarren mit Nutzen; oder es ist eine Verschleimung im Blut, woraus die schädliche Schärfe erzeugt wird. Haarseile oder Lederstiche sind alsdann vortrefflich. Man füttert am besten mit Kleyen, welche mit heissem Wasser angebrühet werden, und nach einer Stunde läßt man dieselbe mit Antimonium geben.

Beobachtungen über Pferde, die nicht zunehmen. Das Aderlassen ist bey diesen nicht so schädlich, als angegeben wird. Den besten Erfolg hat er gesehen, wann er das Haberfutter nur hat abbrühen und dann kalt geben lassen. Bey Erhitzung der Pferde, welche die Ursache der Magerkeit gar oft ist, sind die vorgeschriebenen Mittel zu hitzig. Meerrettig allein wäre hinlänglich, den Magen zu stärken. Wann der Athem schon riechend war, liesse er täglich einen Schoppen angebrühtes Kümmelwasser mit dem besten Nutzen einschütten. Tränke findet er auch immer für besser, weil der Magen bey Latwergen mehr zu thun hat.

Vom Erbrechen. Nach seiner Erfahrung hat er jedesmal nach dem Brechen den Tod erfolgen gesehen. Bey der Oeffnung fand er den Magen ganz mit Würmern angefüllt, oder die kleinen Gedärme verstopft und die Lunge, besonders die Leber, brandig. Die ausgebrochene Materie war von ausserordentlichem Geruch.

In den Anmerkungen des Hrn. Dr. Mayers über Kerstings Manuscript wird bey der zweyten mit Recht behauptet, daß das Wort Consensus eine Hülle der Unwissenheit und Charlatanerie ist, deßen man sich gerne bedient, um etwas zu erklären, was man nicht weiß. In der fünften Anmerkung S. 19 erinnert er, daß er statt: heissen Brand lieber Brand setzen würde. Der kalte sowohl als der heisse Brand können bekanntlich die Lebenskraft eines Theils vernichten, der dann, wann er abgestorben ist, sehr natürlich in Fäulung über-

 geht.

geht. Sechste Anmerkung S. 20. Alle die Zufälle ließen sich von dem Druck der angefüllten Blutgefäße auf das Gehirn und den Ursprung der Nerven besser als aus dem Nervensaft erklären.

Vierzehnte Anmerkung S. 86. Die Würtembergische Lande bestimmen folgende sechs Hauptmängel: 1) den Rotz, 2) den Koller, 3) Krätze, Fistel, Wurm und Hauptmorbigkeit, 4) Herzschlächtigkeit, 5) Wehntägigkeit, 6) Mondblindheit. Für die fünf ersten Hauptfehler muß der Verkäufer vier Wochen und drey Tage, für den sechsten acht Wochen lang Gewähr leisten, wenn nicht ein Vertrag mit dem Käufer ihn dieser Verbindlichkeit überhebt.

Funfzehnte Anmerkung S. 91. Wehe dem Practicus, der auf Chemie Theorieen baut. Mängeln der Retorte mag er abhelfen können, aber nicht Krankheiten des thierischen Körpers.

Siebzehnte Anmerkung Seit. 140. Der Wurm ist dasjenige, was die Wundärzte beym Menschen Blutadergeschwülste (Varices) nennen. Richter nennt sie in seiner Wundarzneykunst Blutaderknoten, und beschreibt ihre Ursachen daselbst. Sollten sich nicht ähnliche auch beym Pferde finden lassen?

Achtzehnte Anmerkung S. 151. Er schreibt die Entstehung der Krätze einer Schärfe zu, und hält die Krätzmilben für accessorisch.

Ein und zwanzigste Anmerkung S. 239. Das hier angeführte Gramen Caninum ist nichts mehr, als der Hundszahn (Triticum repens L.)

Zwey und zwanzigste Anmerkung. Man setze das Pferd gleich im Anfange der Krankheit auf eine angemessene Diät, und gebe ihm lauwarmen Mehltrank mit Honig, statt der andern Nahrungsmittel. Ist die Entzündung heftig, so gebe man ihm nichts als lauwarmes Wasser mit Honig und Salpeter, und zwar im folgenden Verhältnisse: Wasser 4 Pfund, Honig 4 Unzen, Salpeter 1 Unze. Spanische Fliegenpflaster, Fontanelle und Haarseile werden auch sehr nützlich seyn.

Drey und zwanzigste Anmerkung S. 245. Im Herbst und Winter soll man bey den heitersten Stunden des Tages das Pferd einigemal eine halbe Stunde aus dem Stalle lassen. Wann es möglich ist, so führt man es dann auf einen begraßten Fleck. Nie ist anzurathen, das Pferd dort

dort immer unter Aufsicht herumführen zu lassen, damit es nicht von dem vielleicht verfaulten oder verfrornen Grase fresse.

Vier und zwanzigste Anmerkung S. 247. Die Leberentzündungen sind in heißen Himmelsstrichen häufiger bey Menschen, als in kalten, sollte nicht etwas ähnliches auch bey Pferden vorhanden seyn? Und ist der Charakter dieser Entzündung nicht mehr endemisch, als epidemisch?

Fünf und zwanzigste Anmerkung S. 247. Die Mercurialmittel sind nach den Beobachtungen englischer Aerzte sehr oft nützlich. Könnte man damit nicht auch bey Pferden Versuche anstellen? Nur müßte das Quecksilber vorsichtig angewendet, und nur in hartnäckigen Fällen gebraucht werden.

Sechs und zwanzigste Anmerkung S. 250. Da Schmerzen in der Nierengegend ein Zeichen der Nierenentzündung sind, so käme es darauf an, ob bey einer Leberentzündung das Pferd, wenn man die Lebergegend prüft, keine Schmerzen bezeigt; wann dieses wäre, so hätte man ein pathognomisches Zeichen mehr. Man könnte alsdenn ein spanisches Fliegenpflaster, oder ein ähnliches Hülfsmittel oder auch Schröpfköpfe, Blutygel und andere topische Aderlässe anwenden.

Acht und zwanzigste Anmerkung S. 258. Wann eine Verhaltung des Urins von Verkältung entsteht, so ist ein warmer Stall, lauwarmes Getränk und ein Schwadenbad ans Hengstglied applicirt, nützlich.

Neun und zwanzigste Anmerkung. Sollten alle diese Mittel nichts helfen, und die Urinverhaltung rühret nicht von Darmentzündungen oder gefährlichen Koliken her, so ist das einzige Mittel, daß man einen Schnitt in die Harnröhre ein paar Zoll unter dem After macht und den Katheter applicirt.

Zwey und dreyßigste Anmerkung S. 275. Es sind ihm Fälle bekannt, wo Pferde, die sonst gesund waren, plötzlich Anfälle vom Koller bekamen, der sich wohl ein halbes Jahr nicht zeigte, und dann plötzlich, wann man das Thier völlig geheilt glaubte, sich mit aller Stärke wieder einstellte.

Sechs und dreyßigste Anmerkung S. 298. Da bey Menschen gegen die Epilepsie der Hirschhorngeist und das Dippelische Oel mit Vortheil gegeben worden, so könnte man

es auch in diesem Fall bey den Pferden gebrauchen. Man fängt mit zwey Quenten täglich an, und steigt, so lang der Puls des Pferdes sich nicht merklich hebt. Um das Mittel wegen seines unangenehmen Geschmacks dem Thiere nicht zuwider zu machen, so muß man ihm, ehe es frißt, eine Portion lauwarmen Wassers nachtrinken lassen.

Ein und funfzigste Anmerkung. Der Stollschwamm ist mit dem Gliedschwamm des Menschen analog, und stammt vielleicht, wie dieser, von einer besonders eigenen Auflösung der Gelenke und Kapselbänder und der anliegenden Membran her. Im Anfang, ehe diese aufgelöste Masse sich in eine Gallerte umwandelt, ist sie so flüssig, daß man sie wohl zu Zeiten mit einer Gelenkwassersucht verwechselt hat. In der Folge verdickt sie sich immer mehr, so wie nach und nach festere Theile aufgelößt werden, und bildet so den Gliedschwamm.

In der dritten Abhandlung zeigt Herr Mayer die Charlatanerieen eines Stallmeisters und Pferdearztes in verschiedenen Mitteln.

In der vierten handelt Hr. Prof. Büsch von den Flußgallen und der besten Heilart derselben. Er nimmt vier Gattungen an; nämlich die Pfannengallen, die Kniegallen, die Schneegallen und die Courben. Sehr deutlich setzt er den Unterschied zwischen denselben fest. Bey der Erörterung der Ursachen hätte Hr. Prof. Büsch die in die Höhle des Körpers ausdünstende Feuchtigkeit nicht gelindschleimichte, sondern blos lymphatisch, nach der fünften Klassel der vortrefflichen Wrisbergischen Eintheilung, nennen sollen. Denn die eigentliche Lymphe besteht aus dem gallertartigen Theil des Blutes, und ist von dem Schleim sehr verschieden. Die materielle Ursache von den Flußgallen setzt er in eine Ansammlung dieser durch das Ausschwitzen der wässerigen Theile dicker gewordener Lymphe. Doch ist der angesammelte Dunst nicht immer die Ursache der Gallengeschwulst, sondern es können auch die Kapselbänder der Gelenke zerreißen, und dann tritt der Gelenksaft an den Stellen, wo sich die Flußgallen gewöhnlich befinden, durch den Riß heraus, und ergießt sich in das Zellengewebe des Gelenks. Diese Art von Gallen nennt er aber besonders Gelenkgallen.

Zu frühe und übermäßige Strapazen, besonders das beschwerliche Klettern auf steinigten Gebürgen, das Dressiren

der

der Pferde unter dem vierten Jahr; das Gehen in tiefem Koth, sind die Gelegenheitsursachen derselben. Aber nicht alle mißhandelte Pferde bekommen dieselben, sondern nur die, welche Disposition dazu haben. Die letztern bekommen sie auch ohne vorhergegangene gewaltsame Ursachen, und in dieser Rücksicht haben Friesische und Hollsteinische Pferde, die in platten sumpfigten Gegenden geboren sind, eine erbliche Disposition zu denselben.

Erschlaffung der Flechsenscheide und der lymphatischen Gefäße ist also die nächste Ursache dieser Ansammlung, und diese Erschlaffung ist entweder angebohren oder wird durch Gewalt den Pferden zugezogen. Die Kur besteht also darinn, nicht nur das angesammelte Wasser wegzuschaffen, sondern auch die einsaugende Gefäße in den Zustand zu versetzen, in welchem sie zu ihrer Verrichtung geschickt sind. Das erstere geschieht durch die Operation, und das letztere durch zusammenziehende u. stärkende Mittel. Er verwirft alle bisherige Kuratten, und trägt eine eigne Methode vor. Die Gallen können nicht anders als durch den Schnitt geheilt werden, und hierzu hat er ein eigenes Messer erfunden, dessen Beschreibung aber, so wie die Operation selbst, hier nicht angegeben werden kann. Die Eiterung muß sodann den Sack zerstören, ohne welches sich sonst die Feuchtigkeiten von neuen wieder ansammeln, und die Heilung nicht gründlich ist. Nach geheilter Wunde muß man alsdann den Theil mit stärkenden geistigen Flüssigkeiten kalt bähen, und das Pferd nach und nach wieder an die Arbeit gehen lassen.

In der fünften Abhandlung handelt Herr Heubel von dem Trichocephalos. Er geht erstens die Geschichte der Entdeckung durch, beschreibt denselben nach seinen eigenen Beobachtungen sehr genau, hat aber in dem dicken oder Kopfende kein solches Knötchen, wie Götze, gefunden, sondern an deßen Stelle eine abgestumpfte Spitze; auch hat er in dem dünnen Ende keinen Nahrungskanal, wie ihn Wrisberg und Götze angegeben haben, entdeckt, sondern es erscheint der ganze Körper, besonders gegen die Mitte, ganz durchsichtig, als wäre es ein einziger Canal, und nur gegen die Seiten oder äussere Haut sind hin und wieder einige dunkle Flecken. Er hat denselben auf einer Kupfertafel in drey Figuren abbilden lassen.

Die sechste Abhandlung ist von Herrn Daum, und betrifft die Kolik der Pferde. Er hat sie in fünf Abschnitte getheilt.

theilt. Im ersten theilt er allgemeine Beobachtungen bey dem Anfange der Krankheit, nebst dem nöthigen Verhalten dabey, und die Art, sich gründlich von der Ursache dieser Krankheit zu unterrichten, mit. Im zweyten Abschnitte bemerkt er das Nöthige von der Kolik, die von Würmern entsteht. Im dritten beschreibt er diejenige Gattung, die vom Verhalten des Stallens entspringt; im vierten von der, so von Verstopfung der Excremente und von Winden ihren Ursprung nimmt; und im fünften diejenige Gattung, die der Schärfe in den Gedärmen Gelegenheit gegeben hat.

Bey der Kolik überhaupt giebt er folgendes Recept: R. Nit. dep. Vnc. 1. Cryſtall. Tart. 2 Vnc. Gum. Aſae Foetid. 2 Quent. Fl. Cham. rom. ½ Vnc. M. Alle Stunden einen Eßlöffel voll mit Honig oder lauem Waſſer zu geben. Sind die Schmerzen heftig, so setzt er zu obigen noch ½ Quent Opium, so wie er Klystire von Kamillen, Klapperrosen, Kümmel, etwas Salz und Oel dabey verordnet.

Bey der Kolik, die von Würmern entsteht, bemerkt er, daß die kleinen dicken Würmer, welche sich besonders zur Frühjahrs und Herbstzeit am After zeigen, sich mit ihrem Saugröhren so fest anbeissen, daß man stark ziehen muß, wenn man sie losreissen will, so, daß die Stellen zuweilen etwas bluten. Er hat sie meistens in denjenigen Pferden gefunden, die an der Kolik von Würmern krepirt waren. Manchmal geht auch gar keine Kolik vorher. Er theilt sodann auch seine Beobachtungen über eine andere Krankheit mit, die durch die Würmer verursacht wird, aber eigentlich nicht zur Kolik gehört. Die Würmer durchlöchern nach und nach die innere Haut des Magens, so, daß die Pferde sich plötzlich niederlegen, und ohne die geringste Zeichen eines Schmerzens oder vorherige Unruhe von sich zu geben, krepiren. Unzählige Pferde hat er auf diese Weise sterben sehen; unbegreiflich ist es ihm aber, wie diese Pferde so lange noch am Leben bleiben konnten, und besonders, ohne vorher unruhig zu werden, noch Schmerzen zu erkennen zu geben, ihr Leben endigen. Ja solche Pferde haben noch manchmal vor ihrem Tode gefressen. Man bemerkt eine ziemliche Zeit vorher, daß dieselben ihr munteres Wesen und Ansehen größtentheils verlohren haben, sie waren auch dabey matt und träge. Einige hatten weniger lebhafte Augen, andere hielten sie geschlossen, als wenn sie schliefen. Die Haare liegen nicht glatt am Leibe, die Pferde nehmen auch nicht

nicht zu. Gegen diesen Umstand brauchte er erst Wurmmittel, dann abführende, und zuletzt stärkende Arzneyen. In der eigentlichen Kolik von Würmern braucht er auch Wurmpulver, und wenn das Pferd Hitze hat, mit Salpeter vermischt. Bey Krämpfen läßt er Balsamwasser einschütten, und bedient sich dabey der Wurmklystire. Ist der Puls voll, geschwind und gespannt, so verordnet er auch Aderläße.

Die Ursache der Kolik, so vom Verhalten des Stallens veranlaßt worden, setzt er in die von dem angesammelten Harn zu sehr ausgedehnte Blase oder in Schleim, der die Harnwege verstopft. Bey vollem Puls verordnet er Aderlassen, krampfstillende Klystire. Bey Entzündung der Nieren ausser diesen Mitteln erweichende Getränke. Besonders fand er in den Nierenkrankheiten den Honig, als ein reinigendes und heilendes Mittel, sehr gut.

In der Darmgicht, die von Verstopfung der Excrements und von Winden entsteht, hat er in dem äussersten Grad, dem sogenannten Miserere, das aus dem Magen geworfene Futter dem Mist ähnlich gefunden. Krampfstillende Klystire, Dampfbäder, Aderläße, wenn Entzündung zu befürchten war, also temperirende, auflösende und windtreibende Arzneyen wären die Mittel, die er diesem Uebel entgegen setzte.

Die Kolik, welche von Schärfe in den Gedärmen entsteht, obgleich alle Schärfen dazu Gelegenheit geben können, hat ihren Grund meistens in gallichten Unreinigkeiten. Schärfe dämpfende, schleimige, krampflindernde und gelind abführende Mittel sind hierbey, besonders auch Klystire von Haberschleim und Honig, von gutem Nutzen. Zuletzt giebt man stärkende Mittel. Daß besonders die Verwickelung der Gedärme durch das Wälzen der Pferde vermehrt wird, ist keinem Zweifel unterworfen; allein das Schlagen und Peitschen der Pferde, wodurch die Krämpfe nur vermehrt werden, hindert dieses nicht. Hr. Daum läßt daher die Pferde, wann er es nicht auf eine gelinde Art verhüten kann, wälzen, und hat das Glück gehabt, unzählige Pferde durch seine Behandlung zu retten.

Zuletzt kommt der Aufsatz des Herrn Hofr. Voglers in Weilburg vor, in welchem er ein Mittel, das Auflaufen des Rindviehs ohne Stich zu heilen, angiebt. Er hat deswegen einen Platz in diesem Archiv gefunden, weil der Fall auch bey Pferden (wiewohl seltener) sich zuweilen ereignet, daß sie von Winden aufgebläht werden, woraus, wann nicht bald gehol-

sen wird, eine schnell tödtende Kolik entstehet. Das Mittel besteht in 1 Loth oder 2 Eßlöffel voll rothen Steinöls, welches mit einem halben Schoppen gemeinen Frucht- oder Kornbrandtweins vermischt, einem aufgelaufenen Stück Vieh auf einmal, je früher je besser, eingeschüttet wird; ein junges Thier bekommt nur halb so viel. Die Gährung in den Eingeweiden wird davon sogleich gestört und gehemmt und den Gedärmen selbst die Kraft ertheilt, der darin entwickelten Luft und ihrer Ausdehnung einen stärkern Widerstand zu leisten. Es sollte daher von dem rothen Steinöl an allen Orten, wo keine Apotheken sind, zumal, da es in einem verstopften Gefäß nie verdirbt, ein gewisser Vorrath auf den Nothfall vorhanden seyn.

Endlich kommen Anzeigen von zwey neuen Schriften vor, nämlich: 1) von Hünersdorf Anleitung zu der natürlichsten und leichtesten Art Pferde abzurichten u. s. w. 2) Knolls Uebersetzung von la Guerniaires Reitkunst.

Ak.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, in einen Auszug gebracht von Christian Martin Koch, Doktor und öffentlichen Lehrer der Arzneywissenschaft zu Leipzig. Vierter Theil, welcher den zehnten bis zwölften Band enthält. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1793. auf 785 Seiten. 8. 2 Rk.

Auch dieser vierte Theil des Auszuges aus der fürtrefflichen Sammlung rc. ist genau nach dem von dem Herausg. festgesetzten Plane, der bereits bey Anzeige des ersten Theils s. Allg. D. Bibl. Bd. III. S. 83 dargelegt worden, aus dem größern Werke gemacht und bearbeitet worden, und ist daher des nämlichen Beyfalls würdig. Hierinn findet man, wie schon der Titel besaget, den zehnten bis zwölften Band der größern Sammlung aufgenommen.

Kb.

Commentaria in Institutiones Pathologiae Medicinalis, autore *Hier. David. Gaubio*, colle-

cta,

cta, digesta a *Ferdinando Dejean*, Med. Doct. *Tomus II.* Viennae, apud Graeffer et Soc. 1792. 8. 517 pagg. 1 Rthl. 8 gr.

Hier der zweyte Band der Commentarien, über Gaub's Pathologie von §. 265 — 500, die bey allen etwanigen Mängeln und Flecken noch immer die einzigen sind, und so lange Gaub bestehet, noch immer ihren Werth behalten werden, wie ehedem Marrherr's, von Haen u. a. Erläuterungen über den Boerhaave. Der Verf. bemühet sich, so viel möglich, treu, faßlich und ausführlich den Sinn des Textes zu erörtern, mit Beyspielen zu belegen, gelegentlich eigene oder fremde Beobachtungen beyzufügen, und dadurch dem Anfänger nützlich zu werden, der einen solchen umständlichen Wegweiser braucht. Wir verzeihen ihm also gern den holperichten Styl, (mancher deutscher Rec. dürfte es nicht besser machen) die Weitschweifigkeit, die sich eher, als die affectirte Kürze à la Gaub entschuldigen läßt, (bey dieser würden die jungen Leute verlieren, bey jener nicht) das Festhalten am deutlichen Vortrage der G. Sätze, (grade dies lag in seinem Plane, da er durch Ausdehnbarkeit die langsamen Köpfe zum Verständniß bringen konnte,) die Nichtberichtigung und Nichtwiderlegung der G. Fehler, (D. that hier, was jetzt nicht alle Schüler eines großen Mannes verstehen, und schonte die Manen) die Nichteinmischung fremder Systeme, (was sollen diese im Gaub?) das Verunglücken einiger Beyspiele, da die glückliche Wahl nicht immer in unserer Gewalt stehet. Kurz, wir wollen den Commentar des Verf. wegen einiger Lücken oder Mängel nicht sogleich für überflüssig halten etc. Manche Lehrer, denen der Gaub bisher zu schwer und dunkel war, und manche junge Aerzte, denen die Pathologie, als Fundamentwissenschaft für die künftige Klinik, wichtig geworden ist, werden es ihm immer Dank wissen, daß er vor der Hand das Eis brach. Jeder solcher Versuch bringt uns der Wahrheit näher, und damit sind wir zufrieden. T.

Bildende Künste.

Anweisung zur Miniaturmalerey, nach welcher Liebhaber mit einigen Vorkenntnissen der Zeichenkunst, sich

sich selbst, ohne weitere Beyhülfe eines Lehrers zu guten Künstlern bilden können. Von Herrn Viollet, Miniaturmaler und Professor der Zeichenkunst und Mitgliede mehrerer Akademien. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von J. H. M. Hof, bey Grau. 248 Seiten 8. 16 Kr.

Rec. ist sonst kein Freund der den Uneingeweihten der Kunst verschriebenen, artistischen Recepte, in welchen ihnen, mit auf dem Titel ausgehängten Schilde, wie Liebhaber oder Anfänger ohne Lehrer zu guten Künstlern gebildet werden können, alle Arkana der Kunst nun auf einemmale eröffnet werden sollen. Die allermeisten dieser marktschreyerischen Lehrbücher, woran es uns nicht mangelt, haben gar zu sehr das Ansehn der Behelfe von gewinnsüchtigen, geschmacklosen und verunglückten Halbkünstlern, welche durch Herausgaben derselben sich einen Thaler verdienen. Die wenigsten dieser artistischen Marktschreyer besitzen weder wahre Kunsttalente genug, um einen gründlichen, noch die Gabe des Vortrags, um einen verständlichen Unterricht für junge Künstler oder Dilettanten zu liefern, und stiften entweder, auf diesem Wege, mehr Unheil für die Kunst selbst, oder bleiben den noch unkultivirten Künstlern unbrauchbar und den gebildeten überflüssig. Unerwogen, daß es an sich selbst unmöglich ist, verschiedene Theile der Kunst, z. B. die nach den einzelnen Individuen so sehr verschiedene Mischung der Farben in der Portraitmalerey, in einem Buch systematisch und vollständig zu lehren — bedarf ein zum Künstler gebornes Talent solcher und ähnlicher pedantischer Demonstrationen nicht. Das Studium der theoretischen und praktischen Hülfswissenschaften der Kunst ist sein Lycäum, und eigne Beobachtung sein Leitfaden zum selbstständigen Versuch seiner Kräfte, die Natur ist seine Lehrerin und die Praktik selbst und das fortgesetzte Nachsinnen bey mislingenden Versuchen, sein Wegweiser, der ihm die großen Schwierigkeiten so wie die Vortheile in der Kunst zeigt, und ihn jene bekämpfen und diese benutzen lehrt, um höhere Vollkommenheiten zu erreichen. Die mit geringem Talent begabten Novizen im Tempel der Musen, oder die an Genie ganz armen teste dure, werden durch solche gedruckte Anweisungen, wovon die bessern die nöthigen Vorkenntnisse der Kunst (diese

mich-

mühvoll zu erlernenden, daher gewöhnlich versäumten und doch so nothwendigen Vorkenntnisse) voraussetzen, doch nie oder höchst selten weiter gebracht; gerade weil ihnen jene Vorkenntnisse fehlen, und die mechanischen Handgriffe viel leichter durch praktischen Unterricht eines vernünftigen Lehrers von ihnen begriffen werden.

Abstrahirt von diesen allgemeinen Bemerkungen, will Rec. der vorliegenden Schrift des Hn. Violet die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich von vielen ihrer Gattung vortheilhaft unterscheide, zu den guten praktischen Lehrbüchern gehöre, und deswegen eine Verdeutschung verdient habe. Die Bemerkungen des Verf. zeugen von einem guten Geschmack in der Kunst, und auch der Vortrag würde ganz gut seyn, wenn nur eine bessere Ordnung der Materien, die von dem Uebersetzer hie und da anders gestellt sind, in dem Original selbst beobachtet wäre. — Uebrigens erfordern, wie denn auch der Titel sagt, sehr viele der von dem Autor aufgestellten aphoristischen Sätze, in welche er seinen Unterricht faßt, Vorkenntnisse und eine nicht geringe vorgängige Bildung derer, die ihn ganz benützen wollen.

Voran gehen allgemeine Bemerkungen über die Kunst, besonders über die Natur der Malerey, und über das praktische Studium des Künstlers. Man erkennt in diesen kurzen Sätzen, die eine weitere Ausführung verdient hätten, einen denkenden Künstler. — Sein hierauf folgender Unterricht, sagt der Verf., sey das Resultat einer langen Erfahrung und einer überdachten Vereinigung der Theorie, mit den Beobachtungen, zu welchen jeder Augenblick der Praxis Veranlassung giebt. Er verglich die Regeln mit der Anwendung, und fand, daß es ein Mittel gebe, die Allgemeinheit der erstern und den Mechanismus der letztern zu fixiren. So schuf er sich eine Methode, die ihn lehrte, daß diese oder jene Behandlung nothwendig diese oder jene Wirkung hervorbringen müsse. Solche praktische Wahrheiten sind es nun, die der Verfasser jungen Künstlern und Kunstliebhabern vorlegt. Folgendes ist eine kurze Uebersicht des Inhalts dieser Belehrungen über das Miniaturmalen nach den den einzelnen Kapiteln überschriebenen Rubriken. 1stes Kapitel. Die Zeichnung legt der Verf. wie billig, zur Basis, auch der Miniaturmalerey: Zeichnung der Umrisse und denn Schattirung, erst nach guten Mustern, dann nach der Natur selbst. Praktische Anweisung über die-

sen

sten Haupttheil der Kunst und seiner Hülfsmittel, mit Berührung einiger Nothbehelfe, für diejenigen, welche noch gar nicht, oder nur wenig im Zeichnen geübt sind; z. B. des Kalkirens, Verkleinerns vermittelst des Storchschnabels oder der Quadrate. — 2tes K. Von den Proportionen des menschlichen Körpers: größtentheils nach der Preislerschen Theorie. — 3tes Kap. Von der Anatomie, als ein dem Zeichner so nöthiges Studium; hier besonders nur in Hinsicht des Miniatur-Portraitmalers. — 4tes Kap. Von dem Perspectiv. — 5tes Kap. Die Lehre von Licht und Schatten. — 6tes Kap. Von der Komposition in Beziehung auf Miniaturmalerey. Attitüde einer Figur in Handlung und in Ruhe. — 7tes Kapitel. Von dem Kolorit der Miniaturgemälde. Nur durch langes Studium der Lokalfarben gelangt der Künstler zur Fertigkeit im Koloriren. — Nun geht der Verf. zu dem Unterricht in dem Mechanischen der Miniaturmalerey über, und handelt im 8ten Kap. von der Zubereitung des Elfenbeins und von der Art es zu bleichen; ferner von der Zubereitung des Pergaments. — 9tes Kap. Von der Anlegung von Miniaturgemälden. — 10tes Kap. Von der Farbenmischung und den Hülfsmitteln zur Beurtheilung der Wirkung der Farben in ihren wechselseitigen Mischungen und Abstufungen. Diese schwierigste Materie des praktischen Unterrichts ist von dem Vf. gerade am unvollständigsten und am wenigsten befriedigend vorgetragen. Der Uebersetzer ist diesem Mangel zu Hülfe gekommen, indem er hiebey aus eigner Erfahrung und aus andern Werken über diesen Gegenstand manches supplirt hat. — Von den Eigenschaften und Zubereitungen der verschiedenen Farben, Zubereitung der Palette, Gebrauch des Pinsels; Wahl des Lichts beym Malen; von Punktiren, Laviren, von der Behandlung der verschiednen Gesichtstheile u. s. w. — 11tes Kap. Von dem Grund der Gemälde, ihren Farben und von der Mischungsart, um diese zu conserviren. — 12tes Kap. von der Behandlung der Wäsche des Flors und Musselins auf Gemälden. — 13tes Kap. Von den übrigen Gewändern und von andern Nebenwerken. — 14tes Kap. Von dem Probiren der Farben beym Malen. — 15tes Kap. Von dem Staubpinsel, dem Spiegel und dem Suchglase. — 16tes Kap. Art zu verwaschen in der Miniaturmalerey. — 17tes Kap. Vom Gliedermann. — 18tes Kap. Nöthige Erinnerungen, die Behandlung der Portraits betreffend. — 20stes Kap. Vom Helldunkel. — 21stes Kap. Fehler, den

Aus-

Ausdruck der Gesichtszüge betreffend, wovor der Künstler sich zu hüten hat. — 22stes Kap. Von der nöthigen Geduld bey dem Miniaturmalen. — 23stes Kap. Anmerkungen. — 24tes Kap. Von der strengen Beurtheilung seiner eigenen Arbeit. — 25stes Kap. Regeln. Unannehmlichkeiten (zu besiegende Schwierigkeiten) des Künstlers. — 26stes Kap. Von den Eigenschaften eines jungen Malers. — 27stes Kap. Bemerkungen. — 28stes Kap. Vom Zulauf (Kritik der Kunst von Unverständigen). — 29stes Kap. Ueber Scharlatanismus der Künstler. — 30stes K. Der Maler selbst ist sein (eigner) bester Beurtheiler. — 31stes Kapitel. Werth des Urtheils seiner Kunstverwandten. — 32stes Kap. Wie nützlich es ist, gute Meisterarbeiten zu sehen. — 33stes Kap. Mannichfaltige Freude des denkenden Beobachters der Natur. — 34stes K. Aufruf an meine Kunstverwandten. — Der bemerkte Mangel einer gehörigen und zweckmäßigen Stellung der einzelnen Materien ist aus dieser Anzeige der Rubriken sichtbar: und es blieb in dieser Hinsicht dem Uebersetzer noch mehr zu thun übrig, als er hie und da gethan und besser geordnet hat. Der Unvollständigkeit der einzelnen Materien bey dem Autor hat der Uebersetzer durch einige Zusätze, durch Erläuterungen und Berichtigungen gleichfalls hie und da abgeholfen. Mehrere der Zusätze sind von dem Autor selbst noch beygefügt. — Das 35stes Kap. enthält endlich eine Erklärung der Kunstwörter in der Malerey, und ist nach alphabetischer Ordnung abgefaßt. Doch erstreckt sich dieses Wörterbuch hauptsächlich nur auf die in dem Werk selbst vorkommmende Terminologie, und würde in anderer Rücksicht sehr unvollständig seyn. Am Schluß folgen noch einige Erinnerungen eines Künstlers über dieses Werk.

Hr.

Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente; von Carl Philipp Moritz. Mit Kupfern. Berlin, bey Maßdorf, 1793. 9 Bog. in 8. 16 gr.

Schon der Titel und der Umfang dieser Schrift läßt keine erschöpfende Behandlung ihres Gegenstandes, keine, wohl zu wünschende, vollständige Theorie der Verzierungen in den schönen Künsten, erwarten. Sie liefert blos einige, meistens nur leicht hingeworfene Ideen, in denen aber der Scharfsinn

und sich immer mehr entwickelnde Geschmack des zu früh verstorbenen Verfassers unverkennbar sind. — In der so allgemeinen Neigung zum Zierlichen, welches dem Unbehülflichen, Rohen und Plumpen entgegensteht, offenbart sich der innere menschliche Trieb nach Vollkommenheit. Der Mensch will in einem Gebäude nicht nur mit Wohlgefallen wohnen; er will es auch mit Wohlgefallen ansehen. Wird der Trieb nach Verzierung nicht mißgeleitet, so ist er eben so wohlthätig, als der Trieb nach Wissenschaft und Kunst. — So wie der Rahmen am Gemälde sind die Einfassungen überhaupt, durch die Idee des Isolirens oder Herausheben aus der Masse, zu Verzierungen geworden. — Jede Landschaft muß, wenn sie gefallen soll, Abwechselung und Einheit haben. Die Gegend muß nicht auf einmal, sondern allmälig, so wie man sie durchwandelt, ihr Bild in der Seele abzeichnen. In der menschl. Form ist bey der größten Mannichfaltigkeit die größte Einheit. Alle Thiergestalten sind gleichsam nur Abarten von der menschlichen Form. In den Bildungen der Alten, so wie in ihren Dichtungen, spielt die Thierwelt in die Menschenwelt. Bey den Spielarten des Geschmacks herrscht die Mannichfaltigkeit über die Einheit; bey dem ächten Geschmack ist jene dieser untergeordnet. — Unter Zierath denken wir uns dasjenige gleichsam Ueberflüssige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fällt, und daher auch unsre Aufmerksamkeit stärker auf sich zieht. Sie muß daher nichts Fremdartiges enthalten; und sie ist desto schöner, je bedeutender sie ist. Diese Bemerkung wird von dem Verf. auf die verschiedenen Säulenordnungen, besonders auf die korinthische, angewandt. — In den Arabesken, so verschiedenartig auch ihre Bestandtheile sind, reihet sich doch alles zu einer gewissen Einheit. Es ist, nach des Verfassers Vorstellung, gleichsam die Stufenleiter der Wesen, die man hinaufsteigt; ein schönes Labyrinth, worin das Auge sich verliert. Nur muß man darin keinen Plan suchen, muß sie nicht, wie Hieroglyphen, deuten wollen. — Kuppeln sind schon eine Spielart des Geschmacks; aber doch von weit ernsterm und edlerm Ansehen, als die Thürme. Bey hohen Säulen hingegen, wie die trojanische, verschwindet die Idee von einem Gebäude ganz; und so erregt auch der Obelisk nicht die Idee des Tragens, wegen seiner Zuspitzung. Die ägyptische Pyramide ist ein majestätisches Gebäude, weil ihr Umfang zur Höhe nicht unverhältnißmässig ist. — Die berühmten Raphael-

schen

schen Stanzen sind nach des Verf. Urtheil unter allen Zimmern in der Welt am prächtigsten, aber auch am schlechtesten dekorirt, wenn man nämlich die darin angebrachte Malerei als Verzierung betrachtet. Der größte Maler war ein sehr unfähiger Dekorateur. — Das eigentlich Fassende selbst, die Vase, dient schon an sich zum Zierrath, weil sie den Begriff des Isolirens oder Insichfassens durch sich selbst bezeichnet. Darin liegt auch der Grund ihrer allmähligen Erweiterung von unten nach oben zu; und des engern Zusammenziehens unter ihrem Rande, um das Gefaßte aufzubewahren. — Durch blos allegorische Figuren wird die Aufmerksamkeit, in Rücksicht auf die schöne Kunst, zerstreut, und von der Hauptsache abgezogen. Bey dem Schönen kommt es immer darauf an, daß es selbst die Hauptsache sey. Die Allegorie muß also immer nur untergeordnet oder zufällig seyn. Nichts Reitzenders kann man sich denken, als die hier S. 48. f. beschriebene Verzierung von Raphaels Schlafgemach, das er sich selbst ausmalte. — — Von S. 50 an giebt der Verf. die Beschreibung eines Saals in dem Hause des königlichen Staatsministers, Freyh. von Heinitz zu Berlin, wozu die Basreliefs von dem Rector und Hofmaler Hrn. Frisch, die Dekoration und Anordnung des Ganzen von dem Architektmaler Hrn. Bürnat, verfertigt sind. — Sodann kommt er wieder auf allgemeine Bemerkungen zurück; redet von Nachahmungstrieb und Neuerungssucht; widerlegt den Ausspruch, daß über den Geschmack nicht zu streiten sey, weil die Grundsätze desselben eben sowohl im Verstande, als im Gefühl liegen; redet von der Paulskirche in Rom, von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit; über ein Deckengemälde von Pietro von Kortona; von der häuslichen Einrichtung der Alten, ihre Tempel, Bildsäulen und Haine; von den Kampfspielen im Cirkus; von den Verzierungen der Peterskirche in Rom; von denen an den Marmorsärgen der Alten. Hierauf, die Beschreibung eines marmornen Grabmals zum Andenken des Grafen von der Mark in der Dorotheenkirche zu Berlin, vom Hofbildhauer Schado. Dann wieder etwas von Gewand und Faltenwurf. Und plötzlich wieder die Beschreibung eines Gesellschaftssaals in der ehemaligen Wohnung des Hrn. v. Heinitz, von dem Architekten Genelli mitgetheilt. Endlich noch die Kontraste eines römischen Senators und eines reichsstädtischen Burgermeisters, einer römischen Matrone und einer Prinzessin von Parma, wozu die Kupfertafeln ge-

 hören.

hören. Und zum Schluß ein paar Worte über durchbrochene Arbeit und Geschmacksurtheil.

Kr.

Die Eremitage zu Sanspareil; nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Johann Gottfried Köppel, Kaiserl. Landgerichts-Registrator zu Ansbach. (Erstes Heft.) Erlangen, verlegt von Wolfg. Walther, 1793. 2 Bogen in gr. 4. Mit 4 Kupfertafeln in Queerfolio. Ein Heft fein gemalt kostet 3 Rthl., schwarz, in getuschter Manier, auf holländischem Papier 1 Rthl. 12 gr. schwarz, auf gutem dicken Schreibpapier 1 Rthl.

Dieses, in allem Betracht beyfallswürdige Unternehmen war schon längst durch eine Ankündigung bekannt gemacht worden. Man sah daraus, daß Hr. Köppel, der sich schon durch verschiedene Aufsätze in dem Meuselischen Kunstjournal, wie auch durch Handzeichnungen nach der Natur und durch einige von ihm selbst radirte Blätter, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, seit einigen Jahren auf unmittelbaren Befehl und mit thätiger Unterstützung seines Landesherrn die beyden fränkisch-brandenburgischen Fürstenthümer bereiset habe, und dadurch in den Stand gesetzt worden sey, von den mannichfachen, und zum Theil höchst überraschenden Naturscenen, Gebürgsarten u. s. w. eine grosse Menge schätzbarer und wichtiger Materialien und Zeichnungen zu sammlen, die manche Dunkelheit in der Geschichte und in den Alterthümern aufklären, manchen Irrthum berichtigen, und manches ehrwürdige Denkmal der Vorzeit in richtigen Abrissen darstellen würden.

Hier nun die erste Frucht dieser malerisch-historisch-antiquarischen Reise! Sie zeigt uns einen Theil der Merkwürdigkeiten und ganz eigenthümlichen Schönheiten der durch mehrere Bücher, neuerlich durch Füssels Tagebuch, auch Auswärtigen bekannt gewordenen Einsiedeley Sanspareil in einem Buchenhayn auf einem Berge bey dem Ort und Amt Zwernitz, sechs Stunden von der Stadt Bayreuth. Der Anfang der Anlage dazu ward im Jahr 1745 gemacht, auf Angabe des Generals von Diemar und auf Betreibung der Gemahlin des

Mark-

Markgrafen Friedrich, der geistreichen Schwester Friedrich des Einzigen. Die meisten Benennungen der verschiedenen Partien sind aus Fenelons Telemach entlehnt. Auf den 4 Blättern des ersten Heftes erblickt man einsweilen nur folgende: 1) Die Haupt-Eremitengebäude, nämlich: den Salon, das Markgrafenhaus und das Burggrafenhaus; 2) zwey Kavaliershäuser; die Grotte der Kalypso; 4) die Grotte der Diana und den Felsen der Liebe.

Wenn auch das vor uns liegende von J. C. Bock in Nürnberg gestochene, fein illuminirte Exemplar nicht ganz an Aberli's Manier hinanreicht; so übertrifft es doch die meisten mit ihr rivalirenden Blätter; und, wie wir hören, werden die künftigen Hefte noch sorgfältiger bearbeitet werden. Wir unsers Orts haben uns ausnehmend an diesen vier ersten ergötzt, zumal nachdem uns Personen, die mit jener herrlichen Gegend bekannt sind, versichert haben, daß Herr Köppel alles mit der höchsten Treue und Genauigkeit vorgestellt habe. Die Gesichtspunkte seiner Ansichten scheinen gut gewählt zu seyn, und sie gewähren im Ganzen ein wahrhaft malerisches Ansehn, haben brave Haltung und angenehme Beleuchtung. Nur hie und da wünschen wir die Behandlung etwas weicher, und weniger Vernachlässigung der Beywerke. Den Ausdruck in der Vorrede und in der Beschreibung finden wir fast durchaus ungekünstelt und fliessend. Mit Verlangen erwarten wir die folgenden Hefte.

Pp.

Chemie und Mineralogie.

Joseph Franz Edlen von Jacquin Lehrbuch der allgemeinen und medicinischen Chymie (Chemie). Erster Theil. Wien, bey Wappler. 1793. 8. 344 S. 1ster und 2ter Theil 2 Rg.

Der Verf. folgt der antiphlogistischen Theorie, ohne jedoch durchgängig die neuen Namen der Antiphlogistiker zu gebrauchen, und behält im Ganzen die gemeinen bey. Dies dünkt uns, zumal bey einem Lehrbuche für Anfänger gar nicht unschicklich zu seyn, weil die gemein bekannten Namen doch nicht sobald ganz ausser Gebrauch gesetzt werden können, großentheils

Theils in den Apotheken, bey den Künstlern, im Bergwesen, und s. f. beybehalten werden, und überdem bey manchen jener Namen, z. E. Wasserstoff, Sauerstoff, Halbsäure, doch noch nicht ausgemacht ist, ob die Sätze, auf welche sie sich beziehen, unumstößlich bleiben werden. Die antiphlogistische Chemie ist in diesem Buche sehr deutlich und gründlich, und auf solche Weise vorgetragen worden, wie es zu einem Lehrbuche erforderlich ist, das zur Grundlage eines Vortrages über die ganze Wissenschaft dienen soll. **Girtanners** Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, so trefflich sie auch übrigens sind, schicken sich dazu nicht. Sie dienen mehr, um das Eigenthümliche und Unterscheidende der antiphlogistischen Chemie darzustellen, und die Sätze derselben durch eine umständliche Vergleichung vieler Versuche zu beweisen. Auf Angabe der chemischen Operationen hat sich der Verf. nicht eingelassen. In diesem **ersten Theile** betrachtet er erst die chemische Auflösung und die chemischen Verwandtschaften, dann den Lichtstoff, die Atmosphäre und das Wasser; ferner die Mittelsalze, welche aus Salpetersäure, Kochsalzsäure, Schwefelsäure, Boraxsäure, Flußspathsäure, Kohlensäure und Alkalien bestehen; die Erden, u. die aus ihnen und den Säuren bestehenden Mittelsalze; den Demant, den Schwefel; die Naphtha, (nämlich die natürliche,) das Bergöl, rc. den Bernstein, den Kopal, die Ambra; endlich die Metalle, vom Golde, bis zum Uranium. So gut diese Ordnung im Ganzen ist, so glauben wir doch, daß es für die Anfänger deutlicher gewesen wäre, die Alkalien besonders, und nicht unter der Kohlensäure, zu betrachten; die Betrachtung derjenigen brennbaren Mineralien, welche höchstwahrscheinlich vegetabilischen und thierischen Ursprungs sind, erst nach der Betrachtung der vegetabilischen und thierischen Körper vorzunehmen; und die Phosphorsäure schon hier bey den Mineralien mit abzuhandeln, da sie bekanntlich auch in mineralischen Körpern, wie Wassereisen, im grünen Bleyerze, im Apatit, angetroffen wird. §. 1. Möchte die Chemie wohl am besten als diejenige Wissenschaft bestimmt werden, welche die Stoffe der Körper betrachtet, in sofern sie mit einander gemischt, und von einander geschieden werden können. Die Eigenschaften der Körper sind eigentlich Gegenstände der Physik. §. 3. Schränkt der Verf. die Gegenstände der Chemie nur auf solche Körper ein, welche der Chemist in seine Gefässe einschließen kann. §. 4. Würden wir statt des gewöhnlichen Namens:

mens: „Bestandtheile," lieber „Grundstoffe" setzen, um diesen Begriff völlig von dem Begriffe der Theile eines Körpers zu unterscheiden, in welche er durch mechanische Mittel zerstückt wird. Richtig unterscheidet der Verf. §. 8. die wahre Zerlegung von der falschen. Die Unterscheidung §. 10. zwischen den Elementen der Physiker und den Urstoffen der Chemiker scheint nicht statthaft zu seyn: Urstoff und Element sind Synonyme, und dem Chemiker muß Urstoff dasselbe seyn, was es dem Physiker ist; aber freylich muß der Chemiker sowohl, als der Physiker unter solchen Stoffen unterscheiden, welche wirklich einfach sind, und solchen, welche von unserer Chemie nicht zerlegt werden können. §. 27. Bestimmt der Verf. den Begriff vom Auflösungsmittel so, daß es von zweyen zu einer Auflösung zusammenkommenden Körpern derjenige sey, dessen äusserliche Form der Form des aus der Verbindung entstehenden Körpers näher komme. Daher nennt er auch bey der Bereitung des Mineralmohrs den Schwefel das Auflösungsmittel, weil der Schwefel ein fester Körper ist, und das Gemisch, der Mineralmohr, auch. Sollte diese Bestimmung genau genug seyn? Wir sind der Meynung, man müße nicht jede Mischung eine Auflösung nennen; nur solche Mischungen, bey welchen ein fester Körper in einem tropfbar flüssigen Auflösungsmittel, oder in einem gasförmigen Auflösungsmittel, oder ein tropfbar flüssiger in einem gasförmigen Auflösungsmittel aufgenommen wird. §. 35. ist noch beyzufügen, daß ein ausgeschiedener Körper in einer tropfbar flüssigen Auflösung auch oben aufschwimmen kann, ohne in ihr nieder zu fallen, oder als Gas zu entweichen. Die wichtige und schwierige Betrachtung des Wärmestoffes ist sehr gut vorgetragen. Der Verf. erwähnt bey der Unterscheidung der Festigkeit, der tropfbaren Flüssigkeit, und des Gaszustandes des Dampfes nicht, scheint also, wie auch einige andere neuere Chemisten thun, Dampf und Gas nicht zu unterscheiden. Es scheint jedoch diese Unterscheidung allerdings nöthig zu seyn. In der Abhandluug vom Lichtstoffe wünschten wir die Gründe für die Meinung, daß Wärmestoff und Lichtstoff verschieden seyen, vorgetragen zu finden. §. 129. äussert der Verf. die Meinung, daß in den Lungen auch Wasserstoff entwickelt, und mit der eingeathmeten Lebensluft zu Wasser werde, von dem die ausgeathmete Luft feucht sey. Er hält es für wahrscheinlich (§. 148), daß der Stickstoff ein Grundstoff auch der feuerbeständigen Alkalien sey. §. 172. Hätte noch die Reinigung

 der

der Salpetersäure von Schwefelsäure durch Schwererde angeführt werden können. §. 171. (Wir haben immer starke und plötzliche Entzündung bewirkt, wenn wir gleichviel rauchende Salpetersäure, Vitriolöl und Terpentinöl zusammengegossen haben. Das Quecksilber wird §. 497. richtig zu den edlen Metallen gezählt, weil es durch bloßes Glühen ohne Zusatz aus dem Zustande eines metallischen Kalkes wieder in den Zustand eines Metalles übergeht. Daß der für sich bereitete Quecksilberkalk (§. 536) in Berührung mit der atmosphärischen Luft erhitzt, sich zum Theil in rothen Krystallen sublimire, oder auch zu einem rothen Glase schmelze, bezweifeln wir. Denn am rothen Quecksilberkalke, der mit Salpetersäure bereitet worden, und in dieser Rücksicht von dem für sich bereiteten doch wohl nicht verschieden seyn kann, haben wir immer bemerkt, daß er, auch in offnen Gefäßen, bis zum Glühen erhitzt, als metallisches Quecksilber aufsteigt, aber, sobald er alle Säure verloren hat, nie an ihm gesehen, daß er sich als rother Kalk sublimirt, oder gar zu Glase schmilzt. Der Vf. wird uns diese Erinnerungen hoffentlich nicht übel deuten, da wir übrigens den Werth seines Lehrbuches völlig anerkennen, und mit ihnen nicht Tadelsucht, sondern nur unsere Aufmerksamkeit an den Tag legen wollen.

Hr.

Ueber einige Ereigniße in der mineralogischen Litteratur unserer Tage, von K. W. Nose. Frankfurt, bey Gebhard und Körber. 1793. 8. 4 Bogen. 4 ℋ.

Eigentlich eine Vertheidigung des Verf. gegen die zum Theil bitteren und spöttischen Vorwürfe, welche ihm Hr. von Veltheim in seiner Schrift über der Herren Werner und Karsten Reformen in der Mineralogie gemacht hat, und ein neues Beispiel, wie weit gelehrte Streitigkeiten, wenn sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt werden, führen, wie sehr sie kränken, wie leicht sie in persönliche Angriffe ausarten können. Wenn auch die Beschuldigungen, die Herr von Veltheim dem Verf. macht, nicht ungegründet sind (und einige sind es gewiß nicht, und es nöthig war, öffentlich mit Nachdruck darüber zu sprechen; so hätte doch Hr. v. V. edler gehandelt, dies mit Glimpf

Glimpf und Schonung zu thun, und persönliche Rücksichten, so viel möglich, aus dem Spiel zu lassen; aber hat nicht der V. durch die Art, wie er die Gegner seiner Meinung über die Bildung des Basalts in seinen orographischen Briefen zurecht wies, den ersten Anlaß zur Erbitterung gegen ihn gegeben?

Sonst müssen wir von dieser Vertheidigung sagen, daß sie mit Bescheidenheit, und, was wenigstens mehrere der gemachten Beschuldigungen betrifft, mit Gründlichkeit abgefaßt ist, übrigens aber für die Leser der Schriften des Verf. nichts neues enthält.

Da.

Johann Jakob Ferbers, Königl. Preußl. Oberbergraths ꝛc. Nachrichten und Beschreibungen einiger chemischen Fabriken, nebst J. Chr. Fabricius mineralogischen und technologischen Bemerkungen auf einer Reise durch verschiedene Provinzen in England und Schottland. Mit Kupfern. Halberstadt, in der Buchh. der Großschen Erben. 1793. 10 Bogen. 8. 12 gr.

Sie bestehen aus dem bloßen Abdruck eines Theils von Ferbers neuen Beyträgen zur Mineralgeschichte verschiedener Länder, der im ersten Bande befindlich ist.

W.

Vermischte Schriften.

Mémoires de l'Ac. R. des Sciences et Belles Lettres, depuis l'Avénement de Fréderic Guillaume II. au Throne. Aout 1786. jusqu'à la fin. de 1787. Berlin, bey Decker. 1792. 4. Geschichte 64 S. Abhandl. 684 S. 8 Bogen Kupfertafeln. 3 Rthl. 18 gr.

In der Geschichte theilt Hr. Bernoulli Beobachtungen Hrn. Pr. Beitler zu Mietau mit, die 87 — 90 angestellt worden.

Verfinsterungen von Jupiterstrabanten. Herrn Bode sein neues Sternbild, Friedrichs Ehre.

Experimentalphilosophie. Hr. Achard, über barometrische und hygrometrische Messungen. Daß der Barometerstand, nebst dem Gewichte der Luft, auch auf ihre Federkraft ankömmt, (mit einem Worte auf ihren Druck), ist bekannt. Unter den Ursachen, welche die Federkraft ändern, ist eine weniger untersuchte Verbindung der Luft mit allerley flüchtigen Materien. Die Luft kann dergleichen Materie auflösen und mit ihr ein durchaus gleichartiges Wesen bilden, oder es kann nur eine Mischung entstehn, da Theilchen der Materie und Lufttheilchen an einander hängen. Im letzten Falle hat die Materie, welche mit der Luft vereinigt ist, keinen Einfluß in derselben Elasticität und Ausdehnungskraft, aber im ersten entstehn da starke Aenderungen. Hr. A. hat gefunden, daß Luft so trocken als möglich, in einem Gefäße eingeschlossen, mehr Elasticität bekömmt, wenn sie nur Wasser auflöset, ohne irgend eine andere Ursache der Aenderung. Seinen Versuch zu beschreiben, wäre hier zu weitläuftig, ohne Figur kaum verständlich. Daß er mehrere Versuche angestellt hat, Luft mit andern flüßigen Materien, auch flüchtigen festen, zu sättigen, wird man schon von ihm erwarten. Alle Materien, die bey der natürlichen Temperatur der Atmosphäre ausdünsten, und also mit der Luft durch Auflösung vereinigt werden, verstärken ihre Ausdehnungskraft, nur die Fälle ausgenommen, wo sich was phlogistisches entwickelt, weil solches bekanntermaaßen die gemeine Luft zersetzt, fire von ihr absondert, und so die Elasticität der ganzen Masse vermindert, dazu muß es aber ganz entwickelt seyn, nicht mehr in Verbindung mit andern Materien, denn da zersetzt es die Luft nicht. Die unterschiednen Arten Aether vermehren unter allen flüßigen Materien die Elasticität der Luft am meisten, mit welcher sich ihre Dünste verbinden, nächst den Aethern, vollkommen rectificirter Weingeist. Bey vielen Versuchen, die Hr. A. über diesen Gegenstand und verwandte angestellt, hat er gefunden, daß recht trockne Luft, gleiche Vermehrungen ihres Raumes, bey gleichem Wachsthume der Wärme nach reaumurischen Graden bekömmt, so daß die Ausdehnung der Luft durch die Wärme, mit dem Steigen des Quecksilbers von eben der Wärme gleichen Gang hält. Ist aber die Luft mit Wassertheilchen beladen, so findet das nicht statt. Nun

An-

Anwendungen auf das Barometer. Wenn Wasser in Luft aufgelöst sich absondert, und die Wassertheilchen durch ihre Vereinigung Massen bilden, die nur in der Luft hängen, nicht mit ihr vereinigt sind, so wird die Luft weniger expansibel, weil sie weniger Wasser im Auflösungszustande enthält, und wegen dieser schwächern Ausdehnung fällt das Barometer, und die abgesonderten Wassermassen fallen herab. Absonderung des Wassers von der Luft, in welcher es aufgelöst war, schreibt Hr. A. allein den Aenderungen der Temperatur zu, die in der Luftregion, wo die Meteoren sich bilden, so häufig und so plötzlich geschehn. Er würde davon Beweise beybringen, die seine Meinung zur physikalischen Gewißheit erheben, wenn es die Zeit gestattete. Jetzo beruft er sich nur darauf, daß, in Zimmern, wo es wärmer ist als außen, Wassertropfen an den Fensterscheiben innerer Fläche hängen, ist aber die äußere Luft wärmer als die in einem verschloßnen Zimmer, so zeigen sich die Tropfen an der äussern Fläche. Das Letzte ereignet sich an Zimmern, die nicht sind geheitzt worden, wenn nach strenger Kälte plötzlich Thauwetter erfolgt. Ueber die Hygrometer. Wasser, in der Luft die ein Hygrometer umgiebt, wirkt nicht darauf, so lange es mit Luft combinirt ist, erst wenn es sich absondert. Daher kann, vermöge der Temperatur der Luft, viel Wasser in ihr aufgelößt seyn, ohne daß das Hygrometer solches angiebt; das Hygrometer für sich, zeigt also die Menge der Feuchtigkeit in der Luft sehr unvollkommen an, es muß mit dem Thermometer verbunden werden. Hr. Achard, über die Erdelektricität. Eine elektrische Vorrichtung, die ihre Elektricität nicht von der obern Gegend der Luft erhält, sondern von der Erde, oder von Luftschichten, die nur einige Fuß erhoben sind. Aus der Elektricität der Erde leitet er Aufsteigen und Fallen des Thaues her. Er benetzt deswegen nicht alle Körper gleich stark, die idioelektrischen immer vielmehr als bloße Leiter. Hr. Achard, über eine neue vortheilhafte Methode, Bleyweis und Masticot zu machen, überhaupt dem Bleykalke unterschiedene Farben zu geben, die ihm zur Malerey brauchbar machen. Hr. Walter, über die Resorption. Die aus dem Deutschen übersetzte lange Abhandlung wird ohne Zweifel gehörig angezeigt werden, wenn sie in ihrer Grundsprache erscheint. Hier nur einen Schluß aus Hrn. W. Untersuchungen: die lymphatischen Gefässe sind eigentliche resorbirende, überall, wo ein zellenförmiges Wesen ist, theilen sie mit den Adern das Amt des Resorbirens; sie resorbiren den Chylus zur Hälfte,

Hälfte, mit der Vena portae; In den Brüsten der Weiber bewirken sie ausschliessend die Resorption der Milch. Auf der andern Seite, bewirken die Adern, ausschliessend die Resorption in allen Höhlungen des Leibes, und auf seiner ganzen Oberfläche. Silberschlag, über Brüche der Dämme, aus dem Deutschen übersetzt. Nach Bemerkung über den Bau der Dämme, erinnert er, daß sie auch bey dem festesten Baue nicht schützen, wenn Wasser, durch Eis gehemmt, aufschwillt, und solche Eismassen sind schwer in Bewegung zu bringen. Der alte Fürst Leopold von Dessau, damals Gouverneur von Magdeburg, ließ gegen Eisstücken, die sich auf Sandbänke, queer vor den Strom gesetzt hatten, Sechspfünder richten, aber ohne einige Wirkung; manche Kugeln giengen durch die Klumpen durch und durch, andere prallten zurück, und fielen auf die Häuser der Stadt, die Bürger baten ihren Beschützer, sie nicht wie Belagerte zu behandeln, und Pulver u. Kugeln waren verloren. Ein sächsischer Artilleriehauptmann Dietrich wiederholte den Versuch mit einem Zwölfpfünder eben so fruchtlos. Herr Silberschlag, und nach ihm sein Bruder, brauchten glücklicher hölzerne Granaten. Man findet die Nachricht in den Klosterbergischen Versuchen. Die Herren Dietrich und Lesch, sächsische Artilleriehauptleute, brauchten dieses Verfahren auch mit gutem Erfolge, es erfordert aber Umstände, die es nicht allemal anwendbar lassen. Herr S. schlägt ein anderes vor, das er selbst für kühn erklärt; Oeffnungen im Damme, durch welche das Wasser abfließt, also Aufschwellen und Anwachs des Eises unterbleibt. Er lehrt die dabey nöthigen Vorrichtungen, auch Schwierigkeiten. Silberschlags Systema inclinationis et declinationis vtriusque acus magneticae, lateinisch, durch sehr viel Zeichnungen erläutert. Auch Vorrichtungen von Nadeln, die Hr. Achard beym Gebrauche vortrefflich befunden hat. Herr Klaproth über den Diamantspath. Er kömmt aus China und Bengalen, hat den Namen wegen seiner Härte bekommen, die chinesischen und indischen Steinschleifer brauchen sein Pulver als Diamantpulver. Hr. Kl. beschreibt, wie er chinesischen behandelt. Seine Elemente sind: zwey Theile Alaunerde, und ein Theil einer neuen Erde, deren Eigenschaften Herr Kl. noch nicht bestimmen kann. Hr. Klaproth, über das Uranium, welches unter die schwerflüssigen Halbmetalle gehört. Er macht von dieser Gattung drey Arten: 1) Sulphuratum, a) tiefgrau, oft mit Spuren von Bleyglanze, Bleyschweif, b) schwarz,

b) schwarz, sieht wie Steinkohle aus. 2) Ochraceum, schwefelgelb, citronengelb, braungelb, röthlich. 3) Spathosum, a) Vom Kupfergrün gefärbt, b) gelb. Auszug der Witterungsbeobachtungen zu Berlin, Jänner ... April 1787. von Hr. Beguelin; Mai .. December, von Hr. A. als Hr. B. solche wegen Krankheit nicht fortsetzen konnte. Hr. A. hat noch Beobachtungen beygefügt; mit Hrn. von Saussure Haarmikrometer, Messung des Regens, der Ausdünstung des Windes, Stärke und Richtung, und atmosphärische Elektricität.

Mathematik. Hr. von Castillon, über Euklids Parallelen. Eigentlich über den bekannten Grundsatz. Hier blos litterarisch und historisch; Beweise sollen in einer künftigen Abhandlung folgen. Hr. *de Val du Roi* Bestimmung der Secularänderungen der Elemente von Herschels neuen Planeten, in sofern solche von Saturns und Jupiters Wirkungen herrühren, und der periodischen Aenderungen, die auf seine heliocentrischen Weiten von diesen Planeten ankommen. Hr. *de la Grange* übergiebt diese Abhandlung als eine Ergänzung dessen, was er 1782; 84; über die Theorie der Secularvariationen der alten Planeten geschrieben. Hrn. Pr. Beitler zu Mitau, Beobachtung des Durchgangs Merkurs durch die Sonne d. 4ten May 1786., mit Anwendung auf Verbesserung der Tafeln. Auch Hr. Beitler über wahre stündliche elliptische und parabolische Bewegung. Bekanntermaassen berechnet man aus den Tafeln die Stellen eines Weltkörpers für gewisse Zeitpunkte, was aber zwischen diesen Zeitpunkten fällt, nach der Voraussetzung, daß sich indessen die Bewegung wie die Zeit verhalte. Herr B. zeigt hier, wie man beständig der eigentlichen Theorie gemäß rechnen könne, so hat er bey vorerwähnten Durchgange gerechnet. Hr. Johann Bernoulli theilt diese beyden Aufsätze mit, dabey er einige Aenderungen zur bequemern Einrückung in die Abhandlungen gemacht hat. Hr. Bode über die Lage und Vertheilung der Planeten- und Kometenbahnen. Dieser Aufsatz ist besonders deutsch erschienen, und da wird von ihm in gegenwärtiger Bibliothek geredet. Herr Johann Trembley über ein analytisches Paradoxon. Wenn man Differenzialgleichungen durch Näherung auflöst, und dazu nach einander folgende Substitutionen braucht, kommen zuweilen Kreisbogen in die Integrale, die doch keine enthalten soll. Hr. Tr. zeigt, woher es rührt, und wie es zu ver-

vermeiden ist. Hrn Lhuilier Lehrsatz, über Körper, die mit Ebenen begränzt sind. Durch irgend einen Punkt ziehe man Perpendikel auf die Ebenen, die einen solchen Körper begränzen, alle entweder einwärts in Absicht auf diese Ebenen, oder auswärts, man nehme auf diesen Perpendikeln Stücke, die sich wie die Ebenen verhalten; so ist der Punkt durch den sie alle gehen, der Schwerpunkt ihrer Endpunkte. Das giebt Folgen von Gleichgewicht bey Kräften an einem Punkte. Hr. Abel Bürja elementarische und direkte Methode durch die gemeine Arithmetik Logarithmen zu finden. Das Wesentliche von ihr hat er schon bey mehrern Gelegenheiten bekannt gemacht.

Speculative Philosophie. Hr. v. Beguelin, über Freuden und Leiden des Lebens, in Vergleichung mit ihrer Menge, öfterer Rückkehr und Mannichfaltigkeit. Unter andern artigen Bemerkungen, die: Einen Zustand, wo einem weder wohl noch wehe ist, könnte man als o ansehen, durch ihn eine Abscissenlinie ziehen, auf welcher Zeiten genommen würden, durch jeden Zeitpunkt als Ordinate: Intensität des Vergnügens positiv setze des Misvergnügens negativ. So stellte diese krumme Linie Freuden und Leiden vor, wie man beym Gange des Barometers und dergl. verfährt. Aber die Menschen nehmen gewöhnlich den Punkt, von dem sie Vergnügen rechnen, über o, und schätzen also die Freuden geringer, die Leiden grösser. Hr. v. B. hat in diesem Aufsatze einiges gegen Herrn Merian erinnert und dieser vertheidigt sich. Hr. Aveillon, über den Zustand der Natur. Herr v. Castillon, über die menschliche Freyheit. Herr Formey elementarische Abhandlung der Moral. Hr. Selle über Realität und Idealität der Gegenstände unsrer Kenntnisse; (ist besonders deutsch gedruckt und in dieser Bibliothek angezeigt.)

Schöne Wissenschaften. Herr Bitaubé zergliedert des Aristoteles Grundsätze über die Regierung, und fügt Anmerkungen bey. Herr Erman erzählt mehrete litterarische Versuche, falsche Benennungen, ungereimte Auslegungen von Wörtern und dergleichen. Herr Graf v. Herzberg, über K. Friedr. Wilhelm II. drittes Regierungsjahr, wo auch gezeigt wird, daß die preußische Regierung nicht despotisch ist. Derselbe über das vierte Regierungsjahr des Königs, und den erblichen Adel. Derselbe über Revolutionen der Staaten, äusserliche, innerliche und religiöse. Zur Feyer des Geburts-

Geburtstages des Königs, und des fünften Jahres Seiner Regierung. Hr. Möhsen über die brandenburgische Geschichte des Mittelalters und deren Erläuterung durch gleichzeitige Münzen. Diese Abhandlung ist deutsch vorgelesen worden, und auch hie so abgedruckt. Vielleicht wäre es gut, immer jeden Aufsatz in der Sprache mitzutheilen, der sich sein Verf. ursprünglich bedient hat.

Hz.

Worte der Erinnerung an Jünglinge und Mädchen, die sich auf ehliche Glückseligkeit vorbereiten wollen. Von einem jungen Ehemann. Stuttgart, bey Metzler. 1793. 8. 7½ Bogen. 5 gr.

Wenn die gute Absicht des Verfassers, Herrn Regierungsadvocaten Bäuerlen, zu Kirchheim im Wirtembergischen, einem Buche einen Werth geben könnte; so würde es auch dieser Schrift nicht daran mangeln. Der Verfasser meynt es herzlich gut, dabey verräth er überall edle Gesinnungen, auch hat er sich über den Gegenstand, worüber er schreibt, viele gute und nützliche Wahrheiten gesammelt. Allein es mangelt ihm gänzlich an der Fähigkeit, seine Gedanken gehörig zu ordnen, und sie auf eine verständliche, faßliche und einnehmende Art vorzutragen. Man findet daher zwar in dieser Schrift viele gute und zweckmässige Bemerkungen; aber ohne alle Ordnung untereinander geworfen, und noch dazu in einem so schleppenden und von Sprachfehlern strozzenden Styl vorgetragen, daß man öfters den Sinn kaum zu errathen vermag. Man muß in der Selbstverläugnung schon ziemliche Fortschritte gemacht haben, wenn man bey der Durchlesung dieser wenigen Bogen nicht ermüden, oder sie gar wieder weglegen will, ehe man damit zum Ende gekommen ist.

1. Nothwendige Erwägungen über die jetzt so sehr gesuchte Gleichheit und Freyheit unter den Menschen. Augsburg, bey Johann Baptist Merz. 1793. 8. 2 Bog. 1 gr.

2. Ue-

2. **Ueber die Ungleichheit der Menschen. Eine Volksrede für alle Menschen der Erde. Herausgegeben von einem Volksfreunde. Mit obrigkeitlicher Erlaubniß. Augsburg, bey Johann Baptist Balthasar Merz. 1793. 8. 2 Bog. 1 gr.**

Durch die französische Revolution sind die Ideen von Freyheit und Gleichheit, besonders auch unter dem gemeinen Mann, auf eine solche Art verbreitet worden, die bald mehr, bald weniger Uebels von dieser Verbreitung befürchten ließ. Es wurde daher auch bald mehr bald weniger nothwendig, diese Ideen für den gemeinen Mann zu beleuchten, und ihm den Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem darüber richtig geurtheilt werden könnte. Beyde oben genannte Pieçen haben diese Absicht. Der Verf. von Nro. 1) hat vorzüglich die Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit vor Augen, die man unter dem Namen: Freyheit und Gleichheit zu verbergen sucht, und warnt daher den gemeinen Mann, sich von dieser Sirenenstimme nicht ins Verderben führen zu lassen. So gut diese Absicht auch ist, so bleibt uns doch zu wünschen übrig, daß der Verfasser seine Begriffe hierüber erst bey sich selbst berichtiget, und genauer bestimmt hätte, ehe er sich niedersetzte, diese paar Bogen zu schreiben. Unter dieser Bedingung würde es ihm auch besser gelungen seyn, den gemeinen Mann hierüber gründlich, deutlich und faßlich zu belehren. Der Verfasser von Nro. 2) ist seiner Sache in allen Rücksichten weit mehr gewachsen, seine Begriffe sind bestimmter, und gehörig zusammen gereiht, und dabey besitzt er die Gabe, deutlich und faßlich für den gemeinen Mann zu reden. Er handelt von der Ungleichheit der Menschen, zeigt ihre Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, und giebt am Ende noch einige Vorschriften über ein vernünftiges und christliches Verhalten, sowohl in den höheren, als in den niedrigern Ständen.

G.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek

Zehnten Bandes Erstes Stück zweytes Heft.
und Intelligenzblatt No. 22. 1794.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Charis; oder, über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten; von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, aus Hoya. Erster Theil. 320 Seiten. Zweyter Theil. 332 S. 8. Leipzig, im Verlage der Dyckschen Buchhandl. 1793. 2 Rt. 8 gr.

Statt einer Einleitung hat der durch seinen feinen und philosophischen Kunstgeschmack rühmlichst bekannte Vf. diesem Werke eine Zuschrift an seinen würdigen Lehrer und Freund, den Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, vorangesetzt, worin er sich über seine eigentliche Absicht bey der Entwerfung desselben erklärt. Diese geht nämlich dahin: durch eine genaue Bestimmung des Begriffs des Schönen und der Schönheit in den nachbildenden Künsten, den Irrthümern und Vorurtheilen derer zu begegnen, welche diesen Begriff entweder zu ausgedehnt für alles, was Vergnügen macht, annehmen, oder zu eingeschränkt, für dasjenige, was schön und Schönheit in der Moral, in der Poesie, oder in der Bildhauerkunst, ist. Denn allerdings muß dem gebildeten Künstler und Kunstbeobachter daran gelegen seyn, seinen empirisch gebildeten Geschmack, seine praktischen Grundsätze, auf gewisse theoretische Grundbegriffe zurückzubringen. Dadurch soll er nun zwar nicht das Schöne und die Schönheit neu auffinden lernen, sondern seine einzeln gemachten Erfahrungen unter einander in Zusammenhang bringen, und besonders nun mit theoretischen, aber auf Erfahrung

gestützten, Gründen den Anmaaßungen derer begegnen können, welche aus spekulativen Gründen Grundsätze über das Schöne und die Schönheit aufstellen, die aller Erfahrung widersprechen. Zunächst bestimmt daher der Vf. sein Werk zur Apologie des empirisch erprobten Geschmacks vor dem Forum der Vernunft; dann aber auch dazu, die von ihm vertheidigten Erfahrungsgrundsätze des guten Geschmacks, so, wie der Vf. sie selbst als erprobt gefühlt, und von der Anerkennung mehrerer Jahrhunderte bestätigt gefunden zu haben glaubt, in einem natürlichen Zusammenhange, rein von allen Vorschriften der Ausführung, als Theorie neben einander aufzustellen und zu ordnen. Hiezu fand sich der Vf desto mehr aufgefodert, da er um anderer Studien willen, die er über Moral und Politik anstellte, und noch ferner anzustellen denkt, es nöthig fand, die Natur der menschlichen Triebe überhaupt, und besonders derer nach begierdelosem Anschauen, näher zu untersuchen. Man kann daher dieses Werk zugleich als die Grundlage eines Systems über die Natur unserer Triebe ansehen, welches der Vf. weiter anzubauen unablässig bemüht seyn wird.

Um unsern Lesern von dem Plan dieses lehrreichen Werks eine summarische Uebersicht zu geben, wollen wir die darin abgehandelten Gegenstände in der ihnen ertheilten systematischen Folge aufführen. Sowohl die planvolle Ordnung des Ganzen, als die von dem Vf. selbst jedem Kapitel vorausgeschickten räsonnirenden Anzeigen des Inhalts, erleichtern dem Rec. dies Geschäfte sehr.

Das erste Buch enthält die **Psychologie des Vfs. in Rücksicht auf Aesthetik.** Empfindung heißt ihm jede von der Kraft des Bewußtseyns bemerkte Bewegung unsers Wesens. Unter diesem Wesen versteht er unser ganzes, aus Körper und Seele zusammengesetztes Seyn. Sinnlich ist die Empfindung, in so fern jene Bewegung den Körper betrifft; innerlich, in so fern sie die Seele betrifft. Wird dabey nicht zugleich Maaß und Ursache der Bewegung wahrgenommen; so haben wir bloß die Empfindung unsrer Existenz; ist aber die Empfindung zugleich mit jener Wahrnehmung verbunden, so heißt sie entweder sinnlicher Eindruck, in Hinsicht auf den sie bewirkenden Gegenstand; oder Vorstellung der Seele, wenn der Gegenstand bloß gedacht, oder ihre Maaße als Gegenstand betrachtet wird. Unsre Empfindungen bleiben entweder

gleich-

gleichgültige Wahrnehmungen und Erkenntnisse, oder sie werden zu Willensbewegungen. Unter diesen sind einige schwach, bloße Regungen, andre stärker, oder Affekte. Ein anhaltender Affekt wird Leidenschaft. Es giebt zweyerley Arten von Affekten: den der Begierde, und den Affekt des gegenwärtigen Genusses und Leidens. Dieser letztere theilt sich wieder in den der gestillten Begierde und in den des Anschauens, ohne Bewußtseyn einer vorgängig rege gewesenen Begierde. Auch der Körper, oder vielmehr die Kraft unsers Wesens, die wir an unserm Körper besonders geschäftig fühlen, hat seine Willensregungen und seine Affekte. Die Seele hat gleichfalls ihre Willensregungen und Affekte, die entweder vor das Forum des Instinkts, oder der Vernunft gehören. — Dann, Kap. 2, **über die Wege, auf welchen uns die Affekte zugeführt** werden. Es giebt völlig gleichgültige Wahrnehmungen sinnlicher Eindrücke und innerer Gefühle. Es giebt völlig gleichgültige Erkenntnisse von dem Wesen und der Bestimmung der Dinge, vermittelst des Instinkts, oder der Urtheilskraft und der Vernunft. Diese nennt der Vf. reine Wahrnehmungen und Erkenntnisse. Aber es giebt ihrer auch solche, welche mit Willensregungen und Affekten verbunden sind. Alle Affekte sind entweder einzelnen Berührungen unsrer Sinnenorgane, oder Rührungen der innern Empfindungsfähigkeit, oder instinktartigen Erkenntnissen, oder Erkenntnißurtheilen des Verstandes zuzuschreiben. — Kap. 3, wird die Lehre von den Trieben näher entwickelt. Ein Trieb ist theils die leidende Fähigkeit unsers Wesens, Vergnügen und Mißvergnügen von einer besondern Art zu empfinden, theils das wirkende Vermögen, Vergnügen einer besondern Art herbeyzuführen, Mißvergnügen einer besondern Art abzuwenden, mittelst des Gebrauchs unsrer Kräfte. Alle unsre Affekte sind Folgen in stärkerer Maaße aufgereitzter Triebe; diese werden durch sinnliche Eindrücke und durch Vorstellungen der Seele erregt; diese Vorstellungen sind wieder Rührungen, Erkenntnisse des Instinkts und des Verstandes. Also ist die Entstehungsart aller Affekte diese: daß mittelst sinnlicher Eindrücke und mittelst Vorstellungen der Seele der Hang zum Vergnügen in seinen verschiedenen Trieben in stärkerm Maaße beleidigt und begünstigt wird; und daß sodann diese Triebe sich als Affekte, es sey des Anschauens, oder der gestillten und strebenden Begierde, ankündigen. — Durch die Wörter: gut, übel, häßlich und schön, (K. 4.) wollen wir nichts bezeichnen, was

sich einem reinen Verstandesbegriffe unterwerfen ließe; sondern wir wollen damit allemal zugleich sagen, daß das dadurch Bezeichnete unser Mögen oder Nichtmögen entweder noch jetzt auf sich ziehe, oder schon auf sich gezogen habe, oder in der Folge auf sich ziehen könne. Bey dem Schönen kommt nun nicht bloß der durch einen Gegenstand erweckte Affekt des Vergnügens in Betracht; und es unterscheidet sich von dem Guten nicht etwa bloß durch den Grad der Stärke dieses Vergnügens. Vielmehr scheint es gewisse Triebe in uns aufzureitzen, die durch ihre eigenthümliche Art der Erregung sowohl, als ihrer nachmaligen Aeußerung in Affekten, sich unterscheiden.

Im zweyten Buche geht der Vf. daher zu dieser Untersuchung weiter fort, und redet darin von dem subjectiv Schönen, oder von dem Schönen, als eine Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, betrachtet. Hier entwickelt er zuvörderst (Kap. 1.) den rohesten Begriff des subjectiv Schönen. Es ist ihm die Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke, und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ohne Vorempfindung eines Bedürfnisses und einer Nothwendigkeit Vergnügen zu machen Dahingegen ist alles, was uns nach der Vorempfindung eines Mangels Vergnügen macht, gut, und was uns nach derselben Mißvergnügen macht, übel. — (Kap. 2.) Das Urtheil über dasjenige, was zum Bedürfniß und zur Nothwendigkeit gehört, erhält bey zunehmendem Alter des Menschen, und nach Verschiedenheit seiner Lage, sehr verschiedene Modifikationen. Inzwischen dient es zur ewigen Norm bey der Klassifikation unsrer Affecten; indem diejenigen, die ihren Reitz in einer begleitenden Rücksicht auf jene Stärke finden, allemal zu denen des Guten und des Uebeln, hingegen diejenigen, die nicht ihren Reitz darin, sondern in etwas andern finden, allemal zu denen des Schönen und Häßlichen gerechnet werden. — Das Schöne ist also (Kap. 3.) nach diesem rohen Begriffe, weiter nichts, als die subjective Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke, und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich nicht auf Vorempfindung unsers Bedürfnisses gründet. Bey dem Guten hingegen findet sich diese Vorempfindung eines Bedürfnisses. Das Häßliche macht uns ohne dieselbe Mißvergnügen; und das Ueble, nach einer solchen Vorempfindung.

Das

Das subjectiv Schöne beruht (Kap. 4.) nach rohen Begriffen auf der Begünstigung eines allgemeinen Grundtriebes unsers Wesens, vermöge dessen wir uns in unsrer Willensbewegung und der davon abhängenden Thätigkeit unsrer Kräfte, gern frey bestimmt fühlen. — Dieser Grundtrieb ist die Liebe, im weitläuftigsten Verstande; er äußert sich auf verschiedene Art durch besondere Triebe und Affekte. — **Verfeinert** man nun (Kap. 5.) den Begriff von dem subjectiv Schönen, so ist es die Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen der Seele, Triebe in uns zu erregen, deren Befriedigung sich als Affekt des Anschauens äußert. Es kömmt dabey besonders die Beziehung auf unser Selbst in Betrachtung. Schön ist daher alles, was mir Vergnügen macht, ohne daß Rücksicht auf Besitz oder auf den Zustand der strebenden oder gestillten Begierde in hervorstechendem Maaße empfunden, meine Person mit dem Gegenstande meiner sinnlichen Eindrücke oder meiner Vorstellungen in ein näheres Verhältniß gesetzt hätte, als dasjenige ist, welches ich zwischen mir und dem Gegenstande meines Anblicks bey einer nicht begehrten und nichts weiter begehrenden Ansicht wahrnehme. — Diese Begierde (Kap. 6.) und diese Rücksicht auf Besitz und Vortheil für die individuelle Person des empfindenden Wesens, dürfen wenigstens nicht als Gegenstände einer besondern Vorstellung bey mir aufsteigen. — Nach diesem geläuterten Begriffe ist nun (Kap 7.) das Schöne die subjective Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich nicht auf Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses meines individuellen Ichs zu dem sinnlichen oder gedachten Gegenstande außer mir gründet; oder was mir ohne hervorstechendes Bewußtseyn einer Begierde, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil, Vergnügen machen kann. Bey dem Guten hingegen kommt die Vorempfindung jenes eigennützigen Verhältnisses, jene hervorstechende Begierde und Rücksicht auf Besitz und Vortheil, hinzu. Das Häßliche und Ueble ist dann von beyden das Gegentheil. — Das subjectiv Schöne (Kap. 8.) nach verfeinerten Begriffen, beruht auf Begünstigung besonderer Triebe nach bloßem Anschauen, welche Ausströmungen des Grundtriebes nach freyer und geselliger Zuneigung, oder Unterarten derselben sind. — (Kap. 9.) Die Spannung oder Schwingung, in welche wir bey Erregung unsrer Triebe gesetzt werden, ist von dreyfacher Art. Sie

zieht entweder unsre Kräfte zusammen, oder dehnt sie den sinnlichen Eindrücken und den Vorstellungen unsrer Seele nach, oder versetzt sie in eine bloß hüpfende Lage. Sie ist nicht unbedingt mit Vergnügen verbunden. Aber der Regel nach giebt uns das Gefühl der Spannung unsrer Kräfte, welches die Erregung unsrer Triebe begleitet, Vergnügen. Dies Vergnügen, wenn es allein, und bey dem strebenden Zustande während der Begierde empfunden wird, gehört nicht zu den Affecten des Schönen nach geläuterten Begriffen; denn der Trieb, auf dessen Begünstigung er beruht, ist ganz eigennützig. Wenn aber die Empfindung der Spannung, in die wir durch die Erregung unsrer Triebe nach Anschauen gerathen sind, deren Begünstigung nur begleitet; so giebt sie unsern Affecten des Schönen einen erhöheten Reitz, und eine besondere Modifikation. Sie theilen sich dann in feyerliche, zärtliche und ergötzende Affecte; und die uneigennützigen Triebe, mit denen wir uns zu den Gegenständen unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele hinneigen, erhalten den Charakter der Bewunderung, der Liebe und des Wohlwollens. — Hieraus fließen nun (Kap. 10.) verschiedene Resultate, welche theils die Natur des subjectiv Schönen betreffen, theils den Unterschied desselben von dem physisch und moralisch Guten sowohl, als von dem Schönen nach rohen Begriffen, theils die besondre Art der Spannung unsers Wesens dabey, theils die Uebertragung unsrer Empfindungen auf die, sie erregenden Gegenstände, betreffen.

Das dritte Buch handelt nun weiter von dem objectiv Schönen, dem Schönen in sich, oder von dem Schönen, als eine Eigenschaft oder Kraft der Gegenstände unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele betrachtet. Und hier wird (Kap. 1.) zuvörderst gezeigt, daß es keine Gegenstände gebe, welche die Affecte des Schönen unbedingt, das heißt, unter allen Lagen und Verhältnissen bey dem empfindenden Wesen, und bey allen Menschen unter allen Völkern erwecken sollten. Also in dem Verstande giebt es kein Schönes in sich. — Aber in so fern (Kap. 2.) giebt es allerdings ein Schönes in sich, als wir bey gewissen Affecten des Schönen es uns nicht bewußt sind, daß das Vergnügen von einer besondern Beziehung abhänge, worin der Gegenstand mit dem frühern Zustande unsrer Individualität stehen könnte. Gegenstände, welche ohne Bewußt-

seyn einer besondern Beziehung auf den frühern Zustand unsrer Individualität den Affect des Schönen erregen, halten wir für fähig, diesen Affect bey allen mit uns gleich gebildeten Menschen zu erregen. Die angenehme Wirkung der einzelnen sinnlichen Eindrücke auf wohl organisirte gleich gebildete Menschen giebt darüber den unzweydeutigsten Beweis, und dient zur Norm für alle Affecte, die vermittelst der Vorstellungen der Seele entstehen. — Der Vf. nimmt (Kap. 2.) viererley Arten des Objectiv-Schönen an. Das Angenehme ist die erste; und er versteht darunter: 1) den einzelnen wohlbehagenden Eindruck, den gewisse Gegenstände unmittelbar auf unsre edlern Sinnorgane des Auges und des Ohrs machen, ohne weitere Erkenntniß von dem Gegenstande zu geben, und ohne eine Begierde deutlich zu erregen, oder zu stillen; 2) die wohlbehagende Rührung oder Emotion, in welche mein Inneres durch das Spiel, durch die Bewegung mehrerer schon einzeln wohlbehagender sinnlicher Eindrücke, oder durch die Beziehung gewisser Gefühle auf sittlich-sympathetische Zustände des Menschen versetzt wird, ohne eine Erkenntniß von dem Gegenstande der Rührung zuzulassen, und ohne eine Begierde deutlich zu erregen oder zu stillen. — Die zweyte Art des Objectiv-Schönen ist (Kap. 4.) das Wohlgefällige, oder der Gegenstand, der mittelst einer anschauenden Erkenntniß, jedoch ohne Bewußtseyn einer Beziehung auf den frühern Zustand des Anschauenden, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für seine individuelle Person, Vergnügen macht. Viele Lehrbücher nennen dies Wohlgefällige eigentlich das Schöne. — Die dritte Art (Kap. 5.) ist das Vortreffliche, oder die Eigenschaft persönlicher Gegenstände, oder individueller Substanzen, welche sie, in Vergleichung mit andern Gegenständen ihrer Gattung und Art, durch eine mehr als nothdürftige Ausfüllung ihrer selbstständigen Bestimmung auszeichnet, und uns, vermittelst einer anschauenden Erkenntniß dieses Vorzugs, den Affect des Schönen zuführt. Eine vierte Art (Kap. 6.) ist das Interessante, oder die Eigenschaft gewisser Gegenstände, jedem mit uns gleich gebildeten Anschauer eine unverkennbare Veranlassung zu geben, sich gewisser, allen gebildeten Menschen eignen, früher gehabten Affecte des Vergnügens und ihrer Gegenstände, bey der gegenwärtigen anschauenden Erkenntniß zu erinnern. Dies Interessante ist dann entweder generisch, oder specifisch, und von dem Interessirenden unendlich verschieden. Denn dieses beruht auf wirklicher Begierde, und dem

dem Wohlgefallen an dem Streben, welches dieses mit sich führt. — Es ist indeß (Kap. 7.) weder das Angenehme, noch das Wohlgefällige, noch das Interessante, noch das Vortreffliche, einzeln und für sich betrachtet, fähig den Begriff einer Schönheit zu gründen. — Kap. 8. giebt der Vf. Definitionen des Objectiv-Schönen, Häßlichen, Guten und Uebeln, die sich auf seine vorausgeschickte Theorie gründen. — In Rücksicht auf alle Menschen überhaupt giebt es kein objectiv Schönes; sondern nur allein in Rücksicht auf gleich gebildete Menschen im Durchschnitt. — Der Verf. nimmt dabey bloß auf den wohlerzogenen Europäer Rücksicht. — Kap. 10. Das Feyerlich-Schöne, oder das Erhabene, ist eine besondre Modifikation des Schönen, welche es dadurch erhält, wenn der Affect des Schönen uns in Gesellschaft einer zusammenziehenden Spannung unsrer Kräfte zugeführt wird. Der Grund dieser Spannung liegt darin, daß gewisse Gegenstände, indem sie uns den Affect des Schönen zuführen, uns zu gleicher Zeit an eigennützige Begierden nach abzuhelfender oder abgeholfener Nothdurft dunkel erinnern. Es ist nichts erhaben, was nicht zugleich schön wäre; und man sollte also nicht, wie Burke und nach ihm die meisten Lehrbücher thun, beydes von einander absondern; wenn gleich das Schöne erhaben und nicht erhaben seyn kann. — Das Zärtlich-Schöne (Kap. 9.) ist eine Modifikation des Schönen, welche es dadurch erhält, wenn der Affect des Schönen uns in Gesellschaft einer nachdehnenden Spannung unsrer Kräfte zugeführt wird. Der Grund derselben liegt darin, daß die Gegenstände, indem sie uns den Affect des Schönen zuführen, uns zu gleicher Zeit an Begierden einer zwanglosen aber groben Sinnlichkeit und des geselligen Eigennutzes dunkel erinnern. — Das Ergötzend-Schöne (Kap. 10.) ist eine besondre Modifikation des Schönen, vermöge deren es unsre Kräfte in eine hüpfende Spannung oder Schwingung setzt, deren Grund in der Beziehung liegt, worin die Gegenstände desselben mit der dunkeln Erregung einer Begierde nach strebender Thätigkeit unsers Verstandes, unsers Witzes, und unsrer Phantasie stehen.

Viertes Buch. Von der Schönheit, oder dem Schönen, als ein persönliches Ganzes betrachtet; und von dem Schönheitsgefühl; oder dem gebildeten Geschmack. Zuerst wird hier der Unterschied der Begriffe erörtert, wenn man

sich die Schönheit als Eigenschaft, und wenn man sich dieselbe als ein persönliches Ganzes denkt. Subjectivisch betrachtet ist sie, in letzterer Rücksicht, die Beschaffenheit einer Vorstellung, mir das Bewußtseyn meines persönlichen, aus Instikt und Geist bestehenden, Ganzen durch Affecte des Schönen zu geben, welche dem Gegenstande, der darin enthalten ist, als etwas Eigenthümliches beygelegt wird. Hievon ist der Begriff der Vollkommenheit noch verschieden. Objektivisch betrachtet ist die Schönheit hier der Inbegriff gewisser Merkmale an den Gegenständen unsrer Vorstellungen, aus deren Anerkennung wir schließen zu können glauben, daß alle mit uns gleichgebildete Menschen bey der Vorstellung, die sie davon nehmen, das Bewußtseyn ihres persönlichen Ganzen durch Affecte des Schönen, ungestört durch Affecte des Uebeln, erhalten werden. — Das menschliche Ganze ist das auffallendste Beyspiel aller objectiven Schönheit. Dies menschliche Ganze wird zur Schönheit, wenn es in Uebereinstimmung mit dem Begriffe, der von seinem Wesen und seiner Bestimmung nach Gattung und Art, in Rücksicht auf Vollständigkeit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit für Körper und Seele, festgesetzt ist, durch wesentliche Eigenschaften an seinem Körper und an seiner Seele dem Instinkte und dem Geiste des Anschauenden Affecte des Schönen zuführt, und dadurch seine Persönlichkeit erhält. Davon ist der Begriff menschlicher Vollkommenheit noch verschieden. — Nach Art des schönen menschlichen Ganzen müssen alle sinnliche und unsinnliche Gegenstände, um für Schönheiten zu gelten, eine äußere Hülle, einen Körper und einen innern Gehalt, oder eine Seele, haben, und in Uebereinstimmung mit dem Begriffe, der von ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach Gattung und Art festgesetzt ist, mit der Erkenntniß ihrer wesentlichen Eigenschaften dem Instinkt und dem Geiste des Beschauers Affecte des Schönen zuführen, und dadurch ihre Persönlichkeit erhalten. — Hieraus ergiebt sich der Unterschied zwischen dem Angenehmen, dem Wohlgefälligen, dem Generisch-Interessanten, dem Vortrefflichen, und dem Specifisch-Interessanten von der Schönheit. — Der Geschmack überhaupt ist bloß die Fähigkeit, das einzelne Objectiv-Schöne zu finden. Der gebildete Geschmack aber ist die Fähigkeit, die Schönheit zu finden. Diese ist immer nur der Antheil besonders dazu gebildeter Menschen. Das einzelne Schöne ist nie ein Gegenstand der Kritik, sondern nur die Schönheit. Der wahren Schönheit ist die Analyse ihrer

einzelnen schönen Eigenschaften nie nachtheilig, sondern nur der falschen. — Der Eindruck, welchen die Schönheit auf uns macht, regt allemal ein ganzes Gewebe von eigennützigen und uneigennützigen Trieben auf, welche sich theils als Affecte des Anschauens, theils als Affecte der Begierde äußern, mithin sowohl des Schönen, als des Guten. Aber die Affecte des Schönen müssen allemal die Oberhand behalten, und die Affecte des Guten darunter verschwinden. — Es giebt dreyerley Arten von Schönheiten, feyerliche, zärtliche, ergötzende, je nachdem die eine oder die andre Schwingung unsrer Kräfte bey dem Eindrucke herrschend ist, welchen die Schönheit auf uns macht. Das Gewebe von Affecten, welches der Eindruck der feyerlichen Schönheit in uns erweckt, wird, auf einen hohen Grad getrieben, Begeisterung; dasjenige, welche die zärtliche Schönheit in uns erweckt, Entzücken; und endlich dasjenige, welches die ergötzende Schönheit erweckt, Hingebung genannt.

Fünftes Buch. **Von dem Schönen an sichtbaren Körpern, und von ihrer Schönheit; besonders von dem menschlichen Körper.** Sichtbare Körper haben äussere und innere Eigenschaften und Beschaffenheiten. Zu den äußern gehört die **Gestalt**, und diese besteht aus Umriß, Aufriß und Ründung, je nachdem man davon die Umhersicht, die Ansicht, oder die Umsicht nimmt: zweytens, die **Farbe**; und diese besteht aus der Lokalfarbe, der Farbenverweichung, dem Reflex und dem Tone: das **Helldunkle**, theils der Schattirung, theils der Beleuchtung: der **Eindruck** sichtbarer Eigenschaften auf die übrigen Sinne außer dem Auge: ihr Eindruck auf die Rührungsfähigkeiten der Seele mittelst ihrer Bewegung, oder das Spiel der Gestalten, Farben und des Helldunkeln: das **Beywerk**; und die sichtbare **Versinnlichung** gewisser allgemeiner unsinnlicher Eigenschaften und Beschaffenheiten. Zu dem **Innern** eines sichtbaren Körpers gehört: die **Bedeutung**, der **Geist** und der **Ausdruck**. Wenn diese Eigenschaften schön sind: so sind sie entweder wohlgefällig für das Auge, oder interessant für den Geist des Beschauers. Zu dem **Wohlgefälligen** für das Auge, welches hier so viel als das Schöne für den Instinkt heißt, gehört: das Sichtbar-Angenehme; die unbedeutende Wohlgestalt; das Generisch-Interessante; das schmückende Beywerk. Zu dem Interessanten für den Geist gehört: das Vortreffliche und Spe-

cifische

„cifisch-Interessante in der Bedeutung, in dem Geiste und in „dem Ausdruck der sichtbaren Körper. Diese einzelnen schönen Eigenschaften an sichtbaren Körpern reichen schlechterdings nicht hin, einen sichtbaren Körper zur Schönheit zu machen; ja, sie sind oft dem Gefühle der Schönheit völlig widersprechend. Der Begriff von dem, wie ein Körper beschaffen seyn soll, wird von dem wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt festgesetzt; und er folgt darin dem Durchschnitte von Erfahrungen, die er in seinem Leben macht. Ein sichtbarer Körper ist eine Schönheit, wenn er ein specifisches Ganzes ausmacht, welches in Uebereinstimmung mit dem Begriffe, der von dem Wesen und der Bestimmung der Gattung und Art, wozu es gehört, in Rücksicht auf Vollständigkeit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit für seine Theile, und deren Zusammenhang unter einander, festgesetzt ist; durch das Wohlgefällige, was er dem Auge, und das Interessante, welches er der Seele des Beschauers in seinen wesentlichen Eigenschaften bey dem bloßen Anblicke darbietet, seine Persönlichkeit erhält. — Das Schöne am menschlichen Körper in der Natur ist von der Schönheit des menschlichen Körpers verschieden. Das Schöne, das dem Auge am menschlichen Körper wohlgefällt, ist: erstlich, das Angenehme für das Auge; und dazu gehört vieles, was gröbe physische, und eigennützig-moralische Begierden dunkel aufregt und befriedigt. Außerdem aber die Farbe, das Helldunkle, ihr Spiel, und die Lebhaftigkeit der Züge und Gebehrden. Zu dem Wohlgefälligen für das Auge am menschlichen Körper gehört die unbedeutende Wohlgestalt. Diese besteht aus der Symmetrie, Eurythmie, der Schlangenlinie und der entfernten Aehnlichkeit der Gestalt seiner einzelnen Theile mit der Gestalt anderer sichtbarer Körper, die uns ihrer Nützlichkeit wegen wichtig sind. Folglich auch die Regularität; oder die Aehnlichkeit mit geometrischen Figuren. Auch gehört dazu das Sichtbar-Generisch-Interessante, und das schmückende Beywerk; und zu diesem letztern, Bekleidung, Geräthschaften zum Gebrauch, Zierathen u. s. f. — Zu dem Interessanten für den Geist gehören: die ausgezeichnete Vollständigkeit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit der Theile des menschlichen Körpers und seines Ganzen, als Agent einer lebendigen animalischen Kraft betrachtet; der merkwürdige Ausdruck des Geistes, dem der Körper zur Behausung dient; der merkwürdige Ausdruck der wirkenden Willenskraft, der diesen Körper zur Behausung und zum Agenten dient. — Nur

das

das Schöne, was wir bey der Erkenntniß seiner wesentlichen Eigenschaften empfinden, macht ihn zur Schönheit; und zwar muß er dadurch sowohl dem Auge des Beschauers wohlgefällig, als seinem Geiste interessant werden. — Nach diesem allen giebt nun der Vf. folgende **Definition der Schönheit des menschlichen Körpers**: Sie ist ein specifikes sichtbares Ganzes, das in Uebereinstimmung mit dem Begriffe, der von dem Wesen und der Bestimmung menschlicher Körper nach Gattung und Art festgesetzt ist, durch die unbedeutende Wohlgestalt in der Direction seiner Umrisse, in der Anordnung seines Aufrisses, in der Biegung seiner Ründung, dem Auge wohlgefällig, und zugleich der Seele des Beschauers wichtig wird, theils durch ausgezeichnete Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Theile und seines Ganzen, als Werkzeug einer lebendigen Kraft, theils als Behausung einer denkenden und wollenden Seele, die vortrefflichen oder specifisch-interessanten Eigenschaften des Geistes und Herzens an sich trägt. Bey dieser Gelegenheit untersucht der Vf. S. 228 ff. was Regularität am menschlichen Körper sey; was man unter ernsten, reitzenden und bedeutungsvollen Schönheiten verstehe; was die Idealgestalt der Griechen, was eine häßliche und was eine gute Figur sey. Sodann zeigt er die Anwendbarkeit seines Begriffs von Schönheit auf andre Körper außer dem menschlichen; aber hauptsächlich nur in der Absicht, um die Richtigkeit desselben mehr zu rechtfertigen.

Sechstes Kapitel. Von dem Schönen und der Schönheit in den Künsten. Gewisse Künste heißen darum schön, weil sie schöne Fertigkeiten zu einem schönen Zwecke voraussetzen. Die bey der Fertigkeit des Künstlers in den schönen Künsten vorauszusetzende Kräfte sind: Genie, die Kraft zu schaffen, Talent, die Kraft zusammenzusetzen und auszuführen, und Geschmack, die Kraft zu beurtheilen, was den Zweck der schönen Künste am sichersten ausfüllen werde. — Die schönen Künste wollen nicht dadurch Vergnügen machen, daß sie einem unumgänglichen Bedürfnisse abhelfen. Sie wollen belustigen, das heißt, ohne Vorgefühl eines Bedürfnisses, aber mit dem angenehmen Bewußtseyn eines interessirten Zustandes unsers Ichs, uns die Zeit vertreiben. Dies vollendet aber noch nicht den Begriff von ihrem Zwecke. Die schönen Künste wollen wohlerzogenen Menschen eine Belustigung zuführen, die mit ihrer sittlichen Würde im Verhältniß steht;

das

das heißt, sie wollen für Wahrheit, getrennt von wirklicher Existenz, für Zweckmäßigkeit, getrennt von wirklicher Brauchbarkeit, interessiren. Dies suchen sie durch Nachahmung und Nachschaffung zu erreichen. Nachahmen heißt, den Schein des wirklich Existirenden liefern. Nachschaffen heißt, den Schein des wirklich Brauchbaren liefern. Keine einzige schöne Kunst geht absichtlich darauf aus, den Genießer ihrer Producte zur Verwechselung derselben mit dem wirklich Existirenden oder wirklich Brauchbaren zu bewegen. Die durch jene Mittel gewährte Belustigung vollendet indeß den Zweck der schönen Künste noch nicht. Affecte des Schönen müssen die Begierde, die Wahrheit und Zweckmäßigkeit auch im Scheine aufzusuchen, erregen; sie müssen diese Begierde während der Aufsuchung unterhalten, und die endliche Befriedigung dieser Begierde begleiten. Also besteht, nach des Vf Grundsätzen, das Wesen und die Bestimmung der schönen Künste in folgendem: Es sind schöne Fertigkeiten, vermöge deren dem wohlerzogenen Menschen, im Durchschnitte eine Belustigung am Scheine der Wahrheit und der Zweckmäßigkeit unter begleitenden Affecten des Schönen zugeführt wird. In Beziehung auf diesen Begriff nimmt das Schöne eine besondere Modification an, indem manches in den Künsten schön seyn kann, was es außerdem nicht seyn würde. Dahin gehört besonders alles, was zur Unterstützung des schönen Zwecks der schönen Künste auf eine ausgezeichnete Weise dient; imgleichen, was auf die Ahndung schönerer Fertigkeiten in dem Künstler zurückführt; mithin den Begriff des Vortrefflichen und specifisch Interessanten begründet. — Das Schöne von den Künsten ist von der Kunstschönheit noch verschieden. Eine Kunstschönheit ist ein durch schöne Fähigkeiten hervorgebrachtes, wirklich existirendes specifikes Ganzes, in welchem der Schein eines wirklich existirenden oder wirklich brauchbaren specifiken Ganzen zu der Absicht enthalten ist, wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt zur Belustigung an Wahrheit und Zweckmäßigkeit unter begleitenden Affecten des Schönen auf den Wegen zu dienen, die jeder besondern Kunst dazu angewiesen sind; und welches mittelst einer solchen vollständigen, richtigen, zweckmäßigen Nachahmung oder Nachschaffung, zu gleicher Zeit, dem Instinkte und dem Geiste des Genießers Affecte des Schönen zuführt, und dadurch seine Persönlichkeit erhält. — Das geliebte menschliche Ganze, wie wir uns mit demselben auf die Länge, aber zur bloßen geselligen Belustigung verbinden,

ist

ist das Vorbild, wornach die Kunstschönheit geformt und beurtheilt wird. Man darf daher dreist sagen: ein schönes Kunstwerk ist zwar ein todtes, aber als lebendig angesehenes Wesen, das alle wohlerzogne Menschen im Durchschnitt beynahe eben so lieb haben können, als sie einen Menschen in ihren geselligen Verhältnissen mit ihm zur Belustigung im Ganzen und auf die Länge lieb haben würden. — Das Gute, welches die schönen Künste schmücken, die Werke, welche nur dem Geiste des Beschauers, nicht seinem Instinkte zugleich, und zwar durch Nachahmung oder Nachschaffung, welche schöne Fertigkeiten voraussetzen, Affecte des Schönen zuführen, können nicht für schöne Kunstwerke gelten. Das Gute, das Brauchbare, das grobsinnlich Angenehme, ja, sogar das Häßliche und Fehlerhafte, sind, wenn sie dunkel mitwirken, lauter verstärkende Mittel, das Gefühl der Schönheit zu erwecken, und werden, um der Zweckmäßigkeit des Ganzen willen, schön. — Da das höchste Grundgesetz der Vernunft Jedem, der einen Zweck hat, die Verbindlichkeit auflegt, zu dessen Erreichung die zweckmäßigsten Mittel zu wählen; so ist es für den vernünftigen Künstler Gesetz, Kunstschönheiten, und nicht Einiges Schönes an seinen Werken zu liefern. Und dies ist der höchste Grundsatz für alle schöne Künste. — Das Natürliche in den Künsten kann im Allgemeinen nicht weiter definirt werden, als daß es dasjenige sey, was mit der Verfahrungsart der Natur im Ganzen übereinkommt, als welche, in so weit wir ihr auf die Spur kommen können, bey ihren Produktionen einstimmig mit sich selbst und zweckmäßig verfährt. — Regularität wird zur Schönheit eines Kunstwerks nicht erfodert, wohl aber Regelmäßigkeit, oder Uebereinstimmung mit dem Begriffe, wie ein Werk der Kunst beschaffen seyn muß, um nothdürftig für ein vollständiges, richtiges, zweckmäßiges schönes Werk der schönen Künste und ihrer verschiedenen Arten zu gelten.

Siebentes Buch. Von dem Schönen und der Schönheit in den nachbildenden Künsten. Die bildenden Künste sind solche, welche durch sichtbare todte Körper, die sie hervorbringen und anordnen, auf uns wirken. Alle bildende Künste schaffen entweder das Wirkliche nach, oder bilden es nach. Dies Wirkliche nennt man auch Natur. Es giebt hier dekorirende Künste, und eigentlich nachbildende. Nur mit diesen letztern beschäftig sich unser Verfasser. Es giebt

giebt drey Hauptarten derselben: Malerey, Bildhauerkunst, Schattirungskunst. — Illusion, Sinnenbetrug, ist nicht Zweck der schönen nachbildenden Künste. Sie bilden nach; nicht gleich. Aber sie begnügen sich auch nicht damit, so wie der Dichter, das Sichtbare zu schildern, oder so, wie der Mimiker, das Sichtbare auszudrücken. Nachbilden heißt, etwas körperliches einem natürlichen Scheine eines sichtbaren specifiken Körpers in der Natur im Ganzen und im Detail ähnlich machen. Die Uebereinstimmung beyder heißt Treue. Das Streben und das Gelingen der Begierde des Beschauers nach dieser Treue ist das wesentlich Belustigende in den schönen nachbildenden Künsten. Diese Belustigung steht mit der sittlichen Würde des wohlerzogenen Menschen im genauesten Verhältnisse. Sie besteht in einer Thätigkeit unsers Scharfsinns und unsers Gedächtnisses; und kann von andern Arten von Belustigungen, wobey unsre voraussehende Vernunft, unsre Phantasie, unsre Sympathie, in Thätigkeit kommen, unterstützt werden. Aber diese Wirkung wird auf eine sehr mangelhafte Art, in Vergleichung mit andern schönen Künsten, von den nachbildenden erreicht. — Nicht jede Treue belustigt; und die Belustigung vollendet noch nicht das Wesen und die Bestimmung einer schönen Kunst. Sie muß unter begleitenden Affecten des Schönen zugeführt werden. Diese sind wesentlich für die schönen nachbildenden Künste solche, welche sichtbare Eigenschaften an todten vom menschlichen Geiste und menschlicher Hand hervorgebrachten Körpern, in denen der Schein anderer Körper enthalten ist, erregen können. Hiezu wirkt vornehmlich das Schöne der Bedeutung; das Schöne des Geistes und des Geistreichen; das Schöne des Ausdrucks im Charakter, und im Tone des ganzen Werks. — Das Wesen und die Bestimmung der schönen nachbildenden Künste besteht also darin: durch Wahrnehmung der Aehnlichkeit des künstlich abgenommenen, sichtbaren, aber todten Scheins, mit dem Vorbilde eines natürlichen Scheins specifiker, wirklicher, sichtbarer Körper, im Ganzen und im Detail, dem wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt, unter begleitenden Affecten des Schönen, dergleichen sichtbare Eigenschaften, an todten durch schöne Fertigkeiten des Geistes und der Hand des Menschen verfertigte Körper erwecken können, zu belustigen. — Eine Kunstschönheit der schönen nachbildenden Künste ist ein durch dergleichen Fertigkeiten hervorgebrachter specifiker Körper, der durch die Treue des in ihm enthaltenen Scheins eines sicht-

sichtbaren speciellen Körpers in der Natur der wohlerzognen Menschen im Durchschnitt belustigt, und bey der Wahrnehmung dieser Treue, durch die äußere Hülle des Werks, dem Auge wohlgefällig, durch Bedeutung, Geist und Ausdruck desselben Werks, dem Geiste des Beschauers bey der Anschauung interessant wird. — Der nachbildende Künstler muß so treu nachbilden, als es der Geschmack einer Kunstschönheit der schönen nachbildenden Künste überhaupt, und jeder ihrer Arten, zuläßt. Seine Pflicht besteht nicht darin, das Wirkliche zu verschönern, sondern, das Werk, worin der Schein des Wirklichen enthalten ist, zu verschönern, oder vielmehr zur Schönheit zu machen. Auch ist es nicht Verbindlichkeit für ihn, dasjenige zur Nachahmung zu wählen, was schon in der Natur eine Schönheit seyn würde. Genug, wenn sein Werk, der Nachahmung des Gleichgültigen und Häßlichen ungeachtet, zur Schönheit wird. Er muß dem Ganzen seines Werks Ausdruck geben; und dies erreicht er dadurch, wenn er in dasselbe recht viel von der Stimmung legt, in der er war, als er sein Werk verfertigte. Aber er hat noch keinesweges genug gethan, wenn er nur den Gegenstand seiner Empfindsamkeit schildert. (Dies letztere nimmt Hr. Prof. Heydenreich in seiner Aesthetik als den höchsten Grundsatz der schönen Künste an, der aber, wie hier gezeigt wird, völlig unzutreffend ist.) — Eine jede Schönheit der nachbildenden Künste muß nach Analogie des menschlichen Körpers ein wohlgefälliges Aeußeres und einen interessanten innern Gehalt durch Bedeutung, Ausdruck, und Geist zeigen. Aber da, wo nicht der einzelne Mensch zur Beachtung seiner Schönheit ganz besonders aufgestellt wird, da erhalten diese Stücke ganz besonders modificirte Begriffe. — Auch unter den Schönheiten der nachbildenden Künste giebt es ernste, reitzende und bedeutungsvolle Schönheiten. Zum Künstler und Kunstrichter dieser Art werden ganz besondre Anlagen, und eine ganz besondre Ausbildung, erfodert.

Achtes Buch. Von dem Schönen und der Schönheit in der Mahlerey. Aus den im Vorigen entwickelten Begriffen von den nachbildenden Künsten überhaupt, wird hier zuerst gezeigt, was die Malerey zu einer schönen, und besonders zu einer nachbildenden schönen Kunst mache, dann auch, wodurch das Gemälde ein schönes Kunstwerk werde. Ferner erörtert der Vf. den Unterschied der Malerey von der

Skulptur. Jene liefert Ansichten, diese liefert Umsichten. Dadurch hat die Malerey den Vorzug, weit mehr sichtbare Körper, und weit mehrere, durch die bloße Ansicht zu erkennende, Eigenschaften und Beschaffenheiten sichtbarer Körper zu liefern, als irgend eine der übrigen nachbildenden Künste. Allein diese Vollständigkeit der Reproductionen der Malerey dient hauptsächlich nur zur Auffindung der Aehnlichkeit, nicht zur gleichzeitigen Untersuchung des zweckmäßigeren und gefälligeren Baues mehrerer Körper Einer Art und Gattung; auch dient sie weit weniger zum Denkmal des Abwesenden, als das runde Werk in Stein, die Bildsäule. — Aehnlichkeit heißt in der Malerey so viel als Uebereinstimmung der Nachahmung mit dem vollständigen Abglanze eines specifiken Profils individueller Körper, wie sie sich mit ihren Beywerken in einem von uns abgesonderten Raume aus einem festen Gesichtspuncte stillstehend zeigen. Zu dem wesentlich Belustigenden in dieser Kunst gehört, daß sie der Individualität so ähnlich bilde, als es mit dem Zweck der schönen Künste überhaupt, und mit dem Wesen eines schönen Kunstwerks nur immer bestehen mag. — Wesentlich schön an dem Aeußern eines Gemäldes, mithin wohlgefällig für das Auge, ist alles, was zur malerischen Wirkung gehört. Wesentlich schön in dem Innern eines Gemäldes, mithin interessant für den Geist, ist die ausgezeichnete Treue in der Darstellung der Individualität, die geistreiche Behandlung des Pinsels, die ausdruckvolle Haltung des Tons in Farbe und im Helldunkeln der ganzen Tafel. Hieraus wird nun B. II. S. 115 der Begriff eines schönen Gemäldes überhaupt hergeleitet, und in der Folge, nach den verschiednen Arten der Malerey näher bestimmt. Daher ferner von der Schönheit des Stilllebens, der Insekten, Pflanzen, Geflügelstücke, der architektonischen Stücke und Perspektive, der Landschaften und Seestücke, und der Thierstücke. Dann über die Darstellung des Menschen, die plastische, physiognomische und mimische; besonders über dramatische Gemälde, deren historischem und poetischen Interesse, welches letztre nur zufälliges, nicht wesentliches, Erforderniß ist. So sind auch Bekehrung, Besserung, Aufbewahrung zur Belohnung des Verdienstes, allerdings Mittel, welche der Malerey zur Verschönerung ihrer Werke offen stehen; aber unter allen nachbildenden Künsten ist keine, der sie so fern liegen, als der Malerey. Ueber Allegorie und Verschönerung durch das Geistreiche; über die Verschiedenheit treuer von unschicklicher Nachbildung. — Zu-

letzt noch wichtige Resultate aus diesem Buche zur Anleitung des jungen Künstlers und des Kritikers.

Neuntes Buch. Ueber das Schöne und die Schönheit in der Bildhauerkunst, und einigen andern mit ihr verwandten Künsten, welche mit stereometrisch runden Körpern nachbilden. Zuerst der Begriff von diesen Künsten, und Eintheilung der eigentlichen Bildhauerkunst in die ganz runde und in die halbrunde und flacherhabene. Von jeder wird umständlich in einer besondern Abtheilung gehandelt, und die dahin gehörigen Gegenstände werden fast in eben dem Gesichtspunct und in eben der Folge, wie im vorhergehenden Buche die von der Malerey durchgegangen, von der sich jedoch die Skulptur auf mannichfaltige Art unterscheidet. Dazu kommt denn noch ein Abschnitt von einigen mit der Bildhauerey verwandten Künsten, der Gießkunst, den Boßierkünsten in Thon, Porzellan und Wachs, der Schnitzkunst in Elfenbein und Holz, der Stempel- und Steinschneiderkunst.

Zehntes Buch. Von dem Schönen und der Schönheit in den Schattirungskünsten. Unter diesen versteht der Vf alle diejenigen, welche den Schein wirklicher Körper auf einer Fläche ohne stereomatische Erhöhung, und ohne Treue in der Farbe und in dem gefärbten Lichte, liefern. Dieser Künste giebt es eine unendliche Menge; und nicht nur die eigentliche Zeichnungskunst, sondern auch die Kupferstecherkunst mit allen ihren Arten, gehört in diese Klasse. Alle Werke dieser Künste, welche einen andern Zweck haben, als den, uns mit dem Scheine der Wahrheit unter begleitenden Affecten des Schönen zu belustigen, gehören nicht zu den schönen Kunstwerken. Und Werke derselben, die bloß zur Verzierung bestimmt sind, können zwar Schönheiten der schönen Künste seyn, aber nicht der nachbildenden. Die Künste der Schattirung sind entweder dichterisch-schildernde, oder nachbildende; und diese letztern nehmen entweder Gemälde und Werke der Skulptur zum Vorbilde, oder sie ahmen die Natur auf eine eigenthümliche Art nach. In Ansehung dieser giebt es gewisse Grundsätze ihres Charakteristisch-Schönen.

Aus dem hier gelieferten Auszuge dieses mit so viel Kunsteinsicht als geläutertem Geschmack und philosophischem Scharfblicke geschriebenen Werks wird man nun die Erheblichkeit desselben von selbst beurtheilen können, und den Gewinn, welchen die Philosophie des Schönen, und besonders die Kunst-

ther-

Theorie, dadurch erhalten hat. Der Trockenheit, die bey der so strengen Entwickelung und Verfolgung der Ideen und der abstrakten Grundsätze unvermeidlich gewesen wäre, hat der Vf. durch die überall hinzugefügten Beyspeile trefflich abzuhelfen gewußt, die zugleich zur größern Klarheit und Einleuchtung dieser Ideen nicht wenig beytragen. Ueberhaupt giebt es diesem Werke keinen geringen Vorzug, daß die darin enthaltne Theorie nicht willkührlich erdacht, sondern auf Beobachtung der Kunstwerke und reifes Nachdenken über ihre Wirkungsart gegründet, und auf wirklichen Genuß des Kunstschönen überall hingeführt ist. Ueber manche einzelne Ideen, Resultate und Behauptungen ließe sich freylich wohl manches einwenden; oft auch für eine oder die andre bisher geltende, hier aber bestrittene, Erklärungsart manches zur Vertheidigung oder richtigern Deutung anführen; aber im Ganzen verdient doch immer diese Arbeit eines denkenden Kopfs, geleitet von einem feinen und geübten Kunstgefühl, Aufmerksamkeit, Beyfall und Dank eines Jeden, dem es um Belehrung dieser Art zu thun ist, und der sich seine dunkeln Empfindungen beym Anblick der Kunstwerke gern mehr entwickeln, aufklären und berichtigen möchte.

Edk.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. T. Cicero's Paradoxa und Traum des Scipio, Aus dem Lateinischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1793. XIV und 82 Seiten. 8. 5 gr.

Von beyden Schriften haben wir mit vorliegender Kopei seit wenigen Jahren vier Uebersetzungen erhalten, wovon freylich die wenigsten etwas taugen. Eine würdige Schwester gesellt sich hier zu ihnen. Wenn man schon in der Vorrede folgende Brocken verschlucken muß: das Falsche neben das Wahre stellen; man kann diesem Einwurf leicht mit der Antwort entgegnen für begegnen; wann gleich der Vf. seinen Entzweck

außer Augen setzte, s. obgleich, wenn gleich; im einzelnen Ausdruck und Ideenreihe s. und in der I; Untersuchung vom höchsten Gut s. über das h. G.; unter dem Ruhme und Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes sterben s. mit dem Ruhme u. s. w.; tentare volui, possentne proferri in lucem, d. i. „ich habe einen Versuch anstellen wollen, ob sie nicht könnten an das Tageslicht gezogen werden" — so kann man nach einer sehr natürlichen Analogie in der Uebersetzung und Erklärung auf keine bessere Speise hoffen. Der Vf. scheint ein junger Mann zu seyn, der noch nicht zu der Reife gediehen ist, daß er seine Versuche zu seinem Vortheil bekannt machen kann, ob er schon laut der Vorrede S. XIII den Hrn. Prof. Eberhard seinen verehrungswürdigsten Lehrer nennt. Wenigstens von des Lehrers Geist und Geschmack ist hier keine Spur noch zu finden. Doch nunquam male, nunquam bene. Die Vorrede handelt sehr weitläuftig von der Beschaffenheit und dem eigentlichen Werth der Ciceronischen Paradoxen, und vor jedem Paradoxon steht eine bald längere, bald kürzere philosophische Einleitung. Die Anmerkungen gehen auf Sprache und Sachen. Das Ganze ist nach S. I. der Vorrede nicht für Kenner und Gelehrte, sondern für Anfänger und Ungeübte (zwey ganz schwankende und unbestimmte Ausdrücke) unternommen worden. Aber was sollen diesen Anfängern und Ungeübten solche Arbeiten und Anweisungen frommen? Gerade was Kindern das Anschauen von Fratzengesichtern, was das Schönheitsgefühl der Kleinen auf immer erstickt. Jungen Leuten wird ein kluger Lehrer allezeit das Beste von jeder Art vorlegen lassen. So heißt es gleich in der dritten Anmerkung S. 1: Animadverti und memini werden mit dem Präsens verbunden, z. B. memini, Catonem dicere für dixisse. Eine vortreffliche Grammatik!! Weiß denn der Vf. noch nicht, was ihm doch jede gemeine Sprachlehre sagen kann, daß auch das Imperfektum einen und zwar mit dem Präsens gleichlautenden Infinitiv habe, und daß derselbe nach memini folge? Muß er denn bey der Auflösung den Infinitiv nicht in das *imperfectum* finitum verwandeln? Und doch will er den Cicero übersetzen? Wir rathen ihm freundschaftlich und wohlmeinend, bevor er wieder mit der Uebersetzung eines römischen Schriftstellers auftreten will, erst beyde Sprachen besser zu studiren, weil mit dergleichen Arbeiten außerdem weder Ehre geerndtet noch Nutzen gestiftet wird. Dann wird er z. B. gewiß avunculus nicht mehr durch Onkel, sondern als Deutscher

scher durch das deutsche, edle Ghelm übertragen; dann wird er überhaupt bessere Perioden bilden als folgende aus dem ersten Kapitel: „Ich will indeß meiner Ueberzeugung folgen, (S. dessen ohngeachtet will ich meine Grundsätze vortragen) und ich will das kürzer thun, als ein so wichtiger Gegenstand eigentlich ausgeführt werden kann. Bey Gott, nie habe ich die Geldsummen dieser Armseligen, nie ihre prachtvollen Gebäude, ihre Reichthümer, ihre Würden, noch alle die Vergnügungen, von welchen jene sich am meisten bezaubern lassen, unter wahre oder wünschenswerthe Güter gezählt, indem ich die Bemerkung machte, daß man im Ueberfluß derselben dennoch am meisten darnach strebt, was man schon im Ueberfluß hat.

So.

Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller. Dritten Theils fünfter Band. Plutarchs Schriften, fünfter Band, enthält dessen moralische Abhandlungen. 1 Rk.

Auch unter dem Titel: Plutarchs moralische Abhandlungen. Aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Friedr. Sal. Kaltwasser, Prof. am Gymnasium in Gotha. Fünfter Band. Frankfurt, bey Hermann. 1793. 1 Alph. 15 Bog. 8.

Rec. ist der Meinung, daß ein großer Theil der sogenannten moralischen Abhandlungen Plutarchs in einer Uebersetzung nur dann recht lesbar seyn würden, wenn sie ein Mann von Geist, der sich ganz in die Manier Plutarchs einstudirt haben müßte, frey bearbeitete, etwa so, wie Mendelsohn den Phädon bearbeitet hat. Die bunte mit so vielen poetischen Floskeln durchwebte Schreibart Plutarchs, die gerade in diesen Abhandlungen am auffallendsten ist, macht eine wörtliche Uebersetzung dieser Schrift zu einem ziemlich schweren Unternehmen. Diese eben nicht glänzende Seite Plutarchs erschwert schon oft den Sinn des Originals, dessen Text überdem noch häufig kritische Verbesserungen bedarf, noch größer werden die Schwierigkeiten, wenn man versucht das Original nachzubilden, was nach

des Rec. ohnmaaßgeblicher Meinung kein Uebersetzer im vorliegenden Falle thun sollte, weil die Plutarchische Ziererey, einer solchen ängstlichen Nachbildung, die ohnehin verunglücken müßte, nicht werth ist. Uns dünkt es genug zu seyn, wenn der Uebersetzer die Kunst verstehet, Plutarchs praktische Lebensphilosophie, die so reichlich in seine moralischen Abhandlungen verwebt ist, in einem guten deutschen Ausdrucke, der sich nicht ängstlich an das Original anschmiegt, wieder so darzustellen, daß man seine Ideen ohne große Mühe auffassen könnte. Es würde in dieser Hinsicht auch eine nützliche Arbeit seyn, wenn ein verständiger Schulmann sich entschlösse, eine Auswahl dieser kleinen Schriften zum Schulgebrauch zu besorgen, da Plutarchs sämmtliche Schriften doch nicht auf Schulen gelesen werden können, auch nicht alle des Lesens werth sind.

Rec. muß dem Hrn. Prof. Kaltwasser das Lob ertheilen, daß seine Uebersetzung genug leistet, um sich zu einer guten Uebersetzung zu qualificiren; sie zeichnet sich offenbar vor andern Uebersetzungen dieser Sammlung gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Daß man hie und da eine griechische statt einer deutschen Wortfügung findet, oder manches körnichter ausgedruckt wünschet, daß bisweilen das Original allerdings auch genauer hätte nachgebildet werden können, ohne den deutschen Sprachwendungen Eintrag zu thun, wollen wir eben nicht hoch anrechnen, z. B.

In der Abhandlung über den Genius des Sokrates sagt Pheidolaus auf die Frage: „Wer mag doch wohl dieser Fremde seyn? — Nach deiner Beschreibung muß man ihn nicht für einen gemeinen, sondern für einen sehr vornehmen Mann halten." — ὀυ γὰρ ἂν — ἀλλὰ τȣ̃του μὲν ὅταν ἥκῃ πρὸς ἡμᾶς, δεξόμεθα, Dies übersetzt Hr. K.: „Alle recht, wir wollen ihn auch, wenn er zu uns kommt, freundschaftlich aufnehmen. — Wie Choron geendiget hatte, beteten wir also zu den Göttern und sprachen" u. s. w. „Was nun die Sterne betrifft, so mußt du wissen" u. s. w. — ἐντιθεμένου ἐς σῖτου mußte durch Waizen und nicht durch Getraidehaufen, welches zu unbestimmt ist, übersetzt werden. Es war namentlich von Waizen die Rede.

Doch da wir im Ganzen genommen Ursach haben, mit dieser Uebersetzung zufrieden zu seyn, und selbst die damit verbundenen Schwierigkeiten gar wohl kennen, so wäre es unbillig auf die einzelnen griechisch-deutschen Konstructionen oder steifen

greifen Wendungen, die dem Uebersetzer etwa entwischt sind, Jagd zu machen. Auch die Anmerkungen haben wir größtentheils zweckmäßig gefunden, sie erklären und berichtigen auch zuweilen den Text. Wir geben also nur noch den Inhalt dieses Bandes an: 1. Ueber den Verzug der göttlichen Strafen. 2. Ueber die Unsterblichkeit der Seele. 3. Ueber das Verhängniß. 4. Ueber den Genius des Sokrates. 5. Ueber die Landesverweisung. 6. Trostschreiben an seine Gattin über den Tod einer Tochter. 7. Tischreden, (συμποσιακα) 1.—6tes Buch.

Die Orthographie: Thrakien, Thukydides, gefällt dem Rec. nicht. Ob übrigens alle diese Fragen und Abhandlungen einer Uebersetzung werth waren, davon kann nun nicht mehr die Rede seyn, da dieses Uebersetzungen-Institut nach seinem Plane alles ohne Auswahl übersetzen soll.

Tb.

Virgils Werke verdeutscht. Erster Band, dessen Aeneide. Frankfurt, in der Hermannischen Buchhandlung. 1793. XVIII und 522 Seiten. 8. 1 Rk. 4 K.

Auch unter dem Titel: Virgils Aeneide in zwölf Büchern aufs neue übersetzt, nebst den nöthigsten erläuternden Anmerkungen.

Dies wäre also nunmehr die achtzehnte Uebersetzung, die wir Deutschen von der Aeneide erhalten! Der größte Theil derselben ist elend, keine einzige nur erträglich, geschweige gut. Der Vf. der hier angezeigten Schrift wundert sich sehr, daß die zu Hamburg unter dem Titel: Virgils Aeneas, deutsch mit einem Versuch erläuternder Anmerkungen vorzüglich aus Lipperts Dactyliothek u. s. w. erschienene, die voll der gröbsten Fehler ist, dennoch in wenig Jahren drey Auflagen erleben können. Rec. findet nichts begreiflicher. Virgil wird auf jeder lateinischen Schule gelesen, an unwissenden und trägen Schülern ist nirgend Mangel, und diese kaufen fast allein in Deutschland Uebersetzungen alter Schriftsteller, die freylich größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie keine andern Leser verdienen.

Virgil ist unstreitig unter allen römischen Dichtern am schwersten zu übersetzen, und billig sollte sich niemand an eine solche Arbeit wagen, der nicht bereits der Welt bewiesen hätte, daß ihm selbst von der Natur eine vorzügliche Gabe dichterischen Geistes verliehen sey. Daß eine des Originals würdige Verdeutschung nothwendig in Versen seyn müsse, bedarf wohl keines Beweises. Jn Prosa läßt sich durchaus keine gute Uebersetzung Virgils denken, aber freylich immer noch eine unendlich bessere, als die hier angezeigte ist. Eine ausführliche Kritik verdient sie nicht, wir hoffen aber doch auf ein paar Blättern den Leser vollkommen in den Stand zu setzen, die Beschaffenheit derselben der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß zu würdigen.

Der Anfang des fünften Buchs lautet bey unserm Uebers. also: „Indessen hatte der entschlossene Aeneas mit der Flotte „die Mitte der Bahn erreicht, und durchschnitt die schwarzen „Fluthen mit dem Nordwinde, und blickte um nach den Mau„ern, die schon die Flamme der unglücklichen Elissa erleuchtete. „Was ein so großes Feuer entzündete ist ihm verborgen. Aber „der große Schmerz über die verletzte Liebe, und die Kunde, „was eine entgeisterte Frau vermag, leitet die Herzen der Teu„crer zu traurigen Ahndungen. Als nun die Schiffe die Höhe „erreicht hatten, und nirgends kein Land mehr erschien, son„dern überall nur Meer, und überall Himmel: da erhub sich „zu seinen Häupten ein schwarzer Platzregen, und brachte „Nacht und Sturm, und die Wellen kräußten sich in der Däm„merung. Selbst Steuermann Palinurus rief vom hohen „Schiffe: „Wehe! warum haben solche Stürme den Himmel „umschlossen? und was bereitest du Vater Neptun?" sprichts „und befiehlt die Segel zu sammeln, und sich an die starken „Ruder zu stemmen, und dreht schief gegen den Wind die Se„gel, und redet also: „Mein, muthvoller Aeneas! verspräche „mirs Jupiter selbst, so glaube ich nicht bey diesem Himmel „Italien zu erreichen. Die wechselnden Winde streichen von „der Seite, und erheben sich vom schwarzen Abend, und die „Luft sammelt sich in Wolken. Entgegen zu steuern und vor„wärts zu segeln, so viel vermögen wir nicht. Laßt uns also „dem Schicksale, das uns besiegt, folgen, und den Lauf rich„ten, wohin es uns ruft! auch wähne ich die treuen, brü„derlichen Küsten des Eryx, und die sicanischen Häfen „seyen nicht allzuweit entfernt, berechne ich anders recht die

„zuvor

„zuvor beobachteten Gestirne." —— Bey der Vergleichung mit dem Original kann man schon aus dieser kleinen Probe sehen, wie sclavisch der Vf. sich von der einen Seite demselben anschmiegt, und um ja recht treu zu übersetzen, in ein Undeutsch übersetzt; von der andern Seite aber doch zugleich durch Affectationen des Styls Kraft und eine gewisse Originalität zu erhalten sucht, dabey manche Schattirung seines Vorbildes in der Copie verwischt oder doch verändert hat. — Der entschlossene Aeneas Certus A. Besser vielleicht standhaft. Die Mitte der Bahn ist ganz unrichtig. Er war ja so eben erst vom Ufer abgesegelt. Mitten im Meer, so wie man sagt, mitten in der Arbeit, ohne daß man dadurch genau die Mitte zu bezeichnen denkt. Die schwarzen Fluthen, im Deutschen ist dunkel gewöhnlich. Wenn Uebersetzungen dieser Art noch einigen Nutzen stiften können: so ist es dieser, jungen Leuten einen Dienst zu leisten, den ihnen kein Wörterbuch, auch das beste nicht leisten kann, nämlich die richtige Bedeutung vielsinniger Worte in bestimmten Fällen anzugeben, und sie mit den Verschiedenheiten des Genius zweyer Sprachen vertraut zu machen. Dieser Zweck aber wird nicht erreicht, wenn man z. B. ater immer geradezu durch schwarz übersetzt, unbekümmert, ob in vorliegender Verbindung des Worts mit einem Substantiv der Genius der deutschen Sprache nicht einen andern ähnlichen Ausdruck verlangt. Nordwind, warum nicht das poetischere Nord? Wer sagt: nach etwas umblicken? — die Flamme der u. E. ist in diesem Zusammenhange undeutsch. — Entgeistert drückt nichts weniger, als das lat. furens aus, vielmehr das Gegentheil. Häupten soll wohl einer von den Archaismen seyn, durch die der Uebers. (s. Vorr.) geglaubt hat, „das Antike der Sprache Virgils" ausdrücken zu müssen. Wozu aber hier? Etwa weil es im Original heißt: *Olli caeruleus supra caput adstitit imber?* Da das Antike der Sprache im Deutschen bey dem Olli nicht nachzubilden war, so trug er es auf caput über? Was manche Leute für wunderliche Begriffe von Uebersetzertreue haben! Wer hat noch je in deutscher Sprache einen schwarzen Platzregen sich erheben sehen? In das Wörtchen schwarz hat sich unser Uebers. sehr verliebt. Steuermann Palinur: die Auslassung des Artikels auf diese Art ist im Deutschen nur in der komischen und niedrigen Sprache erlaubt. Die Segel sammeln, sollte dies deutsche Schiffersprache seyn? Man stemmt sich nicht an, sondern

gegen etwas. Cinxerunt aethera nimbi hier weicht die Uebersetzung ganz ohne Noth und noch dazu höchst unbedachtsam vom Original ab. Wie können Stürme den Himmel umschließen? Stürme für Sturmwolken aber ist eine harte Katachrese, die das Original nicht rechtfertigt. Der Wind streicht ist kein edler Ausdruck. In nubem cogitur aër. Die Luft sammlet sich in Wolken.

Flecte viam ventis. Lenke die Fahrt ein mit den Segeln. Auf deutsch: Ueberlaß dich dem Winde. Eine höchst seltsame Gewohnheit des Uebersetzers ist, daß er, um seiner Dollmetschung vermeintlich mehr Kraft zu geben, unentbehrliche Relative oder andere Wörter entweder ganz hinwegfällt, oder was fast noch abentheuerlicher ist, in Noten unter den Text verweisst. Z. B. S. 158. „Sollte ein Land mir „willkommener seyn, oder nach welchem ich mehr wünschen (es müßte nothwendig heißen: oder nach welchem sollte ich mehr wünschen. So will es Grammatik und Sprachgebrauch) „die ermüdeten Schiffe zu richten, als (1) welches mir den „Dardanischen Acestes bewahrt" u. s. w. Die Ziffer (1) verweist auf folgende Note: „nach demjenigen." Ist das nicht lustig? Socias rates (v. 35.) die verbündeten Schiffe. Horridus in jaculis, et pelle Libystidis ursae. Struppicht, mit Wurfgeschossen! und im Felle u. s. w. Fertur cita gurgite classis. Aus diesem schönen Bild macht der Ueb. ein lächerliches: Schnell läuft die Flotte übers Gewässer — Nichts kann wohl ungereimter seyn, als für Gegenstände des Alterthums, die gar nicht mehr gewöhnlich sind, eigne neue Namen zu ersinnen, und mit unsern Ungenannten crudus caestus durch roher Faustriemen zu verdollmetschen.

S. 201. (VI. Buch. v. 9. sq.) „Der fromme Aeneas „aber besucht in der Ferne die Burg (warum nicht die ferne „Burg?) die der hohe Apollo schützt, und die ungeheuere „Höhle, die geheime Wohnung der verehrlichen (horrendae) „Sibylle. — — Dädalus — ist (geht) die Sage — wagte „es, fliehend aus dem Reiche des Minos, sich mit schnellen „Schwingen den Himmel anzuvertrauen, und schwamm in „den Lüften. — — In dieses Land zurückgekehrt weihete er „vor allen dir, Phöbus, das rudernde Flügelpaar, und er„richtete den gewaltigen (inmane) Tempel. Hier an den „Pforten erblickte man des Androgeus Tod, und wie — o „Unglücke! — die Cecropiden alljährlich sieben Söhne zur

Söh-

„Höhnung zur Strafe schicken mußten. Da steht die Urne „mit den gezogenen Loosen. Gegenüber erhebt sich als Gegen„stücke das Gnoßische Land aus dem Meere. Hier zeigte sich „die schröckliche Liebe des Stieres, und Pasiphaens geheime „Umarmung, und die Mischung und Minotaurus, diese zwei„gestaltete Geburt, das Denkmal schändlicher Liebe: hier „auch jene künstliche Wohnung und der unentdeckbare Irr„weg (inextricabilis.) Dädalus aber mitleidsvoll gegen die „gewaltige Liebe der Königstochter, enthüllte selbst die Ränke „und Umwege des Pallastes und leitete durch Zwirn die zwey„deutigen Schritte (caeca vestigia) u. s. w.

S. 206. So gewaltig rüttelt Apollo die Begeisterte: ea frena furenti concutit A. — S. 225. Dido flieht voll Hasses in den schattenreichen Hain, wo der erste Gatte ihrem Kummer entspricht (respondet curis.) — S. 273. Die thatenberühmte Faust (Clavis dextera factis.) — Ebd. S. kämmte das Wild und wusch! — S. 384. Phöbe schlug mit dem Wagen die Himmelsbahn. — S. 433. Die übrigen — eine ganze Schaar vermischter Niederlage u. s. w. confusae caedis acervum. — S. 437. „Durch Hektors Faust stockte der Griechen Sieg." — S. 444. Sind wir jetzt, da unsere Schaar nur einmal sich wandte, gänzlich erlegt, und hat das Glücke keine Rückkehr, so laßt uns freylich Friede erflehen; und die wehrlosen Hände ausrecken. — S. 438. „Kaum hatten die Gesandten dies gesprochen, als mancherley Tosen die bestürzten Asoniden durchlief: Varius per ora cucurrit Ausonidum turbata fremor. — S. 456. „Ein Spieß durchzittert seine breiten Schultern und verdoppelt den Mann, mit Schmerzen ihn durchbohrend (duplicat virum.) — S. 216. „Der grause Fährmann Charon, voll schröcklichen Unraths!! horrendus terribili squalore Charon. — S. 280. „Jetzt entwich die Achtung der Sterze und Sichel. Vomeris et falcis honos cessit. — S. 232. „Da glänzten die goldenen Sophas: lucent genialibus altis aurea fulcra toris. In einer Note versichert der Uebers. „er habe sich lange hin und her gewunden, ehe er es gewagt, hier Sophas aufzustellen." — S. 248. „Unter dem Lichte des Mondes erglaßet das Meer (splender.) — S. 422. „Aeneas paßt an die Eiche (induit) den von Blute triefenden Busch, (cristas) und die gestümmelten Geschosse, (tela trunca) und den an zweymal sechs Orten be-

zielten

stellen- und durchschossenen Panzer und hängt an den Hals (der Eiche!) das Schwerd — zum Waffen. — S. 377. „Alle Himmelsbewohner murmelten verschiedenen Beyfall." Undeutsch und gegen den Sinn: cuncti fremebant coelicolae adsensu vario. — S. 376. „Was ists, daß die Trojaner mit schwarzen Fackeln die Latiner vergewaltsamen? Quid face Trojanos atra vim ferre Latinis? — Nascens Troja immer „das keimende Troja u. s. w.

Beweise genug, daß diese neue Uebersetzung zwar etwas treuer, als einige ältere, aber im Ganzen doch äußerst schlecht und schülerhaft, ohne Geschmack und Sinn für die Poesie des Styls gemacht ist. Dazu kommen noch eine Menge Druckfehler, und die regelloseste Interpunction. Ueber verschiedene Aeußerungen in der Vorrede wäre noch manches zu erinnern, da der Uebers. aber nicht zu den Schriftstellern gehört, die wenigstens für die Zukunft einige Erwartungen erregen, so dürfen wir uns, ohne die Geduld der Leser zu ermüden, nicht länger bey dieser mißrathenen Arbeit verweilen.

Sa.

Eclogae recentiorum carminum latinorum. Edidit *Chr. Guil. Mitscherlich*, Prof. Goetting. Hannoverae, apud Ritscher. 1793. 18 Bog. gr. 8. 18 gr.

Nach so vielen und mancherley poetischen Chrestomathien römischer Dichter, war es ein schöner Gedanke des Hrn. Prof. M., auch eine Sammlung neuerer lateinischen Gedichte zu veranstalten. Das Spötteln gewisser Revolutionsmänner im Schulwesen über lateinische Gedichte deutscher Dichter fängt allmählig an, denen zurückgegeben zu werden, die für die Schönheit eines lateinischen Verses zu wenig Sinn oder Sprachkenntniß haben. Und zur Ehre des bessern Geschmacks muß man es sagen, daß es noch Gymnasien giebt, wo junge lateinische Dichter gezogen werden: der Rec. hat Beyspiele davon vor sich liegen, die selbst in dieser Sammlung mit Beyfall würden gelesen worden seyn. Die Dichter, die Beyträge zu gegenwärtiger Sammlung geliefert haben, sind außer dem Herausgeber selbst, den einige feine Gedichte und sonderlich die schöne alcaische Ode auf die Göttingische Jubelfeyer, zu einem

Aus-

Ausleger des Horaz berechtigen, Heyne, Kästner — von ihm gefiel uns eine Nachahmung des Horaz:

In obitum Tobiae Mayeri.

Te maris et terrae, et magni sine limite coeli
 Mensorem cohibent *Mayere*,
Pulueris exigui prope clausum paruula templum
 Munera; nec quidquam tibi prodest
Rexisse errantem lunam, mouisseque summo
 Sidera fixa polo morituro.

Spalding, der hier als ein vorzüglicher lateinischer Dichter erscheint; Thieme — eine einzige Ode von ihm, aber ganz horazisch; Aringer — es freute uns, den Verfasser des Bliomboris, worin wir einige, seinen Recensenten entgangene, überaus glückliche Nachahmungen des Virgils gefunden haben, hier auch in der Probe einer lateinischen Uebersetzung der Messiade als einen eben so glücklichen Dichter in Virgils Sprache zu finden; Arenovius — von ihm sind einige Uebersetzungen, Gellertscher, Hagedornischer und Leßingischer Fabeln: sein Jambischer Vers aber weicht sehr von der Reinigkeit des Horazischen Jambus ab, und scheint sich das freyere jambische Sylbenmaaß des Phädrus zum Muster genommen zu haben; besser hat uns von eben diesem Dichter die lateinische Uebersetzung von Zachariä Murner in der Hölle gefallen. Reiz — von dem sel. Manne ist doctae ignorantiae commendatio. Barth — seine Ode an den sel. Ob. C. Präs. von Berlepsch ist einer lateinischen Muse würdig. In einem Gedichte an seinen Rector, Geisler, stoßen wir auf die Worte:

Tanquam recentis veris amoenitas
Post longa brumae taedia, taedia
 Sensita toti nuper orbi ——

Martyni-Laguna; Lenz; Eck; Denis; der verschiedene artige kleine Gedichte geliefert hat; z. B.

Homo, Navis.

Navigium corpus, Mens candida rectaque Nauta est.
 Nauta ubi defuerit, vae tibi, Navigium.

Döring — zwey Elegien, eine an den Cupido, die andere auf den Tod seines Sohnes, sind gleich schön; Böttiger, der in einer Elegie Ovidische Leichtigkeit, und in einem Lyrischen Gedicht Horazische Würde zeigt. Von den übrigen, theils

theils ausländischen, theils minder bekannten und pseudonymischen Dichtern zeichnen sich vorzüglich Horüft, Santeri, Farsetti und von Sperges aus. Man kann nicht läugnen, daß man es manchem dieser Gedichte, auch ohne Namens Unterschrift, aus einer steifen, unharmonischen, Zwang verrathenden, Härte ansehen kann, daß es keine Arbeiten eines römischen Dichters sind: aber eben so muß man gestehen, daß viele wie in der Leichtigkeit der Muttersprache geschrieben sind. Zu diesen letztern gehört auch das lange Gedicht Hrn. Reichards in Grimme, an den sel. Oberhofpred. Hermann in Dresden, über den Geschmack unsrer Zeit. Nur hätte er die Sünde gegen den guten Geschmack nicht begehen sollen, den Siegwart und Sebaldus Nothanker in eine Klasse zu werfen, wenn er klagt:

Siegwarti vesanus amor, martyrque *Sebaldus*,
Et quae librorum gignuntur monstra novorum.

Noch hätten wir gewünscht, daß der Druck durchgehends correcter, und bey jedem Gedicht, so wie es bey einigen geschieht, das Jahr der Verfertigung angegeben wäre. Es trägt dieser Umstand zur vollständigen Beurtheilung desselben vieles bey. Wir wünschen, daß der Herausgeber veranlaßt werden möge, diese Sammlung fortzusetzen.

Ti.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Ueber nordamerikanische Bäume und Sträucher, als Gegenstände der deutschen Forstwirthschaft und der schönen Gartenkunst. Von Friedrich Kasimir Medicus, Pfalzzweybrück. Regierungsrathe. — Mannheim, bey Schwan und Götz. 1792. 96 S. 8. 10 gr.

Die neueren Lehrbücher in der Land- und Forstwirthschaft sind zum Theil sehr ergiebig an vielversprechenden Vorschlägen, ausländische Bäume und Sträucher an den deutschen Himmelsstrich anzugewöhnen. Einer schreibt dem andern auf Glauben nach,

nach, ohne zu untersuchen, ob genaue Bekanntschaft mit der Natur dieser Gewächse und vieljährige Erfahrung, die hier doch hauptsächlich entscheidet, solchen Empfehlungen zu sichern Grundlagen gedient haben. Der Forstbesitzer trägt nun kein Bedenken, dem mit so allgemeiner Uebereinstimmung gegebenen Rathe zu folgen, und muß nicht selten nach Verlaufe vieler Jahre endlich den Beweis theuer erkaufen, daß er getäuscht worden. Jedem nach wirklichen Thatsachen urtheilenden Forscher wird daher gegenwärtige Abhandlung sehr willkommen seyn, welche über die Cultur dieser Bäume, über den zu hoffenden Nutzen ihres Anbaues, auch über so manche andere hiemit verwandte Gegenstände einen beträchtlichen Vorrath nützlicher Bemerkungen enthält.

Mit allen Sachverständigen nimmt der Vf. zuvörderst an, daß ausländische Hecken, Stauden und Rebgewächse, selbst wenn sie auch bey uns ausdauern möchten, dennoch nie auf einen einträglichen Platz in unsern Forsten Anspruch machen können. Sollen aber nordamerikanische Bäume daselbst das Bürgerrecht verdienen, so müssen sie reifen Saamen in Deutschland bringen, (denn die Saatstämme behalten, wie bekannt, ihre ursprüngliche Empfindlichkeit, wenn man sie aus vaterländischen Saamen erzielt) auch in Ansehung ihrer Holzgüte und in Betracht der Zeit, die hiezu erfordert wird, den einheimischen Baum übertreffen. Alsdann entscheiden erst Versuche auf dem Waldplatze selbst, ob der sich nun überlassene Wachsthum eben so günstig ausfällt, als jener künstliche Trieb unter sorgfältiger Behandlung in den Baumschulen. Dort haben die Fremdlinge mit allen denjenigen Hindernissen zu kämpfen, denen nach der gewöhnlichen Forstverfassung unsere Waldbäume ausgesetzt sind. Ueberhaupt so lange bey Benutzung der Waldungen die Grundsätze einer vernünftigen Oekonomie nicht eifriger, als bisher, befolgt werden, so lange läßt sich auch wahrlich an keine Abhelfung der Klagen über den immer zunehmenden Holzmangel in volkreichen Gegenden gedenken, man mag nun anpflanzen, was man will. Am wenigsten dürfte jedoch dieser Zweck durch die nordamerikanischen Colonisten erreicht werden, welche entweder nach jener Prüfung in forstmäßiger Hinsicht gar nicht anwendbar sind, oder auch einen höheren Grad des Kunstfleißes, als unsere Landbäume, erfordern, wenn sie hier gedeihen sollen. Nur die unächte Acacie glaubt der Vf. aus Erfahrung empfehlen zu kön-

können, weil sie, zu Brennholz benutzt, einen wahrhaft entschiedenen Vorzug vor unsern deutschen Holzarten behauptet. Sie ist unzerstörbar, hat einen außerordentlich starken Wuchs, liebt eben daher Ebenen, auch tiefere Gründe, und giebt an diesen Standorten in der kürzesten Zeit eine Menge Brennholz von der allerbesten Güte. In dem Mannheimer botanischen Garten trieb eine Wurzel derselben durch öfteres Aufarbeiten ihres Grundes und durch tägliches Begießen während des Sommers innerhalb 15 Monate 7 Stämme hervor, deren jeder 17 Schuhe in der Länge maaß. Der erste Jahrring war einen halben Zoll, der zweyte einen Zoll, die Scheibe also im Durchschnitte drey Zoll stark. Ob nun die in Waldrevieren angezogene Acacia hinter diesem wohlgepflegten Muster nicht sehr merklich zurückbleiben möchte, muß die Zukunft lehren. Ueber einige damit im Großen bereits in mehreren Gegenden Deutschlands angestellte Versuche erlaubt die Kürze der Zeit bis jetzt noch kein reifes Urtheil.

Mehrere Aufmerksamkeit verdienen die nordamerikanischen Bäume und Sträucher als Gegenstände der schönen Gartenkunst, vorzüglich zur Anlegung der sogenannten Englischen Wälder. Warnung hiebey mit dem Beschneiden dieser Zöglinge vorsichtig zu seyn, insonderheit, wenn man ihre Cultur nicht genau kennt. 21 Stück der gesundesten Cypressenstämme starben dadurch ab. Bäume mit weiten Saftröhren vertragen das Abnehmen größerer Aeste am wenigsten. Die Methode der Engländer Strümpfe stehen zu lassen, verhüthet nicht sicher die nachtheiligen Folgen einer solchen Behandlung. Auch unsere Holzarten leiden fast sämmtlich, wie die tägliche Erfahrung lehrt, aus mannichfaltigen Ursachen durch jede Verstümmelung ihrer Hauptzweige. Möchten doch diese Bemerkungen an denjenigen Orten beherziget werden, wo es noch wohlhergebrachte Sitte ist, die bey öffentlichen Plätzen und Alleen angepflanzten Bäume alle drey Jahre bis auf die Stämme zu koppen! Man darf nur die mit dicken Auswüchsen entstellten Krüppel und ihren vermoderten Kern sehen, um sich von den schädlichen Folgen eines solchen Verfahrens zu überzeugen. Aber so lange die Unterofficianten hierüber allein zu Rathe gezogen werden, dürften diese sich wohl in Acht nehmen, die Sporteln ihres Amtes durch solche Gründe schmälern zu lassen. Die Forsythische Heilmethode kranker Bäume wird in theoretischer Rücksicht vertheidiget, denn damals konnte der Verf. ihren

ganzen

ganzen Werth noch nicht aus der Anwendung selbst völlig kennen lernen.

Cg.

Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft und der Forst- und Jagdlitteratur, herausgegeben von W. G. von Moser. Dreyzehnter Band mit Kupfern. Ulm, 1792. in der Stettinschen Buchhandlung. 8. 341 S. 3 Kupfert. Vierzehnter Band mit einer Kupfertafel. 1793. 321 Seiten, mit Registern über beyde Theile. 1 Rk.

Rec. zeiget diese beyden letzten Theile des nunmehro verstorbenen Vfs. nicht ohne schmerzliche Theilnahme an dem Verlust dieses verehrungswerthen Schriftstellers an. Die Forstlitteratur hat an diesem gelehrten Mann gewiß keinen geringen Verlust erlitten. Gesunde Beurtheilung, ausgebreitete Kenntniß des Forst- Policey- und Cameralwesens, rühmliche Bescheidenheit, die Zierde eines Schriftstellers, herrscheten in seinen Schriften und Urtheilen, und erhoben das Forstarchiv auf die erste Stufe deutscher periodischer Schriften. Rec. kannte ihn zwar nur durch einen Briefwechsel; allein auch hieraus leuchtete sein biederer Charakter und warmer Eifer für die Erweiterung der Forstwissenschaft hervor. Welcher Leser des Forstarchivs sollte wohl nicht mit Rec. den Wunsch äußern, daß die Fortsetzung desselben ganz das Versprechen des Verlegers erfüllen, und von einem Sachverständigen Mann die durch den verstorbenen Vf. in Ordnung gebrachten Materialien, mit eben so viel Beyfall zur Erweiterung der Forstwissenschaft herausgegeben werden möchten.

Der dreyzehnte Band enthält unter den gewöhnlichen Artikeln: I. Erklärung der Kunstwörter und Benennungen, welche bey den Flößen und dem Holzhandel auf dem Wasser vorkommen, nebst einigen weitern Erläuterungen dieses wichtigen Forstgeschäfts. Ein für jeden Forstmann interessanter Beytrag zur Flößerey, worin alles was bey dem Floßwesen vorkömmt, als das Maaß vom Stabholz, Erklärung der Geräthschaften, vom Verband, Transportarten, u. a. dgl. in alpha-

alphabetischer Ordnung kurz und deutlich zusammengetragen sind.

II. Merkwürdiger Rechtsstreit über eine auf Unterholz eingeschränkte Beholzigungsgerechtigkeit, und die Art, nach welcher in Rücksicht auf diese Gerechtigkeit der Wald müsse behandelt werden. Die Pfännergilde hatte die Holzungsgerechtigkeit des Unterholzes auf einem Revier, wo dem Hrn. von Steinberg zu Bodenberg das Oberholz gehörte. Seit langer Zeit hatten seine Förster den Pfännern die Haue angewiesen, und die Laßreiser, welche zu Oberholz stehen bleiben sollten, ausgebunden. Auf einmal fiel es den Pfännern ein, daß zum Nachtheil ihres Unterholzes zu viel Laßreiser stehen blieben; hierüber entspann sich ein Prozeß, worin man durch eine juristische Wendung von dem Urtheil der Sachverständigen abgieng, und in Rostock wurde zum Nachtheil des Hrn. von Steinberg ein Urtel abgefasset, wobey der Hr. von Moser den Urtelsverfasser eines flüchtigen Verfahrens beschuldiget.

III. Ueber zwey neue Maschinen zum Ausroden der Stöcke in Waldungen, und über das Stockroden überhaupt, besonders in Buchwaldungen. Dieser Artikel enthält drey Aufsätze über diese Materie; die Maschine des Ob. Forstm. von Tettenborn, in Badenschen Diensten, ist nach ihrer innern und äußern Beschaffenheit in Kupfer gestochen. Es ist Schade, daß zum Räderwerk nicht ein besonderer Maaßstab gezeichnet ist. Die Hauptsache dieses Hebezeuges bestehet in einer Schraube ohne Ende, das Thau windet sich um eine horizontale Welle, diese und das ganze Räderwerk ist in einem Kasten verborgen. Von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends wurden 9 Stubben ausgehoben, welche 1½ bis 2 Klaftern Holz gaben. Alles Arbeitslohn abgerechnet bleibet doch noch vor die Forstkasse 1 Gulden 57 Kreuzer Profit auf zwey Klaftern. Der Kasten, worin die Maschine verschlossen ist, stehet zwischen einem Hebezeug von drey Balken, worin ein Flaschenzug hänget, wodurch das Thau gehet. Der zweyte Aufsatz hat den Sohn des verstorbenen Hrn. v. Moser zum Vf. Er enthält eine gründliche Beurtheilung über die Maschine des Hrn. v. Tettenborn; der Vf. bemerket z. B. daß ein Thau zu dieser Maschine 16 bis 18 Gulden koste, und nicht länger als 6 bis 8 Wochen halten könnte. Er beweiset richtig, daß das Stockroden in Buchenrevieren, welche forstmäßig bewirthschaftet werden, nicht Statt finden könne. Der dritte Aufsatz ist über die

die Schussenriedersche Stockmaschine, welche der Fürstl. Taxische Forstcommissarius Payr mit Nutzen angewandt haben will. Sie bestehet in einem langen Hebel mit einer Unterlage, woran sich 8 Menschen anhängen und wuchten können.

IV. Neue Bücher von Forst- und Jagdsachen. Es sind kurze Anzeigen und Urtheile über 64 Bücher aus diesen Fächern. Sie sind unpartheyisch, richtig und in einer überaus bündigen Kürze beurtheilet, sie geben einen richtigen koncentrirten Begriff von dem Werth dieser Schriften, und gereichen dem verstorbenen Vf. zur Ehre.

V. Neue Landesverordnungen in Forst- und Jagdsachen. Würzburgische, Triersche, Pfalzbayern, 13 an der Zahl. Unter Nr. 3. wird in einer Fürstl. Würzburgischen Verordnung das Meyen- und Kapswedelhauen verbothen; letztere sind Weißtannen- oder Fichtenzweige, womit die Einwohner den Kapssaamen bedecken. In einer andern Fürstl. Bambergischen Verordnung (S. 284) wird festgesetzet, daß nicht mehr so hohe Stöcke bey dem Holzschlagen stehen bleiben sollen, da man sie ehemals zu 3 und 4 Fuß Höhe gelassen hat, weil die Forstbediente davon den Genuß gehabt haben.

VI. Vermischte Nachrichten und Neuigkeiten in Forst- und Jagdsachen, nebst allerley kleinen Bemerkungen. Die Erklärung des Titelkupfers, nebst einem Anhang über die Merkwürdigkeiten der Gehörn tragenden Thiere aus dem Hirschgeschlecht, betrifft ein Gehörn, welches in dem Rhein gefunden, und wie man will, von einem Rennhirsch gewesen seyn soll; nach der Berechnung hat jedes Stück 40 bis 50 Pfund gewogen. Die übrigen Aufsätze betreffen die Holzkultur im Badenschen. Vorsorge dem Holzmangel in Erfurt zu steuern, — ist eine Preisaufgabe. Ferner eine Wahrnehmung über das von den Raupen kahl gefressene Holz. Es wird bemerket, daß das abgefressene Holz auf Sandboden sich erholet, wenn im August nasse Witterung eintritt, allein es soll das folgende Jahr doch wieder ausgegangen seyn. Mehrere Beyspiele beweisen aber auch das Gegentheil. Ueber die Ersparung der Eichenrinde und über die Anwendung des Summach zum Gerben; ferner über die Braunschweigischen Haiden, desgleichen sehr gute Bemerkungen über das Verkohlen der Stubben, von dem Hrn. Forstsekretär Unzer. Diese Aufsätze machen den Beschluß des 13ten Bandes, und enthalten manches Gute und Nützliche.

In dem vierzehnten Bande findet man folgende Stücke: I. Antwort auf die Gedanken über Holzmangel im Würtembergischen. Eine Beantwortung der Abhandlung im 6ten Bande des Forstarchives, S. 161. Die hauptsächlichsten Gründe des Vf. bestehen darin, daß er beweiset, alles was der B. v. Gemmingen in Vorschlag, dem Holzmangel abzuhelfen, bringet, sey bereits durch Gesetze befohlen. Das mag wohl der Fall in mehrern Ländern seyn, es ist aber doch gut, wenn die Obern durch eine solche Schrift auf die Nichtbefolgung der gegebenen Gesetze aufmerksam gemacht werden? Auch scheint mancher Gegengrund nicht ganz überwiegend zu seyn, denn daß man den armen Leuten nicht anmuthen könne, ihre Häuser von Stein zu bauen, ist kein Grund um es zu unterlassen, und muß der Landesherr zum allgemeinen Besten hier zutreten.

II. Relation und Gutachten des K. K. Vorderösterreichischen Oberforstmeisters über den bisherigen und gegenwärtigen Zustand, auch künftige Verbesserung und Einrichtung des Wald- und Forstwesens in der Grafschaft Ober- und Unter-Hohenberg. Aus diesem Gutachten ergiebet sich, daß das Forstwesen in Niederösterreich noch vieler Verbesserungen fähig ist. Die Mängel in sämmtlichen Forsten sind zuletzt in eine tabellarische Form gebracht, und unter jeder Rubrike findet man den Namen der Forst, worin gewisse Fehler angetroffen werden. Die Hauptrubriken sind: 1) Fehler in der Abholzung; 2) Fehler im Holzmachen; 3) Fehler im Holzpflanzen; 4) Verödung des Waldbodens; 5) unordentliche Wald- und Holznutzung; 6) Mangel des Waldschlusses und Oeffnung; 7) Mangel der Forstpflege und Forstbediente. Die Fehler finden sich unter jeder Hauptrubrike in speciellen Rubriken, z. B. unter dem ersten Artikel findet man, daß in den meisten Forsten zu alte verkrüppelte Saamenbäume und plätziger Hau gefunden worden. Unter dem zweyten Artikel findet man, daß keine bestimmte Holzlesetage in den mehresten Forsten festgesetzt sind, und unter dem folgenden sind in den mehresten Forsten die Pflanzungen auf steinichten und in thonartigem Boden geschehen; ferner wenig künstliche Besaamungen, aber viele und große abgeholzte leere Oerter, an Forstvermessungen und an Forstunterricht mangelt es noch sehr ꝛc. Es ist nicht zu läugnen, daß ein Abriß von dem Zustande der Forsten in ganzen Provinzen unter gewisse Rubriken gebracht, die Angaben und Verfügungen sehr erleichtern könne.

III. Merk-

III. Merkwürdiger Proceß am K. Cammergericht zwischen einem Landesherrn und seinen Unterthanen über Holzersparniß. Das Dorf Lüzenlinde im Fürstlich-Saarbrück-Weilburgischen war abgebrannt, und sollte maßiv bauen. Die Zeichnung der Häuser und wie das Dorf aufgebaut werden sollte, wurde gemacht, und ist auf der Kupferplatte gezeichnet. Die Anschläge bewiesen, daß es mehr kosten würde, wenn sie, nach dem Verlangen der Einwohner, von Holz gebauet werden sollten, demohnerachtet wollten sie sich nicht dazu bequemen. Sie sollten durch ein Commando von einem Lieutenant dazu gezwungen werden, allein das Commando fand für gut zu Hause zu gehen und den Lieutenant allein zu lassen. Die Unterthanen brachten ihre Klage weiter an, wurden aber doch endlich dahin gebracht, daß sie bauen mußten, bekamen aber die Erlaubniß, andere um eine freye Beyhülfe anzusprechen.

IV. Actenstücke über die Forsteinrichtungen, welche der Hr. von Lange in den Herzogl. Braunschweigischen Forsten an der Weser und in den Gräfl. Stollbergischen Forsten in der Grafschaft Wernigerode und Hohenstein gemacht hat. Wie bekannt, so brach der Hr. von L. die Bahn zu einer regulären Forstbewirthschaftung und that damals schon Vorschläge, welche man in neuern Zeiten theils befolget hat, theils werth sind, daß sie noch befolget werden. Z. B. daß alle Bediente, welche Freyholz erhielten, solches nicht in natura, sondern in Gelde erhalten sollten. Die Forstbedienten sollten statt der Accidenz eine festgesetzte Summe erhalten. Holzsaat auf Blößen sollte unter dem Schutz und mit Getraide, Rüben, Kümmel rc. ausgesäet werden. Alle Vorberge wollte Hr. v. L. mit Laubholz anbauen und das Nadelholz daraus verdrängen, allein dieses wollte so wenig ihm als seinem Schüler, dem Ob. Fm. v. Zanthier gelingen. Auch im Forstrechnungswesen machte er viele gute Einrichtungen. Die Schlaglinien sollten mit Obstbäumen und anderen sich unterscheidenden Holzarten bepflanzet werden. Verschiedene Fragen, welche der Herausgeber dieses Forstarchives wegen der Wernigeródischen nachherigen Forsteinrichtungen gethan hat, werden beantwortet. Es gehet aus selbigen hervor, daß man den Turnum zum Hau des Unterholzes nicht so, wie ihn der Hr. v. Zanthir dort anführt, hat beybehalten können, sondern man hat ihn verlängern müssen. Auch will es mit den gepflanzten Lerchenbäumen nicht

 fort,

fort, und die von Länge dahin gebrachte nordische Eller soll auch nicht besser als die gewöhnliche wachsen. Rec. besinnet sich, auf einer ziemlichen Höhe des Brockens Eichenbäume, welche der Hr. v. Zanthier zur Probe dahin pflanzen lassen, gesehen zu haben, welche aber weniger Fortgang zeigeten, als anderes in dieser Höhe aufgeschlagenes Holz.

V. Neue landesherrliche Verordnungen in Forst- und Jagdsachen. 1) Fürstl. Fuldäische Verordnung wegen der Hunde. Für den Biß der tollen Hunde wird das sogenannte Gauchheil, Grundheil Anagallis flore puniceo zu Pulver gebrannt und als Thee 3 bis 4 Wochen lang getrunken empfohlen. 2) Chur-Braunschweig. Verordnung die Jagdaccidenzien betreffend. 3) Fürstl. Sachsen-Eisenachisch. Waldhutordnung.

VI. Vermischte Nachrichten und Neuigkeiten von Forst- und Jagdsachen, nebst allerley kleinen Bemerkungen. 1) Reichshofgerichts-Conclusum, Jagdfrohnen, Forstgericht und Jägeratz betreffend. 2) Oesterreichische Verordnung wegen des Gebrauchs der Steinkohlen. 3) Ein Vergleich des regierenden Fürsten zu Neuwied mit seinen Unterthanen. Ist zwar ein Beyspiel von Huld und Gnade eines Landesherrn gegen seine jetztlebenden Unterthanen, die dadurch, daß er Forstaufsicht für Tyranney hält, und den Unterthanen uneingeschränkte Hütung in den Forsten erlaubet, in ihrer Zügellosigkeit ungemein geschmeichelt werden; aber wann diese ihn gleich in den Himmel erheben, so ist es leicht möglich, daß wenn die Nachkommen dadurch an einem so nöthigen Bedürfniß, als Holz ist, Mangel leiden sollten, diese seiner Asche fluchen können. 4) Reichscammergerichtsurtheile über forstliche Obrigkeit. 5) Erklärung des Titelkupfers. Ein Fuchs mit zwey Ruthen (Schwänzen) welcher 4 Meilen von Berlin in dem Oranienburger Forst 1734 geschossen wurde.

Gm.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Die natürliche Magie aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, erstlich zusammengetragen von Joh. Christian Wiegleb, fort-

fortgesetzt von Gottfried Erich Rosenthal. Siebenter Band. Mit 2 Kupf. 380 Seiten in 8. Berlin und Stettin, 1793. bey Nicolai. 1 Rt. 8 gr.

Wir zeigen nur kurz den Inhalt dieses Theils an, da das an mannichfaltig belustigenden und nützlichen Kunststücken gleich reichhaltig bleibende Werk genug bekannt ist.

Zuerst ein Auszug aus Tiedemanns Schrift über die Geschichte der Magie auf 44 Seiten. In dem ersten Abschnitt von den elektrischen Kunststücken werden mehrere Electrisirwerkzeuge, als die Cuthbersonische neue Electrisirmaschine, einige Isolatorien, mehrere in den vorigen Theilen nicht beschriebene Electrometer, Cavallo's Electricitätssammler, Langenbuchers Funkenmesser, electrische Waage und Windmesser, und mehrere belustigende electrische Kunststücke beschrieben. Der zweyte Abschnitt von magnetischen Kunststücken, enthält eine Beschreibung des vom Freyhrn. zu Racknitz nachgemachten mechanischen Schachspieler des Hrn. v. Kempels. In dem dritten Abschnitt von optischen Kunststücken werden zuerst einige Zauberstücke beschrieben; nämlich Antworten mit feurigen Buchstaben abzubilden, Geistererscheinungen mit Hülfe der Schatten zu machen, und abwesende Personen im Wasser abzubilden; dann folgen Beschreibungen einiger optischen Maschinen zu besonderem Gebrauch, wie die Camera obscura zur Miniaturmalerey, auch dieselbe an einem Reisewagen anzubringen. Verschiedene optische Erscheinungen werden erklärt. Die Lehre von dioptrischen und katoptrischen Anamorphosen, welche schon in vorhergehenden Theilen vorgetragen worden, ergänzt, und die Einrichtung mehrerer Polemoscopen abgebildet und beschrieben. Der vierte Abschnitt von chemischen Kunststücken ist dermal besonders reichhaltig. Außer mehreren belustigenden und täuschenden Kunststücken, z. B. einigen Feuerregen, der nächtlichen Erleuchtung der Uhrblätter durch Phosphor, Münzen ohne Feuer an der Luft zu schmelzen, durch Zusammenschütteln mehrerer Flüßigkeiten, feste Körper zu bilden, ohne Schaden und Gefahr ein Feuergewehr auf sich abschießen zu lassen u. dgl. m., werden einige nützliche Kunststücke beschrieben, wie brennbare Körper an Gebäuden durch Ueberzüge vor der Entzündung bewahrt werden kön-

können; ingleichen mehrere Kunststücke mit verschiedenen Gasarten, besonders von den Farben der brennbaren Luftarten. Außerdem enthält dieser Abschnitt die Geblerische Abhandlung von den Aerostaten, die Beschreibungen von Verfertigung verschiedener Hefen und Farben u. s. w. Bey der Beschreibung der Verfertigung der brennend blauen Farbe aus Indig S. 229 lit. h. ist aber wohl etwas ausgelassen worden; denn, so wie das Verfahren hier angegeben, ist es nicht verständlich. In dem fünften Abschnitte sind 32 mechanische Kunststücke beschrieben, worunter sich verschiedene Taschenspielereyen befinden. Der sechste Abschnitt von mathematischen Kunststücken, enthält die Fingerrechenkunst; von Quadratwurzelausziehungen, die im Mercure de France beschriebene mechanische Eintheilung von Flächen in Proportionaltheile, einige einfache Maschinen zur sinnlichen Erklärung des Laufs der Erde und des Mondes, die Verfertigung einer Sonnenuhr um die Schatten im Innern eines Gebäudes sichtbar zu machen, endlich Einiges von der Zeitrechnung. Im siebenten Abschnitte sind 39 ökonomische Kunststücke, in dem achten Abschnitte einige Kartenkünste und in dem Anhang endlich wieder einige Spiele beschrieben. — Dieser Theil ist übrigens wie der vorhergehende mit einer Inhaltsanzeige und vollständigem Register versehen.

Bald scheint der Gegenstand dieses nun weitläuftig gewordenen Werks erschöpft zu seyn, wenn es nicht mit Verlassung des ersten Plans eine bloße Sammlung neu erfundener Maschinen, und bekannt gewordener chemischer und anderer Versuche ꝛc. vor die Zukunft werden soll.

Jd.

Grundriß der Naturlehre, in seinem mathematischen und chemischen Theile neu bearbeitet, von Friedrich Albrecht Carl Gren. Mit 13 Kupfertafeln. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1793. 794 Seiten. 8. (ohne das Register.) 1 Rh. 20 gr.

Schon die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs zeichnete sich durch die gute Ordnung, so wie durch seine übrige Beschaffenheit sehr

vor-

vortheilhaft aus; durch die gegenwärtige Umarbeitung aber hat es in jeder Rücksicht so sehr gewonnen, daß wir kein anders dieser Art kennen, welches ihm vorgezogen zu werden verdiente. Zuerst ist die systematische Form durch eine noch genauere Stellung und Anordnung der einzelnen Theile mit vielem Scharfsinn verbessert, ferner sind viele Lehrsätze erweitert, andere ganz umgearbeitet, noch andere berichtigt oder deutlicher abgefaßt, die mathematischen, wo es nöthig war, durch Figuren erläutert, und überhaupt wenig §. §. übrig geblieben, welche nicht die bessernde Hand des Vfs. erfahren hätten; endlich ist auch eine Anzeige der vornehmsten Schriften über jeden Gegenstand gehörigen Orts beygefügt.

Die bekannte Meinung des Vfs. von der Verminderung des Gewichtes der Körper durch den Beytritt des Phlogistons erscheint hier in einem ganz andern Licht, als in der vorigen Ausgabe. Licht und Wärmestoff verlieren, wenn sie sich mit einem dritten Körper (oder vielmehr mit einem von den Bestandtheilen desselben) verbinden, ihre Expansivkraft, und heben dagegen die Schwerkraft dieses Bestandtheils auf und machen ihn zu einem bloß trägen Stoff. Die Schwerkraft der übrigen Theile des Körpers wird dadurch nicht geschwächt, das Gewicht des Ganzen aber vermindert. — Diese Erklärung hängt ganz genau mit der Lehre von der Trägheit der Körper zusammen, und hierin weicht der Vf. von der gewöhnlichen Meinung und von der Erklärung der berühmtesten Physiker und Mathematiker ab. Er behauptet nämlich, daß es aus dem Begriff der Trägheit durchaus nicht folge, daß ein bloß träger Körper, um aus Ruhe in Bewegung, oder aus Bewegung in Ruhe gebracht zu werden, Widerstand leiste; daß folglich auch die Kraft, die dazu angewandt wird, einen bloß trägen Körper aus der Ruhe in Bewegung, oder aus der Bewegung in Ruhe zu bringen, nichts von ihrer Größe verliere; und überhaupt die Beweglichkeit des trägen Körpers in keinem Verhältniß mit seiner Masse stehe, d. h. die doppelte, dreyfache ꝛc. Masse eben so leicht beweglich sey, als die einfache. (Was den ruhenden trägen Körper betrifft, so kann man freylich nicht sagen, daß er eigentlich einen Widerstand leiste, d. h. der Kraft, die ihn bewegen will, entgegenstrebe, vielmehr folgt er einer jeden, auch der leisesten, Kraft, oder giebt ihr nach; aber er erfordert doch immer eine Kraft, die ihn in Bewegung setzt, und zwar eine desto größere, je größer

oder schneller seine Bewegung seyn soll; und es scheint widersprechend, daß diese Kraft, welche den Körper in Bewegung gesetzt hat, noch eben so seyn sollte, als hätte sie diese Wirkung nicht hervorgebracht, d. h. daß sie unvermindert bleiben sollte. Noch auffallender wird die Sache bey dem bewegten trägen Körper: eine Kanonenkugel, senkrecht in die Höhe geschossen, würde nach dem Gesetz der Trägheit beständig in dieser Richtung fortfliegen, wenn ihr die Schwere nicht entgegenwirkte; die Schwere thut hier also nichts, um die Wirkung der Kugel zu verstärken, vielmehr schwächt sie sie noch. Die Wirkung also, welche die Kugel beym Aufsteigen hat, kommt ihr bloß als einer bewegten trägen Masse zu; kann man aber wohl sagen, daß sie der Kraft, die sie in Ruhe bringen wollte, keinen Widerstand leisten, daß sie sie nicht vermindern würde? gewiß nicht. Wird aber die Kraft, welche die Bewegung des trägen Körpers aufhebt, vermindert, so wird es auch die, welche die Bewegung hervorbringt, oder den ruhenden Körper in Bewegung setzt. — Es scheint also nicht, daß sich der Herr Verf. durch diese Darstellung gegen die bekannten Einwürfe des Hrn. Prof. Mayer ganz sicher gestellt hätte.) — Eben so scheint uns auch die Erklärung, die der Hr. Vf. von der Verminderung des Umfangs einer eingeschlossenen Luft, in der ein Körper verbrannt wird, im 917. §. giebt, nicht befriedigend: durch die Aufnahme des Phlogistons, heißt es, muß die Luft, wie jeder andere phlogistisirte Körper, in ihrem Gewicht vermindert werden; wird nun aber ihr Gewicht vermindert, ohne daß ihre Elasticität vermehrt wird, so ist es eben so gut, als ob ein Theil der Luft weggenommen worden wäre, und der Druck der äußern Luft muß sie natürlich in den kleinern Raum bringen. (Da die eingeschlossene Luft nicht vermittelst ihres ganz unbedeutenden Gewichts, sondern vermöge ihrer Elasticität dem Druck der äußern Luft widersteht, so sieht man nicht, wie die geringe Verminderung des Gewichts die Kraft des Widerstandes schwächen sollte. Der Theil der Luft, der durch die Aufnahme des Phlogistons zur bloß trägen Masse geworden ist, behält ja seine Elasticität und seine Impenetrabilität so gut wie vorher, und muß also auch dem Druck der äußern Luft noch eben so großen Widerstand leisten. Man müßte also dem Phlogiston noch die Eigenschaft beylegen, die Elasticität der Körper zu schwächen, mit denen es sich verbindet. —)

Daß wir nur den relativen und nicht den absoluten Ort eines Körpers bestimmen können, wie §. 52. bemerkt wird, rührt wohl nicht daher, weil der absolute Raum überhaupt keine Realität ist, und nur subjective Gründe hat — denn in Ansehung der Erscheinungen, mithin der Körper, kann man ihm in der That objective Realität beylegen — sondern daher, weil alle Messungen von einem bestimmten Punct oder einer bestimmten Gränze ausgehen müssen, in dem unendlichen leeren Raum aber keine solche Gränze möglich ist.

Na.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Schrift und Vernunft, für denkende Christen. Von Dr. Gottlob August Baumgarten-Crusius, Consistorial-Assessor und Stiftssuperintendent in Merseburg. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Kummer. 1793. 8. 212 Seit. 12 gr.

Männer, deren Urtheil dem Vf. wichtig war, versicherten ihn von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit seiner Schrift. Andere seiner Freunde warnten ihn; allein er fürchtet sich vor nichts, ist muthig auf jeden Angriff gefaßt, und hält es um so mehr für seine Pflicht, in seinen Untersuchungen fortzufahren, da diejenigen, die die Wahrheit in Schriften vertheidigen sollten, entweder ganz schweigen, oder auf beyden Seiten hinken. Diesen Muth loben wir zwar, finden ihn aber zugleich auch sehr natürlich; denn was sollte doch in unsern Tagen ein Mann, wie er, zu fürchten haben? Er wird gewiß Leser genug finden, die ihm Beyfall geben, und die übrigen, was werden sie wohl anders thun, als es freymüthig bekennen, daß er für sie nicht geschrieben habe? Daher fahren auch wir ohne Anstand fort, den Inhalt dieser Schrift mit unpartheyischer Offenherzigkeit anzuzeigen, und fürchten uns eben so wenig, wenn gleich der Vf. auch uns um unserer Anonymität willen unter die lichtscheuen Recensenten zählen sollte.

VI Abhandl. S. 1 — 33. Ob und wiefern Gott in der Religion sich zu der Schwachheit der Menschen herabgelassen habe. — Bey jedem Unterricht, sagt der Vf. mit gutem

Grunde,

Gründe, muß man sich nach dem Fassungsvermögen der Schüler richten, und sich zu ihnen herablassen, ihnen also nichts sagen, was ihnen ganz und gar unverständlich oder unnütz wäre, aber auch nichts, das sie nothwendiger Weise auf Irrthümer leiten müsse. Hieraus folgt, daß man auch eine Herablassung Gottes bey der Erziehung der Menschen durch Religion annehmen könne und müsse, nur keine solche, wo Gott ihnen etwas sagte, was ganz unrichtig wäre, und mit der Zeit hinweggeworfen werden müßte. (Dies ist keinem Zweifel unterworfen, wenn man genau zwischen der Sache selbst und ihrer Einkleidung unterscheidet, und die hinzugesetzte Einschränkung auf die erstere bezieht; alsdann aber ist es völlig eben das, was diejenigen behaupten, die in der Bibel Accommodationen annehmen, und die der Vf. in der letzten Abhandlung des vorhergehenden Bändchens sehr hitzig, aber freylich, nachdem er erst ihre Meinung entstellt hatte, bestritten hat. Wird hingegen die Einschränkung, die der Vf. hinzusetzt, auch auf die Einkleidung bezogen, so sehen wir nicht, wie das noch eine Herablassung heißen könne, wo alles, Form und Materie, ewige unveränderliche Wahrheit ist, wo zu keiner Zeit ein Hinwegwerfen möglich seyn soll.) Eine solche Herablassung Gottes findet der Vf. in seinen Vorstellungen überhaupt, im Vortrag der Lehren der Religion, und in der Art, wie er sie den Menschen bekannt gemacht hat. 1) Veranstaltungen in Beziehung auf Religion, in welchen eine Herablassung Gottes zur Schwachheit der Menschen bemerkbar ist, sind a. Veranstaltungen in der Natur: daß die Welt so eingerichtet ist, daß uns ihre Betrachtung auf die nothwendigen Religionswahrheiten leitet; daß Gott dem Menschen selber durch seine Triebe und Kräfte Anlagen zur Religiosität eingepflanzt; daß er ihm das Bedürfniß fremder Belehrungen so fühlbar gemacht hat; daß die ganze Natur und ihre Einrichtung die Nutzbarkeit und Nothwendigkeit aller Religionswahrheiten so deutlich bestätigt. b. Veranstaltungen in der Religion selber mit Herablassung zur Schwachheit der Menschen: daß Gott sein Daseyn und seine Offenbarungen versinnlicht, das Werk der Erlösung erst in Bildern vorgestellt, und dann vor aller Welt sichtbar ausgeführt; daß er seine Forderungen und Bewegungsgründe allen unsern Neigungen und Trieben angepaßt, und unsre ganze Bildung zur Religion unserer Natur und unsern Bedürfnissen gemäß eingerichtet hat, selber wirkt, weil wir zu schwach sind, (wie unbestimmt?) durch sinnliche Mittel wirkt,

Wort,

Wort; Sacramente, Gebet u. s. w. (In dieser ganzen Ausführung scheint das meiste von der Art zu seyn, daß es nur sehr uneigentlich Herablassung Gottes heißen kann.) II. Herablassung Gottes im Vortrag der Lehren, bemerkbar durch die Wahl der Gegenstände der Offenbarung. Zweck derselben ist Bildung zur Seeligkeit; was nun dazu gehört, ist deutlich bekannt gemacht, selbst Nebendinge, so weit es nützlich ist. Z. E. ausführliche Erzählung der Schöpfung, des Sündenfalls ꝛc. (das alles nimmt also der Vf. ganz buchstäblich) sind nicht vergessen, Geheimnisse, so viel davon zu wissen nothwendig ist, berührt, und hingegen, was wir gar nicht brauchen, ist verschwiegen. Ferner durch Einkleidung der Belehrungen, dieser unserer Natur gemäß, vollkommen verständlich und angenehm gemacht hat. (Das meiste sehr wahr und schön.) III. Herablassung in der Art der Bekanntmachung seiner Religion: Gott hat sich selbst ursprünglich geoffenbart, weil sonst die Menschen ihn nie zuverläßig erkannt hätten: er hat sich geoffenbart durch innere Einwirkungen und äußere Erscheinungen, und dabey alle Verwechslung der Erscheinungen mit ihm selber sorgfältig verhütet. (Hier scheint uns der Vf. gar zu wenig Rücksicht auf die neuern Erläuterungen jener Urgeschichte zu nehmen.) Durch die, denen er sich so entdeckte, belehrte er wieder andere, Menschen durch Menschen, und beglaubigte sie durch Weissagungen und Wunder, Beweise, die für den ungeübten Haufen schicklicher waren, als die innere Wahrheit und Vortrefflichkeit der Lehre selber — also überall gnädige Herablassung, aber nirgends Täuschung und Unwahrheit.

VII. Abhandl. S. 33 — 70. Ob es vernünftig sey, Geheimnisse in der Religion auf das Zeugniß Gottes zu glauben? (Die ganze Frage däucht uns überflüßig zu seyn, denn wer wird noch zweifeln, daß Geheimnisse geglaubt werden können und müssen, wenn sie sich auf ein ausgemachtes göttliches Zeugniß gründen? allein davon ist die Rede, ob es sich, daß Gott Geheimnisse in einer gewissen Bedeutung des Worts uns zu wissen gethan habe, vernünftiger Weise annehmen lasse: doch wir wollen den Vf. hören.) Ein Geheimniß heißt 1) etwas, das zwar sehr begreiflich ist, das man aber aus Absichten geheim hält; so giebt es im apostolischen Christenthum keine Geheimnisse. 2) Ein ganz unverständlicher Satz, ein leerer Schall — so nimmt kein Verehrer des Christenthums Geheimnisse an. (Freylich wohl, aber gar viele sagen, daß gewisse

Theile

Theile unserer Theologie dennoch von der Art seyen, und nur in diesem Sinn läugnen und bestreiten sie Geheimnisse; folglich ist der ganze Streit pur exegetisch.) 3) Eine Lehre, die man zwar deutlich sich vorstellen, aber weil ihr Gegenstand nichts ähnliches in der Natur hat, nicht erklären noch begreifen kann. (Von solchen Geheimnissen allein spricht der Vf. und da hat er denn freylich eine gute leichte Sache; allein auf diese Art ist die ganze Religion und reine Moral ein pures Geheimniß, und die Geheimnisse des Christenthums sind von den Lehren der Vernunftreligion in so fern nicht verschieden, wie kann also der Vf. sagen, man verwerfe sie aus Feindseligkeit oder aus zu großer Meinung von seinen Eigenschaften.) Daß man sich nun von den Gegenständen der Religionsgeheimnisse eine deutliche Vorstellung machen, obgleich keine befriedigende Erklärung geben könne. Dies soll erst in der besondern Betrachtung der Religionslehren gezeigt werden; hier nur so viel, ob es glaublich sey, daß Gott überhaupt solche Lehren bekannt gemacht habe? (allein auf diese Art ist die ganze Abhandlung entbehrlich, denn sobald jenes angenommen wird, so hat dieses gar keinen Anstand mehr; davon nicht einmal etwas zu sagen, daß die Frage hier ganz anders lautet, als beym Anfang dieser Untersuchung. Es wird also auch nicht nöthig seyn, dem Vf. weiter zu folgen.

VIII. Abh. Schriftmäßige Begriffe von der göttlichen Eingebung der Schrift. S. 70 — 103. Auch von diesem Abschnitt können wir nicht viel sagen; er enthält weit mehr Räsonnement, als richtige Exegese, und liefert nicht mehr und nicht weniger, als was man in einem jeden orthodoxen Compendio bey dem Artikel Theopnevstie findet.

IX. Abh. Ob Wahrheit und Irrthum in Gegenständen der Religion gleichgültig seyn. S. 103 — 160. Die Abhandlung geht durch drey Fragen hindurch. 1) Sind meine eigene Privatgedanken über Gegenstände der Religion gleichgültig? Nein, denn es ist Pflicht, Wahrheit zu erkennen, und Irrthum zu vermeiden, und jeder Irrthum hat zuletzt einen schädlichen, jede Wahrheit einen nützlichen Einfluß auf den Willen. (Dieß alles sollte noch viel tiefer untersucht und genauer bestimmt seyn. Es mag immerhin gelten gegen solche, die aus Leichtsinn oder Trägheit Irrthum und Wahrheit vermischen; aber nicht gegen solche, die nur nicht theoretisches Wissen als Endzweck der Religion betrachten, und gegen solche scheints doch eini-

einigermaaßen gerichtet zu seyn.) 2. Kann man seine Ueberzeugung verheelen und das Gegentheil heucheln; ist also Bekenntniß der Wahrheit gleichgültig? Keinesweges, ob es gleich gar viele für erlaubt und recht halten, sich zu einer Religionsgesellschaft, die in ihren Augen irrt, zu bekennen, sich ihr als Lehrer aufzudringen, gar den Religionseid abzulegen ꝛc. (man merkt es wohl, wem das gelten solle, allein es ist gar nicht schwer, durch solche Kunstgriffe den redlichsten Mann zum Schurken zu machen, man darf nur die Frage darnach stellen.) 3) Kann man gegen Irrthum und Wahrheit so gleichgültig seyn, daß man keine Mühe anwendet, sie andern mitzutheilen? auch dieses nicht; der rechtschaffene Mann, der Wahrheit selbst mit Mühe errungen hat, wird sie auch möglichst auszubreiten suchen. Daher denn auch die Parthie, die sonst eine so große Gleichgültigkeit aller Religionsmeinungen behauptet, dennoch ihre Einsichten mit Feuer und Schwerdt geltend zu machen sucht. (Davon ist uns noch nichts zu Ohren gekommen, wohl aber könnten wir vom Gegentheil ganz neue und merkwürdige Beyspiele anführen.) Aus dem allen ist nun auch klar, was von den beyden Begriffen, alleinseligmachende Religion und herrschende Kirche, zu halten sey. Eine alleinseligmachende Kirche giebt es nicht; aber eine alleinseligmachende Religion, die sich aber auch bey irrenden Kirchen, (wir setzen hinzu, auch außer der gesammten Christenheit) finden kann. Eine herrschende, d. h. eine vor andern begünstigte Kirche muß es geben, nämlich die, wozu sich die angesehenern Glieder des Staats bekennen. (Sollte dies wohl ein moralisches rechtliches Muß seyn? so ist es freylich: aber darf und soll es deswegen so seyn?) Am Ende setzt der Vf. noch einige, zwar bekannte aber dennoch wahre und gute, Regeln zur Beurtheilung und Behandlung der Irrenden hinzu, wobey wir nur das eine bemerken, daß es uns wohl in allen Fällen unmöglich ist, den Vorsätzlichirrenden von dem, der es unvorsätzlich oder unverschuldet ist, zu unterscheiden, und daß uns eine Behauptung wie diese, Gott werde dem Unverschuldetirrenden wenigstens noch zu einem allgemeinen Glauben an die Versöhnung verhelfen, ganz eigenmächtig zu seyn scheint.

X. Abhandlung von Zweifeln gegen einzelne Theile des christl. Religionssystems und des Inhalts der heil. Schrift. S. 160—193. Zuerst einige allgemeine Bemerkungen über solche Zweifel, und ihren geringen Einfluß auf das Ganze, wenn

wenn dieses einmal wohl bewiesen ist, und dann einige Belehrungen und Trostgründe für redliche Zweifler. Alles sehr gut, nur zu viel finstere Declamation über eine Rotte boshafter gegen das Christenthum planmäßig verschworner Menschen.

X. Ob und wie Kinder von frühen Jahren an zur Kenntniß und Uebung der Religion anzuleiten sind? S. 193—212. Man würde, ob es gut und nothwendig sey, Kinder frühzeitig (wie früh?) zur Religionskenntniß zu führen, nie gefragt noch bezweifelt haben, wenn man immer der Schrift geglaubt hätte; allein seitdem man der Bibel in allem widerspricht (??) ist auch diese irreligiose Pädagogik aufgekommen, und das Betragen derer, die sie hauptsächlich aufgebracht haben, und ihre Theilnahme an gewissen Unternehmungen gegen Religion und Staat macht es wahrscheinlich, daß sie mit zu dem heillosen Plan gehört, Christenthum und Staatsordnung auf einmal zu zertrümmern, zu einem Plan, an dem man bisher gearbeitet hat, den man nie glauben wollte, und der jetzt am Tage liegt. (Welch' unwürdige Insinuationen! wo liegt er am Tage? vermuthlich in Frankreich, was geht dies aber uns Deutsche an?) Nun widerlegt der Vf. diese heillose Pädagogik weitläuftig; wir wollen ihm folgen. Eltern, denen ihre Religion selber heilig ist, ists unmöglich, ihre Kinder nicht recht frühe (doch nicht früher, als sie ihnen dazu fähig zu seyn scheinen) zu dem, was ihnen das ehrwürdigste ist anzuleiten; (auch nicht, wenn sie einsehen, daß es ihnen durch einiges Hinausschieben nur desto ehrwürdiger werden wird?) Kinder sehen und hören in ihren Häusern und außer denselben so manche religiose Handlungen und Uebungen, werden sie nicht darnach fragen, und soll mans ihnen alsdann nicht erklären; (und sogleich selber mit- und nachmachen lassen?) Sollen Kinder lieber von fremden Leuten irrige, als von Eltern wahre Religionsbegriffe erlangen? (welche Frage?) wann einmal der Jüngling die Vorbereitung zu seiner künftigen Lebensart, oft außer dem elterlichen Hause, anfängt, so ist er zu sehr zerstreut für einen gründlichen Religionsunterricht, (wollten das jene Pädagogen?) Man soll die wesentlichen Lehren des Christenthums zurückhalten, und nur die der vernünft. Religion zum Grunde legen, lieber, setzt der Vf. hinzu, heraus mit der Sprache, man soll gar kein Christenthum lehren, (ach nein, nur kein scholastisches.) Ueber dies alles ist der Freyheitsries

st diesem Alter am unbändigsten, und bedarf am meisten der Einschränkung durch Religion; hier nimmt auch der Mensch ihr sanftes Joch am liebsten auf sich, nachher nicht mehr so leicht — was soll man nun in die Stelle der hier so wirksamen Religion setzen — eine auf natürliche Folgen gegründete Moral? (einmal hier ist der Vf. nicht an seinem Platz.) Aber wie soll man nun Religion lehren? man mache den Anfang nicht mit der natürlichen Religion, die ist zu schwer für den Jüngling und das Kind, denn sie wurde auch dem Vf sehr schwer: (vielleicht weil er einen ungeschickten Lehrer hatte, der ihm ein Collegium darüber las) sondern mit der biblischen Geschichte, (diese fängt aber selber mit einer Physico-Theologie an — wir tadlen dieses nicht, aber zweckmäßige Naturbetrachtungen müssen stets damit verbunden werden.) Man gehe nicht durchs Herz zum Verstande, dies giebt Empfindler und Schwärmer, sondern umgekehrt. (Wohl verstanden ist dieses sehr wahr.) Geheimnisse dürfen nicht übergangen werden, wir berühren ja auch Unbegreiflichkeiten der Natur. (Es kommt darauf an, was das für Geheimnisse sind.) Man zeige immer die Verbindung zwischen Wahrheit und Tugend, und trage jede Lehre des Christenthums auch für das Herz vor, keine derselben ist unfruchtbar; (aber doch manche Lehre des theol. Systems) und dann auch die Verbindung zwischen Tugend und Glückseligkeit; man zeige jede Tugend als Mittel zur Glückseligkeit! (ob dieses durch Erfahrung immer möglich ist, und ob es nicht zuletzt die Tugend sehr eigennützig macht?) Man leite Kinder sehr frühe zum Bibellesen an; der Vf. hat sie selber noch vor seinem zwölften Jahr schon zwey bis dreymal durchgelesen, und ist dadurch gewisser worden, daß mehrere modische Kunstgriffe, die Bibel durch Exegese zu verdrehen, das natürliche Wahrheitsgefühl des schlichten Menschenverstandes wider sich haben. (Sollte nicht dem Vf. manche gute Exegese eben deswegen Verdrehung seyn, weil er die Bibel schon vor dem zwölften Jahr dreymal gelesen hatte?) Man lasse endlich Andachtsübungen ihnen nie zur Gewohnheit, zur Last werden, und gehe ihnen überall mit seinem Beyspiel voran. (Die beste und gründlichste Regel.)

Und nun noch in der Kürze unser allgemeines Urtheil über diese Schrift. Denkenden Christen möchte sie wohl nicht ganz genugthuend seyn; indessen enthält sie doch viel Gutes und Wahres, nur oft mit einer zu wortreichen Selbstgenügsamkeit

und mit einem Eifer, der nicht selten in Bitterkeit ausartet, und beleidigend wird. Fast immer hat der Vf. eine große Rotte von boshaften Menschen vor Augen, die sich planmäßig gegen das Christenthum, ja wohl gar gegen Sittlichkeit und Religion überhaupt verschworen haben, und erklärt sich doch nie deutlich und bestimmt genug. Er nennt zwar niemand, aber man sieht wohl, daß er damit auch Männer brandmarken will, die sich doch gewiß eben so sehr, als er selbst, für Wahrheit, Sittlichkeit und Christenthum interessiren; damit aber wird sich seine Schrift dem aufgeklärten und denkenden Publikum gewiß nicht empfehlen.

Ab.

Acht Predigten am jährlichen Aerndtedankfeste unter mehr und weniger glücklichen Umständen gehalten, nebst einigen dazu gehörigen Gebeten, von Johann Samuel Fest, Prediger zu Hayn und Kreudnitz unweit Leipzig. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1793. 8. 226 Seiten. 14 gr.

Rec. hat diese vortreffliche Predigten mit großem Vergnügen gelesen, und wünscht, daß sie, als Muster einer edlen, simpeln und durchaus zweckmäßigen Kanzelberedsamkeit, recht sorgfältig durchstudirt und nachgeahmt werden möchten. Sie enthalten nicht bloß allgemeine Vorstellungen von göttlichen Wohlthaten und Ermunterungen zum Lobe Gottes, sondern beziehen sich beständig auf besondere Umstände, welche ungemein glücklich, belehrend und rührend benutzt worden sind. Mit der deutlichsten Darstellung hat der Vf. eine edle Würde im Ausdruck verbunden, und dabey eine so lichtvolle natürliche Ordnung beobachtet, daß ihm auch der einfältigste Zuhörer folgen und in der Aufmerksamkeit erhalten werden kann. Eben derselbe Geist herrscht auch in den Gebeten.

Biblische Predigten für Landleute nach ihren gegenwärtigen Bedürfnissen und Umständen über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien zum

Gebrauch bey dem Gottesdienst von Johann Joseph Segner, evangel. Prediger zu Frauenhayn und Grüningen. Brieg, gedruckt bey Joh. Ernst Tramp. 1793. 4. 748 Seit. 1 Rh. 12 gl.

Biblisch nennt der Vf. seine Predigten einmal darum, weil das reine Evangelium Jesu darin enthalten seyn soll, im Gegensatz anderer Predigtbücher, worin die Bewegungsgründe nicht aus den Worten Gottes in der heiligen Schrift, sondern aus der Vernunft und dem natürlichen Zusammenhang der Dinge hergenommen wären; zweytens darum, weil darin ganze biblische Stellen ausführlich angeführt und für jetzige Bedürfnisse angewendet worden wären. Auch in der Dedikation an den Herrn Präsidenten von Seydlitz versichert Hr. Segner, daß er den Landleuten hiemit ein rein biblisches und gemeinnütziges Predigtbuch in die Hände gebe, und giebt nicht undeutliche Winke, daß er es gern sehen würde, wenn sein Predigtbuch nicht nur überhaupt den Beyfall des Hrn. Präsidenten erhalten, sondern vielleicht auch gar für Land und Volk recht nützlich werden könnte, wahrscheinlich dadurch, daß die unbiblischen Predigtbücher aus dem Reiche Gottes in Schlesien verdrängt, und dagegen seine rein biblische Predigten allein eingeführt würden.

Rec. ist indessen zur Zeit noch kein Predigtbuch für Landleute bekannt, wo der Vf. unterlassen hätte, aus den Worten Gottes in der heil. Schrift Bewegungsgründe aufzustellen, weil jeder wohl einsehen mußte, daß für den gemeinen Mann die biblische Autorität die stärkste Beweiskraft habe. Daß aber freylich in so manchen andern Predigtbüchern die böse Vernunft in Darstellung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge nebenher ebenfalls ihr Wesen treibt, ist sehr schlimm. Denn manchen Leuten scheint das reine Christenthum in großer Gefahr zu seyn, wenn nicht nur neben dem biblischen Worte Gottes die Vernunft mitsprechen und über natürlichen Zusammenhang der Dinge räsonniren will; sondern wenn man sich sogar unterfängt, davon zu reden, daß ohne Anstrengung der Verstandeskräfte zum richtigen Erkennen, ohne vernünftige Einsicht in den natürlichen Zusammenhang der Dinge, das reine Wort Gottes nicht richtig verstanden und vorgetragen werden könne.

Rec. gestehet zwar sehr gern, daß das Segnerische Predigtbuch vor vielen andern große Vorzüge hat, und daß schon viel gewonnen seyn würde, wenn es so manche höchst unbrauchbare verdrängen könnte, weil der Vf. in der That auf die Bedürfnisse und Umstände des gemeinen Volks Rücksicht genommen hat, und wirklich in der Darstellung von der leidigen Vernunft, nicht selten überlistet worden ist; aber man muß ihm auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich wieder gesammelt und die Versündigung bereut hat. Man sehe unter andern zum Beweise nur die Predigten am Sonnt. Esto mihi von dem gewöhnlich herrschenden Unverstand; am Sonnt. Invokavit von den teuflischen Wirkungen; am Sonnt. Kantate, besonders S. 356, wo gezeigt wird, daß das Bessern von allen einzelnen Sünden ganz unnöthig sey, weil man nur an Christum glauben dürfe, und damit alles gut gemacht werden könne, da kann man dem Vf. gewiß nicht nachsagen, daß er den natürlichen Zusammenhang der Dinge dabey zu Rath gezogen habe.

Zur Probe etwas aus der Predigt am Sonnt. Esto mihi: S. 193. „Oft wissen wir nicht, auf welche Art unserm Unverstand am besten abgeholfen werde, dies überlassen wir dem „allweisen Arzt, um sein Wort, wie es ihm gefällt, an unsern Seelen zu segnen." Und aus der Predigt am Sonnt. Invocavit: „Wie der unsichtbare Gott auf unsere Seelen wirken kann, eben so kann der Teufel auch unsichtbar, als ein „Geist, in die menschlichen Seelen wirken." Aber es wird dem Teufel hier noch mehr Schöpferkraft zugeschrieben. S. 201 z. B. Dem Vf. ist es entschieden, daß der Teufel in der Gestalt eines jüdischen Schriftgelehrten Jesum versucht habe. Wenn man sonst die Erscheinung guter Engel zu erklären sucht, so heißt es: Gott erschaffe ihnen zu diesem Endzweck einen Leib, aber nie wird behauptet, daß sie selber das Vermögen dazu haben; der Teufel aber kann alles, für ihn ist kein Ding unmöglich. Wenn er, vermöge seiner geistigen Natur, wie der unsichtbare Gott in die menschlichen Seelen wirken kann, warum sollte er nicht auch, nach diesem tertio comparationis, wie der allmächtige Gott wirken können? Auch das ist dem Vf. entschieden, S. 202, daß alles Böse vom Teufel kommt. Die Schrift sagt zwar: das Tichten und Trachten des menschlichen Herzens ist nur böse von Jugend auf; Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereitzet und gelocket

wird;

wird: Die Menschen liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, weil ihre Werke böse sind: aber an dem allen ist doch nur das böse Principium schuld, das dem guten Principio von Anbeginn entgegen wirkt? Endlich ist auch die teuflische Wirkung, S. 200, „wenn Menschen, die doch Verstand haben, Gottes Wort nicht verstehen wollen," bewiesen mit 2 Cor. 4, 4. Denn wer anders könnte der Gott dieser Welt seyn, als der leidige Teufel? — So rächt sich die verschmähte Vernunft, der vernachläßigte natürliche Zusammenhang der Dinge, an den Menschen!

Johann Paul Siegmund Bunzels, Pfarrers zu Pommelsbrunn, kurze Betrachtungen über biblische Texte, besonders aus den sonntäglichen evangelische Abschnitten bey den Särgen unserer Mitchristen zum Gebrauch bey sogenannten Leseleichen. Dritter Theil. Versuch eines Beytrags zur verbesserten Liturgie. Nürnberg, bey G. P. J. Bieling. 1793. und in Commißion bey Joh. Benj. Fleischer in Leipzig. 8. 344 Seit. 14 gr.

Auch unter dem besondern Titel: Heilsames Nachdenken über unsere letzte Veränderung nach Anleitung der sonntäglichen evangelischen Texte. Zur häuslichen Erbauung und zu öffentlichen Vorlesungen bey Begräbnissen, von J. P. S. Bunzel rc. Erster Theil rc.

Es ist nicht wohl abzusehen, was diese ascetische Betrachtungen über die Evangelien, oder auch nur einem aus denselben ausgehobenen Theil, zur Verbesserung der Liturgie beytragen sollen. Vielleicht giebts in der Gegend, wo dergleichen Leseleichen üblich sind, mit unter auch schlechte Materialien, daß aus diesem Grunde der Vf. die, Vergleichungsweise, vorzüglichern, welche er hier liefert, unter die Verbesserungen der Liturgie rechnet. Da dehnt er aber den Begriff: Liturgie — viel zu weit aus. Eigentlich ist darunter die Form des öffentlichen Gottesdienstes zu verstehen, die noch immer sehr unverbessert bleiben kann, wenn die abzulesenden Betrachtungen auch noch

so gut wären; wie z. B. der Predigtvortrag sehr zweckmäßig und doch die ganze Form des öffentlichen Gottesdienstes sehr zweckwidrig seyn kann.

Man kann nichts dagegen sagen, wenn bey Beerdigungen, welche am Sonntage vorfallen, Betrachtungen über die Evangelien angestellt werden, wenn sich nämlich die Evangelien dazu schicken, aber dies ist nicht immer der Fall. Ueberdies hat ja das Auditorium in der Vormittagspredigt das Evang. schon erklären gehört, warum soll es denn noch einmal geschehen? Es wäre denn, daß der Prediger dazu einmal eine ganz besonders schickliche Veranlassung hätte. Die vorliegenden Reden sind außerdem bey zehn vorkommenden Gelegenheiten unbrauchbar, weil Beerdigungen Casualreden, oder Betrachtungen und Vorstellungen, die sich auf den besondern Fall beziehen, erfordern. Wenn nun gar Hrn. B. Leichenreden an den vorfallenden Sonntagen, z. B. wie sie da sind, gebraucht werden, so werden sie sehr oft auf die individuellen Umstände gar nicht passen. Denn die Umstände richten sich nicht nach dem sonntäglichen Evangelio.

In diesem Theile, welcher bis zum vierten Sonntage nach Trinitatis geht, sind 34 Betrachtungen enthalten.

Kleine auserlesene liturgische Bibliothek für Prediger. Erstes Bändchen. Gotha, bey Ettinger. 1793. 8. 12 Bogen. 12 gr.

Wenn man bedenkt, daß die neuern Vorschläge und Proben zur Verbesserung der protestantischen Kirchenliturgie ein schon lange gefühltes und dringendes Bedürfniß befriedigen, daß aber auch ein großer Theil von Predigern nicht vermögend ist, sich alle die Schriften anzuschaffen, worin jene Vorschläge und Proben enthalten sind: so muß man gestehen, daß eine zweckmäßige, mit kluger Auswahl angestellte, Sammlung solcher liturgischen Arbeiten sehr nützlich werden könne.

Was nun die vorliegende Sammlung anbetrifft, so muß man dem unbekannten Herausgeber die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er lauter gute und musterhafte Stücke in dieselbe aufgenommen habe. Es wäre aber zu wünschen, daß er, um seiner Bibliothek eine gemeinnützigere Brauchbarkeit zu verschaffen, dem Werke mehr Mannichfaltigkeit gegeben hätte.

Die

Die Formulare haben nicht nur fast immer einerley Inhalt und Ideenreihe, sondern sind auch nur in Städten vor gebildetern Gemeinden brauchbar; Landprediger, für welche doch wohl auch gesorgt werden dürfte, finden in dieser Sammlung wenig oder gar nichts, das sie, so wie es dasteht, gebrauchen könnten. Hiernächst, wenn der Zweck dieser Sammlung dahin gehen soll, daß in wenig Bogen und für einen wohlfeilen Preis etwas Vollständiges geliefert werde; so war es zweckwidrig, daß der Herausgeber für eine Handlung so viele Formulare abdrucken ließ. Wenigstens sieht man nicht, warum z. B. unter den Taufformularen Nr. IV. und V. zugleich aufgenommen worden sind. Auch ist es zwar ganz gut, daß aus grössern Werken, worinnen außer vielen andern Materien auch liturgische Formulare enthalten sind, von den letztern eines oder einige der vorzüglichsten ausgehoben wurden; aber daß der Herausgeber auch aus Zollikofers Anreden und Gebeten, und aus den Unterhaltungen für Kranke von der ascetischen Gesellschaft in Zürch Auszüge gemacht hat, gefällt Rec. nicht. Endlich, so vortrefflich auch die Ordinationshandlung des Hrn. Generalsuperintendenten Löffler ist, so gehört sie doch nicht hieher, weil diese Sammlung ihren Zweck verfehlt, wenn sie nicht bloß auf wenigen Bogen und für einen wohlfeilen Preis das Nöthigste und Zweckmäßigste für arme Prediger enthält. Und das Unternehmen des Herausgebers gewinnt den Anschein bloßer Gewinnsucht, wenn er aus mehrern bereits vorhandenen Bibliotheken, Magazinen und andern Büchern eine neue Bibliothek zusammenträgt, die am Ende eben so weitläuftig und kostbar werden dürfte. Er müßte nicht viele, sondern nur eins oder zwey der besten Formulare von liturgischen Handlungen und Gebeten in einem mäßigen Bande liefern, dann hätte er ein gutes Werk geleistet und Dank verdient.

Kleine auserlesene liturgische Bibliothek für Prediger, 1793. 12 Bogen. Zweytes Bändchen. 12 gr.

Auch dieses Bändchen enthält eine sehr gute Auswahl vortrefflicher Materialien aus verschiedenen Büchern, aber auch wieder zu viel für eine solche Sammlung. Wo soll denn das Sammeln endlich ein Ende haben, wenn man nichts thut, als aus vielen Büchern neue machen? Der Herausgeber hätte auch

nicht nur überhaupt die Namen der Vf. nennen, sondern bey jedem Stück insbesondere anführen sollen, wie er es bey einigen in diesem Bändchen gelieferten Materialien gethan hat.

Aud.

Grundriß eines Unterrichts in der christlichen Religion, nach der Anleitung des lutherischen Katechismus, zum Privatgebrauch aufgesetzt von Dr. Gottlieb Schlegel. Riga, 1792. bey J. C. D. Müller. In Commißion bey M. C. A. Müller. 104 Seiten in 8. Nebst einem Bogen Katechismus Luthers in fünf Hauptstücken.

Im Vorbericht meldet der Vf., daß er diesen Privatunterricht für die Jugend aus Häusern von aufgeklärterer Denkungsart, bestimmt habe. Er ist auch wirklich ordentlicher und vernünftiger abgefasset, als die meisten ältern Religionslehrbücher dieser Art, obgleich der Vf. allenthalben dem System treu geblieben ist, auch da, wo er selbst die Gewalt fühlen mochte, die er sich zu Ehr und Gunsten desselben anthun mußte. Seite 32 gab Gott Jesum die Welt, damit durch dessen Tod den Sündern die göttliche Gerechtigkeit dargestellet, und seine Gnade zugesichert würde. Zwey einander widersprechende Begriffe. Gerechtigkeit in der Strafe eines Unschuldigen; und Gnade in der gerechten Strafe. Sehr gut erklärt sich der Vf.: „Gott kann keinen Sohn haben, denn er ist ein Geist." Sohn Gottes bedeutet in der Schrift einen von Gott Geliebten, Begabten und Erhöheten. Sehr roh ist dagegen S. 36 die Erklärung, daß der Tod Jesu der Forderung der Gerechtigkeit Gottes, in Absicht der Menschen, genug gethan; und unglaubliche Unwissenheit verräth die Erklärung der Höllenfahrt, daß Jesus nicht allein den Verdammten, sondern allen abgeschiedenen Seelen überhaupt seine Würde bezeugt; und daß die Jünger die Wundergabe erhalten, in Sprachen zu reden, die sie nie gelernt hatten; auch, daß der Mensch sich nicht selbst heilig machen, oder bessern kann; und daß Gott einen gläubigen Sünder behandelt, als wenn derselbe gerecht gewesen wäre, aus blosser Rücksicht auf den Tod Jesu. Gleichwohl soll, S. 53,

S. 58, Gott unpartheyisch alles Gute belohnen, und alles Böse strafen, auch der Mensch seine Denkungsart, Neigungen, Ruhe oder Unruhe des Gewissens mit in die Ewigkeit nehmen. Wie wichtig die Erinnerung sey, daß unter Gott, den wir im Vater unser anrufen, sowohl der Vater, als der Sohn und heil. Geist verstanden werden müsse, mögen die Leser selbst beurtheilen, nicht weniger die, im Gedränge niedergelegte Zweydeutigkeit, daß die Taufe im Nothfall von Jedermann verrichtet werden müsse, nicht, weil die Ungetauften nicht selig würden, sondern zum Zeichen, daß die Eltern sie in der christlichen Religion zu erziehen gemeint wären. Entweder sie leben und erzogen werden können; so hat ja die Taufe keine Eil; und sterben sie; so ist die Angelobung über die Art der Erziehung eitel. Bald darauf befreyet die Taufe vom Teufel und der Strafe des Teufels. — Die Erklärung der zehen Gebote ist am besten gerathen, am schlechtesten die Erläuterung der sacramentlichen Cerimonien. — Der Vf. muß über sein System noch lange nachdenken, wenn er es vom Widerspruch säubern will.

Dgb.

Vermischte Schriften.

Versuch einer Brandenburgischen Pinacothek, oder Bildergallerie der beyden nunmehr Königl. Preußischen Fürstenthümer in Franken: Anspach und Bayreuth; nebst beygefügtem Verzeichnisse der vorhandenen Landkarten, Abrisse und Prospekten, (Prospekte) von Städten, Schlössern u. s. w. dieser Länder. Herausgegeben von Georg Fr. Casimir von Schad. Mit Kupfern. Nürnberg und Leipzig, in der Pechischen Buch- und Kunsthandlung. 1793. 18½ Bog. in gr. 8. 1 Rk.

Ein ziemlich brauchbarer Zusammentrag alles dessen, was von jeher über lebendige und leblose Merkwürdigkeiten jener beyden Fürstenthümer in Kupfer gestochen, gemeisselt und gekratzt worden ist! Denn des Zusammentragers Fleiß erstreckt sich bis

 auf

auf die elendesten und verworfensten Produkte dieses Faches. Selbst die in alten Gesangbüchern befindlichen Bildnisse und Prospekte, selbst solche, die als Vignetten irgendwo versteckt vorkommen, sind ihm nicht entgangen. Sogar das imaginäre Bildniß Thassilo's, Grafen von Zollern, des vorgeblichen Stammvaters des Brandenburgischen Hauses, aus Rentschens Cedernhayn — einem in Ansehung des Vortrags und der Kupfer geschmacklosem Buche — paradiret hier, und eröffnet den Reihen. Der Titel **Bildergallerie** ist folglich viel zu pomphaft. Indessen, besser zu viel, als zu wenig! Und in so fern hat Hr. v. S. immer ein nützliches Buch geliefert. Zusetzen und wegstreichen kann man ja nach Belieben. Beschwerlich ist es nur, daß man fast bey jedem Artikel nicht allein die ziemlich zahlreichen Nachträge von Seite 218, sondern auch die Verbesserungen von S. 255 bis 264 nachsehen muß.

Die Einrichtung des Buches ist folgende. Nach einer Zueignung an den König von Preußen kommt der Vorbericht, worin der Vf. die Entstehung dieser Sammlung erzählt und die Hülfsmittel, deren er sich dabey bediente, anführt. Freyhers Theatrum virorum eruditione clarorum sehen wir ungern darunter, weil die allermeisten darin vorkommenden Abbildungen der Gelehrten nach der Phantasie gemacht sind. Zu Folge des dem Werk selbst vorausgeschickten Verzeichnisses zerfällt alles in zwey Abtheilungen. Die erste enthält in vier Abschnitten, welche wieder in Paragraphen und andere Unterabtheilungen zerlegt sind, das Verzeichniß der Bildnisse der alten Burggrafen von Nürnberg, der ersten Herzoge in Preussen und der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Culmbach, wie auch ihrer Gemahlinnen und Kinder, hernach der gräflichen und adelichen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, hierauf der Gelehrten bürgerlichen Standes, der Künstler und Virtuosen, der Kaufleute und andrer Personen, die nicht in eine der vorigen Klassen gebracht werden konnten, der Hofnarren, und, wie sie der Vf. nennt, andrer famosen Personen, endlich der Frauenzimmer bürgerlichen Standes. Die zweyte Abtheilung liefert, ebenfalls in vier Abschnitten, Verzeichnisse der Landkarten, der Prospekte, der Stammbäume und Wappen des Königl. Kuhr- und Fürstl. Hauses Brandenburg überhaupt, so wie insbesondere von Ansbach und Bayreuth, wie auch andrer Vorstellungen, die in keinen der vorigen Abschnitte gebracht werden

könnten. Dahin rechnet der Vf. unter andern architektische Vorstellungen, natürliche Seltenheiten, Trachten des Volks u. s. w. Unter den vierten Abschnitt der zweyten Abtheilung, der, so wie der dritte, weder Landkarten noch Prospekte enthält, sind folgende Sachen gebracht: Ein alphabetisches Register der fürstlichen und gräflichen Personen, deren Bildnisse in der ersten Abtheilung vorkommen; ein alphabetisches der Künstler ꝛc., von denen etwas in beyden Abtheilungen angeführt wird (von dem Sohne des Vfs., einem angehenden Kupferstecher, verfertigt) und dann die schon erwähnten Nachträge und Verbesserungen.

Nur einige Bemerkungen! Die S. 45 genannte Gemahlin Königs Christian des 6ten von Dänemark hieß nicht Magdalena Sophia, sondern Sophia Magdalena. Ihr Sterbejahr, das der Vf. nicht weiß, war 1770; und dasjenige ihrer S. 46, genannten Schwester, Sophie Karoline, verwittweten Fürstin von Ostfriesland, 1754. — Der Verf. zieht oft Dinge in sein Verzeichniß, die nicht hinein gehören und bey deren Erwähnung er Partheylichkeit verräth. Wozu z. B. die Note S. 55? Dort wird ein von dem Direktor Ihle in Nürnberg gezeichnetes Bildniß angeführt und daher die ganz unschickliche Gelegenheit genommen, sich zum Parthеygänger dieses Mannes aufzuwerfen und auf dessen so betitelte abgenöthigte Ehrenrettung zu verweisen? Wollte der Vf. ja jene, so viel wir wissen, nun geendigte Streitsache Ihlens, mit Möglich wieder in Anregung bringen; so war es Pflicht, auch die in Hrn. Meusels Kunstmuseum vorkommenden Aufsätze, wodurch die Ihlische Schrift veranlaßt wurde, anzuführen. Warum wird S. 219 in der Anmerkung von dem verstorbenen Konsistorialrath Oetter Notiz gegeben? Warum S. 235 von Weckhrlin: und noch dazu auf eine so hämische Weise? Wir schweigen von zwey noch hämischern und boshaftern Ausfällen auf einen unsrer verdienstreichsten Gelehrten, welcher wegen des Verf. von seiner Obrigkeit verdammt wurde, die dahin gehörigen Blätter auf seine Kosten umdrucken zu lassen. Was mag wohl den sogenannten Hrn. von Schadder, wie wir hören, sich ohnehin in traurigen Umständen befindet, reitzen, sich Feinde zu machen, da er der Freunde so sehr bedarf? — S. 74 muß es heißen: August K. Schott statt Anton. — S. 85 wird erzählt, daß der Kupferstecher C. W. Bock das Porträt einer gewissen Jungfer Seng mit

einem

einem Kropf gestochen habe, worüber ihn diese gerichtlich belangt, habe und er von Obrigkeits wegen den Kropf wieder herausschleiffen müssen; weil sie keinen hatte. Da sehen wir Hrn. Bock und Hrn. v. Schad in beynahe gleicher Verdammniß! — S. 106 ist ein Kärtchen des bayreuthischen Amtes Lauenstein unter einer besondern Nummer angeführt, als wenns ein eigenes Blatt wäre, da es doch, nach der eigenen Anzeige des Vf., auf der Knopfischen Karte vom Fürstenthum B. mit vorkommt, und nur, wegen des Mangels an Platz, besonders, aber auf demselben Blatt, vorgestellt ist. — In dem Verzeichniß der in dem Buche vorkommenden Künstler (S. 193) ist der ohne Vornamen angeführte Prestel, eine und dieselbe Person mit dem vorherstehenden Joh. Gottlieb Prestel. Ueberhaupt erstreckt sich dieses Verzeichniß nicht weit über das hinaus, was der Vf. aus Hrn. Meusels deutschem Künstlerlexicon entlehnt hat. Hr. Prof. und Hofmaler Naumann in Ansbach ist, unsers Wissens, nicht nach Erlangen gezogen, wie S. 252 gemeldet wird. — Geding, von dem ebendaß die Rede ist, starb 1781. — Die Kupfer, deren der Titel erwähnt, sind, außer dem medaillenförmigen Bildnisse des jetzigen Königs von Preussen, von Schratzenstaller, einige sehr überflüßige Vignetten.

Anhangsweise ist beygefügt: Entwurf von einer Bildergallerie der Buchdrucker, Buch- und Kunsthändler, älterer und neuerer Zeiten; nebst einer alphabetischen Consignation der Porträte, die der Vf. von diesen Kunstverwandten besitzt, damit man sehe, was ihm noch fehlt, und es ihm zur Bekanntmachung mittheile.

No.

Litterarisches Magazin für Katholiken und deren Freunde. Ersten Bandes erstes Stück. Koburg. 1792. bey Ahl. Zweytes Stück. 16 Bog. Jedes Stück 8 gr.

Dieses litterarische Magazin tritt in die Stelle der Litteratur des katholischen Deutschlands, die von 1776 bis 1790 in 11 Bänden im Ahlischen Verlag zu Koburg, und von 1791 bis 1792 in 4 Heften in der Felseckerischen Buchhandlung zu Nürnberg herausgekommen ist. Die Bemerkung, daß der Absatz sich verringere, brachte die natürliche Entschließung her-

hervor, entweder die Fortsetzung ganz aufzuheben, oder das Interesse dieser Zeitschrift zu vermehren. Der Urheber dieses Instituts glaubte das letztere dadurch zu erzielen, wenn er das, was er seit einigen Jahren für die Aufklärung der ältern Litteratur gesammelt hat, stückweis mittheilte, und daneben seinen Hrn. Mitarbeitern Raum für die neuere Litteratur des katholischen Deutschlands überließ. Er versichert, daß sich in seinem bereits gesammelten Vorrath manche neue, und dem Litterator sehr willkommene Entdeckung finde. Besonders will er die ganz im Dunkeln gelegene älteste Buchdruckergeschichte Wirzburgs mit ihren Produkten an das Tageslicht bringen, und ein Gleiches von Bamberg, wo schon einiges vorgearbeitet ist, zu leisten suchen. Auch will er die Denkmale der Buchdruckerkunst aus dem funfzehnten Jahrhundert, und andere Seltenheiten, welche sich in der Bibliothek zu Banz befinden, gehörig beschreiben, und nur bey jenen verweilen, wo nähere Nachrichten bey Andern noch nicht vorhanden sind: dabey hat er Hoffnung, auch von andern reichhaltigen Bibliotheken Frankenlands unterstützt zu werden. Die Gelehrten hingegen, welche die neuen Werke katholischer Schriftsteller in diesem Magazin recensiren, wollen sich bestreben, sowohl durch Auswahl als Behandlungsart zu gefallen, und durch Neuheit zu interessiren. Dabey wird manchmal die alte, manchmal die neue Litteratur, wie es die Umstände veranlassen, mehr Raum gewinnen. Diese periodische Schrift erscheint nicht monatlich, weil die Herausgeber mehr Rücksicht auf den innern Gehalt der eingehenden Materialien, als auf die Menge derselben nehmen. Eben deswegen kann auch die Anzahl der jährlich herauskommenden Stücke nicht im Voraus bestimmt werden. Der Inhalt jedes Stücks ist nach dem Plane des Herausg. folgender: 1) Abhandlungen über alle Theile der Litteratur, besonders über neue Entdeckungen zur Buchdruckergeschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert. 2) Recensionen über die merkwürdigern Werke katholischer Schriftsteller. 3) Litterarische Anzeigen, welche kleinere akademische Schriften, Auszüge aus Briefen, Ankündigungen, Nachrichten, Anfragen, Berichtigungen u. dgl. unter sich begreifen.

Wir haben von dem Jahr 1792 zwey Stücke dieses Magazins vor uns liegen. Das erste Stück enthält den Anfang einer Abhandlung über die älteste Buchdruckergeschichte von Wirzburg. Ausführlich, gründlich und lehrreich werden in diesem

diesem Stück folgende Bücher recensirt: Blomberis, ein Rittergedicht in 12 Gesängen, von Alxinger: Erläuterungen der römischen Institutionen nach dem Leitfaden des Heineccius, und dem Geiste der öffentlichen Vorlesungen an der Wiener hohen Schule: die heilige Schrift des neuen Testaments, von Dominikus Brentano, zweyter Theil zweyter Band: Homilien über die evangelischen Wahrheiten der reinen Christuslehre für alle Sonntage des Jahrs, von Joh. Steph. Leist, erster Band. Unter der Rubrik, litterarische Anzeigen, werden verschiedene kleine Schriften, zwar kurz, aber gründlich angezeigt. Auch wird in einem Brief das Kunstkabinet in dem Minoritenkloster zu Wirzburg beschrieben.

Das zweyte Stück enthält unter der Rubrik, Abhandlungen: 1) Eine noch ungedruckte, für die Geschichte der Buchdruckerkunst wichtige Urkunde, d. d. Mainz den 22. März 1485. Aus dieser Urkunde ergiebt sich a) ein neuer Beweis, daß die Buchdruckerkunst zu Mainz erfunden, und zuerst in Ausübung gebracht worden: b) daß die sogenannte Mainzer deutsche Bibel von 1462 ein wahres Unding sey: c) Lernt man aus dieser Urkunde ein Verbot kennen, kein Buch, es gehöre zu welcher Wissenschaft, Kunst oder Unterweisung es wolle, aus der griechischen, lateinischen oder einer andern Sprache ins gemeine Deutsche zu übersetzen, zu drucken, oder zu verkaufen, und d) das älteste Strafgebot, welches die Bücher vor dem Druck, und die auswärts gedruckten vor dem Absatz, der Censur unterwirft. 2) Fortsetzung der im ersten Heft abgebrochenen Buchdruckergeschichte der Stadt Wirzburg. Den übrigen Raum dieses Stücks nehmen einige ausführliche Recensionen, und kleinere litterarische Anzeigen ein, die sich durch Gründlichkeit und Bescheidenheit auszeichnen. Wir wünschen recht sehr, daß dieses Magazin genugsamen Abgang fände. Es würde auch ein sehr ungünstiges Vorurtheil für die Liebe zur Litteratur im katholischen Deutschland erregen, wenn die Herausgeber dieses lehrreichen Magazins aus Mangel an Lesern sich zurückziehen müßten.

Kz.

Der Volksfreund. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. Erster Jahrgang. Schleswig und Leipzig, bey Brie. 1792. 238 Seit. 8.

Wir-

Wiederum eine neue Schrift fürs Volk, dergleichen man wohl zu keiner Zeit so häufig geschrieben hat, als in dem letzten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts. Man lernt es immer mehr einsehen, wie nothwendig es sey, für die grössere Bildung des eigentlichen Volks, dieses ansehnlichsten Theils des menschlichen Geschlechts, zu sorgen, welche man in den vorigen Zeiten so ganz vernachläßigte, und für unnöthig zur Wohlfarth und Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft hielt. Indessen so augenscheinlich es ist, daß dergleichen Schriften fürs Volk zur Aufklärung des großen Haufens etwas beytragen können, wenn man nämlich die gehörigen Mittel anwendet, um den Kindern des gemeinen Volks die Fähigkeit und Lust beyzubringen, dergleichen Schriften zu gebrauchen, und die darin enthaltene Kenntnisse sich zu eigen zu machen. Allein an solchen Orten und in solchen Gegenden, wo man noch immer glaubt, daß die Aufklärung dem gemeinen Manne schädlich sey, wo die Kinder in den Schulen kaum lesen lernen, und wo keine Veranstaltungen getroffen werden, um nachläßige Eltern zu bestrafen, rechtschaffene Aufseher über die Schulen zu unterstützen und fleißige Lehrer zu belohnen, da wird auch wahrlich durch alle solche Volksschriften nicht der geringste Nutzen gestiftet werden. Heil dem Lande und den Gegenden, wo das alles geschiehet, was der Vf. der ersten Abhandlung dieser Schrift von seiner Gegend rühmt, wenn er S. 4 sagt: „Das Gehalt der Schullehrer ist um ein merkliches erhöhet, die Schulen sind mit tüchtigen Männern besetzt, die Obrigkeit nimmt sich der Aufsicht über die Schulen mit an und theilt Belohnungen und Bestrafungen aus, um Eltern und Kinder zu ermuntern und anzutreiben, die Schulen nicht zu vernachläßigen. S. 9 wird erzählt, daß einige Gutsherrschaften die Einrichtung auf ihren Gütern gemacht haben, daß des Sonntags die Einwohner sich im Schulhause versammlen, wo ihnen allerley angenehme und lehrreiche Aufsätze vorgelesen werden, die zu eben dieser Absicht geschrieben sind, und die ihnen dann nachher gedruckt unentgeltlich mitgetheilt werden. Diesen Versammlungen sollen die dortigen Unterthanen gerne beywohnen und Vergnügen an den Vorlesungen finden. Diese Versammlungen haben auch dem Verf. des Volksfreundes Gelegenheit gegeben diese Blätter zu schreiben. Und diese Blätter werden unter diesen Umständen hoffentlich viel dazu beytragen, um allerhand nützliche Kenntnisse in den dortigen Gegenden unter dem gemeinen Mann zu verbreiten. Denn diese

Schrift

Schrift hat überdem das Gute, was man bey so wenig Schriften fürs Volk antrifft, daß sie bloß für eine bestimmte Gegend, nämlich für die Schleswig-Holsteinischen Lande geschrieben sind, auch daß sie gute Verbesserungen der Landwirthschaft und mancherley Tugenden und gute Handlungen durch Beyspiele in einzelnen kurzen Geschichten zu empfehlen sucht, welches man auch in vielen Volksschriften, selbst in Beckers Noth- und Hülfsbüchlein, nicht immer beobachtet findet. Nur schade daß in diesem Buche gar zu viel gepredigt wird, welches, unserm Bedünken nach, gar nicht in solchen Büchern geschehen sollte. Beyspiele von guten und bösen Handlungen recht lebhaft dargestellt, den Nutzen dieser und jener Verbesserung der Landwirthschaft an einzelnen Personen gut und deutlich gezeigt und erzählt, das ist die beste Methode den gemeinen Mann in Städten und auf dem Lande zum Guten zu bewegen, und wo diese nicht fruchtet, da nützt auch alles Predigen nichts.

S. 150 wird die Geschichte eines ungerathenen Sohnes der sich durch das Brandteweinsaufen ganz unglücklich gemacht hat, erzählt, und nachher wird noch in einem langen Commentarius darüber ein Langes und ein Breites über diese Geschichte geschwatzt, welches den Eindruck, den die Geschichte etwa machen könnte, ganz wieder zerstöret. Ueberhaupt wird in dieser Schrift alles gar zu sehr in die Länge gezogen und aus einandergedehnt, welches zum Unterricht des gemeinen Mannes, sonderlich des Landmanns, sehr schädlich ist. — S. 204 unter der Ueberschrift: Aeskulap kam noch zu rechter Zeit, kömmt die Geschichte des Aeskulaps und der Verehrung desselben unter den Heiden vor. Wozu soll das dem Landmann nützen? Ueberhaupt hätte hier die Ursach, warum zuweilen ein Kranker von einem Quacksalber geheilt wird, nämlich weil öfters ein geschickter Arzt schon vorher das Beste gethan hat, in einer Geschichte vorgestellt werden können. Und dabey war wohl der Aeskulap ganz überflüßig. In der letzten Abhandlung sollen einige ökonomische Nachrichten geliefert werden, und der Vf. sagt, daß er diese nicht ohne Brühe geben könne. Allein dergleichen lange Brühen machen ein Gericht nicht schmackhaft; und Rec. will daher den Vf. des Volksfreundes bitten, seine Gerichte künftig lieber ohne eine so lange Brühe aufzutischen, wenn er will, daß seinen Lesern der Geschmack nicht verdorben werden soll.

Wo.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Erstes Stück drittes Heft.
und Intelligenzblatt No. 23. 1794.

Gelehrtengeschichte.

Ueber Bibliographie und Bibliophilie. Von J. G. J. Breitkopf. Leipzig, bey Breitkopf und Compagnie. 1793. 30 S. 4. 4 gr.

Von einem Manne, der wie Hr. B. die rühmlichste Ausübung seiner Kunst mit der Litteratur derselben so glücklich verbindet, muß jeder Beytrag, die Gränzen beyder zu erweitern, dem Künstler sowohl als Kunstliebhaber äusserst willkommen seyn. Desto mehr bedauert Rec., über vorliegende Abhandlung nur sehr unbefriedigend Bericht erstatten zu können! Da nämlich in derselben weder von Deklamation, noch frommen Wünschen, oder dergleichen Auswüchsen die geringste Spur; von Anfang hingegen bis zu Ende das Resultat vieljähriger, und daher zum Theil wichtiger Beobachtungen enthalten ist, so kann unsre A. d. B. bey solch einem Ueberfluß nichts weiter thun, als Bücherfreunden die Quelle anzeigen, die ihren Durst nach Kenntnissen dieser Art, wenigstens für den ersten Augenblick, stillen wird. Rec. muß sich dieser Clausel bedienen, nicht etwa weil Herr B. oberflächlich zu Werke gieng, sondern weil er noch immer ansieht, unsre Ungeduld ganz zu befriedigen. Ein großer Theil dieser Diatribe besteht nämlich aus Bruchstücken eines größern Werks **über den Ursprung der Holzschneidekunst in Europa**, das Herrn B. Versicherung zu Folge schon unter der Presse liegt; dessen Vollendung aber durch unvermeidliche Hindernisse bisher noch immer aufgehalten worden. Welcher Litterator wird nicht von Herzen wün-

schen, diese Hindernisse sobald als nur möglich gehoben zu sehn!

Bemerkungen einiger neueren Bibliographen über die zu den ersten Ausgaben des berühmten Theuerdanks gebrauchten Typen scheinen Herrn B. zu gegenwärtiger Abhandlung veranlasset zu haben. Auch er, und wessen Stimme ist über so etwas geltender? erklärt die typographische Ausführung dieses Werks für nicht weniger in der Kunst Epoche machend, als den 60 Jahr früher veranstalteten Abdruck des Fustischen Psalters. Da noch unsre itzige in Druckereyen gewöhnliche deutsche Schrift größtentheils nach der geformt ist, womit der Theuerdank erschien, und die für ein Meisterstück der damaligen Schönschreiber (Modisten nannte man solche in Nürnberg) gelten kann; so geht Herr B. über diesen Gegenstand in ein Detail, das wenig zu wünschen übrig läßt, eben deswegen aber auch keines Auszugs fähig ist. Hier also nur einiges, und noch dazu mit Gefahr, gerade das Wichtigste aus Mangel an Platz übergehen zu müßen.

Deutschland hat eigentlich nur zweyerley eigne Schriftarten: die Fraktur und Current; denn die sogenannte Canzleyschrift ist nichts anders, als eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fractur. Die Buchdruckerey hat daher in Deutschland nicht so vielerley Handschriften nachzuahmen gehabt als in andern Ländern Europens; doch haben sich diese Schriften in jedem Zeitraume ebenfalls mit den Handschriften geändert. — Die älteste deutsche Handschrift blieb, wie natürlich, der eigentlich lateinischen immer etwas ähnlich. Endlich kam in Mainz 1486 mit Breytenbachs Reisen die mehr deutsche Schrift hervor, die wir, warum? ist noch ungewiß, Schwabacher nennen, und womit Schoiffer, wo nicht schon besagte Reisen, doch bald darauf die Cronecken der sassen druckte. Die Anwendung dieser Schrift, sowohl zu lateinischen als deutschen Büchern, blieb bis in die Mitte des XVIten Jahrhunderts gewöhnlich. — Die andre deutsche Schrift, womit noch jetzt häufig gedruckt wird, und die wegen ihrer gebrochenen Ecken Fraktur heißt, eine Tochter der halbgothischen, und Enkelin der uralten Möncheschrift, ward um 1470 in die Druckerey aufgenommen. Daß Schwabacher und Fraktur sich bisweilen näherten, zeigen die Impressa damaliger Zeit. Gleichwohl gieng keine Hauptveränderung mit dem deutschen Drucke vor, als im Anfage des XVIten Seculi. Im Jahr

Jahr 1517 nämlich erschien die ganz ausgeformte Fraktur, und das mit vielen Nebenzierrathen im Theuerdank; wozu wahrscheinlich der Nürnberger Kalligraph Johann Neudörfer das Muster gefertiget, die Schrift selbst aber der wackre Formschneider hievon: Andreä, in Stahl geschnitten, und gegossen hatte. Herr B. besitzt oder kennt alle Ausgaben des Theuerdanks; worunter die in Duodez, so wenig sie auch von Seiten typographischer Kunst sich empfiehlt, doch wohl die allerseltenste seyn möchte. Nach dieser Schrift, die lange den Namen Theuerdank behielt, haben sich nach und nach, und in jeder Größe, wiewohl mit Weglassung der dabey verschwendeten Schreiberzierrathen, alle andre deutsche Typen gebildet, bis endlich daraus das geworden ist, was wir itzt Textfraktur nennen — Was die Größenleiter und Nomenclatur unsrer Fracturschriften, und deren Unterabtheilungen betrifft, so muß Rec. hier, wie überall, auf die lehrreiche Abhandlung selbst verweisen.

Nachdem nun Fraktur zur gewöhnlichen Druckschrift geworden ist, so werden diejenigen Versuche noch in der Kürze angezeigt, die unsre Künstler, obgleich mit geringem Erfolge, angestellt, um auch der Canzley- und Currentschrift in unsern Officinen Aufnahme zu verschaffen. — Nur beyläufig erklärt Herr B. sich über den immer lauter werdenden Lerm unsrer Novatoren, die aus deutschen Druckereyen unsre einmal national gewordne Schriftart durchaus verdrängen, und überall nur lateinische Lettern sehen wollen. Was über die Sache hier gesagt wird, verdienet beherziget zu werden, leidet jedoch keinen Auszug. Ungerechnet übrigens, daß unsre vaterländische Schriftart schon auf einen gewissen Grad ausgebildet ist, und den Vorwurf gothischen Gekritzels kaum mehr verdient, woran liegt es, daß solche nicht noch vollkommener geworden? woran anders, als an derjenigen Aufmunterung, die, als z. B. der Theuerdank erschien, nur auf einen Augenblick ihr zu Theil ward, den lateinischen Schriftcharakter hingegen seit drey Jahrhunderten schon desto stärker begünstiget. — Wenn Herr B. im Vorbeygehn ausländische Schriftsteller anführt, die über die Unzulänglichkeit lateinischer Buchstaben zum Ausdruck ihrer Mundart von je her laut geklagt, und andre Hülfsmittel haben einführen wollen: so mag noch folgendes Pärchen, deren Versuche Rec. so eben bey der Hand hat, hier seinen Platz finden. Der Italiener nämlich Joh.

Georg Trissino, der in seiner Grammatichetta (Vicenza, 1529. gr. 8.) unter andern das griechische ε und ω für die Mundarten Italiens unentbehrlich hielt, und seine, auch in andrer Hinsicht, merkwürdige Gammatik, wirklich mit diesen und noch mehrern Hülfszeichen abdrucken ließ. Ferner: der Franzos Jakob Peletier, der in dem Dialogue de l'Ortografe e Prononciacion (sic) françoese, (Lyon, 1555. 8.) die possierliche Orthographie ungerechnet, noch zu so mancherley Kreutz- und Queerstrichen Zuflucht nehmen muß, daß sein Buch wie eine zu entziffernde Depesche aussieht.

Da unsre Bibliographen, um unbekannten alten Druckern und Druckplätzen auf die Spur zu kommen, seit einiger Zeit anfangen, solche mit den Typen der durch Unterschrift kennbar gemachten Bücher jenes Zeitraums mühsam zu vergleichen, auch wohl Proben davon in Kupfer stechen zu lassen, Rec. aber über die Unsicherheit dieses Hülfsmittels längst schon, selbst in diesen Blättern, zu klagen Ursach gehabt hat: so muß es ihn desto mehr freuen, auch solch einen Kenner wie Herrn B. ganz seiner Meynung zu finden. Sollte die Wichtigkeit der Untersuchung eine so langweilige Operation dennoch verdienen, so schlägt Herr B. vor: die Seite oder Zeile, welche man abziehen will, mittelst einer Feder oder eines Pinsels, mit einer Lauge aus ungelöschtem Kalk und Weinreben-Asche, oder einem andern die Druckerfarbe auflösendem Präparat zu bestreichen, sodann ein zartes Schreibpapier darauf zu legen, und in einer Buchbinderpresse die erforderliche Zeit eingespannt stehn zu lassen. Allein auch hier wird auf die Beschaffenheit des Papiers, der Witterung, und andre Nebenumstände noch immer sehr viel ankommen.

Die Untersuchung solcher gedruckten Werke, welche eine undeutliche, zweydeutige, falsche oder betrügliche Unterschrift des Orts und des Jahres mit sich führen, scheint unserm B. mit Recht ein des Bibliographen würdiger Gegenstand zu seyn; und er kennt keinen, der in dergleichen Nachforschungen mehr Mühe angewendet hätte als Prosper Marchand. Seine Histoire de l'origine & des prémiers progrès de l'Imprimerie, Haag, 1740. 4. obgleich als erster Versuch nicht ohne Fehler, ist in den Händen aller Bücherfreunde. Eigenhändige und zahlreiche Zusätze, Verbesserungen, Aufklärungen, besonders zweydeutiger Unterschriften u. dgl., besitzt durch Vermächtniß des Autors die akademische Bibliothek zu Leiden.

Aus

Aus dieser hat, durch Meermanns Vermittlung, Herr B. sie einige Jahre lang zu freyem Gebrauch gehabt, und weil ein Theil davon in einigen tausend Zettelchen sehr kleiner Schrift bestand, solche auf Kosten seiner Augen und seiner Gesundheit in Ordnung, und das Brauchbarste davon in Sicherheit gebracht. Ohne die sonstige Erheblichkeit derselben in Anschlag bringen zu wollen, erhält auch die Harlemische Erfindungsgeschichte so manche Berichtigung, daß ihre ohnehin geringe Glaubwürdigkeit immer mehr verschwindet. Möchten diese Papiere doch ja nicht das Schicksal derer haben, die z. B. aus Clement's Verlassenschaft in Duve's Hände übergiengen, und nunmehr wohl für so gut als verlohren zu achten sind; wenn sie anders nicht auch in der Göttinger Bibliothek ihr Asyl gefunden haben. Zwar macht uns Herr B. Hoffnung, daß Marchand's Notizen in der Reihe seiner eignen typographischen Untersuchungen nach einander folgen sollen, sobald er nur der einmal im Druck befindlichen Forschungen über Erfindung der Holzschneidekunst sich entlediget haben wird. Ein mehr schon als siebenzigjähriges Alter aber, und die nur langsame Erholung von erlittener Krankheit (seine übrigen weitläufigen Geschäfte bringt der bescheidne Mann nicht einmal in Rechnung) verdunkeln diese Aussicht leider! nicht wenig; und ein nur schwacher Trost ist es, daß er auf alle Fälle diesen bibliographischen Vorrath solchen Händen hinterlassen will, die statt seiner ihn für das Publikum werden zu nutzen wissen; denn wie viel müßte solcher nicht unter jeder andern, als der seinigen, verlieren!

Rec. kann diese unvollkommne Anzeige nicht ohne das Geständniß schließen, daß allerdings hier und da kleine Zweifel, und etwan anzubringende Berichtigungen ihm aufgestoßen sind, zu deren Auseinandersetzung aber er, aus Mangel an Raum, irgendwo anders nach einem schicklichern Platze sich umsehen muß. So wird, weil die Kleinigkeit mit einem Wort sich abthun läßt, der Seite 29 aufgeführte Abbé Leger in Mercier umzutaufen seyn. Dies ist sein Familienname, Abt aber ist, oder vielmehr war er des Benediktinerstiffts St. Leger zu Soissons. — Um das a potiori fit denominatio zu befolgen, wäre vorliegende Diatribe vielleicht auch: „Ueber „Typognosie und andere damit verwandte Kenntnisse," oder wie es Herrn Breitkopf sonst gefallen hätte, zu überschreiben gewesen. So indeß oder anders: allemal glaubt Recensent

 ih-

ihrem Verfasser den wärmsten Dank jedes Bücherfreundes zu sichern zu dürfen.

D.

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Georg Gustav Fülleborn, Professor am Elisabethanum in Breslau. Drittes Stück. Züllichau und Freystadt, in der Frommannischen Buchhandl. 1793. in 8. 196 S. 12 gr.

Gegenwärtiges Stück hat der Herausgeber ganz allein gefüllt, und wir können eben nicht sagen: desto besser; des Eignen, Neuen, Erheblichen, ist nicht sonderlich viel, so ein wichtiges Ansehen auch der Verf. allem zu geben sucht, und wir hoffen von seiner Unpartheylichkeit, er werde mit der Zeit über diese Aufsätze eben so urtheilen, wie er am Ende des Stückes über die von ihm in den vorhergehenden gelieferten urtheilt; hoffen also damit auch, er werde uns das freymüthige Bekenntniß, wie wir die Sache gefunden haben, nicht verargen. Zu Bestätigung desselben wollen wir etliche der einzelnen Aufsätze durchgehen. Der erste heißt: Kurze Geschichte der Philosophie, und fängt so an: „Der Geschichtschreiber der Philosophie kann sich über Mangel an Vorarbeiten nicht beklagen. Ohne an die große Anzahl von philosophischen Geschichten, von Dissertationen, Schediasmen und Spicilegien zu denken, deren oft fünf auf einen Philosophen gehen, ist das Bruckersche Werk allein so reich an Materialien, daß man nicht selten, wie Brucker selbst, über das Ordnen derselben in Verlegenheit geräth. Unsrem Zeitalter ist mit solchen Sammlungen nicht gedient, wir verlangen kein Inventarium von Stellen, sondern Raisonnement über den Sinn des Ganzen; keine Aufzählung einzelner Meynungen, sondern allgemeine Resultate." Sollte man diesem nach nicht denken, auch die neuesten Werke über die Geschichte der Philosophie enthielten nur Sammlungen, seyen nur Inventarien, und dem Verfasser allein sey es vorbehalten, uns mit Resultaten zu befriedigen? Sollte man nicht denken, Brucker allein enthalte allen Stoff, und nach ihm sey in allen übrigen Werken nichts von neuen Materialien hinzugekommen? Und nun die Resultate selbst, sind sie denn ganz in des Verf. Gemuthe erzeugt? Nach der

Ankün-

Ankündigung muß man so etwas erwarten, denn er will uns ja erst damit versorgen, alle vorhergehenden waren ja nur Sammler! Das erste Resultat ist: weil die Menschen sich eher mit dem beschäftigen, was außer ihnen, als was in ihnen ist; so ist es sehr natürlich, daß die Griechen zuerst mit Speculationen über die Welt die Philosophie anfiengen. Dies Resultat läßt sich in einem vor einiger Zeit herausgekommenen Buche nachweisen. Von seinen fügt der Verf. jedoch hinzu: um die Ursachen zu entdecken, zerlegten die ersten Philosophen in Gedanken die zusammengesetzten Wesen in ihre einfachsten Bestandtheile, und fanden denn in den vier Elementen, oder deren physischen Eigenschaften, den Keim des Universums. Das thaten sie nun wohl nicht, sie gelangten dazu sicher nicht auf dem Wege deutlich gedachter, und raisonnirter Analyse, davon sieht man nirgends im Anfange eine Spur, sondern sie folgten einem schon bey den Dichtern unerkannt in Ausübung gebrachtem Verstandes-Gesetze, ausgenommen Pythagoras, bey welchem einige Spuren philosophischerer Analyse, herübergenommen aus der Mathematik, sich zeigen. Ein anderes Resultat ist: die Sinnenwahrnehmungen geriethen mit den Speculationen aus Begriffen in Widerspruch, daher ward die Zuverläßigkeit der Sinnenerkenntniße verdächtig. Auch dies Resultat kann in einem andern Werke nachgewiesen werden; und in Ansehung der übrigen Resultate getrauen wir uns, ein gleiches zu thun. Aus dem Gange der Wissenschaft nach den ältern Griechen, bis auf die neuere Philosophie, werden keine Resultate aufgestellt, der Gang dieser Wissenschaft, heißt es, hat, in Rücksicht auf uns, diese Periode übersprungen. Das hat er nun zuverlässig nicht, das Plotinische System des Mysticismus, und der feinern Emanationen, sollte das gar keine Resultate geben? Und die Scholastiker, die mit der sauersten Mühe aus diesem Gewebe sich losarbeiteten und die metaphysischen Begriffe mehr aufhellten und weiter verfolgten, sollten die ganz keine Resultate veranlaßen? Aber, der so sehr gerühmte Brucker verläßt hier den Verfasser; und seine obige Quelle reichte bis hierhin noch nicht. Bey Descartes ist das Resultat: die Philosophie hat bey seinem Systeme wenig gewonnen. Wir dächten doch, das sey so ganz wenig nicht, daß er nach dem ersten Grunde, oder wie ein Neuerer es sehr eindringend nennt, nach dem Einen, was der Menschheit noth ist, forschte; daß er die Möglichkeit zeigt, alle Theile der Philosophie in einen regelmässi-

mässigen Zusammenhang zu bringen; daß er die mechanischen Grundsätze wieder geltend machte; daß er den Grund zu einer wissenschaftlichen Cosmologie legte, indem er die Bewegungsgesetze zu erweisen suchte u. a. m. Der andere Aufsatz betrifft den Einfluß anderer Wissenschaften, und äußerer Umstände auf die Philosophie, und dieser auf jene. Auch hier finden wir nichts Eignes, und könnten das Gesagte in diesem und jenem Vorgänger leicht nachweisen. Im dritten Aufsatze wird von der Neuplatonischen Philosophie gehandelt, aber was eigentlich gezeigt werden sollte, ihre Entstehung, ja nicht einmal ihren eigenthümlichen Charakter, die Emanation nach der Art gedacht, wie aus einem allgemeinen Begriffe die niedere hergeleitet werde, verbunden mit der sinnlichen Emanation aus einer allgemeinen Materie, wird man hier antreffen. Was im vierten Aufsatze über die natürliche Theologie des Aristoteles gesagt wird, ist anderswo schon besser auseinander gesetzt worden. Die hierauf folgenden philosophischen Vorlesungen enthalten eine Anpreisung der Kantischen Philosophie, ohne jedoch die darin vorkommenden zahlreichen Dunkelheiten mehr aufzuhellen, oder sonst Anlaß zu neuen Bemerkungen zu geben. In dem nächsten, sehr kurzen Aufsatze wird des Buches Aenesidemus mit verdientem Lobe gedacht; der Verf. gesteht, es sey das scharfsinnigste, was noch gegen die Reinholdische Theorie erschienen ist; er will aber in keine Auflösung der Einwürfe sich einlassen, bevor der Theorist selber seine Beantwortung bekannt gemacht habe. Und daran thut er, so viel wir sehen, ganz wohl, denn es dürfte einem andern, als den Urheber der Theorie, schwerlich gelingen, etwas, das sich einigermaaßen hören läßt, gegen den Aenesidemus vorzubringen. Ob auch ihm es gelingen wird, ganz befriedigende Antworten zu geben, muß die Zeit lehren. Der siebente Aufsatz, über das Interesse in der Kantischen Philosophie, beklagt sich, daß man anfange, gleichgültiger gegen sie zu werden: und daran hat man nicht ganz Unrecht, weil ihre Freunde noch immer mit einer deutlichen Darstellung derselben den Wunsch des Publikums nicht befriedigen, und statt der Belehrung ihr Schiboleth, Mißverständniß, stets wiederholen. Der letzte Aufsatz erzählt die Geschichte des philosophischen Studiums des Verfassers.

Er.

Hand-

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Kameralprincipien über das Rindviehsterben für Landesregierungen und angehende Staatswirthe. Eine Beylage zu den kameralistischen und staatsarzneylichen Handbüchern, nebst einer Anweisung eines neuen Fonds zu Thierarzneyanstalten und einer Kupfertafel von J. J. Kausch, Doktor der Arzneywissenschaft u. s. w. Berlin, bey Roltmann. 1793. 8. 139 S. 14 gr.

Der V. sucht eine Lücke, die sich noch in den kameralistischen Handbüchern über die Seuchen des Rindviehs befinden soll, auszufüllen. In den Prinzipien über diesen Gegenstand ist man freylich noch nicht ganz einig, und sehr wahr ists, daß die bisher erschienenen landesherrlichen Rindviehverordnungen noch äußerst schwankend und unvollständig ausgefallen sind, besonders fehlen bessere Grundsätze über die Pflege dieser Thiere, und die Polizeyanstalten in dieser Rücksicht mangeln fast ganz. Eher lassen sich daher keine bessere Aussichten von Seiten der Landesregierungen hoffen, bis Aerzte ebenfalls in dieser Materie das gethan haben werden, was Oekonomen in andern landwirthschaftlichen Gegenständen, obgleich mit nicht allemal gleichem Erfolg, durch lange Jahre endlich in einigen Ländern Deutschlands bey Landesregierungen bewürket, nämlich ächte Prinzipien über den Landbau und den Landindustrien festzusetzen, um das bessere Wohlseyn des Landmannes zu befördern. Auf gleiche Weise würde es alsdenn gewiß auch beym Viehstande zu hoffen seyn, wenn zuverläßige Prinzipien über Ansteckung und Nichtansteckung, über die wahren Maaßregeln in beyden Fällen, über die Quellen der Epizootien, über Einschleppung und Verbreitung derselben, über Assekuranz und rechte Einrichtung thierarzneylicher Institute erst von Verständigen angegeben und dann durch landesherrliche Regierungen, durch sanfte Belehrung und richtige Anweisung des Landmannes, der Hirten und Dorfärzte, ausgeführet würden.

Weil die Rindviehseuchen meist allein zu der äußerst großen Menge der bisher erschienenen Viehverordnungen Gele-

genheit gegeben, und sich der praktische Kameralist wie die Landesregierungen damit beschäfftiget haben, so schränkt sich der Verf. auch hier blos auf diese ein, um beyden hinlängliche brauchbare Nachrichten und Kenntniße darüber zu geben. Und da andere Hausthiere selten der Gegenstand der öffentlichen Obsorgen wären, ob sie es gleich eben sowohl verdienten, will sich der Vf., bey erst mehrern verschafften Kenntnissen in ihren Krankheiten, ebenfalls einst damit dem Publikum zeigen. In der Einleitung äussert der Verf. den wohlgemeynten Wunsch, daß, da auch der Theil der Vieharzneykunde, welcher allein die nicht ansteckenden Seuchen abhandelte, und doch für den Staat von äußersten Wichtigkeit sey, noch in der Kindheit wäre, weil noch kein einziger Thierarzt sie insgesammt hinreichend zu beobachten Gelegenheit und Muße gehabt, daß Regenten oder ganze Gesellschaften auf eine viel angelegentlichere Art, als bisher die Auswicklung der zweifelhaften Punkte durch Anordnungen und Versuche kräftig unterstützen möchten! damit endlich Resultate bekannt würden, die für allgemein zuverläßig ausgegeben und angenommen werden konnten, und der Landmann nicht mehr der Gefahr ausgesetzt bliebe, durch eigne widersinnige Kuren oder durch eben so widersinnge Kuren der Hirten und Kurschmiede sich selbst, oder durch jene Unwissende so viel Schaden zufügen zu laßen. Das Buch selbst ist in 4 Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt behandelt die allgemeinen Vorbauungsmaaßregeln gegen die Rindviehseuche, und da muß man sagen, hat der Verfasser alles, was die Polizey dabey nur zu beobachten haben kann, zusammen getragen. Alle Präservative gegen die ächte Viehseuche hält er aus angegebnen Gründen für unwirksam, und Beweise fehlen dazu in allen Ländern, wo die ächte Viehseuche gewüthet, nicht, so wie ebenfalls bey den Menschen gegen die Pest, die Masern, die Blattern, das Venusgift, den tollen Hundebiß noch kein einziges allgemeines Präservativ vorhanden sey. Die Einimpfung der Viehseuche hat vieles Vieh, aber nicht alles, welches sie doch, wenn sie ein ganz allgemeines Präservativ wäre, thun müßte, gerettet, auch bey dieser werden die zu beobachtenden polizeylichen Vorsichtigkeitsregeln dargegeben. S. 39 ff. werden die Vorbauungsregeln der nicht ansteckenden, aber dennoch unter dem Viehe großen Verlust zuwege bringenden Seuchen hererzählet. Diese Krankheiten entstehen durch schlechte und zu schnell veränderte Fütterung, durch nachläßige Wartung, Einfluß der Witterung,

durch

durch Getränke, Mangel des Salzgebens und durch allzu dichtes Stehen in Ställen, die keine Luftzüge haben, wodurch die Luft dem Thierleben schädlich gemacht wird. S. 50. f. wird von der sogenannten Franzosenkrankheit und in wiefern das Fleisch der damit behafteten Thiere schädlich oder nicht schädlich sey, geredet. Der zweyte Abschnitt erklärt die ansteckenden Epizootien näher, u. hieher werden gerechnet, 1) die ächte Viehseuche oder Viehpest, 2) der Lungenkrebs, 3) die Raudeseuche, oder Krätze, und 4) Devillaines schleichendes Fieber. Die Geschichte dieser Krankheiten und ihre Kuren werden bezeichnet. Der dritte Abschnitt beschreibt die nicht ansteckenden Epizootien. Der Verf. bemerkt dabey sehr richtig, daß diese Krankheiten von den Landesregierungen genau beobachtet zu werden verdienten, damit nicht unnöthige Sperrung angeleget und andere für den Landmann daraus entstehende Schäden, aus Uebereilung oder Unwissenheit der Viehärzte u. Polizeybeamten, entspringen möchten. Zu diesen nicht ansteckenden Krankheiten werden gezählt, der Lungenbrand oder Milzbrand, der Wurmhusten, die Drommelseuche, die zur Schwärung geneigte Lungenentzündung, die Bräune oder Halsentzündung, die Klauenseuche, die Knotenkrankheit, Tufts eines Engländers, Hornkrankheit und die Egelkrankheit. Warum sich der Verf. keiner Klystire, die bey verschiednen dieser Krankheiten schleunige Hülfe verschaffen, oder doch den Weg zur geschwindern Kur bahnen, bedienet, sondern das Laxieren, welches erst beym Rindvieh so spät wirkt, überall anempfiehlt, kann Rec. nicht einsehen. Der vierte Abschnitt: Von der Viehassekuranz, den Thierarzneyanstalten und dem Fond dazu. Die Viehassecuranz, wie sie der Verf. angiebt, scheint Recens. eine nützliche und ausführbare Sache zu seyn, wenn zugleich noch mehr Rücksicht auf nach und nach immer mehr einzuführende Stallfutterung des Rindviehs genommen würde. Denn bekannt ists, daß an dem auf Weiden täglich ausgetriebnen Rindviehe mehr ansteckende, und nicht ansteckende Viehkrankheiten bemerkt werden, die den Besitzern desselben durch den Tod verloren gehen, als bey den täglich im Stall gefütterten und nur einige Stunden des Tages ins Freye gelassenen Thieren? weil Nachlässigkeit und Unwissenheit der Hirten, Abfressen schädlicher Kräuter aus Hunger, Witterungsveränderungen, besonders zu abwechselnde große Hitze, Kälte und Näße, Nebel, Thaue, und eingeschlucktes und quä-

quälendes Ungeziefer, mehr dazu beytragen, als häusliche Vernachlässigung bey der Stallfütterung. Daß die Thierarzneyanstalten ebenfalls noch vieler Verbesserungen bedürftig sind, fühlt der praktische Landwirth mehr als zu sehr, wenn er den immer noch unwissenden aus den Thierarzneyanstalten entlassenen Kurschmieden einen Theil seines Vermögens gleichsam nach Willkühr überlassen muß, und er doch entweder glücklichern Erfolg bey seinem kranken Viehe von seinen Dorfshirten siehet, oder selbst sich oft aufs Gerathewohl mit Viehkuren abzugeben gezwungen ist. Der Fond zu solchen Lehranstalten und zu Besoldung der Viehärzte in jedem kleinen Distrikte, um thätig dem Landmanne bey Viehkrankheiten beyzuspringen, könnte durch eine kleine jährliche Abgabe auf jedes Stück Vieh, wenn die Viehabgaben nicht schon aufs höchste gespannt sind, leicht ausgemittelt werden, ohne daß man nöthig hätte, bey einem Viehumfalle dem Landmanne die Felle, wie der Verf. will, zu entziehen. Die Scharfrichter erhielten dafür ein festgesetztes Geldquantum, wenn der Bauer nicht selbst sein Vieh oder ein anderer Dorfseinwohner es abledern wollte. Daß man dergleichen äußerst nothwendige Arbeit für eine unehrlich machende Handlung noch ansieht, ist freylich unserm aufgeklärten und kameralistisch klugen Zeitalter kaum zu verzeihen. Laße man dem Schinder oder dem Knechte des Scharfrichters doch ja bald die Ehrlichkeitsrechte wiederfahren, und verändere man seinen noch immer schändlich in die Ohren klingenden Namen, da er sonst doch eines der nützlichsten Glieder des Staats ist, in einen andern mehr Ehre gebenden, der ja leicht vom Kaltschlachten zusammen gesetzt werden kann, so wird sich bald jeder Viehverlustleidende einigen Ersatz durch eignes Abledern zu verschaffen geneigt werden. Die eignen Vorschläge des V. sind sehr gut und wohlmeynend darüber abgefaßt. Als Beylage sind Vorsichtsregeln bey Erbauung eines Kuhstalles nach Hrn. Teßier noch angefügt, sie bestehn kürzlich darinn, daß man die Thüre des Stalles gegen Mitternacht oder gegen Morgen anlegen, daß man sie von andern Ställen absondern, das Inwendige einen Schuh hoch zum Abfließen des Urins pflastern, Thüren vier Fuß Breite, der Höhe 12 bis 15 Fuß geben, jedem Viehe 5 Fuß Breite einräumen, Hellung und frische Luft durch gegenüberstehende Fenster einbringen solle. Das beyl. Kupfer zeigt einen solchen Stall als Modell. Schade ists, daß die Schreibart des Verfassers hie und da zu geziert bleibt, und Wörter, als: Ensemble, Modalitäten, Plausibilität,

lität, civile Subsistenz, praeexistirend, reperkutirt und dergl. gebraucht worden, die leicht mit guten ausdrucksvollen deutschen Wörtern gegeben werden können.

Wf.

Deutlicher und ausführlicher Unterricht zur doppelten oder italienischen Buchhaltung, mit nützlichen Anmerkungen begleitet, und durch nöthige Exempel erläutert, von Johann Stilliger. Liebau, bey Friedrich. 1793. 4. 27 Bogen. 1 Rk. 8 gr.

Dieses Werk, welches, wie aus dem Ende der Vorrede ersichtlich, schon 1785 gedruckt worden, aber vermuthlich nicht im Buchhandel gekommen, enthält nichts Neues. Der in Frage und Antwort gestellte Unterricht bezieht sich auf die in dem beygefügten Memorial und Journal gestellte Posten, und giebt freylich die Gründe an, warum dieses und jenes so und nicht anders gestellet werden muß, ist aber ohne jene Bücher unbrauchbar. Rec. vermuthet, daß der Verf. im Buchhalten Unterricht giebt, und dabey sich dieser seiner Arbeit bedient, hält aber dafür, daß er andre bereits gedruckte Anleitung zum Grunde hätte legen können, ohne die große Anzahl entbehrlicher Schriften zu vermehren.

H.

Theoretisch-praktische Anleitung zur bürgerlichen Minirkunst, nebst zwey aus verglichenen Erfahrungen gezogenen Tabellen für die Ladungen der Kammer- und Bohrminen u. s. w. zum Unterricht derer, die sich zu Cameralisten, Berg- und Baubeamten geschickt machen wollen, abgefaßt (abgefaßt) von Joh. Laur. Jul. von Gerstenbergk, der Weltweisheit Doktor, und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Mitglied. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1793. 226 S. 8. ohne Vorrede und Inhaltsverzeichniß, mit drey Kupfertafeln. 16 gr.

Dieses

Dieses ist der lange Titel eines Werkes, dessen Verfasser mit dem Grubenbaue, und den dabey vorkommenden Arbeiten nicht so bekannt ist, wie er sich wohl getraut. Daher rührt sein Wahn, daß diese auf keinen aus der Natur der Gegenstände gezogenen Regeln beruheten, wodurch er sich denn, wie es scheint, berufen fühlt, dem eingebildeten Schwankenden und Willkührlichen darin durch gewisse Vorschriften abzuhelfen. Dieses soll nun in der vorliegenden Schrifft geschehen, und in dieser, insbesondere, für das Bohren und Schießen bestimmte Regeln angegeben werden, weil er glaubt, daß dabey vornämlich vieles der Willkühr der Häuer überlassen sey.

In drey Abschnitten trägt er seine Lehren vor, und zwar handelt er in dem Ersten: von den verschiedenen Arten, wie das Gestein am Tage und in der Tiefe zweckmässig zu zersetzen. Im Zweyten vom Sprengen und Schießen, und wie hierdurch Erdgründe (?) und Gesteinlagen zu gewältigen. Dieser Abschnitt hat zwey Abtheilungen. In der Ersten kommt die Theorie der Minen, und in der Andern: die Anwendung des Minirens auf bürgerliche Baugeschäfte, vor.

Der 1ste §. lautet so: „Das Gestein, es sey am Tage als „Felsenwände und alle Steinlagen, so vom Tage hereingebro„chen werden, oder in der Teufe als auf Gängen, Flötzen und „Klüften zweckmässig zu zersetzen, wird überhaupt unter dem „Namen der Berghauerarbeit begriffen, wiewohl hier zwischen „der eigentlichen bergmännischen Bearbeitung oder Schmeiß„werk (?) und der zu andern Zwecken noch ein Unterschied „zu machen ist.“ (Dieses zur Probe des Vortrags und der Einkleidung!)

Der Verf. holt weit aus, und handelt selbst über die Entstehung der Gebirge. In dieser Geognosie fehlt es nicht an halb wahren und falschen Sätzen. Es bestätigt mehr wie eine Stelle, daß der Vf. in diesem Theile der Naturgeschichte sehr zurück geblieben ist. Es ist sonderbar, daß er S. 13 und an mehreren Orten Wasserseigen mit Klüften verwechselt. S. 15 greift er mit zwey Sätzen in die Markscheidekunst, aber leider fehl, wenn er nämlich lehrt, um das Hauptstreichen eines Ganges zu finden, müsse man eine Linie von dem Anhaltungspunkte bis vor Ort des zugelegten Zuges ziehen, und daran das Zulegeinstrument (mit dem Compasse) bringen oder setzen; so werde sich die Stunde finden, die das Hauptstreichen des Gan-

Ganges ausmacht. Rec. ward gelehrt, daß die Linie, die die meisten Winkel des Zuges durchschneide, das Hauptstreichen des Ganges gebe. Eine ähnliche Berichtigung erheischt dasjenige, was er wegen Suchung des Hauptfallens eines Ganges anführt. Man erlaubt sich in der eigentlichen bergmännischen Sprache nicht zu sagen: vom Mundloch des Schachts bis vors Ort, sondern man spricht und schreibt: von der Hängebank des Schachtes bis auf seine Sohle, oder bis auf das Füllort. Rec. würde diesen Verstoß nicht gerügt haben, wenn der Verf. kein bergmännisches Wörterbuch geschrieben hätte.

S. 18 heißt es: alle uranfängliche Berge seyen Flötzgebirge gewesen. Richtiger und bestimmter würde sich der Vf. ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, daß, wie er mit Mehreren glaube, jene auch dem Wasser das Daseyn verdankten. S. 21. (Wo sind die Grubengebäude, welche 500 Lachter tief seyn sollen?)

S. 25. Das Wasser der Noahischen Sündfluth berechnet er 80 Lachter hoch im höchsten Stande. Er gründet diesen Kalkul auf Moses Sage, daß es 40 Tage und 40 Nächte geregnet habe, und berechnet das Steigen des Wassers für jede Stunde auf 6 Zoll.

S. 27 theilt der Verf. überhaupt das Gestein in gebrechliches und festes. Zu der zweyten Klasse, sagt er: „gehören
„alle Steingeschlechte, so im Ganzen in einander verwachsen,
„oder deren Schichten wenigstens in merklicher Dike (Dicke)
„auf einander liegen, diese aber unter sich aus einer nicht
„leicht abzulösenden Verbindung, und sie selbst aus einem fe-
„sten Gewebe bestehen, dergl. sind insbesondere die festen Sand-
„steine, Kalksteine, Marmorarten, Zechsteine, desgl. alles weis-
„grau (weißgrau) und rothwakigte (rothwackigte) Flötzge-
„stein (?) so wie auch alle Hornsteinarten, fester Glimmer (??)
„die Kämme in ganzen Felsenwänden u. s. w. Vorzüglich aber
„gehören hierher die Kieselarten, unter welche Klasse alles
„Gestein zu rechnen, das, mit dem Stahle geschlagen, Feuer
„giebt, mithin alle Quarz- Agat- (Agath-) Granit- Jaspis-
„arten, desgl. alle quarzartige Bastarde!!! wie z. B. das
„von den Bergleuten sogenannte Grundgestein, welches ein
„weiser (weißer) fester Sandstein ist, in welchen (welchem)
„würfelförmige Quarze sitzen, so wie es auch dergleichen mit
„Quarz durchwachsene Marmor- und Alabasterarten und an-
„dere

„dere mehrere giebt.“ (Ist dieses, nachsichtsvoll geurtheilt, nicht zum Theile wahres Galimatias?)

Ueberhaupt ist der Verf. im Vortrage der Mineralogie nicht glücklich. Rec. könnte dieses mit mancher Stelle belegen. Eine, die ihm besonders auffiel, und woraus man den Geist und die Kenntnisse des Verfassers sich abstrahiren kann, ist folgende, wo er S. 45 die erzhaltigen Kennzeichen der Gesteinarten angiebt. Er hebt so an: „Es ist aber demnach unter allen Gesteinarten das blaufarbige am fündigsten und „mancherley Gehalts, und zeigt besonders auf Gold, Silber „und Kupfer, ersteres liegt gemeiniglich zwischen dem schupfigten Gewebe eines ganz dunkelblauen Schiefers, öfters in „kleinen Lamellen, auch körnigt, wie braunröthliches Glas, „oder schwarze Pechkörner, das zweyte aber findet man zwischen den Schieferspalten angeschmogen und angeflogen in „mancherley Gestalt weiser (weißer) Blumen, so wie ein „gefrornes Eiß (Eis) darauf sitzen u. s. w., das Letztere hingegen erkennt man, wenn das schiefrige Gewebe grün- und „blaulich beschlagen, nach der Spalte einen violetbräunlichen „Glanz hat, und wenn man mit einem Messer daran ritzet, „der Strich ganz röthlich metallisch glänzet, ein bloßer blau „und grüner Beschlag aber verräth nur Vitriol, und zeigt etwa in fernerer Teufe auf Kupfer.“ S. 46 liest man: Braune und leberfarbige kieselartige Gesteinarten enthalten allemal wenigstens etwas Gold, desgleichen der ganze schwarze „Hornstein (!!!) Ja auch das rothwackige Gestein, wenn „es mit farbigen, und besonders braunen Adern durchwachsen, „enthält öfters in feinen Höhlungen nesterweis (nesterweise) „safranfarbige (saffranfarbige) Goldkörner. In grau und „weis (weiß) melirten (melirtem) drusigen Quarze aber „bricht mehrentheils Silber, desgleichen in weiß- und grau„wackigten (grauwackigtem) Gesteine, als in welchen (welchem) es auf verschiedene Art eingesprengt ist.“ Zwar lang genug, um sachkundigen Lesern Langeweile zu machen, und sie zu ermüden, aber die Mittheilung noch einer Bemerkung sey dem Rec. in integraler Abschrift erlaubt, um zu beweisen, daß der Verf. auch in den gemeinsten Artikeln fremd ist, oder davon unrichtige und sonderbare Begriffe hat. „Das Eisen, „sagt er S. 50, bricht derb in dem rothen Eisenstein, auch „im Spathe weis (weiß) und braunspieglich. Das gediegendste (gediegenste) Eisen geben die Glasköpfe, als welches den

grö-

„größten (größten) Grad der Duktilität verträgt (hat), daher
„diese Glasköpfe Stahlsteine genennet (genannt) werden, weil
„von dem aus ihnen gewonnenen Eisen der beste Stahl ge-
„macht werden kann.“ Man stößt in dieser Periode auf so
viel grobe Fehler, als sie Zeilen enthält. Jene brauchen
nicht genannt zu werden, weil sie Jedem in die Augen sprin-
gen, der nur einige Kenntniß von der Mineralogie, und dem
Eisenhüttenwesen hat; insbesondere den Metierverwandten,
ein beliebter Ausdruck des Verf.! Es wäre nöthig gewesen,
daß er die beyden ersten Zeilen in einer Note, oder in seinem
bergmännischen Wörterbuche commentirt hätte. Denn, oh-
ne Commentar, sind sie wahrscheinlich Jedem unverständlich;
weil sie, nach dem Wortverstande ausgelegt, baarer Un-
sinn sind.

Was von hier weiter bis S. 112 von Gegenständen des
Bergbaues vorkommt, übergeht Rec. als äußerst unerheblich,
und versichert, daß Alles schon besser, deutlicher, bestimmter
und ausführlicher, auch in reinerer Sprache in andern Schrif-
ten vorgetragen ist.

S. 129 und 130 werden die Bohrgeräthschaften genannt
und beschrieben, worunter aber der Kolbenbohrer, der noch
im Gebrauche ist, vermißt wird. Der Verf. steht dem Mei-
ßelbohrer den Vorzug nicht unbedingt zu. Dieser ist aber
doch der vortheilhafteste, weil er das abzubohrende Gestein in
weit mehreren Punkten, wie die übrigen Bohrer berührt.
Daher sind denn auch die andern Arten der Bohrer nicht mehr
sehr im Gebrauche. S. 131 schlägt der Verf. eine neue Art
Bohrer vor, mit welchem aber, seinem Geständniße nach,
noch kein Versuch im Großen angestellt worden ist. Dieser
neue Bohrer soll hauptsächlich dazu dienen, das Bohrloch un-
ten dermaaßen zu erweitern, daß es einen ordentlichen Pul-
versack erhält, und sich niederwärts beständig erweitert. Vor-
her soll dasselbe bis auf vier Zoll Weite und 4 Fuß Tiefe abge-
bohrt werden. Aus bekannten Gründen, die Rec. deswe-
gen übergeht, wird diese Erfindung schwerlich, insbesondere,
wo man aus dem Ganzen schließen muß, nützlich anzuwenden
seyn. Sollte der Besetzung solcher tiefen und weiten Löcher
die erforderliche Festigkeit zu geben seyn? Rec. bezweifelt die-
ses sehr.

Der Verf. gedenkt nur allein des zwey- und dreymänni-
schen Bohrens, und übergeht das so vorzügliche einmännische

 Boh-

Bohren ganz. Das dreymännische Bohren ist, so viel Rec. weiß, wenig oder gar nicht mehr im Gebrauche. Selbst in den meisten Fällen ist das einmännische Bohren dem zweymännischen vorzuziehen, und wird auch wirklich gewählt. S. 139 schlägt der Verf. eiserne Räumnadeln vor. Er kennt die kupfernen Räumnadeln also nicht, die im Kursächsischen Erzgebirge und anderwärts eingeführt, und dagegen die eisernen, weil sie leicht Feuer reissen, verboten sind. Selbst im trockensten Gesteine kommt das Pulver schwerlich je bloß, sondern immer durch eine Pattone in das Bohrloch; obgleich der V. S. 139 das Gegentheil sagt. Wenn das Gegentheil, nach dessen Behauptung, wirklich geschieht; so ist es der Ordnung zuwider, und man wagt, wo nicht den Verlust des Schusses, doch, daß man seine Wirkung hemmt. Denn an sich trockenes Gestein begießt man, während des Bohrens, mit Wasser. Das Bohrloch bleibt dadurch feucht, wenn es auch noch so sorgfältig ausgewischt wird.

Nach S. 143 sollte man glauben, daß der Verf. in den letzten Jahrzehenden keine ordentliche Grube befahren, und keine der neuern Schriften über Grubenbaukunst gelesen habe. Denn man denke hin, er redet noch von der alten Art der Besetzung bey dem Schießen in den Gruben, durch Schießpflöcke und Bleche, ohne der jetzt gewöhnlichen Schieß- oder Besetzungsmethode, mit Grant oder Letten, zu gedenken.

S. 182 sind es schlechte Häuer gewesen, die mit dem Besetzen nicht sacht angehoben haben. Sachtes Anfangen damit, ist eine allgemeine Regel. S. 183. Wenn dem Vf. die allgemein bekannten kupfernen Räumnadeln bekannt gewesen wären, dann hätte er die hier gegebenen Vorschläge, zur Verhütung des Feuerreissens, bey der Herausziehung der Räumnadel, ersparen können.

Von S. 193 bis zu Ende wird über Anwendung des Minirens bey Anlegung der Straßen, Abtragung der Berge und bey dem Strohmbaue gehandelt.

Die Sätze, die aus der Minirwissenschaft in dieses Werk übergetragen sind, überläßt Rec. mit dem darauf gebauten Raisonnement einem kompetentern Richter zur Beurtheilung. Wenn auch dieses Werkchen hier und da einen guten Gedanken und brauchbare Rathschläge enthält; so hat es doch dagegen auch wieder so viele überwiegende Mängel, daß das

Gan-

Ganze, ohne Nachtheil der Wissenschaften, gar wohl hätte ungedruckt bleiben können, insbesondere das angehängte bergmännische Wörterbuch, da der Verf. auf andere bereits vorhandene Wörterbücher der Art hätte verweisen können und sollen.

Wk.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Euripidis Tragoediae, Drama Satyricum et fragmenta, graece ad optimos libros recensuit *Christianus Daniel Beckius*. Accedunt Animadversiones perpetuae et glossarium. *Tomus Primus*. Hecuba. Orestes. Phoenissae. Medea. Regiomonti et Lipsiae, ap. Nicolovium. 1792. 8. 340 S. 16 gr.

Da der Hr. Professor Beck in der Vorrede zu diesem ersten Bande seiner neuen Ausgabe des Euripides das Versprechen gegeben hatte, die zu demselben gehörigen Anmerkungen unverzüglich folgen zu lassen, und dieses ganze Werk in dem Laufe des siebenzehnhundert und drey und neunzigsten Jahres zu vollenden, glaubten wir die Erscheinung des Commentars erwarten zu müssen, ehe wir unsern Lesern von dieser Unternehmung Nachricht ertheilten. Nun aber seit jener Zeit volle achtzehn Monate verflossen sind, ohne daß wir unsre Hoffnung erfüllt gesehn haben, glauben wir, unsere Anzeige nicht länger verschieben zu können. Wir wollen daher den Plan des Herausgebers darlegen, und angeben, was er in dem vor uns liegenden Bande geleistet hat.

Die Absicht bey diesem Unternehmen, zu welchem der Hr. Pr. B., durch die Besorgung der großen Leipziger Ausgabe, vorbereitet war, gieng hauptsächlich dahin, den Freunden der griechischen Litteratur einen bequemen Abdruck des Euripides in die Hände zu liefern, in welchem sie einen so viel möglich gereinigten Text, und die zum Verständniße desselben nothwendigen Hülfsmittel, mit Hinweglassung dessen, was nur dem gelehrten Leser wichtig ist, beysammen fänden. Die Arbeit

heit des Herausgebers besteht also in zwey Haupttheilen. Erstlich in der Bearbeitung des Textes, welcher noch vielfältige Verbesserungen zulaßt. Zweytens in Ausarbeitung eines Commentars. Von der erstern geben die vier ersten Tragödien, welche dieser Band enthält, eine beyfallswürdige Probe. Der Herausg. folgt in den meisten Stücken der Brunckischen Recension. Doch hat er sich nicht so sclavisch an sie gebunden, daß er nirgends von ihr abzuweichen wagte; sondern er kehrt zuweilen zu der gemeinen, wenn auch gleich verderbten Lesart zurück; wenn Brunck's Verbesserungen allzu gewagt schienen, um auf allgemeinen Beyfall rechnen zu können; (wie dieses z. B. der Fall im Orest ist. V. 154.) Bisweilen nimmt er Verbesserungen auf, welche Br. nur in den Anmerkungen vorgetragen hatte; endlich auch solche, welche erst späterhin bekannt gemacht worden sind. (z. B. einige von Jacobs Phoeniss. V. 861. Orest. 544. 812. u. a. m.) Die Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart, von Brunck und Musgrave, wie auch solche Conjecturen, welche bey einer gewißen Wahrscheinlichkeit, doch keinen Anspruch auf eine Stelle im Texte machen konnten, sind unter dem Texte kürzlich angezeigt. Der Druck ist correkt, und fällt sehr gut in die Augen.

Da in den folgenden Tragödien, den Hippolytus ausgenommen, nicht so wie bey den vier ersten vorgearbeitet ist, und sie überhaupt an weit mehrern Stellen verdorben sind: so wird der Herausgeber erst in den nächsten Bänden Gelegenheit haben, sein ganzes kritisches Talent an den Tag zu legen, und sich mehr in die Augen fallende Verdienste um den so sehr gemishandelten Tragiker zu machen. Selbst in den vor uns liegenden Stücken ist noch manches übrig gelaßen, was der Aufmerksamkeit der vorhergehenden Herausgeber und auch des neusten unter ihnen entgangen ist. Indessen ist es schon genug, daß die Reinigung so weit getrieben worden, als hier geschieht; die wenigen übrig bleibenden Flecken fallen dann desto leichter in die Augen, und werden mit geringer Mühe abgewischt werden können. Es ist daher sehr zu rühmen, daß Hr. Pr. B. in Rücksicht auf die kritische Bearbeitung keinen ängstlichen Bedenklichkeiten Raum gegeben, sondern evidente Vermuthungen in den Text aufzunehmen gewagt hat.

Was den versprochenen Commentar anbetrifft, so soll derselbe außer einer Beurtheilung der wichtigsten Varianten

und

und aller Conjecturen, eine fortlaufende Erklärung des Originals enthalten, in welcher nichts übergangen werden soll, was diejenigen Leser, für welche die Arbeit bestimmt ist, aufhalten könnte. Der Herausgeber dachte sich aber hauptsächlich drey Claßen von Lesern. Erstlich Liebhaber der griechischen Sprache; zweytens, junge Leute, welche diesen Dichter auf Schulen lesen wollen; endlich selbst Lehrer, denen die vorzüglichsten Hülfsmittel der Erklärung in die Hände gegeben werden sollen. Demnach soll in aller Kürze der Zusammenhang der Gedanken und der Sinn der Worte, von dem poetischen Schmucke entkleidet, dargelegt werden. Die Erklärung der einzelnen Wörter wird für ein Gloßarium verspart, und gewisse Gegenstände, welche bey dem ganzen Dichter in Obacht genommen werden müßen, z. B. von dem Atticismus des Euripides, den Metris u. s. w. sollen in besondern Excursen abgehandelt werden. Ob die Scholien ganz besonders abgedruckt werden sollen, will der H. auf die Stimme des Publikums ankommen laßen. In Betracht der Untauglichkeit eines großen Theiles derselben, sollten wir vermeynen, sie könnten bey dieser Ausgabe durch den Commentar und das Gloßarium mit leichter Mühe entbehrlich gemacht werden.

Ueber diesen Plan läßt sich nun freylich erst nach der Ausführung gründlich urtheilen; so wie er hier angegeben ist, möchte man wohl manches dagegen einwenden. Daß der H. alle Conjecturen beurtheilen will, scheint uns, theils an sich überflüssig, theils mit der Bestimmung seiner Ausgabe unverträglich. Wie viele gleich beym ersten Anblick verwerfliche Conjecturen sind über diesen Dichter, selbst von angesehenen Critikern, vorgebracht worden? warum sollen diese hier noch einmal aufgetischt werden, da man sie, im Falle der Noth, in der größern Leipziger Ausgabe nachsehen kann? Und was soll denn dem Dilettanten, dem Schüler, und selbst dem Lehrer mit diesem critischen Wuste gedient seyn? Nur bey wirklich verdorbenen Stellen also sollte der Conjecturen Erwähnung geschehn, und unter der Menge diejenigen ausgehoben werden, welche sich durch ihren critischen Werth vorzüglich empfehlen; und es würde unsers Bedünkens weit nützlicher seyn, den auf diese Weise ersparten Raum zu gründlichen Beurtheilungen einzelner wichtigen Lesarten zu benutzen.

Wir müßen hier noch der Argumente Erwähnung thun, welche der Herausgeber jeder Tragödie vorgesetzt hat. Sie

sind sehr umständlich, und zeigen den Inhalt jeder einzelnen Scene an. Dieses scheint uns nicht ganz zweckmässig; denn durch dieses Detail geht die Uebersicht des Zusammenhangs der ganzen Handlung verloren. Dieses Uebel wird noch dadurch vermehrt, daß sogar Beurtheilungen der Scenen eingemischt sind, wodurch offenbar dem Commentare vorgegriffen wird. Umstände werden erwähnt, welche auf die Handlung gar keinen Einfluß haben, z. B. in dem Argumento Hecubae p. 7. Agamemnon, Hecubam ad filiam sepeliendam arcessiturus, *videt et ipse cadaver; Hecuba, ad illud reclinata, se averterat, et diutius justo dubitat, num Agamemnonis opem imploret. Tandem eum alloquitur*, Polymestoris perfidiam exponit. u. s. w. Aehnliche, vielleicht noch auffallendere Beyspiele, könnten wir mehrere anführen. — Auch die Characterschilderungen der handelnden Personen, welche den Argumenten angehängt sind, scheinen uns, einzelne Fälle ausgenommen, überflüssig zu seyn. Hier sind die Züge nicht immer scharf genug. So heißt es vom Orest: Orestes est homo ferocioris ingenii, neque tamen vel improbus vel ab omni humanitatis sensu alienus. Der letztere Zug möchte ohngefähr auf jeden Menschen passen. Daß er aber durch die Grausamkeit seines Schicksals und die verzweifelte Lage, in welcher er sich befindet, verwildert ist, wird nicht bemerkt. In deos invehitur (420. 422.) more hominum parum cultorum, qui etiam solent fata adversa nunquam sibi, sed vel numini vel generis auctoribus accepta referre. Dieses gehört nicht in einen Charakter, und die beyden angeführten Verse enthalten, wenn wir sie recht verstehn, eher eine kalte (der Verzweiflung angemeßene) Unterwürfigkeit unter den Willen der Götter, als eine Invective gegen dieselben. In dem Argument der Phönißen wird vom Tiresias gesagt: Tiresias a Tragicis plerumque (es kam darauf an, wie er hier vorgestellt wird) fingitur homo durus, vaticinandi arte superbiens, et habendi cupidus. Wie der Vf. diese Züge aus den Phönißen rechtfertigen könne, ist uns unmöglich, einzusehn.

Go.

Lateinische Grammatik in logisch - praktischen Beyspielen von M. K. F. Gerstner, Präceptor in Alpir-

pirspach. Stuttgard, bey Erhard und Löflund. 1793. 14 Bogen in gr. 8. 9 Kr.

Der Herr Präceptor urtheilt in der Vorrede, daß eine Grammatik weder für Anfänger noch für Weitergekommene, wie er sich ausdrückt, gehöre; beydes, wie wir glauben, irrig. Der Anfänger braucht eine Grammatik, selbst wenn er, wie der Verf. will, den Anfang des Lateins durch die Uebung machen soll, um bey Verlegenheiten daraus sich zu belehren: und dem Weitergekommenen ist sie so wenig als dem geübtern Sprachkenner je entbehrlich. Also blos für Knaben für 12 bis 14 Jahren, die schon etwas Latein lesen können, will er die seinige geschrieben haben. Und in dieser Absicht, wußte er beynahe keine Grammatik, die ihm tauglich schien, die nicht eine Speise war, an der Jünglingen und ihren Lehrern ein wenig ekelte. — Das ist nun freylich von einem jungen Manne etwas viel gesagt. Vielleicht finden auch andre Lehrer seine neue Grammatik nicht so brauchbar, wie sie ihm vorkommt. Was soll ihnen z. B. eine Beschreibung nutzen, wie diese vom Ablativ, S. 47. „Er bezeichnet einen genauen Einfluß einer Sache auf die andere, (liegt in dem Genitiv, Dativ und Accusativ nicht auch der Begriff eines Einflußes des regierenden Wortes? warum soll der, so im Ablativ liegt, genauer seyn?) und Verlegung, Uebergang von einer zur andern: daher Ablativus, der von einer Sache nimmt, und auf die andere überträgt. Es wird entweder eine wirkende, brauchbare, nöthige Sache, oder blos eine solche Sache gesetzt, von der ein Uebergang zu einer andern geschehen kann.“ Möchte einem vor einer philosophischen Grammatik dieser Art nicht auch ekeln? Er selbst setzt das Unterscheidende seiner Grammatik vor andern darin: daß dieselbe mehr aufs Lateinlesen und aufs Uebersetzen lateinischer Schriftsteller in die Muttersprache Rücksicht nimmt, da hingegen die gewöhnlichen Grammatiken mehr Anleitungen zum Uebersetzen ins Lateinische wären. Dieses ist auch andem. Alle Regeln der Wortfügung sind als Abweichungen von der deutschen Constructionsart vorgetragen, die auf diese oder jene Weise in das Deutsche übersetzt werden müßten. Daher z. B. die Weitläuftigkeit in Bestimmung der einzelnen Fälle, wie die Participial-Construction und die der zweyen Ablative aufgelöst werden könne, und die Umständlichkeit in Aufzählung von 29 Arten von Substantiven, deren regiertes Wort im Genitiv steht, wobey es jedoch irrig ist, wenn er auch die Bedeu-

tung des Aufenthalts und Ortes hieher zieht: denn der Genitiv in Romae viuit, hängt nicht von einem Nomen, sondern von dem Zeitwort ab. Eben daher fließen eine Menge andrer Regeln, die andre Grammatiker nicht nöthig finden, zum Beyspiel, vom Genitiv, S. 31. der könne übersetzt werden, 1) durch den Nominativ, als magni honoris est, es ist große Ehre; 2) durch den Nominativ und ein Verbum, als hominis est errare, der Mensch kann irren; 3) durch ein Adjectiv im Nominativ, als brevis staturae est, er ist klein, und der genitivus adiectiui, durch ein Substantiv im Nominativ, als dementis est, es ist Unsinn. Bey den Fällen des Gebrauchs von *de* fehlt der Fall, von Ableitung eines Namens, nomen gerere *de* aliqua re. Bey der Bemerkung, daß auch ein Adjectivum mit dem fehlenden existente im Ablativ stehen könne, paßt das Exempel; carpe diem, quam minimum credula postero, gar nicht. Bey der Regel, S. 117. daß die Participia Paßiva bisweilen durch deutsche Verbalia auf ung übersetzt werden, fehlt die nöthige Bemerkung, wenn in diesem Fall das Participium Präteriti oder Futuri zu brauchen ist, libris legendis oder lectis — vielleicht eben aus der Ursache, weil dieser Unterschied hauptsächlich denen zu wißen nöthig ist, die aus dem Deutschen ins Latein übersetzen wollen. Uebrigens weicht diese Grammatik noch in einigen andern Kleinigkeiten von der gewöhnlichen Form ab, z. B. daß sie die Participia von der Zahl der acht Redetheile ausschließt, hingegen die Adjectiva darunter aufnimmt; daß sie nomina indeclinabilia und immutabilia unterscheidet, und unter den ersten solche versteht, die nur eines casus Bedeutung bedürfen, als frugi, und unter den zweyten solche, die zwar die Bedeutung aller casuum haben, aber nicht verändert werden können, als nefas, pondo; dem verbum nur 3 Haupttempora, und dem Infinit. act. kein Futurum giebt, u. dgl. m., mit welchem allem der Verf. keinen Nutzen, aber auch keinen Streit stiften wird. Den Schluß machen 3 lateinische Anhänge: 1) Romanorum scriptores celeberrimi, 2) dii a Romanis culti, 3) Romae romanique imperii brevis historia, und noch einige Tabellen. Uebrigens soll diese Grammatik der dritte Theil eines von dem V. projectirten Schulcursus seyn, dem die zwey ersten unter dem Titel: Elemente für die ersten Anfänger der latein. Sprache, und Vorbereitung zum Lateinlesen, nachfolgen sollen.

Ti.

Des

Des *Publius Ovidius Naso* Libri tristium, mit zweckmäßigen Anmerkungen und einem doppelten Register, zum Gebrauche der Schulen, Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1793. gr. 8. 190 Seiten, wovon 150 — 190 die 2 Register enthalten. 12 gr.

Der ungenannte, und dem Rec. unbekannte Herausg. sagt in der kurzen Vorrede, diese Ausgabe von Ov. libris tristium sey blos für junge Leute bestimmt, welche diese Gedichte unter Aufsicht eines Lehrers, oder für sich zur Wiederholung, lesen wollen. Bey diesem Gesichtspunkte habe er für einen möglichst fehlerfreyen Abdruck des Textes, welches der Heinsius — Burmannische ist, gesorgt. Der Text des römischen Dichters ist wirklich ziemlich correkt gedruckt; in die Anmerkungen aber und in die beyden Register haben sich schon mehr Fehler eingeschlichen. Die Anmerkungen unter dem Texte sind ebenfalls, wie es auf dem Titelblatte heißt, in dieser Hinsicht zweckmässig. Sie sind kurz und nicht zu sehr gehäuft. In dem ersten von den zwey angehängten Registern werden die zur Mythologie, Historie, alten Geographie u. s. w. gehörigen Gegenstände kurz, aber doch auf eine zum Verständniß des Dichters zureichende Art erklärt, — in dem zweyten aber die Bedeutungen der lateinischen Worte und Redensarten angegeben. Das letzte Register, in welchem freylich manches Wort hätte wegbleiben können, entschuldigt der Herausg. mit dem Bedürfnisse vieler Schüler; und in sofern hat denn auch der Rec. nichts dagegen einzuwenden.

Hinter der Vorrede befindet sich noch Ovids Leben, ganz kurz auf anderthalb Seiten, und eine kurze genealogische Tabelle von dem K. August und der Livia, die hier nicht am unrechten Orte stehet.

Gs.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Ostfriesische Geschichte; von Tileman Dothias Wiarda — Dritter Band, von 1540 — 1611.

Aurich, bey Winter. 1793. 1 Alphabet 16½ Bogen. 8. 1 Rk. 16 gr.

Dieser Band ist seiner beyden Vorgänger würdig. Mehr braucht es zu seiner Empfehlung nicht. Eine vollständige u. zusammenhängende Inhaltsanzeige erfordert mehr Raum, als wir ihr hier widmen können. Wir heben daher nur eine Merkwürdigkeit aus. Bekanntlich ist die Regierung des Grafen Edzard des II. (1561 — 1599), welche er bis 1566 mit seinen beyden Brüdern Christoph und Johann, hernach bis 1591 mit dem letztern, gemeinschaftlich führte, eine ganz besonders denkwürdige Periode in der ostfriesischen Geschichte, weil unter ihr zuerst diejenigen Irrungen zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen ausbrachen, welche in der Folge den wichtigsten Gegenstand in der Geschichte von Ostfriesland ausmachen. Der Verf. giebt von dem Ursprunge jener Irrungen, nachdem er ihn vorher mit der erforderlichen Umständlichkeit vorgetragen hat, diese Uebersicht, die zugleich ein belehrendes Miniaturgemälde der ostfriesischen Staatsverfassung ist: „Graf Ulrich I. wurde von dem Kaiser, zufolge des Lehnsbriefes von 1454, mit der Grafschaft Ostfriesland belehnet. Ulrich war vor dieser Belehnung und vor seiner Erhebung in den Grafenstand nichts mehr, wie (als) die übrigen ostfriesischen Häuptlinge, nur war er von einigen Districten zum Obersten angenommen, und durch Erbschaften und Heyrath begüterter und mächtiger geworden, wie (als) jene Edelleute. Kurz er war der reichste, der angesehenste, und mächtigste Häuptling in Ostfriesland. (Ein Pleonasmus, der wohl wegbleiben konnte.) Die in dem kaiserlichen Lehnbriefe dem Lande ausdrücklich vorbehaltenen Privilegien und Gerechtigkeiten, Ulrichs Staatsklugheit, noch mehr seine gerechte und billige Denkungsart, waren die festesten Riegel wider alle Angriffe in die Gerechtsame des Landes und der Stände (versteht sich für damals). Nach seinem Absterben wußte seine verwittwete Gemahlin Theda in ihrer vormundschaftlichen Regierung alle Steine des Anstoßes mit besonderer Klugheit zu vermeiden. Ihr Sohn, Graf Edzard der Große, war ein sehr gerechter Herr, wurde selbst unter den Drangsalen der blutigen Fehden enthusiastisch von dem ganzen Volke geliebet. Unter seiner vortrefflichen Regierung ließen sich gar keine Querelen denken. Sein Nachfolger Graf Enno I. (der II.) drückte die Pröbste und Aebte, u. secularisirte, vielleicht mehr aus Eigennutz, als aus Religions-

eifer, die Klöster. Die Geistlichkeit, welche vom ältesten Zeiten her bis dahin der erste Stand war, fand nach vollbrachtem Reformationswesen bey den beyden anderen Ständen keine Unterstützung. Daher gieng dieser Stand, die Geistlichkeit, unter der vormundschaftlichen Regierung der Gräfin Anna, ganz ein. Die ostfriesischen Stände bestanden denn damals blos aus der Ritterschaft, und den gemeinen Ständen, oder der vormals sogenannten Meene Meente. Dieser letzte Stand kommt auch öfter unter der Benennung: Gemeinen, Stände, Landschaft, Hausleute, und, dritte Stand, vor. Die letztere Benennung ist itzo die gewöhnlichste. Weil dieser Stand so sehr ausgebreitet war, so erschienen auf den Landtagen, wie vor Alters, ihre Deputirten, und als Rathgeber öfters ihre Amtmänner. Daher findet man noch sehr viele Documente, die sich anheben oder endigen: Prälaten, Junkern, Amtlüden und gemeene Stände. Weil aber unter den nachherigen Irrungen die Amtmänner, als gräfliche Officianten, verdächtig waren; so nahm der dritte Stand seinen besondern Syndicum an. Wie aber die Städte, und besonders Emden, immer mehr empor kamen, so sonderten diese sich im Anfange der Regierung Edzards II. von dem dritten Stande ab, und machten einen besondern Stand aus. So entstanden denn wieder drey Stände: die Ritterschaft, die Städte, und der dritte Stand, oder wie sie in dem Norder Landtagsschluß genennet werden, Nobiles, Cives und Plebeii. Hiebey ist es auch bis auf den heutigen Tag verblieben. Wichtige Landesangelegenheiten wurden von den Grafen mit den Ständen auf öffentlichen Landtagen behandelt. Diesen wohnten die Grafen in Person, oder durch ihre Räthe, als Commissarien (durch ihre abgeordneten Räthe) bey. Hier wurde denn das Wohl des Vaterlandes beherziget und darüber ein gemeinsamer Schluß gefaßt. Das ostfriesische Staatsrecht gründete sich auf Privilegien, einige alte Gesetze, mehr aber auf das Herkommen. Die daraus fließende (n) Rechte und Verbindlichkeiten des Regenten und des Volks wurden nie streitig, weil die Grafen und die vormundschaftliche Gräfinnen (besser: Gräfinnen Regentinnen) durch ihre Staatsklugheit, Gerechtigkeit und Milde sich die Zuneigung, Liebe und Hochachtung des Volks oder der Stände erwarben. Diesen löblichen Plan verfolgte nicht Graf Edzard II. Unter seiner Regierung verwandelte sich die Eintracht in Zwietracht. Er dehnte die Verbindlichkeiten des Volks aus, und das Volk schränkte seine (des Grafen) Rechte ein.

ein. Jeder spannte den Bogen zu hoch. Nach so vielen Ir-
rungen wurden denn endlich die streitigen Rechte und Ver-
bindlichkeiten des Regierhauses durch kaiserliche Verfügungen
und Vergleiche bestimmt. Hieher gehören Kaisers Rudolfs II.
Decret von 1589, der Emder Executions-Receß von 1590,
der Emder Landtagsschluß von 1590, die Hofgerichtsordnung,
Norder Landtagsschluß von 1593, der Delfsielsche Vergleich
von 1595, und K. Rudolfs Resolution von 1597. Hierin
und in den unter den folgenden Landesherren erreichten Ac-
corden, und besonders in dem osterhausischen Vergleiche von
1611, gründet sich denn das ostfriesische Staatsrecht." Von
allen den Unruhen in Ostfriesland, die unter Regierung Ed-
zard des II. ihren Anfang nahmen, ist der erste Grund in den
Streitigkeiten zu suchen, welche die beyden Brüder Edzard u.
Johann mit einander hatten. „In diese Streitigkeiten wur-
den die Stände 1572 mit verwickelt, indem die schwedischen
Gesandten von ihnen eine kategorische Erklärung verlangten,
ob sie die Theilung der Grafschaft zugeben wollten, oder nicht?
So sehr die Stände von dem Nachtheile, welcher aus dieser
Trennung folgen würde, überzeugt waren, so fehlte es doch
dem Grafen Johann nicht an einigem Anhange. So wie die-
ser Anhang in der Folge zunahm, so wurde auch der Saamen
der Uneinigkeit zwischen dem Landesherrn und den Ständen
ausgestreuet, welcher endlich in Erbitterung von beyden Sei-
ten ausartete. Die zwistigen Brüder trenneten sich völlig, ar-
beiteten sich (einander), theils aus Eigennutz, mehr aber aus
Caprice (sagt das mehr, als Eigensinn?) und auf Anstiften
ihrer schlechtdenkenden und unklugen Räthe, in Staats- Ju-
stiz- Polizey- und Kirchensachen entgegen. Hieraus entstand
eine Anarchie und eine Verwirrung (natürlich, wenn Anar-
chie da war) in dem ganzen Staate. Die Stände klagten
nun laut, und wurden zur Uebergabe ihrer ersten Beschwer-
den veranlasset. In den brüderlichen Zwistigkeiten (Man
sollte fast glauben, die Uneinigkeit hätte nicht viel auf sich ge-
habt, und das war doch nicht der Fall; wir würden lieber ge-
sagt haben! In den Händeln, welche die beyden Brüder mit
einander entzweyeten) setzen wir also die erste Quelle der Lan-
desunruhen. Ein fataler Umstand war es, daß beyde Brüder
verschiedene Religionsprincipien hatten. Edzard war luthe-
risch, Johann reformirt. Da beyde Religionspartheyen sich
(einander) damalen (damals) so sehr haßten, so schmiegten
sich die Reformirten an den Grafen Johann, und die Luthe-
raner

vater an den Grafen Edzard. Dieser suchte nun theils auf Anstiften seiner eifrigen Hofprediger und seiner gar zu orthodoxen Gemahlin (des schwedischen Königs Gustav des I. Tochter), noch mehr aber, um seinen Bruder zu kränken, die Reformirten zu drücken, und die Lutheraner zu begünstigen. Nach (dem) Absterben seines Bruders ließ er den (die) Reformirten empfinden, daß er allein Regierender war. Die reformirte Geistlichkeit, die schon lange vorher mit der Regierung des Grafen unzufrieden war, glaubte den Untergang ihrer Religion zu wittern. Es entstand erst eine Gährung, die in eine öffentliche Revolte, welche in der Kirche verabredet war, ausbrach. Aus der Geschichte so vieler Staaten ist es bekannt, daß ein Feuer, welches von der Geistlichkeit angeschüret worden, sich schwerlich löschen lasse. Die verschiedene (n) Religionsbegriffe (hieße besser: die Verschiedenheit der — —) und die Intoleranz war (en) der zweyte Grund der Landesunruhen. Graf Edzard besaß nicht die Staatsklugheit seiner Vorgänger, sich die Stände verbindlich zu machen. Er oder vielmehr seine unpolitischen Rathgeber wollten mit Gewalt erzwingen, was durch Milde und einiges Nachgeben füglich erhalten werden konnte. Seine Gemahlin — — war keiner Widersprüche gewohnt. Sie hatte ein hohes Herz. (Ist wohl nicht ganz correkt; hoher Sinn, hoher Geist, sagt man; aber auch hohes Herz?) Sie glaubte, durch schwedische Waffen ihrem Gemahl (e) Genugthuung und die Alleinherrschaft verschaffen, und das noch damals (damals noch) unter der Asche lodernde (?) Feuer dämpfen zu können. Daher holte sie ihren Gemahl, der sich ohnedem gar leicht überholen ließ, zu Thatsachen über, die der ostfriesischen Verfassung nicht angemessen waren. — — —. Die Fürstin Katharina hat also auch zum Entstehen und dem Wachsthum (e) der Landesunruhen das Ihrige mit beygetragen. Endlich begieng Graf Edzard den Staatsfehler, daß er fast lauter Ausländer in seine Dienste zog und sie zu seinen Räthen ernannte. Die Ostfriesen hatten von jeher eine allgemeine Vorliebe für ihr Vaterland. Sie hielten eifrig auf die Sitten, Gewohnheiten und Gesetze ihrer Vorfahren, sie wanderten nicht aus, und verheyratheten sich unter sich. Wie nun Edzard so viele Fremde in seine Dienste zog, so flößte er dadurch den Eingesessenen, die den Fremden nicht traueten, ein Mißtrauen ein, und machte sich bey den vornehmsten Eingesessenen gehässig, die eben durch die Fremde (n) zurückgesetzt waren.

Daher

Daher setzte es so viele Debatten zwischen den gräflichen Räthen und den Ständen auf den Landtagen. Es entstanden persönliche Feindschaften, und darunter mußte die gute Sache leiden. In der That waren auch diese Räthe nicht mit der Landesverfassung überall bekannt, daher wurde der Graf zu Handlungen verleitet, die der Landesverfassung nicht entsprachen. Man legte daher alle diese Unruhen, alle diese Beschwerden mehr den gräflichen Räthen, als dem Grafen selbst zur Last. (Manches muß man doch ihm selbst angerechnet haben; warum hätte man sonst ihn gehasset?) Aber auch der Graf und seine Nachfolger hatten gegründete Ursach über die Stände zu klagen, die nicht selten die gräfliche Landeshoheit zu kränken und zu schwächen suchten. Es wurden nun zwar nachher öftere Versuche gemacht, die Landesherren mit den Ständen auszusöhnen, es wurden auch wirkliche (wirklich) Vergleiche getroffen, es waren aber nur bloße Palliativcuren. Das Uebel war zu tief eingewurzelt. Man arbeitete nun zwar nicht daran, die einmal abgeschlossenen Vergleiche gänzlich aufzuheben, wie denn besonders der osterhausische Vergleich stets sowohl dem Regierhause, als den Ständen ein Heiligthum verblieb; indessen wuchsen bald wieder, aus den Contraventionen wider die Verträge, Controversen über die Auslegung und neue Beschwerden aus, die in den vorigen Vergleichen nicht erörtert und geschlichtet waren. Aber auch die Stände waren unter sich nicht einig; daher werden wir bey diesen landverderblichen Unruhen zwey Hauptfactionen fast immer bis zur Königl. Regierung antreffen."

Dieser Auszug mag zugleich zur Probe von dem Vortrage des Verf. dienen. Eine etwas schärfere Feile könnte nicht schaden. Sehr lesenswerth, wenigstens in gewisser Hinsicht, ist die S. 451 befindliche Stelle aus des Kanzlers Franzius Gutachten an den Grafen Enno den III., wie derselbe die Regierung einzurichten habe; wir können aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, sie nicht hersetzen. S. 13 wird erzählt, daß im Jahr 1547 zu Norden zwey Hexen verbrannt würden. Dann heißt es: „In unserer Nachbarschaft Jever dachte man 1569 etwas christlicher. Zwar verbrannte man zwey Zauberinnen, denn die waren Erzhexen, aber die übrigen ließ man doch nur in dem Gefängnisse todt frieren." Eine solche Witzeley lesen wir bey einem so guten Historiker, wie Hr. W. ist, nicht gern. So können wir auch die Ausdrücke

Vice-

Vice-Graf für Vicomte, und Naevitien statt Grausamkeiten, nicht billigen. S. 77 steht durch Schreib- oder Druckfehler: 1660 und 1661 statt 1560 und 1561, und S. 86 ist der im J. 1566 zu Augsburg gehaltene Reichstag aus Versehen in das Jahr 1565 gesetzt. Daß die Häberlinische Reichshistorie und die Senkenbergsche Fortsetzung derselben, in sofern sie Geschichte von Ostfriesland enthalten, durch das Wiardasche Werk hie und da ergänzt und berichtigt werden können, wird jeder, der eine Vergleichung anzustellen Beruf hat, bald gewahr werden.

Hsg.

Friedenspräliminarien. Herausgegeben von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. Berlin, in der Voßischen Buchhandlung. 1793. Erstes und zweytes Stück. 220 Seiten. 8. 1ter Band in 4 Stücken. 1 Rh. 8 gr.

In einem so wichtigen und feyerlichen Tone diese neue Zeitschrift auch angekündigt worden ist, so zeigt doch die Probe dieser beyden ersten Hefte, daß wir an derselben schwerlich mehr erhalten dürften, als ein neues politisches Journal, wie wir ihrer schon mehr haben; ein Journal, das neben guten und lesenswerthen Aufsätzen auch manches mittelmäßige und unbedeutende Stückchen enthält. Die eignen Aufsätze des Herausgebers zeichnen sich zwar durch einzelne schöne Ideen und treffende Bemerkungen, zugleich aber auch durch einen dunkeln und affektirten Styl aus, der in der Länge nicht selten unerträglich wird, und die Aufmerksamkeit des geduldigsten Lesers ermüdet. Es kostet Zeit und Anstrengung, den Sinn aus der mystischen Worthülle und Fülle herauszufinden, und oft ist der ganze Lohn für diese Mühe ein gemeiner, falscher, oder doch mehr blendender, als wahrer Gedanke. Der Plan ist, nach der neuesten Mode, fein weit und und unbestimmt angegeben: eine der drey Hauptabtheilungen ist dem Currenten der öffentlichen Begebenheiten, eine andere der Kritik der politischen Litteratur bestimmt. Die dritte soll Nachlesen aus frühern Zeiten liefern. Was läßt sich nicht alles unter diese, besonders unter die letzte Rubrik, bringen!

Erstes Stück. 1) Ueber Lally-Tolendals Schutzrede für Ludwig XVI. Auf die Nachricht von der Gefahr, die dem Leben des Monarchen drohe, eilte der edle Mann aus England, wo er sich seit geraumer Zeit aufhielt, nach Frankreich, entschloßen sein Leben zu opfern, wenn es ihm nicht gelänge, durch seine Beredtsamkeit zu siegen. Die Bitte, die Rede, die er in der Folge durch den Druck bekannt machte, vor dem Convent halten zu dürfen, ward, wie man denken kann, abgeschlagen, auch dürfte sie, troz ihres großen Werthes als Produkt der Beredsamkeit, schwerlich einigen Eindruck zum Vortheil der von ihm vertheidigten Sache gemacht haben. Die herrschende Parthey hatte den Tod des Königs beschloßen: nur durch einen allgemeinen Aufstand der Bessergesinnten wäre er zu retten gewesen; nicht durch Gründe, Beweise, Worte. Der Vf. dieses Aufsatzes glaubt an die Möglichkeit einer Rettung durch die Macht der Beredtsamkeit; allein er hat sie nicht erwiesen, oder nur wahrscheinlich zu machen gewußt. Sein Urtheil über die Rede von Deseze ist viel zu hart; gegründet aber sind einige Kritiken über verschiedene Stellen der Rede von L. T. die auch auf minder entschloßene und eingenommene Richter eine nachtheilige Wirkung hätten haben müßen. Was konnte z. B. ungeschickter und zweckwidriger seyn, als der Artikel, in dem L. T. hier von der treuen Anhänglichkeit des K. an der Constitution handelt? als die Bemühungen „das Idol der neuen Republik, den 10ten Aug." zu stürzen, und der Nation das Recht abzustreiten, den K. während des Kriegs als eine Geißel zu betrachten und in Verwahrung zu halten. Unbesonnen sogar verdient die Aeußerung genannt zu werden, die er sich am Schluß der Rede erlaubte: „ich schließe und fordre für Ludewig XVI. seine Frey„heit und sein eignes Vermögen — das Weitere wird der „Himmel thun." — 2) Fragmente aus Briefen. Briefe eines Augenzeugen aus Paris, über die merkwürdigen Tage, den 20 Jun. und den 10 Aug. 1792. Der letzte war zuverlässig ein von den Jacobinern lange vorbereiteter und erwünschter Tag. Schon der 20te Jun. hatte die Kluft zwischen diesen und den Nichtjacobinern vergrößert, und jenen das Uebergewicht verschafft. Der Hof lebte bis zum 10 Aug. in klösterlicher Stille. Er fuhr und gieng nicht spatzieren; besuchte kein Schauspiel, hatte nicht einmal Konzert. Die Königinn übte die äußerste Sparsamkeit, und ließ sogar ihre Kleider flicken; weniger, wie der Verf. glaubt, aus Affectation als aus Verdruß

über

über ihre ganze Lage, oder aus dem Bedürfniß einer unruhigen Seele, die sich immer nur in Extremen gefällt. Ihr Ansehn war immer heiter, fest und ruhig, aber unpopulaire Zurückgezogenheit schadete an ihr der guten Sache. Das Deklamiren in den zahlreichen Volksgruppen war nie wüthender als kurz vor dem 10ten Aug. Ohne daß die Policey es wehrte, zogen Aufwiegler umher, stellten sich auf Stühle und perorirten gegen einander in Frag und Antworten auswendig gelernte Gespräche, deren einziger Inhalt Königsmord und Aufhetzung gegen La Fayettes Parthey war. In den Versammlungen der Sectionen forderte man laut die Köpfe des Königs, der Königinn, des Dauphins; sogar dieser sey „tige d'un arbre pourri." Die honnetten Leute in Paris sind alte Weiber; sagte ein Officier der verabschiedeten Garde zu dem Verf. Gewiß ein wahres Wort! die guten Menschen in Frankreich haben sich bis jetzt sanft und liebenswürdig, aber großer Unternehmungen unfähig gezeigt. — Der Hof war in beständiger Correspondenz mit den Emigranten. Im Anfange des Augusts hatte man den Plan, den König nach Rouen zu führen; 400 Mitglieder der N. V. und La Fayette, der dazu mit wirken sollte, wußten darum. — Allem Anschein nach (denn ganz gewiß läßt sich die Sache nicht entscheiden) feuerten am 10ten Aug. die Marseiller zuerst, nicht die Schweizer. Höchst wahrscheinlich wäre der Ausgang des Tages anders gewesen, wenn der K. im Schloße geblieben wäre; aber sobald es hieß: der K. sey in der Nationalversammlung, so fragten viele: für wen sollen wir fechten, und was geht uns das Schloß an? „Es „war durchaus das Unzweckmässigste, was gethan werden konn„te." Interessant ist die Schilderung des Verfassers, von dem ganz verschiedenen Betragen und Anstand des Königs und der Königinn in der N. V. „Das Benehmen des K. in diesem „so wichtigen Moment war durchaus gleichgültig; ganz anders „die Königinn. Ihr sehr einfacher, bürgerlicher Anzug, ihre „schöne Tochter ihr zur Seite, ihr bildschöner Sohn auf ih„rem Schoos — alles das, verbunden mit ihrer eignen Fi„gur, flößte das lebhafteste Interesse für sie ein. Sie sah oft „gen Himmel, drückte dabey ihren Sohn an ihre Brust, und „hatte die Hand ihrer Tochter in der ihrigen. Das gab ihr „etwas Mütterliches, das sehr schön gegen eine gewisse Hoheit „abstach, mit welcher sie diejenigen ins Auge faßte, die un„ziemlich sprachen :— und überdieß ihr gegen über Ludewig „XVI. ihre große Rechtfertigung!" — Einige Züge zur Cha-

rakteristik von La Fayette und Dumourier. 3) Fragmente aus dem noch ungedruckten Anhange zur Uebersetzung von Duclos Memoiren. Nicht von Bedeutung. 4) Anekdote aus der franz. Revolution. Wenn diese sehr romanhafte Geschichte auch wirklich ganz wahr wäre, (woran der Herausg. doch selbst zu zweifeln scheint) so würde sie denn doch hier kaum am rechten Orte stehen. 5) Ludwig XVI. Ein Fragment. Viel Wahres und Treffendes. Das unverdiente traurige Schicksal des Königs erregte nicht allein grosses und gerechtes Mitleid, viele Schriftsteller ließen sich auch dadurch verführen, den unglücklichen Monarchen mit ungegründeten und übertriebenen Lobsprüchen zu überhäufen, und ihm Eigenschaften und Talente zuzuschreiben, die er durchaus nicht besaß. Er war in vieler Rücksicht von der Natur und noch mehr durch Erziehung vernachläßigt. Er besaß viel guten Willen, viele Frömmigkeit, aber wenig Verstand und Einsicht, an Selbstständigkeit und Thätigkeit fehlte es ihm ganz, so wie an allen äußern und innern Vorzügen, die einem Fürsten Ansehn, Liebe und Achtung sichern. Seine unbedeutende, unbeholfene Gestalt, sein seelenloses Gesicht, seine kalten stieren Augen, seine Trägheit, verbunden mit der eigensinnigsten Vernachläßigung aller angenehmen, gefälligen Formen, mit einem sehr eingeschränkten Verstand, und seinem frühen von seinen Eltern und Priestern genährten Hang zur Bigotterie, machten, daß er von Kindheit an wenig bemerkt und beliebt war. Er zeigte früh Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Die Wahl der Gattinn, die man für ihn traf, war in Rücksicht seiner Person höchst unglücklich. Sehr gut zeigt der Verf. die traurigen und verderblichen Folgen dieser Verbindung zweyer Personen, die so wenig für einander gemacht waren. 6) Bemerkungen bey dem ersten Ausbruch der französischen Revolution, von Arthur Young. Aus deßen nun ganz in der Uebersetzung erschienenen Reisen durch Frankreich und Italien. 7) Beytrag zur Kritik der gegenwärtigen (neuesten) Geschichte. Ein paar Worte über die Orleansche Faction, deren Existenz von einigen, deren Wichtigkeit von andern bezweifelt ward, so wie im Gegentheil von noch andern ohne Grund alle Austritte der Revol. auf ihre Rechnung geschrieben wurden. Wie Rec. dünkt, bemerkt der Verf. sehr richtig, daß der Zeitpunkt, da Dumourier eine von dem N. C. unabhängige Rolle zu spielen versuchte, als der erste zu betrachten sey, in welchem

die

die Existenz einer Orleans-Faction und ihre Identität mit der Rotte der Anarchisten im C. die von jeher mit ihrer Tollheit und Frechheit politische Plane zum Vortheil des H. v. Orleans verfolgt habe, klarer an das Licht gekommen sey. Die endliche Entscheidung des Schicksals dieses nichtswürdigen Menschen beweiset gar nichts hiergegen. Die Anarchisten hatten erreicht, was mit und durch ihn zu erreichen war; er war ein todtes Werkzeug worden, das ihnen nichts mehr helfen, eher schaden konnte, und das selbst zu zertrümmern, Interesse und Politik ihnen anrathen mußte.

Zweytes Stück. 1—2) **Blicke über die politischen Verhältnisse zwischen der französischen Republik und dem Schweizerbunde.** Von dem Obersten v. Weiß, Mitglied des souverainen Raths von Bern. Im Febr. 1793. Mit Vorerinnerungen des Herausg. Hr. v. W. schrieb diesen Aufsatz, der in der Schweiz viel Aufsehen machte, in Paris selbst, und richtete ihn vorzüglich an die franz. Nation, wiewohl sein Zweck überhaupt dahin gieng, beyden Theilen den Krieg abzurathen. Der Verf. wirft mehrere Fragen auf, und beantwortet sie mit Einsicht, Mäßigung und Gründlichkeit. Ist es für Frankreich zuträglich, mit der Schweiz zu brechen? Ist es für die Schweiz zuträglich, sich in die europäischen Händel zu mischen und mit Frankreich Krieg zu führen? beyde Fragen beantwortet der Verf. mit Nein! und unterstützt seinen Ausspruch mit siegreichen Gründen. Der bis diesen Augenblick erhaltene Friede beweiset, wie sehr man von beyden Seiten das Gewicht derselben fühlen müsse. Der Verf. thut hierauf dar, wie sehr man die Schweizer und vorzüglich den Kanton Bern bey der franz. Nation verläumdet habe, geht die vier Hauptklagepunkte gegen die Berner (daß sie der Revolution nicht wohl wollten; daß sie Emigrirte aufnähmen; den französischen Gesandten fortschicken wollen und nach Genf Truppen gesendet, daß die Berner Zeitung voll Beleidigungen der franz. N. sey) einzeln durch, und zeigt, daß diese Beschwerden entweder ungegründet oder übertrieben, daß ihnen entweder schon abgeholfen, oder daß sie gar nicht als wahre Beeinträchtigungen angesehen werden können. Zum Schluß einige Betrachtungen über Freyheit und Gleichheit. Ein warnender Blick auf Genf: „aus dem alle Funken der Revolution „sprüheten — der aufgeklärtesten Stadt von Europa; in welcher die öffentliche Stimme schon längst mit den neuen Grund-

 „sätzen

„sätzen einig war, und die gleichwohl in unaufhörlichen Unru-
„hen lebte, immer klagte, bereute, ihre Verfaßung umschmolz,
„und immer vergeblich mit sich selbst Frieden zu stiften suchte
„— auf dieses kleine Volk, das so lange hin und her gerissen,
„getäuscht und verleitet ward, bis es unruhig, argwöhnisch,
„rachgierig und selbstsüchtig ward, das vernünfteln, aber nicht
„vernünftig und noch weniger glücklich seyn lernte; das die
„öffentliche Glückseligkeit in politischen Systemen suchte, die
„doch weit mehr auf der Güte der Staatsverwaltung und der
„Moralität der Nation beruht." Wie wahr! 3) Ludwig
XVI. Fortsetzung. 4) Fragment aus einem noch unge-
druckten historischen Roman: Rudolph von Werdenberg,
eine Rittergeschichte aus den Revolutionszeiten Helvetiens.
Das Fragment ist zu kurz, um daraus etwas für den Werth
oder Unwerth des ganzen politischen Romans bestimmen zu
können. 5) Briefe aus Paris, vom Februar und März 1795.
Sehr wichtige Aufschlüße über die gegenwärtige Lage der in-
nern Angelegenheiten Frankreichs, wie der Herausg. behau-
ptet, geben diese Briefe nun eben nicht. Da der Verf. sich
überdieß nicht genannt hat, noch seine Nachrichten auf irgend
eine Weise documentirt: so läßt sich auch nicht entscheiden, in
wiefern sie gegründet oder ungegründet seyn mögen. Wahr-
scheinlich sind sie alle, diese Eigenschaft aber allein beweiset
durchaus nichts für die Wahrheit eines erzählten Factums.
Für ganz unstreitig hält es der Vf., daß die Pariser Clubbisten u.
Grouppisten im Solde der auswärtigen Mächte stehen. Zum
Beweiß erzählt der Verf.: „Ich begegnete neulich am Ein-
„gange der Tuillerien einem Menschen, den ein deutscher Ka-
„nonikus, mein Freund, wegen schlechter Aufführung aus dem
„Dienste gejagt hat. Verwundert, dieses Gesicht hier anzu-
„treffen, fragte ich ihn, was er hier treibe. Er konnte nichts
„Befriedigendes antworten. Nachher sah ich ihn unter den
„Grouppisten der Terrasse."! Seit dem Sept. 1792. befinden
sich Banditen von Handwerk in Paris, die man absichtlich
aus Italien, Corsica rc. verschrieben hat. Die Personen, ge-
gen die sie offenbar bestimmt waren, unterhandelten mit ihnen,
um die Gefahr abzuwenden. Die Banditen forderten 80,000
Liv., und versprachen dafür, wenn nicht active Streiche, doch
Unthätigkeit. Der Kauf sollte eben geschloßen werden, als
auf einmal die ersten Unternehmer hinter die Sache kamen,
und in Einer Nacht 300,000 Liv. in die Kasse der Banditen
schütteten. (So wahrscheinlich diese Anecdote ist, so wird sie

sich

sich doch schwerlich anders, als durch man sagt, erweisen lassen.) Zuverlässiger und interessanter sind die Schilderungen des Aeussern der Begebenheiten und Personen. Z. B. „Nur die unwissendsten Schreyer, Schurken, die sich aus Habsucht und Ehrgeitz, oder verkappte Aristokraten, die sich aus Rachsucht zu Niederträchtigkeiten verstehen, werden von einem Pack noch unwissenderer und verworfnerer Schurken, als sie selbst sind, befördert und unterstützt. Diesem Gesindel müßen sie den Hof machen und vor ihm kriechen. Ehemalige Ludwigsritter (Aristokraten von Haus aus) Abbaes, auf dem Schooße von Herzoginnen erzogen, besteigen die Rednerbühne ihrer Section, mit einem schäbigen Hute in der Hand, mit Wäsche, die seit Monaten nicht gewechselt ist, in einem Rocke, durch den die Ellbogen sehn, in Beinkleidern, die mit Bindfaden zusammengeschnürt sind; und zu völliger Beglaubigung ihres Sanscullottismus schneuzen sie die Nase mit den Fingern, oder wischen sie auf dem Aermel. So geberdet sich der neue Schlag von Hofschranzen: eben so schändlich als der alte, aber ekelhafter. Kein Wunder, daß diesen Leuten der Philosoph ein Greuel ist, daß sie gegen Licht und Vernunft brüllen: ihr Interesse ist dabey im Spiele. Pius VI. kann die Philosophie nicht mehr hassen, als Robespierre. — — Alles dieses ist unausbleibliche Folge überspannter Demokratie. Die Demokratie ist einzig auf die Vernunft und Gerechtigkeit der Menschen berechnet: Die Aristokratie auf seinen Unverstand und seine Verderbtheit. — — Vielen ist der jetzige Convent noch nicht unwißend, grob und schmutzig genug. Sie wollen einen, dessen Präsident, wie Père Duchêne, mit dem Pfeifchen im Munde, und der Flasche zur Seite, sagen kann: Sackerl, du hast das Wort, du kannst reden. Haltet das Maul, ihr Hunde, oder der Teufel soll euch holen u. s. w. So geht es wirklich schon in einigen Sectionen her." — — 6) Fortsetzung der Beyträge zur Kritik der gegenwärtigen Geschichte. Betrachtungen über die Pariser Insurrection vom 31 May, die gescheiterte Departemental-Coalition — über die royalistische Vendee-Armee, eine Vermuthung, die oft auch dem Rec. aufgestiegen ist: „diese Contrerevolutionsarmee, die nur „durch die Berichte ihrer Gegner bekannt ist, scheint zum Theil „nur ein Spielwerk der satanischen Politik der herrschenden „Faction zu seyn, und ihre Stärke mit in dem guten Willen „der Pariser Tyrannen zu bestehen, denen die Existenz dieses „Feindes, und die Maasregeln, welche sie nothwendig macht;

„bey ihrer innern Taktik so manche Dienste leistet, daß es noch „die Frage ist, ob sie nicht der katholischen Armee zuweilen „Vortheile andichtet, die diese nicht gehabt hat." — Ueber Marats Tod." — — — Das dritte und vierte Stück (vier Stücke sollen immer einen Band ausmachen) zeigen wir nächstens an.

Ei.

Ausführliche Nachricht von Chursächsischen Land- und Ausschußtagen von 1185 bis 1787 ꝛc. Herausgegeben von Dr. Dan. Gottfried Schrebern. Dritte Auflage. Dresden, bey Gerlach. 1793. 8. 13½ Bogen. 12 gr.

Da sich die Exemplare dieses bekannten, den chursächsischen Publicisten und Statistikern wichtigen, Buchs vergriffen hatten, so übertrug der neue Verleger, dem es Hr. Gebauer zu Halle abgetreten hatte, die Berichtung der neuen Ausgabe einem sachverständigen Gelehrten. Sie unterscheidet sich von der vorigen Ausgabe dadurch, daß sowohl die in neuern Zeiten vorgefallenen Abänderungen bemerkt und sonst nöthige Verbesserungen vorgenommen, als auch das angehängte Verzeichniß der gehaltenen chursächsischen Landtage bis zum Jahr 1787 fortgesetzt worden ist.

Om.

Haushaltungswissenschaft.

Neue Abhandlungen und Nachrichten der Königlich-Grosbritannischen Churf. Braunschweig-Lüneburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle. Erster und zweyter Band. Neue Auflage. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1794. in 8.

Schwerlich hat es die Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle zugegeben, daß diesen 2 Bänden neuer Abhandlungen zugesetzt worden: neue Auflage. Denn wirklich ists nur die erste Auflage, mit allen Druckfehlern; noch mehr, das alte Titelblat der

der ersten Verlagshandlung: Ernst August Richter, ist dabey bald weggerissen, und ein neues eingeschoben. Ja, Rec. mochte hinsehen wo er wollte, so konnte er nichts von Zusätzen oder Verbeßerungen finden, die eine neue Auflage rechtfertigen können: im Gegentheil trifft es Seite mit Seite, Columne mit Columne überall mit erster Auflage überein; ja man darf nur im zweyten Bande S. 7 und S. 80 nachschlagen, so wird man ersten Ortes in der letzten Zeile sogar finden, daß der in der ersten Auflage zu große Buchstabe im Worte: an, auch in der neuen Auflage so steht; desgleichen fehlt auf letztgedachter Seite in der Ueberschriftscolumne die Zahl: III, gerade wie in der ersten Auflage. Welches also unsere Leser überzeugen wird, daß diese neue Auflage schon im Anhang zum 53 — 86sten Bande unserer Bibliothek, Seite 1382 f., desgleichen der besondere Abdruck der Bienenschrift des vortrefflichen Bienenkenners, Hrn. Salzfaktors Strube zu Gandersheim, im 91ten Bde, S. 257 — 274 recensirt sey, worauf wir uns in allen Stücken beziehen, und besonders Hr. Strube befragen: ob er keine neue Beobachtungen von Bienen seit der ersten Auflage gemacht habe, um sie in einer neuen zu verbessern?

Praktische Anweisung zur Bienenzucht besonders in Niedersachsen, entworfen von C. F. Strube, Salzfactor — — Nebst einer Abhandlung vom Eingraben der Bienenstöcke im Winter. Mit einem Kupfer. Neue Auflage. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1794. in 8. 136 S.

Mit diesem Buche hat es eben dieselbe Bewandniß, wie mit obigen Abhandlungen. Das Wort: neue Auflage, darf sie nur bedeuten; denn es ist blos ein neues Titelblatt dazu gedruckt. Daher dürfen wir auch nur davon sagen, was schon oben vom besondern Abdrucke gesagt ist: daß im 91sten Bande unserer Bibliothek S. 257 — 274 die Recension ganz zu finden sey. Es war nicht listig genug, daß in dieser seyn sollenden neuen Auflage, die auch alle Seiten und Zeilen der alten Auflage sammt Druckfehlern enthält, das alte Titelblatt blos durchschnitten, und sogar die alte Vorrede über Richters Anlaß des besondern Abdruckes darinn gelaßen worden. Listiger siehts mit folgendem Bienenbuch aus:

Almanach für Bienenfreunde oder erfahrungsmäßige Anweisung zur praktischen Bienenzucht für jeden Monat im Jahr; 1792. in 8. 100 Seiten. (Ohne Verlagsort, aber in Halberstadt bey Großens Erben.)

List über List, um alte Bücher zu verkaufen! Es heißt zwar hier nicht: neue Auflage, aber man druckte den letzten Bogen eines alten Werks um, und hinten dran einen neuen Titel. Das ganze Buch ist nichts anders, als das Buch, was unsere Leser im 22sten Bande der Bibliothek S. 601—606. beurtheilt finden. Das Titelblatt sammt dem Bogen, worauf die Dedication an Hrn. Etatsminister von Gröben stehet, hat man sorgfältig mit der Vorrede, die doch so viel Gutes enthält, weggeschmissen. Der alte Titel hieß so: Die praktische Bienenzucht, oder erfahrungsmäßige Anweisung, was in jedem Monate des Jahrs zum Wohlstande der Bienenzucht in Acht zu nehmen sey, entworfen von M. Kurella, Pfarrer; Mietau, bey Hasenpoth und Leipzig, bey J. F. Hinz. 1773. Es enthielt auch 206 Seiten. Ob wohl Kurella (der noch vor diesem Buche einen Entwurf der alten und neuen Bienenzucht in Preußen schrieb, und den wir auch in der Bibliothek 19ten Bde S. 668, angezeigt haben,) zu dieser verdeckten Ausgabe seine Einwilligung gegeben habe, wünscht Recensent doch zu wissen.

Des Herrn J. K. Edlen von Schmid, K. K. Gubernialrathes — — praktischer Landwirth in Beyspielen und Berechnungen. Mit einer Vorrede von J. F. von Schönfeld auf Trnowa — — Zweyte Auflage. Wien und Prag, in der von Schönfeldschen Handlung. 1793. in 8. 232 Seiten.

Rec. hat die erste Auflage von diesem nützlichen praktischen Landwirthe des vortrefflichen Oeconomen Hn. v. Schmid's bey Handen, um sie mit dieser zweyten Auflage vergleichen zu können. So viel kann er daher davon sagen: daß sie aus eben

eben so vielen Seitenzahlen, wie die erste, bestehe, folglich keine große Abänderungen, mehr Verbesserungen in den Ausdrücken — wiewohl der Emphiteute, Rustikalist u. s. m. beybehalten worden — enthalte. Rec. kann sich also füglich auf sein Urtheil der ersten Auflage (m. s. unsere Bibliothek 81sten Band S. 695 — 699) beziehen, und hat von dieser Auflage nur kurz, mit Bestätigung des schon aufgestellten Lobes, zuzusetzen, daß der durch That und Schriften über sein Landguth Trnowa rühmlichst bekannte Herr von Schönfeld in der Vorrede unter andern von des Hrn. von Schmid's Werk sagt: es stamme aus funfzigjähriger Erfahrung ab, und sey als Vorläufer eines vollständigen Systems der gesammten Landwirthschaft anzusehen. Wir erwarten solches um so verlangungsvoller, als der Verf. einer von denen Autoren ist, der in einer allgemeinen und landesverständlichen Sprache schreibt: so daß seine Vorschläge für alle Lande Dienste leisten können, weil die darinn empfohlnen Maaßregeln ohne Schwierigkeit und Hinderniß zu befolgen und nachzuahmen sind, und die der Hr. von Schönfeld auf seinem Landguthe Trnowa bey Prag ausgeübet hat, wohin er jeden, der sich von der Aechtheit der in dieser Schrift enthaltenen Grundsätze überzeugen will, einladet, seine eigenen Amtsbücher einzusehen. Er versichert hiebey, daß sich ein Kapital bey der Landwirthschaft, wenn auf diese Art vorgegangen würde, reichlich verzinse, ja selbst dem Geldhandel, Wucher genannt, Trotz biete; und er selbst es den Lehren unsers Vf. zu verdanken habe, daß seine Ställe mit gesundem Viehe angefüllt, seine Gründe vermehrt und verbessert seyen, er nie Futter- und Düngmangel leide, und seine Beamten ohne Verdruß und Zwangsmittel zu ihren Pflichten anzuführen wiße. Mehr Empfehlung bedarf wahrlich dieses Werk nicht.

Dr.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Das seligmachende Christenthum, angepriesen von Gerh. Jul. Coners, erstem geistlichem Consistorialrath, und Generalsuperintendenten in Ostfriesland. Aurich, bey Winter. 1793. 8. 21½ Bogen. 18 gr.

Die Abschiedspredigt des Verf. zu Esens und seine Antrittspredigt zu Aurich sind in erweiterter Gestalt der Inhalt dieser hauptsächlich auf Erbauung abzweckenden Schrift; oder dienen vielmehr zur Grundlage derselben. Die Predigtform ist zwar geblieben; aber bey einer so ausführlichen Ausarbeitung sind mehrere praktische Lehren eingerückt, und viele, oft ziemlich lange Anmerkungen unter dem Texte hinzugekommen, die zum Theil nur allein für Gelehrte sind. Durch diese weitere Ausführung, mit Beybehaltung der Predigtform, ist freylich eine von dem Verfasser selbst (s. Vorrede) bemerkte Ungleichheit in der Behandlung der Materie und Schreibart entstanden; und es wäre wirklich besser gewesen, wenn das Ganze die ordentliche Gestalt praktischer Abhandlungen bekommen hätte, bey denen die Anmerkungen und Citaten auch einen schicklichern Platz gehabt hätten, auch sonst nicht eine solche Mischung von Gelehrsamkeit und Popularität entstanden wäre. In der Vorrede erklärt sich der Verf. noch kurz über biblische Vorträge und Auslegungen. Was er darüber sagt, ist ganz gut; besonders in Beziehung der vom christlichen Religionslehrer zu gebrauchenden Bibelsprache, und der dabey anzuwendenden Sorgfalt, das Locale und Temporelle gehörig abzusondern, wiewohl es für gewisse Leser, die gern misdeuten, einer nähern Auseinandersetzung bedurft hätte, da es zunächst für sie geschrieben zu seyn scheint; welches aber der Raum in einer Vorrede freylich nicht wohl verstattete.

Die Abzugspredigt zu Esens ist über 1 Cor. 15, 58. gehalten. Dieser Text liegt bey der Hauptwahrheit zum Grunde, welche hier abgehandelt wird: Gründung, Befestigung und Fortgang in dem uns beglückenden Christenthum: 1) wie viel dazu gehöre und wie wir dazu gelangen und darin beharren: 2) Welche gewiß gute Folgen wir uns bey der Erweisung unseres entschlossenen und beständigen Ernsts in dieser Sache versprechen können. Nach einer ausführlichen Erklärung des Textes im Zusammenhange, trägt der Verf. seine Materie in vier Abschnitten vor: 1. Abschn. Daß man einen Hauptzweck des Lebens bey sich festgesetzt habe, der nämlich nicht in dem gegenwärtigen Daseyn allein, sondern in unserer Bestimmung zu der uns durch die Vernunft und Bibel geoffenbarten Unsterblichkeit zu finden ist. 2. Abschn. Ueberzeugung von der Ordnung des Heils. (Hier werden die Hauptstücke der Ordn.

des

des Heils in einzelnen Unterabtheilungen erläutert). 3. Abschn. Vestigkeit in der durch das Christenthum bezielten und durch Wort und Geist Gottes zu bewürkenden Beruhigung sowohl als Beßerung wird noch weiter bewiesen und in ihrem Umfange eingeschärft. 4. Abschn. Die heilige Entschloßenheit, die Unbeweglichkeit, und das stete Zunehmen der Christen muß auch durch keine Reitzungen der Sünde aufgehoben werden. — Diese Sachen sind gut und practisch ausgeführt, wie man es von dem würdigen Verf. schon gewohnt ist. Und obgleich bey der von ihm in dieser Schrift gewählten Verfahrungsart mehreres vorkommt, was nur für Gelehrte ist, so werden sie doch gebildetere Laien auch mit vielem Nutzen lesen. Von manchen in der älteren biblisch ascetischen Sprache gangbaren dunklern Ausdrücken wünschten wir, daß der Verf., mehrerer Gemeinverständlichkeit wegen, sie mit bestimmteren und deutlichern vertauscht hätte. Vielleicht hat er sie aber aus Behutsamkeit beybehalten.

Ti.

Ueber den Beyschlaf. Eine Predigt, gehalten in der Kirche des heiligen Adhelmus zu Santa Fe, von Juan Diego Don Garzia y Kampo Santo, Pfarrern und Mitgliede der Gesellschaft der Freunde des Landes. Aus dem Spanischen übersetzt. Allen Verehlichten und Unverehlichten, allen Geistlichen und Laien geweihet. 1793. 64 S. in 8. 4 gr.

Ists im Ernste ein spanischer Geistlicher, der die Predigt machte? Ist sie in der That von der Kanzel herab vorgetragen? Es kann seyn; es kann aber auch nicht seyn. Rec. ist kein Kenner der spanischen Sprache und Kanzelberedsamkeit; und aus innern Merkmalen dieser unbevorredeten Schrift kann er weder Jenes abnehmen noch auch behaupten: daß der Titel nur zum Behuf gewisser — vielleicht rein menschenfreundlicher, oder aber halb menschenfreundlicher, halb eigennütziger Absichten — das Gewand sey. Die Furcht beym Anblicke des Titels, es dürfte wohl das Produkt einer schmutzigen Skurrilität seyn, entsteht auch wohl bey Manchem aus

Täu-

Täuschung, aber sie verschwindet gleich, sobald man nur lieset. Die Frage drängt sich indeß gleich auf, wenn man auch die auffallend unschickliche Elokuzion des Thema's oder die Proposition übergehen will: — **Passen Predigten von diesem Inhalte für den öffentlichen Kanzelvortrag, d. h. für** eine gemischte Versammlung? — **Und, wie ist diese vorliegende Predigt?** —

Darf man also einen solchen Inhalt auch zu Predigten wählen? — Diese Frage scheint einerley Antwort zu haben mit der allgemeinern Frage: Darf, oder muß ich meine Brüder mit den wundervollen, sie zunächst betreffenden Anordnungen in der Natur, mit den traurigen Folgen, wenn ihnen entgegen gehandelt, und mit dem Segen, wenn sie geehrt und beobachtet werden, bekannt machen? Der Prediger soll ja schlummernde Triebe wecken, thätige Triebe vernünftig beschränken und richten, Vernunft und Forschbegierde in Achtung und Gang bringen, den Verstand befestigen, erweitern und aufhellen, den Willen lenken, Gesinnungen und Grundsätze veredlen, die Phantasie gewinnen, und schädliche Handlungsweisen ausser Cours bringen. — **Alles nach Maaßgabe der individuellen Lage und mit Rücksicht auf die Bestimmung** seiner Gemeindeglieder, **und auf die dort besonders herrschenden Vorurtheile, Fehler und Laster.** Und ein Trieb, wie der Geschlechtstrieb, worauf einerseits die Fortdauer des menschlichen Geschlechts beruhet, der aber doch auch, wenn er nicht sorgfältigst nach seinem Zwecke beschränket wird, auf der andern Seite die Menschheit unvermerkt in trunkene Bewußtlosigkeit und in das tiefste körperliche und geistige Verderben hinspielt — — bedarf doch wohl überhaupt der ernstvollesten Aufsicht, Zurechtweisung und Belehrung. Es sollte und muß also dem Prediger dies, was auch schon die Natur seines Amts und sein Beruf als Mensch mit sich bringt, mit zum Hauptgeschäffte gemacht werden; denn wem sonst könnte das wohl schicklicher aufgetragen werden, als dem Prediger? Wem doch wohl anders? — Aber, fest angenommen, daß dieser Gegenstand zu dem Begriffe und dem Umfange des Studiums und der Bemühungen des Predigers gehöre: paßt er für den öffentlichen Vortrag? oder, ist er zunächst die Sache der gelegentlich sich fügenden oder auch veranstalteten Belehrung? Blos als naturhistorischer Gegenstand betrachtet möchte er immerhin

auch

auch öffentlich behandelt werden, wenn das nur geschehen könnte, ohne unter dem großen sinnlichen Haufen einen betäubenden Sturm von verbundenen Ideen und Gefühlen aufzuregen, und ein leichtsinniges Hin- und Herschielen und Einanderzulächeln zu veranlassen. Man wird es uns Recht geben, daß wirklich aufgeklärte Menschen, wenn sie in ihren Trieben auch noch so übel gewöhnt sind, und mit der Keuschheit auch tagtäglich sich überwerfen, dennoch einen auch noch so ungenirten und unverhaltenen Vortrag über diesen Punkt schon vertragen, und bey aller Aufmerksamkeit mit schweigender Phantasie und mit Devozion werden anhören können. Das läßt sich von diesen sowohl fordern als erwarten. Aber, eben das auch wohl von jungen Bürgern und Landleuten, von Schülern, Soldaten, Handwerkern, und vom jungen Dienstvolke? — Wenn diese bey einander in der Kirche sind, so mag ein mit Himmelsglorie bekleideter Engel auf der Kanzel davon reden, und er soll wahrlich jenen rege werdenden Sturm nicht ganz zurückhalten. Dem Prediger, den beym Vorhaben zu einer solchen Predigt, oder, indem er nun auftritt, nicht innige Furcht ergreift oder stumm macht, muß es an aller Menschenkenntniß oder an etwas noch Wichtigerm fehlen. Ein Anders ists, wenn ich mit einem oder wenigen aufgeklärten Menschen mich darüber bespreche; und schon wieder ein Anders, wenn ich deren eine ganze Versammlung darüber religiös zu unterhalten hätte. Schon schwerer! Aber, ganz und gar ein Anders, wenn ich eine große Versammlung von gemischten jungen Leuten der arbeitenden Klasse, welche der Geschlechtstrieb vielleicht schon oft in dunkle Winkel zusammen brachte — darüber belehren, gewinnen und erbauen soll. Etwas Unmögliches! — — Rec. übernimmt es allenfalls, dem jungen schalkhaften Dienstknechte, dem wüsten Handwerker, Soldaten oder Bauer, selbst einem angehenden Ehepaare einmal in der Feyerstunde, wenn er mit ihnen auf ihrer oder seiner Stube oder im Felde allein ist, mit liebreich vertraulichem Ernste und mit Wärme ihre Pflicht hierin lieb und heilig zu machen. Der öffentliche Vortrag aber möchte ihm wohl schwerlich gerathen. Wenigstens würde er sich nicht dazu verstehen, sondern blos in allgemeinen der Anschaulichkeit sich nähernden Zügen den Werth einer vernünftigen Beherrschung seiner Triebe, den Werth eines züchtigen und reinen Herzens fühlbar machen. Bis ihn also triftigere Erfahrungssätze nöthigen,

hierin

hierin seine Meynung zu ändern, muß er jene letztere Frage verneinend beantworten. —

Eine gedruckte — Predigt über diesen Gegenstand? — Nun ja, man liest sie wie ein anderes Buch und als eine Art von Rekapitulation der Belehrungsbücher, welche vor einigen Jahren vom Campe'schen Institute für die Jugend veranstaltet wurden, immer einmal mit durch; auch nicht ohne Nutzen. Aber die Form ist und bleibt, wenn auch nur im geringern Grade, aus den angegebnen Gründen, doch immer die weniger schickliche. Uebrigens bleibt so viel wahr: Sey sie von einem spanischen Geistlichen geschrieben und wirklich in der angegebenen Kirche gehalten, oder sey sie mit diesem Schilde nur aus Wohlmeynung oder Eigennutz versehen, — sie hat ausser den Anführungen aus den Kirchenvätern nicht nur keine weitere Spur von spanischer Religiosität, sondern könnte bey dem allen wegen der unbefangenen Aeusserungen über die Ehe recht gut einem Nichtkatholiken zugehören. Sie gewährt eine wohlgeordnete, lichtvolle und andringliche Belehrung, und würde, wäre sie wirklich mehr als bloße Form und nicht Dichtung, einem Geistlichen der spanischen Kirche für Kopf und Herz ungemein viel Ehre machen. Ein paar Stellen sind aber für den gereinigten Geschmack doch etwas zu derb und anstößig gerathen. Wenn zu fürchten ist, daß diese Form Mißbrauch und eine ungeprüfte schädliche Nachahmung veranlassen, und zu ausgelassenen und schmutzigen Spötteleyen versudelt werden möge, so ist doch dabey die Hoffnung: sie könne doch auch manchem jungen wüsten Ehepaare und manchem jungen Gesundheitsstürmer, von noch einiger Gutmüthigkeit — eben bey der Ueberraschung, da sie vielleicht hier die Witzausleerungen eines ehelustigen Paters erwarteten, in einer ruhigen Stunde Besonnenheit und Ernst einflößen, reuevolle Ueberlegung aufdringen und zu einer nüchternen Fassung nutzbar werden. —

Lb.

Die Alphabetsprüche des neuen Wirtembergischen Spruchbuchs in Frag (en) und Antwort (en) zergliedert, mit erbaulichen Anwendungen und Gebeten. Den deutschen Schullehrern und Eltern gewidmet, von Phil. Jac. Völter, Knabenschulmei-

meister in Heidenheim. Stutgart, bey Erhard. 1793. 8. 321 S.

Es ist eine sehr misliche Sache, wenn Schullehrer ohne Sprachkenntnisse sich an eine Erklärung biblischer Sprüche wagen, und vollends ihr Werk drucken lassen. In diesem Fall befindet sich Herr B. mit vorliegender Schrift. Recens. schlägt auf, und stößt auf den Ausspruch Jesu: trachtet am ersten u. s. w. Dieser wird frischweg nach dem alten Schlendrian, wie es sich von einem Schullehrer erwarten läßt, von der Glückseligkeit in dieser und jener Welt erklärt. Nicht doch, Herr Völter! Reich Gottes steht für Christenthum und Gerechtigkeit für Tugend. Jesus wollte seinen Jüngern und diesen vorzüglich sagen: bemühet euch vor allen Dingen um die Tugenden des Christenthums. Rec. könnte noch mehrere unrichtig erklärte Stellen anführen; es sey aber an dieser genug. Der Verfasser versichert in der Vorrede, ein gelehrter Gönner habe seinen Aufsatz beurtheilt und verbessert: dies können wir nicht glauben: wäre es aber so, so bemitleiden wir die Gelehrsamkeit dieses Gönners, der eine solche Erklärung jener Stelle stehen lassen konnte, und bedauern die armen Confirmanden, denen jene Stelle so erklärt wird: denn kund und zu wissen sey hiemit, daß in dem sogenannten Wirtemb. Confirmationsbüchlein die erste Frage so heißt: was soll eines Menschen vornehmste Sorge seyn in diesem Leben? Antwort: daß er haben möge eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens: und der Beweis: trachtet am ersten u. s. w. ohe! das mochte wohl 1722 gut seyn, aber auch 1793 noch? Wir schieben es bey dieser Gelegenheit dem W. Consistorium aufs Gewissen, für ein besseres Konf. Büchlein zu sorgen. Vor einigen Jahren ist zwar diese Aenderung damit vorgegangen, daß der verdiente Hr. Präl. und Konsistorialrath Griesinger zweckmäßige Gebete für Konfirmanden statt der alten elenden dazu verfertigte; aber die Hauptsache, die Fragen und Antworten blieben stehen, ohne Zweifel wohl deswegen, weil eine gänzliche Umarbeitung große Schwierigkeiten hat, und bey der Einführung unübersteigliche Hindernisse finden würde, vielleicht aber auch deswegen, weil Rieger sel. Andenkens, der bekanntlich zu sehr am Alten hieng, damals noch im Konf. saß. Dieß beyläufig. Wir kommen nun wieder auf obiges Büchlein, das wirklich manches

Gute

Gute erhält. Wir wünschen der Stadt Heidenheim Glück zu diesem fleissigen und geschickten Schulmann. Wollte Gott, es gäbe recht viele Bilter!

Fl.

Predigten über den eigentlichen Grund, und Zweck der göttlichen Gebote, und über die Pflicht der öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung, in der Georgenkirche zu Deßau gehalten, von Johann Caspar Häfeli, Anhalt-Deßauischen Consistorialrathe und berufenem Prediger zu St. Ausgarii in Bremen. Deßau, 1794. bey Tänzer. 206 Seiten klein 8. 12 gr.

Ein langer Titel vor einem kleinen Buche. Der würdige V. ist als großer Kanzelredner bereits hinlänglich bekannt, und auch diese Vorträge machen ihm wahre Ehre, und verfehlen ihres wohlthätigen Zwecks gewiß nicht. Schon der Titel besagt, daß man hier eine genauere Entwickelung der Absicht und des Grundes göttlicher Gebote erwarten solle, die, wie der Verf. mit Recht bemerkt, immer noch von einem großen Theil der Christen unrecht behandelt, und einem Hofdienste gleich geachtet werden. Alles, was hierüber in einer planen, lichtvollen, eindringenden Schreibart gesagt ist, verdienet Beyfall und Lob, auch konnte der Verf. seine Deßauische Gemeine mit keinem bessern Segen verlaßen, als daß er ihr praktische Gottesverehrung im edelsten Sinne empfahl, und dagegen alle abergläubische Anhänglichkeit an übervernünftige Glaubensformeln, da sie zum Beßerwerden nicht beytragen, gewissenhaft widerrieth. Hätte doch der würdige V. die Hauptfrage in dieser Materie mit berührt: was eigentlich als Gottes Gebot zu achten sey? Wir können nicht unbemerkt lassen, daß diese wichtige Frage, bey der Abhandlung von den Geboten, viel zu wenig erläutert werde. Wie oft hat man sich auf Vernunft und Schrift berufen, um falsche Vorschriften geltend zu machen! Auch der gemeine Christ muß eine Grundfeste haben, wornach er beurtheilen kann, ob ein Gesetz, das man ihm als vernünftig oder schriftmäßig andringt, auch Gesetz für ihn sey.

Ein-

Einige Kanzelreden für nachdenkende Freunde des biblischen Christenthums, bestimmt, erweitert und mit einigen Anmerkungen begleitet von Georg Samuel Franke, Rektor der Stadtschule zu Husum. Schleswig und Leipzig, bey Brin. 1793. 436 Seiten in 8. 1 Rl. 6 gr.

Der schwerfällige, langweilige Vortrag, die unverständlichen, weitschweiffigen Perioden machen diese Betrachtungen zu Kanzelreden untüchtig. Warum der Verf. den Leser so umständlich davon unterrichtet, was mündlich vorgetragen, was erweitert, was umgearbeitet; — was zu Husum, was zu Glückstadt ist gepredigt worden, — das läßt sich gar nicht begreifen, da keiner Menschenseele an solcher Armseligkeit gelegen seyn kann. Wäre doch dafür der innere Werth nur von grösserer Erheblichkeit! Aber, bey aller Mühe, die sich der Vf. giebt, seine Gelehrsamkeit, sogar in Anmerkungen, die man unter Kanzelreden überhaupt nicht suchen sollte, auszukramen, müßen wir doch gestehen, daß wir ihn in der theologischen Litteratur sehr zurück finden. Der abscheulich inkorrekte Druck verekelt vollends die Durchlesung des Buchs. Die 2te Predigt **von der heilsamen göttlichen Gnade**, enthält viele unverdauete Gedanken, die weder mit dem Begriffe von reiner Gerechtigkeit Gottes, nach rechter Tugendempfindung zu vereinbaren sind. Gott fordert keine andere als menschliche Tugend von Menschen, er will nicht erndten, wo er nicht gesäet hat, eben so wenig findet bey den Ueberzeugungen der Tugend Furcht und Besorgniß statt. Die Gnade, die Gott durch Jesum den Menschen erzeigt hat, ist nichts mehr und nichts weniger, als die Einschärfung einer gesunden, reinen Tugendlehre, bey deren Benützung dem Menschen die Erfahrung sagt, daß er, nach der Natur der Sache, alles Gute erwarten könne. Thue das, so wirst du leben. In der vierten Predigt, **von der Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit**, hält sich der Verf. bey der geistigen Beschaffenheit Gottes viel länger auf, als man, bey der menschlichen Unkunde über diesen Punkt, erwarten sollte. Der Ausdruck in den Noten: die Götter sind *Nichtse*, ist undeutsch und kindisch. Seite 159 verwirrt der Verf. seine Leser mit der Erklärung, daß die feyerliche Versicherung einer Wahrheit, bey dem göttlichen Namen, nach der christlichen Lehre, nicht statt

finden sollte. Manche Wahrheit läßt sich aber nicht anders beurkunden. Die gesunde Auslegung der Schrift vergißt den Unterschied der Personen und Zeiten nie. — Der Herr Kirchenrath Geyser in Kiel, dem diese Arbeit zugeeignet ist, übernimmt es wohl, dem Verf. weitläufiger zu erklären, daß seine Kanzelreden zum Muster dienen können, wie man zur Erreichung moralischer Besserung und Glückseligkeit, um leicht verstanden, gerne gehört und gelesen zu werden — **nicht** predigen soll.

Dgb.

Rechtsgelahrheit.

Ueber die Verfassung der heimlichen Gerichte in Westphalen, von dem verstorbenen geheimen Rath und Oberappellations-Gerichts-Director rc. Carl Philipp Kopp, vollendet und herausgegeben von Ulrich Friedrich Kopp, Fürstlich-Hessenkasselschem Justizrath (e) auch Mitglied (e) des Consistorii und der Ober-Wege-Commission. Göttingen, bey Dieterich. 1794. gr. 8. Dedication, Vorrede und Inhalt XXXIV. S. Text und Beylagen 577 S. 1 Rh. 14 gr.

Der verdienstvolle Verf., dem wir schon so manche nützliche Aufklärung über die vaterländischen Gerichts-Alterthümer verdanken, beschäfftigt sich hier mit einem Gegenstande, der sowohl dem deutschen Geschichtforscher als Rechtsgelehrten wichtig seyn muß. Die Westphälischen heimlichen Gerichte verbreiteten einige Jahrhunderte hindurch ein fast allgemeines Schrecken über Deutschland, wo Hohe und Niedre vor dem Stricke oder Dolche der furchtbaren Schöpfen zitterten. Das Geheimnißvolle in ihrer Verfassung, das Sonderbare und Schreckliche in der Vollstreckung ihrer Urtheile, machte sie von jeher zum Gegenstande der Neugier, und zu unsern Zeiten bieten sie besonders den Ritterromanen u. Schauspielen einen reichlichen Stoff dar, die Phantasie der Lesewelt zu erschüttern. Der V. des vor uns liegenden Werks hat seinen Gegenstand blos in juristischer Hinsicht bearbeitet, und unterscheidet sich

sich dadurch von seinen Vorgängern, welche sich besonders mit der Geschichte beschäfftigten. Bey dem tiefen Geheimniß, worein die westphälischen Gerichte ihre Verhandlungen dergestalt zu verhüllen wußten, daß selbst ihre Zeitgenossen sie nur aus ihren furchtbaren Wirkungen kannten, ist es kein Wunder, daß wir uns am Ende des 18ten Jahrhunderts keinen deutlichen Begriff von ihrem Wesen machen können. Am ungewissesten ist man über ihren Ursprung, worüber bekanntlich die Meynungen der Gelehrten sehr getheilt sind. Der Verfasser läßt die Sache wegen gänzlichen Mangels an zuverlässigen Nachrichten unentschieden und geht gleich zur Entwicklung der innern Verfassung dieser Gerichte und ihrer Verhältnisse gegen den Kaiser, den Herzog von Westphalen und die Stuhlherren fort, wozu er hauptsächlich die Gesetze, Statuten und Weisthümer, welche sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, benutzt hat. Die älteste uns bekannte Famgerichtsordnung ist die des Kaisers Ruprecht vom Jahr 1404. Wahrscheinlich hatte man schon frühere Gesetze, die aber verloren gegangen sind. Die nachfolgenden Kaiser suchten von Zeit zu Zeit die einreißenden Mißbräuche durch neuere Reformationen, welche meist in den Generalkapiteln ausgefertigt wurden, zu hemmen und dadurch den Beschwerden der Reichsstände abzuhelfen. Eigentlich war die Gerichtsbarkeit der Freystühle nur auf Westphalen eingeschränkt; aber es gab einen Zeitraum, wo sie dieselbe über ganz Deutschland, Preußen, Liefland, ausdehnten, nicht nur einzelne Personen, sondern sogar ganze Städte, ja selbst Kaiser vor ihren Richtstuhl forderten, und alles in Schrecken setzten. Wenn Anfangs blos ehrwürdige und Gerechtigkeit liebende Männer zu Freygrafen u. Schöpfen gewählt wurden; so wußten sich in der Folge niederträchtige u. verächtliche Personen einzuschleichen, welche unter dem Deckmantel kaiserlicher Privilegien tausend Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten begiengen u. sich den gemeinen Lasten zu entziehen strebten. Dies bewog die Stände, sich häufig Privilegien gegen die gemißbrauchte Gewalt der Freystühle zu verschaffen, oder Bündnisse gegen sie zu schließen, bis endlich die Errichtung des beständigen Landfriedens, der Reichsgerichte, die Erscheinung der peinlichen Gerichtsordnung, nebst der nun gesicherten Landeshoheit der Reichsstände ihren gänzlichen Verfall bewirkten. Indessen sind die Gerichte nicht, wie mehrere glauben, im J. 1512 oder 1515 durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben worden, vielmehr existirten noch einige um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts, und selbst bis auf unsre Zeiten sollen sich Spuren davon in Westphalen erhalten haben.

Im dritten Abschnitte kommt der Vf. auf die geographische Bestimmung, und zeigt, daß die Gattung von Gerichten blos in Westphalen, oder zwischen der Weser und dem Rheine, ihren Sitz hatte. Darauf liefert er ein vollständiges Verzeichniß derjenigen Orte, wo in Westphalen dergleichen existirten, worunter besonders die Freystühle zu Dortmund, Söst und Arensberg die berühmtesten waren, an welchen Orten auch gewöhnlich die allgemeinen Capitel gehalten wurden. Im vierten Abschnitte wird die Nominal-Bestimmung derselben erörtert und gezeigt, daß sie am bestimmtesten: heimliche Gerichte in Westphalen, genannt werden. Gewöhnlich heißen sie auch: Freydinge, Freygerichte, Freystühle. Allein diese Benennung ist nicht unterscheidend genug, da alle Gerichte über freye Menschen zum Unterschiede von den Eigengerichten so hießen, und es in Westphalen selbst Freygerichte gab, die deswegen noch keine heimlichen waren. Auch der Ausdruck: Fämgericht, welcher häufig von ihnen gebraucht wird, ist zweydeutig, da er überhaupt ein Gericht anzeigt, wo man gegen das alte Sprüchwort: Ohne Kläger ist kein Richter, von Amtswegen wider verfämte Missethäter verfuhr, dergleichen Gerichte auch ausserhalb Westphalen, namentlich in den braunschweigischen Landen, sich finden. Von der Benennung: iudicia vetita, verbotne Gerichte, werden im §. 162. die Meynungen verschiedner Gelehrten widerlegt; aber auch die Erklärung, welche der Verf. §. 163 davon giebt, daß sie nämlich von den gegen die Mißbräuche dieser Gerichte gegebnen Gesetzen herrühre, scheint Rec. nicht angemessen, da sie selbst von Freygrafen so genannt werden. So lautet z. B. eine Unterschrift bey Haltaus: Mangoldus Frigravius vetiti iudicii Westpahlae. Am schicklichsten ließe sich wohl dieser Ausdruck im Gegensatze von: geboten, ungeboten Ding, dadurch erklären, daß der Eintritt in diese Gerichte allen Unwissenden, (d. i. die keine Freyschöpfen waren) verboten war. So heißt es zum Beyspiel in der osnabrückischen Vehmgerichtsordnung: „in de heimlichenn Achte vnde Kameren beslotten des Hilligen Reichs des hegesten vnd frien gerichts, de doch allen unwettende menne, Lüden vnde Dayren verboden sy.“ Die Gerichtsbarkeit der heimlichen Gerichte war, wie der Verf. im fünf-

fünften Abschnitte zeigt, sowohl in Ansehung des Bezirks, als der Sachen und Personen beschränkt; allein die Freygrafen überschritten oft ihre von den Gesetzen bestimmten Grenzen. Was nun das Verfahren dieser Gerichte betrifft, (Abschn. 6.) so war solches zwiefach, je nachdem eine Sache in dem offenbaren Dinge, oder in der heimlichen Acht des Freystuhls entschieden wurde. Gemeiniglich lud man den noch nicht überwiesnen Beklagten vor das erstere, um sich zu vertheidigen, im Fall des Ungehorsams wurde der Proceß vor die letztere gezogen. Ward einer auf handhafter That ergriffen: so konnte er auch ohne vorhergehende Ladung verurtheilt werden. Das Verfahren war theils inquisitorisch, theils accusatorisch. Sobald jemand verfähmt d. i. in die heimliche Acht erklärt war, wurde sein Name von dem Freygrafen in das Fämregister (librum sanguinis) eingetragen. Obgleich der Gerichtsbezirk der Freystühle seine gesetzliche Grenzen hatte; so maßten sie sich doch nach und nach das Recht an, die allgemeine Reichsacht zu erkennen und den Geächteten durch ihre heimlichen Schöpfen im ganzen deutschen Reiche verfolgen und hinrichten zu lassen, wo sie seiner mächtig werden konnten. Zu den Hinrichtungen gebrauchten sie gewöhnlich Strang oder Dolch. Der Regel nach fand von den Aussprüchen keine Berufung statt, ausser in den §. 232 bemerkten Fällen. Die Appellation gieng dann an ein Generalcapitel oder an den Kaiser. Letzterer mußte aber selbst wissend seyn, und auf rother, d. i. westphälischer Erde das Urtheil sprechen. Der Kaiser war aller Freystühle oberster Herr und Richter, ohne seine Bewilligung durfte keiner errichtet werden, und der Freygraf mußte seinen Bann unmittelbar von demselben erhalten. Die Kaiser waren daher mehrentheils wissend, und pflegten bey ihrer Krönung durch den Erbgrafen in den Geheimnissen dieser Gerichte eingeweiht zu werden. (§. 249.) Der zehnte Abschnitt handelt von der Statthalterschaft des Herzogs in Westphalen. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen zog bekanntlich der Erzbischoff von Cölln das Herzogthum über Engern und Westphalen an sich, übte die Gerichtsbarkeit in Landfriedenssachen durch den Marschall aus, und wurde endlich des Kaisers Statthalter über die Freystühle, wovon sich die erste Spur ums Jahr 1355 zeigt. 1382 gestattete Wenzel dem Erzbischoff die Belehnung der Freygrafen mit dem Banne, welche nachher über ganz Westphalen erstreckt wurde. Stuhlherren waren die, welche die Freystuhlge-

richtsbarkeit besaßen, und sie entweder selbst ausübten, oder durch Freygrafen üben ließen. Ohne Vorwissen des Stuhlherrn oder seiner wissenden Rathe durfte nichts von Wichtigkeit am Freystuhle vorgenommen werden. Die Vortheile und Einkünfte solcher Stuhlherrschaften waren nicht unbeträchtlich (§. 314. 315.) Im 12ten Abschnitte setzt endlich der Verf. den praktischen Nutzen aus einander, welchen eine genauere Kenntniß des bisher abgehandelten Gegenstandes, sowohl in Hinsicht auf das Studium des peinlichen Rechts, als des Staatsrechts gewährt. Von S. 359 an folgen 91 Beylagen, die meist aus noch ungedruckten Urkunden bestehen, nebst einem brauchbaren Register.

Ah.

Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands, von Julius Soden, des H. R. R. Grafen. Erster und zweyter Band. Frankfurt, bey Eßlinger. 1792. 8. Zusammen zwey Alphabete. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage, mit dem noch ungedruckten vierten Bande vermehrt. 2 Rh.

Dieses Werk ist seinem großen Werthe und seiner ganzen Wichtigkeit nach schon aus der ersten Auflage bekannt, wovon in den Jahren 1782 und 1783 die ersten drey Bände erschienen. Ein vierter blieb damals rückständig. Der Verf. genoß den großen Lohn seiner Arbeit, daß sie in Gerichtshöfen angewendet, und von einigen deutschen Fürsten bey ihren Entwürfen neuer Criminalgesetze benützt wurde. Die größte Aufmunterung zu ihrer weitern Vervollkommnung! der Verfasser fühlte das auch, und giebt daher nach einem Decennium, welches manche Empfindungen abkühlen, manche Beobachtungen berichtigen, und den Kreis der Kenntnisse und Erfahrungen beträchtlich erweitern mußte, in der zweyten Auflage der drey ersten Bände und in dem hinzugekommenen vierten Bande (welche vier Bände die Verlagshandlung in zwey zusammenzuziehen für gut gefunden hat,) ein vollständig neues Werk. Wir überlassen es dem Leser, die Vergleichung selbst anzustellen — Es wird dafür gesorgt, daß die Subscribenten zu den drey ersten Bänden der ersten Auflage den vierten Band besonders abgedruckt erhalten.

Er.

Juri-

Juristischer Almanach auf das Jahr 1793. — Von Dr. Johann Christian Koppe. — Rostock, im Verlage der Koppenschen Buchhandlung. 1793. 8. 367 S. 1 Rt.

Unter Beziehung auf unsre Anzeige (V. Band 2 Stück) geben wir von dem Inhalt des zweyten Jahrgangs Nachricht. Die Rubriken I. IV. VI. VIII. (vergl. mit I. II. IV. V. Almanach 1792) sind denselben Gegenständen des J. 1792 wie der vorige Almanach dem Jahr 1791 gewidmet. II. Nachtrag zur allgemeinen Uebersicht der jurist. Litt. v. Jahr 1791 von N. 395 — 577. S. 119. Hier hätte Hr. K. nicht die v. J. 1791 nachgeholten Schriften fortzählen, sondern mit N. 304 (s. Alm. 1792 S. 95) die Bezeichnung der Nummern anfangen sollen. III. Nachtrag zu den Recensionen der jurist. Litt. S. 175. V. Zum Verzeichniß der jetztlebenden Rechtslehrer auf den Universitäten und akad. Gymnasien in Deutschland. S. 240. VII. Nachtrag zum VI. Artikel vom vorigen Jahr S. 263. Der Nekrolog v. J. (so würde Rec. lieber sagen, als auf das Jahr) 1792 enthält nachstehende Biographien: 1 — 7. der Professoren: Rudolph zu Erlang; Möckert zu Göttingen; Schmid zu Jena; Hoffer zu Altorf; Schott zu Leipzig; Westphal zu Halle; und Treitlinger zu Strasburg. 8. Rathsherr Weickhmann zu Danzig. 9. Geh. Rath D. Erdmann Indobler zu Freysing. 10. D. Frank zu Erlang. 11. Hofrath Laubn zu Tennstedt. 12. Rath Treiber zu Arnstadt. 13. Geh. Rath Boller zu Eichstett. 14. Chorherr Cäsar in Steyermark. 15. Geh. Reichsreferendar Freyh. v. Horix zu Wien. 16. Geh. Reg. Rath und Lehnprobst Georg Wilh. Wipprecht zu Bayreuth. 17. Bürgermeister und Syndikus D. Henr. Askan Engelken zu Rostock. 18. Rechtskonsulent D. Kersten zu Dresden. Nachgeholt wird unter IX. Nachtrag zu dem zur Nekrolog. v. J. 1791 S. 359 Ernst Lorenz Mich. Rathlef, Amtsschreiber zu Nordholz im Bremischen, gest. 14 Jan. 1791. S. 251 sollte es heissen: Stadtschreiber Kerner zu Ludwigsburg ist erster Bürgermeister dieser Hauptstadt und zugleich Landschaft- u. Hofgerichtsbeysitzer geworden.

Wenn doch nur dieser Almanach nicht so sehr durch auf allen Seiten vorkommende Druckfehler entstellt wäre!

Nf.

Arzneygelahrheit.

Lehre der Augenkrankheiten. Von Joseph G. Beer, d. A. W. Doctor und approbirtem Augenarzte. Erster Theil, von den äusserlichen Krankheiten des Auges. Mit gemalten und ungemalten Kupfern. Wien, bey Wappler, 1792. 408 Seiten. Zweyter Theil, von den innerlichen Krankheiten des Auges. 1792. 452 Seiten ohne das deutsche und lat. Register in 8. 1 Rk. 12 ßr.

In der Vorerinnerung erklärt sich der Verf., daß der Mangel an einem zweckmässigen Handbuche über die Lehre der Augenkrankheiten, welches sowohl der Lehrer als Schüler, sowohl der angehende Arzt als Wundarzt mit Nutzen gebrauchen kann, die Ursache der Herausgabe dieser Schrift sey. Ein Augenarzt könne nur durch ein Handbuch gebildet werden, das aus eignen reinen praktischen Erfahrungen gezogen ist, die durch glaubwürdige Männer bestätigt worden sind. Der V., ohngeachtet mancher gegen die anatomische Ordnung gemachten Einwürfe, behält doch diese bey. Daher zerfällt der erste Theil in vier Hauptabtheilungen, welchen eine Einleitung vorgeht. So folgen also Krankheiten der Augenlieder, der Thränenwege, der Augengrubengegend, und der weichen, den Augapfel zunächst umgebenden Theile, und endlich der äussern oder ersten Häute des Augapfels auf einander. Es versteht sich, daß jede derselben ihre Unterabtheilungen hat. Der zweyte Theil besteht aus drey Hauptabtheilungen. Der erste enthält die Krankheiten der innern Häute des Augapfels, der zweyte die Krankheiten der Feuchtigkeiten des Augapfels, und die dritte, jene, welche auf den ganzen Augapfel Bezug haben. Jede zerfällt wieder in die nöthigen Unterabtheilungen. Um die Sachen anschaulicher zu machen, fügte Hr. B. jeder Krankheit, die eine Abbildung leidet, eine nach der Natur von ihm selbst gemalte Darstellung bey und gab von den besten Instrumenten, so wie von Handgriffen zweckmässige Zeichnungen. So viel aus der Vorrede und von dem ganz gut angelegten Plan. Von der Arbeit und Ausführung, welche uns Hr. B. giebt, wird sich aber nicht viel sagen lassen, weil Rec. keinen Auftrag hat, in dieser Recension andere Verfasser zu beurtheilen.

len. Denn das dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, neunte u. zehnte Capitel gehören fast ganz, und bis auf wenige Einschiebsel oder einzelne Wortveränderungen Herrn Richter, und ein Theil Hn. Kortum. Darf Rec. aus dem in den verschiednen Capiteln und selbst in den einzelnen Paragraphen abwechselnden und ganz verschiednen Styl schließen, so möchte Herr B. mehrere solcher guten Freunde gefunden haben, die er geplündert hat. Wenn Hrn. B. Hand nicht thätiger als sein Kopf gewesen wäre, so hätte er aus Richters Chirurgie noch manches ausheben, und dadurch die Arbeiten ergänzen können, die er auszuschreiben, und dem Publico als seine eigne Arbeit aufzutischen die Stirne hatte. So hätte er, um unter vielen Fällen nur einen anzuführen, in Richter finden können, wann und unter welchen Umständen die Operation des mit dem Auge zusammen gewachsenen Augenlieds anzustellen ist. Die Kupfertafeln sind auch so gerathen, und manche Krankheiten so gewählt, daß man sie aus diesen Abbildungen schwerlich in der Natur, und umgewendet wieder finden wird. Auch citirt Hr. B. Kupfer, ohne den Band zu nennen. Rec. hat daher, da ihm die Kupfer zum zweyten Band fehlen, seine Neugierde unbefriedigt lassen müssen. XII. Kap. Von den Sackgeschwülsten der Augenlieder. Breygeschwülste seyen die häufigsten. Im Wiener allgemeinen Krankenhause hatte ein Kind von 6 Jahren eine so ungeheure Speckgeschwulst, die so groß, als der Kopf des Kindes selbst war. Es starb daran. XV. Kap. Wenn nach einer in Eiterung übergegangenen Entzündung der Thränendrüse die Kranken noch schielen, wenn der Absceß schon lange geheilt ist, so thun, obgleich nicht immer, stärkende Mittel und die Electricität die besten Dienste. Thränenfistel. Hier zeigt sich B. aufs neue als einen rüstigen Aus- und Abschreiber; denn das Meiste, was man hier findet, hat er aus Hrn. Richters Chirurgie genommen. Die Veränderungen bestehen blos darin, daß er hier und da Stellen oder ganze Paragraphen aus Richter ausläßt, andere Paragraphen zusammenhängt, u. s. w. Von der dritten Gattung der Thränenfistel, die Hr. Richter so schön beschreibt, sagt er nichts, als: „sie kömmt meistens unter dem Namen (der Bruch des Thränensackes, oder die Wassersucht des Thränensackes, hernia facci lacrymalis, hydrops facci lacrymalis) vor.“ In der Heilungsart der ersten Gattung weicht Hr. B. doch von Hn. Richter ab, indem er gegen jenen die Einspritzungen in den Thränensack in Schutz nimmt.

Zu ersteren empfiehlt er einen Absud von Käsepappeln, oder eine Auflösung von Manna." Letztere könne man auch schnupfen lassen; müsse aber sobald davon abstehen, als der Patient Kopfschmerzen davon empfinde: Nun redet Hr. Richter aufs neue durch viele Paragraphen durch. In der zweyten Gattung der Thränenfistel ziehet Hr. B. das Eintröpfeln dem Einspritzen weit vor, und verrichtet es, indem er einen Federkiel an beyden Enden abschneidet, und aus ihm, wie aus einem Heber, die Feuchtigkeit in den innern Augenwinkel tröpfeln läßt." Das ein und zwanzigste und zwey und zwanzigste Capitel handeln von den Krankheiten der Oberkinnbackenhöhle und der Stirnhöhlen, wieder aus Richter ausgeschrieben, und ohne etwas zugesetzt zu haben, das auf Augenkrankheiten einen nähern Bezug hätte. Die Salbe Nr. 16, welche in der venerischen Augenentzündung unglaubliche und sichtbare Wirkung thun soll, wenn das Speckige der Hornhaut bis auf die Trübheit gehoben ist, ist unter den Recepten ausgelassen. In dem Capitel von der Augenentzündung, unter welche Rubrik der Verfasser für gut gefunden hat, auch das Eiterauge zu bringen, redet wieder Hr. Richter überall, die Orthographie ausgenommen, welche Herr B. nach seiner eignen Weise modelt, als pollirt, Mitscht, Kalus, chyrurg. wiederholter, schwielelt statt schwillt, hol statt hohl, Fußsollen, Schalle statt Schaale u. s. w."

Zweyter Theil. Rec. wirds müde, den Plagiaten weiter nachzuspüren. Im Capitel vom schwarzen Staar bringt doch der Verf. verschiedne Beobachtungen vor, die er selbst gemacht zu haben vorgiebt. Er nahm bey einem aus einer gichtischen Augenentzündung entstandenen grauen Staar die Ausziehung vor. Gleich entstunden heftige Schmerzen, die gläserne Feuchtigkeit fiel durch die Wunde vor, und es kam eine Blutung, die so stark war, daß die Kranke in Ohnmacht fiel. Der Schmerz war weg. Nach zwey Stunden kam der Anfall, aber weniger heftig, wieder. Um die Heilung des schwarzen Staars richtig bestimmen zu können, wird folgende practische Eintheilung angenommen: Der Blutstaar. Allgemeine Aderlässe seyen nützlich, nicht aber die Eröffnung der Schlafpulsader. Blutigel an der Augengegend seyen in diesem Falle immer schädlich. Der Schleimstaar. Nur bey dieser Gattung sey das Extract. pulsatillae nigr. mit wahrem Nutzen anzuwenden. Bey andern Gattungen wirke es entweder nicht, oder bringe Schaden. Der schwarze Staar von der

Ablagerung eines Krankheitsstoffes — von beträchtlichen Ausleerungen der Säfte des Körpers — von Krämpfen — von Mitempfindung — von verborgenen Ursachen im Kopfe, und der periodische. Aus den folgenden Capiteln kann Rec. nichts eignes ausheben, da sie, wie die vorhergehenden, entweder aus Richter wörtlich ausgeschrieben, oder letzterer doch ganz der Staab und die Stütze ist, woran unser Verf. sich anlehnt. Am Ende dieses Theils folgt ein Anhang von den verschiednen Operationsarten in Augenkrankheiten. Hr. B. trägt in demselben das nach, was Hr. Richter in den Text verwebt hat, wo es gewiß jedem deutlicher und lichtvoller ist. Nur wenig findet Rec. hier und da zugesetzt. Zuletzt ist ein alphabetisches (der V. nennt es kritisches) Verzeichniß der Autoren, die von Augenkrankheiten geschrieben haben, angehängt, worin aber die Critik nicht verschwendet ist. Den Beschluß machen ein lateinisch-griechisch-französisches, und ein deutsches Register.

Bd.

Semiotic oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre zum Gebrauch für angehende Wundärzte. Von Dr. Ferdinand Georg Danz, Professor in Giessen. Leipzig, bey Crusius. 1793. 376 Seiten in 8. 1 Rk.

Ein Opus posthumum des für die Kunst viel zu früh verstorbenen, und für seine Freunde unvergeßlichen Verfassers. Die Arzneykunst und Wundarzneykunst sind innigst mit einander verbunden, und gehen von den nämlichen Grundsätzen aus. Bisher lernte aber der chirurgische Lehrling höchstens nur die diagnostischen und prognostischen Zeichen, oder specielle Semiotik, und es half ihm wenig, da er in der generellen unerfahren war. Die Werke, welche wir in dieser Wissenschaft haben, waren dem Zweck des Verf. nicht angemessen; denn entweder waren sie zu weitläufig und lateinisch oder zu kurz, oder ganz unbrauchbar. Am meisten hat der Verf. Hn. Gruners Werk benutzt, ist aber doch häufig in der Ordnung und in andern Stücken von ihm abgewichen. So viel aus der Vorrede! Die Einleitung v. §. 1 bis 14. enthält Definition der Wissenschaft, Kunst die Zeichen zu erlangen, und zu untersuchen, und Vorsichtigkeitsregeln. Erstes Kapitel. Neben-

um-

umstände, die zuerst am Krankenbette unsre Aufmerksamkeit verdienen. Alter. Geschlecht. Sollten wohl Weiber die chirurgischen Operationen minder gut als Männer aushalten? Temperament, nach der alten Eintheilung bearbeitet. Gewohnheiten. Vorhergeführte Lebensart. Vorhergegangene Gesundheitsumstände. Leibesbeschaffenheit. Epidemische Constitution, Jahreszeit, Himmelsgegend, Tageszeit. Zweytes Capitel. Lebensverrichtungen als Zeichen. Puls. Es werden hier nur die gewöhnlichsten Pulsarten angegeben, die andern für solche erklärt, welche auf dem Studierzimmer ausgedacht worden. Herzklopfen. Athemholen. Thierische Wärme. Ob die neuern Erfahrungen, daß eine nicht allzureine Luft für Faulfieberpatienten zuträglicher sey, so ganz richtig ist, wird eine öftere Wiederholung entscheiden. Rec. fand es anders. Stimme und Sprache. Niesen. Husten. Schluchsen. Gähnen. Drittes Capitel. Natürliche Verrichtungen als Zeichen. Kauen. Verschlucken. Durst. Appetit. Aufstoßen aus dem Magen. Uebelkeit und Brechen, Blähungen. Darmausleerungen. Würmer. Verdauung. Zweyte Wege. Absonderungen und Ausführungen. Blut. Menge der flüssigen Theile und ihre Beschaffenheit. Eiter. Speichel. Ausdünstung und Schweis. Urin. Viertes Capitel. Thierische Verrichtungen als Zeichen. Kräfte überhaupt. Dieses Capitel ist besonders nach Gall bearbeitet. Reitzbarkeit und Empfindbarkeit insbesondere. Erstarren. Sehnenhüpfen. Krämpfe. Zittern. Ohnmachten. Schmerz. Fühllosigkeit. Aeussere Sinne. Augen. Gehör. Geruch. Geschmack. Gefühl. Innere Sinne. Seelenkräfte. Delirium. Schwindel. Schlaf. Schlaflosigkeit. Träume. Fünftes Capitel. Geschlechtsverrichtungen. Geschlechtsverrichtungen des männlichen Geschlechts. Geschlechtsverrichtungen des weiblichen Geschlechts. Sechstes Capitel. Entscheidung der Krankheiten. Kritische Blutflüsse. Kritischer Schweis. Kritischer Speichelfluß. Kritisches Sputum. Kritischer Urin. Kritisches Brechen. Kritische Darmausleerung. Verbindung mehrerer kritischer Ausleerungen miteinander. Krit. Abscesse. Krit. Hautausschläge. Kritischer Brand. Siebentes Capitel. Rückfälle. Achtes Capitel. Aeussere Leibesbeschaffenheit. Kopf. Antlitz. Schläfe. Aeussere Ohren. Stirne. Nase. Lippen und Kinn. Zähne und Zahnfleisch. Mundhöhle. Zunge. Hippokratisches Gesicht. Hals und Nacken. Rücken. Brust. Präcordien. Unterleib. Obere

und

und untere Gliedmassen des Körpers. Neuntes Capitel, Lage des Kranken. Zehntes Capitel. Zeichen des Todes. Dieses Capitel ist vorzüglich nach Meyer bearbeitet. — Ein Auszug aus sehr gedrängt vorgetragenen Materien wäre für den geübten Leser überflüssig, und andere müssen das Buch selbst lesen und studiren. Rec. hat nur sehr weniges gefunden, das einer Verbesserung oder eines Zusatzes bedürfte. Hier und da beruft sich der Verf. auf sein grösseres Werk, das bald nachfolgen sollte, und nun leider liegen bleiben muß.

Ab.

Ge. Frdr. Hoffmann — Etwas zur Beherzigung für Menschen, denen ihre Gesundheit lieb ist. Für Leser aus allen Ständen, die Aerzte ausgenommen. Frankf. 1793. 371 S. 8. 1 Rg.

Wieder eine medicinische Volksschrift! Nach allen denen, welche wir von Unzer, Tissot, Offterdinger und neuster Zeit von Loder, Jahn, Scheidemantel, Scherf ꝛc. haben, hätte man kaum denken sollen, daß jemand sobald wieder ein medicinisches Buch fürs Volk schreiben würde. Hr. Hoffmann, schon vortheilhaft bekannt durch andere Schriften, giebt von seinem Werke folgende Nachricht: „Nur Laien der Kunst auf eine nicht unangenehme, von Uebertreibung und allzu großer Nachsicht gleich weit entfernte Art mit den vornehmsten Regeln der Gesundheitslehre bekannt zu machen, war meine Absicht." — Also nichts neues! Genug, wenn wir mit dem Alten, was er zu behandeln sich vornahm, zufrieden seyn können! — Den Anfang macht eine Abhandlung über die Schädlichkeit der populären Medicin, wo der Hr. V. zwischen Scylla und Charybdis eine Durchfahrt zu entdecken sich bemüht; mitunter aber sich ein kleines Dementi giebt. Ganze Seiten aus andern Schriftstellern (wie z. B. hier S. 15 — 17 aus Junker) abzuschreiben, ist eckelhaft und schlechterdings verwerflich. — Das Kapitel vom Aderlassen ist theils zu weitläuftig, theils zu kurz behandelt: ersteres, weil da gelehrte Disputen (z. E. Meynung verschiedner Aerzte über das Aderlassen, was ist wahre Vollblütigkeit u. s. w.) zu weitschweifig; das andere, weil vom Aderlassen als einem Mittel, dem Bluttriebe eine andere Richtung zu geben, zu kurz gespro-

sprochen wird. — S. 111. hätte nur der einzige Unterschied angegeben werden sollen, daß bey jedem Erbrechen zuletzt Galle ausgebrochen wird, bey wahrem Gallenüberfluß aber auch gleich anfangs. — Bey den Abführungen vermissen wir ungern einen Unterschied zwischen Purganzen und Laxanzen, auch Bestimmung der verschiednen Wirkungsart und der verschiedenen Schädlichkeit. Auch hätten die verschiedenen Anzeigen von Brech- und Abfuhrmittel vielleicht genauer entwickelt werden können. — Schön ist das Kapitel S. 122. wenn man nicht abführen dürfe. — S. 130. bey wahrhaft verschleimten Magen dient wohl nicht eigentlich Molken mit Honig. — S. 131. hier sind meistens Laxiermittel genannt, welche durch Erschlaffung wirken und wo es noch zweifelhaft ist, ob sie weniger schädlich sind, als die durch heftigen schnellen Reiz wirkenden Purganzen. — S. 144. ff. ist noch immer zu wenig von den Schweißtreibemitteln gesagt. Das unschädlichste Diaphoretikum ist schwacher Hollunderblüthenthee mit Citronsaft. — S. 147 ist der irrige Begriff von Blutreinigen zu wenig entwickelt; es hätte können mehr auf die Nerven aufmerksam gemacht werden. Daß das reine Brunnenwasser Vorzug vor Graswurzel- Löwenzahn- u. d. gl. Dekokt verdiene, ist wohl ein schielender Grundsatz. — Das Kap. von Speisen und Getränken ist unverbesserlich. — S. 215 ist uns die treuherzige Erzählung von der fabelhaften Großthat des Athleten Milo aufgefallen. Das Reiten auf einem geduldigen Pferde ist mehr witzig, als medicinisch richtig. Beym Tanze ist das Inkonvenient des Staubes für die Lungen vergessen, auch nicht vor dem Gebrauche der Fächer gewarnt worden. — Wie nöthig es für Schwangere sey, den Harn öfters auszuleeren, und was für Nachtheile, z. B. Zurückbeugung der Gebärmutter, aus der Vernachläßigung dieser Regel entspringen, hätte können S. 240 angegeben werden. — S. 260 das Beyspiel von Schaamhaftigkeit aus Weickard nach einem arabischen Schriftsteller steht in *Freind* Histoire de la Medecine vom Gabriel Bachtisbua. — S. 284. Am deutlichsten hat Hr. Sömmerring den Schaden der Schnürbrüste gezeigt. — S. 285 rügt Hr. H. Fausts Uebertreibung des Nachtheils der Hosen, und das mit Recht. Die Vorzüge wollener Kleidungen, auch Hemden, vor allen andern sind vergessen worden. — S. 289. scheinen uns die Bestandtheile des Tabaks sowohl, als auch die Erklärung der Wirkungen aus denselben nicht ganz richtig angegeben. — S. 292 wird von demselben gesagt, daß

er

er eine Lust zu Betrachtungen hervorbringe. — Wenn S. 297 gesagt wird, daß kein Mensch aus dem Harne sagen könne, ob er von einer Manns- oder Weibsperson sey; so erlaube uns das Publikum, anzugeben, daß die Quacksalber ihr Signum diagnosticum von den Federn und Fädchen hernehmen, welche im Urin der Frauenzimmer gewöhnlich schwimmen. Pockenurin leidet doch manche Ausnahme, so auch der Harn der Wassersüchtigen. — Kann wohl Hr. H. das Glaubensbekenntniß Seite 324 f. mit gutem Gewissen beschwören? Ist nicht fast die ganze (wenigstens praktische) A. W. auf Prämissen und Schlüsse gegründet, wovon die ersten doch so oft unbestimmt und schwankend? Ist nicht unsere Kunst, mit Celsus, eine ars conjecturalis? Ueberhaupt macht Hr. H. der A. W. in diesem Abschnitte manches (unter uns gesagt!) unverdiente Kompliment. — Der letzte Abschnitt hätte ganz können und sollen wegbleiben; es ist ein Crambe plurie cocta! — Uebrigens ist die Schreibart des Buches, wie man sie schon von Hn. H. gewohnt ist, fließend und unterhaltend, mitunter wegen des Haschens nach Witz etwas affectirt.

Ds.

Andreas Harper's diätetisches Taschenbuch, oder neue und faßliche Belehrungen zur Erreichung eines gesunden, glücklichen und langen Lebens, nebst Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele. Aus dem Engl. Leipzig, bey Böhme. 1792. auf 5 Bog. 8. 4 gr.

Was der Titel dieser Schrift besaget, und was die Meisten darunter eigentlich sich denken, wird man hier nicht finden. Der Verf. hat hier die vorzüglichsten Ursachen bekannt zu machen gesucht, welche die Gesundheit der Menschen beeinträchtigen, und Krankheiten herbeyführen; dabey glaubt er so viel Unterricht über die thierische Oekonomie ertheilt zu haben, als in dieser Absicht erforderlich sey, und die Menschen hierdurch mehr mit sich selbst bekannt und fähig gemacht zu haben, für ihr eignes Gesundheitswohl und Leben besser besorgt zu seyn. Er hat also hier einige allgemeine Sätze aus der Physiologie, aus der Pathologie und aus der Diätetik vorgetragen, von welchen gar viele nach dem Prüfungsstein der Wahrheit den rei-

reinen Strich nicht halten möchten. Zudem haben wir schon bessere diätetische Schriften; diese hätte also füglich unübersetzt bleiben können.

Kb.

Weltweisheit.

Vorlesungen über die Federsche Logik und Metaphysik für Anfänger auf Schulen und Universitäten. Erster Theil, über die Federsche Logik. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchh. 1793. 392 Seiten 8. 16 gr.

Lange ist Recens. kein Buch in die Hände gekommen, dessen äusseres Ansehen, Papier und Druck, so zurückschreckend wäre, als bey diesem; indessen ist er weit entfernt, den Verleger deshalb zu tadeln; vielmehr verdient die Aufrichtigkeit desselben Lob, wenn es anders seine Absicht war, den Käufern dadurch einen Wink von der innern Beschaffenheit des Buchs zu geben; und es wäre zu wünschen, daß alle Buchhändler seinem Beyspiele hierin folgten, so würden wir nicht so viel Maculatur mit Didotschen Lettern bedruckt bekommen. Der V. sagt, daß er sein Buch für die ersten Anfänger bestimmt habe, denen die Titelschen Erläuterungen, die er selbst sehr gut nennt, zu schwer wären, um sie gleichsam auf diese vorzubereiten; Rec. aber ist überzeugt, daß derjenige, welcher das Federsche Lehrbuch, das selbst mit großer Deutlichkeit abgefaßt ist, mit Hülfe des Titelschen Commentars nicht versteht, zum Studium der Philosophie entweder unfähig, oder noch nicht reif ist. Doch das möchte immer seyn, wenn nur der Verf. einen festen Plan bey seiner Arbeit befolgt hätte, und seine Erläuterungen wirklich für Anfänger verständlich wären. Wie wenig dies aber der Fall ist, kann man schon daraus sehen, daß er in diesen Commentar der Federschen Logik die Kantischen Definitionen aufgenommen hat, und auch diese nicht durchgehends, sondern nur im Anfange. Ueberdem sind diese Definitionen so nude hingesetzt, daß sie nicht einmal für geübtere Denker, die nicht schon mit der Kantischen Philosophie bekannt sind, geschweige für Anfänger, verständlich sind. — S. 3 erklärt er die Philosophie als „eine Wissenschaft der na-

„türli-

„türlichen Eigenschaften und Wirkungen der Dinge und ihrer „allgemeinen Wirkungsgesetze — oder, noch kürzer: eine „Wissenschaft derjenigen Gegenstände oder Wahrheiten, die „aus Begriffen hergeleitet worden sind." Sagen denn aber beyde Erklärungen dasselbe? nach der einen hat es die Philosophie mit den wirklichen Dingen, nach der andern blos mit Begriffen zu thun. — Mangelhafter als die Erklärung, die §. 2. von der theoretischen und praktischen Philosophie gegeben wird, kann nicht leicht eine seyn: „die Philosophie," heißt es, „theilt sich in die theoretische oder speculative, (die blos „bey Betrachtungen stehen bleibt) und praktische (die in „Handlungen übergeht)" — was soll das heissen, die Philosophie geht in Handlungen über? auch die praktische Philosophie bleibt blos bey Betrachtungen stehen, nur beziehen sich ihre Betrachtungen auf unsere Handlungen; die Betrachtungen der theoretischen hingegen auf unsere Erkenntniß. — Im 4ten §, wo von dem Werth der Phil gesprochen wird, heißt es: „sie löse alle Fragen, über welche sich nur irgend „etwas entscheidendes sagen läßt, in allgemeine Begriffe und „Grundsätze auf;" — sind das nicht wunderliche Behauptungen! — §. 7. wird auf die Frage, ob sich die schönen Wissenschaften mit der Phil. vertragen, geantwortet: „Ja! — denn Wahrheit, als das Ziel der Phil., ist Vollkommenheit und Schönheit, das Ziel der schönen Wissenschaften ists auch." Wahrheit ist Vollkommenheit und Schönheit!! — §. 19. „Die Logik geht auf Bildung der obern Erkenntniß„kraft aus — des Urtheils, des Verstandes, der Vernunft." — das Urtheil ist ein Produkt des Erkenntnißvermögens, macht aber nicht selbst einen Theil dieses Vermögens aus. Haec sufficiant!

Gw.

Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Deutsche übersetzt. Erster Band. 395 Seiten. Zweyter Band, 448 S. gr. 8. Berlin, bey Lagarde. 2 Rthl. 8 gr.

Die berühmten Versuche Montaignes sind von jeher nicht allein von französischen sondern auch von ausländischen, zumal englischen und deutschen Schriftstellern fleißig benutzt worden.

Seine originellsten Ideen, seine trefflichsten, ihm ganz eignen Bemerkungen über unzählige Gegenstände der praktischen Philosophie sind dadurch so allgemein in Umlauf gekommen, daß sie nur für sehr wenige noch den Reitz der Neuheit haben können. Dieser Umstand darf von denjenigen nicht übersehen werden, die, ohne das Original gelesen zu haben, diese Uebersetzung mit der hohen Erwartung, wozu sie sich durch den Ruhm des Verf. und des Uebersetzers berechtigt halten, in die Hände nehmen, und nun, wenn diese Erwartung nicht ganz befriedigt werden sollte, in die Gefahr gerathen könnten, entweder über das Original oder über die Verdeutschung ein allzustrenges und ungerechtes Urtheil zu fällen. Die unvergleichliche Naivität der Urschrift hat selbst für solche Personen, denen der Inhalt nichts Neues darbietet, so viel Anziehendes, daß Montaigne auch in unsern Tagen vielleicht mehr gelesen wird, als mancher neue französische Klassiker; diese Naivität und Anmuth aber ist großentheils so unzertrennlich mit der alten Sprache verbunden, hängt von Ausdrücken und Wendungen ab, die auch der vortrefflichste Uebersetzer, dem der ganze Umfang seiner Sprache zu Gebote stand, die selbst ein Bode nicht mit gleicher Kraft, Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit im Deutschen nachbilden konnte. Sein richtiger Geschmack bewahrte ihn vor der Klippe, an der wahrscheinlich mancher andere gestrandet wäre; er versuchte nicht, den veralterten Ton seines Originals durch ähnliche deutsche Archaismen zu treffen. Auf jede andere Weise bemühte er sich zwar demselben so genau als möglich anzuschmiegen: seine Manier so treu als möglich zu kopiren; und es ist ihm gelungen, aber freylich nicht mehr, als es gelingen konnte. Vieles mußte nothwendig ohne zu hoffenden Ersatz verloren gehen. Es gieng verloren, und gleichwohl hat sich der Uebersetzer noch ein sehr großes und verdientes Lob erworben. Sein Verdienst ist, daß er alles erhielt, was zu erhalten war, und einen neuen und glänzenden Beweis seines Geschmacks und seiner Beurtheilungskraft gab er dadurch, daß er nicht mehr zu erhalten versuchte, als sich erhalten ließ.

Daß wir damit nicht sagen wollen, die Verdeutschung sey ganz fehlerfrey, sey ganz musterhaft, versteht sich von selbst. Eine solche grobe Schmeicheley ist weder der Uebers. zu erwarten, noch der Rec. zu machen fähig. Leicht würde es ihm werden, aus diesen zwey Bänden eine Menge Stellen auszu-

zeich-

zeichnen, wogegen die Kritik gegründete Einnerungen machen könnte, immer aber würden sie nur auf Kleinigkeiten hinauslaufen, und im Ganzen der weitläuftigen und mühsamen Arbeit von ihrem Werthe wenig rauben. Nur einen Punkt kann Rec. nicht mit Stillschweigen übergehen. Er bemerkte nämlich, bey einer sorgfältigen Vergleichung mit der Urschrift, daß in den Stellen, wo das Deutsche zu weit hinter dem Französischen zurückblieb, der Grund meistentheils in einer allzu treuen Nachbildung des oft sehr verworrenen und nichts weniger als gefälligen Periodenbaues des Originals lag. Ja, Hr. B. ist, wir errathen nicht warum, oft noch weiter gegangen, als Montaigne selbst, und hat uns, was dieser in mehreren Sätzen vortrug, in Einen meist sehr nachläßigen und fehlerhaften Perioden verschlungen. So leicht die Belege dieser Behauptung sich häufen ließen, so wollen wir es doch, des Raumes zu schonen, an Einem bewenden laßen:

Il me souvient avoir leu autresfois l'histoire de quelque Romain personage de dignité, lequel fuyant la Tyrannie du Triumvirat, avoit eschappé mille fois les mains de ceux qui le poursuivoient par la subtilité de ses inventions. Il advint un jour, qu'une troupe de gens de cheval, qui avoit charge de le prendre, passa tout joignant un hallier, où il s'étoit tapy, et faillit de le descouvrir.	Ich erinnere mich noch, ehemals die Geschichte eines angesehenen Römers gelesen zu haben, welcher der Tyranney des Triumvirats entfliehen wollte; und nachdem er schon unzähligemal den Händen derer, die ihm nachsetzten, durch die Behändigkeit seiner Erfindungen entwischt war: begegnete es ihm eines Tages, daß ein Haufen Reiter, der ausgeschickt war, ihn zu fahen, hart bey einem Gebüsche hintritt, worinn er sich verborgen hielt, und ihn beynahe entdeckt hätte.

Eine ältere Uebersetzung, die zu Leipzig 1754. 3. B. 8. erschien, hatten wir nicht bey der Hand, um Vergleichungen anzustellen; schwerlich würde es auch der Mühe belohnt haben. Wir wollen statt dessen noch ein paar Stellen dem Original an die Seite setzen, und daraus werden unsere Leser sich beßer von dem Werthe dieser Bodischen Arbeit überzeugen können, als nach Urtheilen im Allgemeinen möglich ist, und wahrscheinlich mit gleichem Vergnügen als Rec. bemerken, wie unge-

mein glücklich besonders launige, scherzhafte und selbst etwas schlüpfrige Stellen in derselben gerathen sind.

Passant à Vitry-le-François je peu voir un homme que l'Evesque de Soissons avoit nommé Germain en confirmation, lequel tous les habitans de là ont cogneu et veu fille, jusque à l'aage de vingt deux ans, nommee Marie. Il estoit à cette heure là fort barbu et vieil, et point marié. Faisant, dit-il, quelque effort en sautant, ses membres virils se produisirent, et est encor en usage entre les filles de là une chanson, par laquelle elles s'entre advertisent de ne faire point de grandes enjambées, de peur de devenir garçons, comme Marie Germain. Ce n'est pas tant de merveille que ceste sorte d'accident se rencontre frequent: car si l'imagination peut en telles choses, elle est si continuellement et si vigoureusement attachée à ce suject, que pour n'avoir si souvent à rechoir en même pensée et aspreté de desir, elle a meilleur compte d'incorporer une fois pour toute ceste virile partie aux filles.

Auf einer Reise nach Vitri-le-Francois bekam ich einen Mann zu sehen, den der Bischoff von Soissons bey der Firmelung Germain genannt hatte, und den alle dasige Einwohner bis in sein 22stes Jahr als ein Mädchen Namens Marie gesehn und gekannt haben. Zu jener Zeit war er sehr bärtig und ältlich, aber unverheyrathet. Er sagte, seine Mannheit sey hervorgetreten bey einem gewaltigen Sprunge, den er gethan habe. Es geht auch noch unter den dortigen Mägdlein ein Lied im Schwange, wodurch sie sich unter einander warnen, keine weiten Sprünge zu machen, sie möchten sonst Bübchen werden, wie Maria Germain. Ein so großes Wunder ists wohl eben nicht, wenn sich dergleichen Begebenheiten öfter zutragen; denn wenn die Imagination auf derley Dinge treibt, so ist sie so anhaltend, und so innig auf den Gegenstand erpicht, daß sie, um nicht so oft zu einerley Gedanken u. Vorbereitungen des Gelüstens wiederkehren zu dürfen, viel leichter davon kömmt, wenn sie einmal für alle, dem Mägdlein diesen männlichen Theil einkörpert.

Auch beyde folgende Stellen sind aus demselben Kapitel (Chap. XX. de la force de l'imagination) genommen:

A qui

A qui on a été une fois capable, on n'est plus incapable, si non par juste foiblesse. Ce malheur n'est à craindre qu'aux entreprises, où nostre ame se trouve outre mesure tenduë de desir et de respect, et notamment où les commodités se rencontrent improvueües et pressantes? On n'a pas moyen de se ravoir de ce trouble. J'en say, à qui il a servy d'y apporter le corps même demy rassasié d'ailleurs, pour endormir l'ardeur de cette fureur, et qui par l'aage se trouve moins impuissant, de ce qu'il est moins puissant. Et tel autre à qui il a servy aussi qu'un amy l'ait asseuré d'estre fourny d'une contrebatterie d'enchantemens certains à le preserver.

Wozu man einmal (in der Liebe) tüchtig ist, dazu ist man immer tüchtig, es sey denn aus wahrer Schwachheit. Dies Unglück ist nicht zu besorgen, als nur bey solchen Unternehmungen, wobey sich die Seele von außerordentlichem Verlangen und Ehrerbietung gespannt befindet; und hauptsächlich wo die Gelegenheit sich unvermuthet darbietet, und sehr dringend ist. Man hat kein Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu helfen. Ich weiß jemand, dem es geholfen hat, sich vorher so ziemlich mit Hausmannskost zu sättigen, eh er sich an solche Confituren wagte, um dadurch die Hungerwuth einzuschläfern; einen Andern, den die Jahre weniger unvermögend machten, weil er weniger vermögend geworden war. Und kenne noch einen andern, dem auch das geholfen hat, daß ihn ein Freund versicherte, er besitze eine Gegenbatterie von zuverlässigen Zaubermitteln, die ihn bey Ehren halten sollten.

La bru de Pythagoras disoit, que la femme qui se couche avec un homme, doit avec sa cotte laisser quant et quant la honte et la reprendre avec sa cotte. L'ame de l'assaillant troublée de plusieurs diverses allarmes, se

Die Schnur des Pythagoras sagte: die Frau, die mit einem Manne zu Bette gienge, müße mit ihrem Leibrock ein Weilchen ihre Schamhaftigkeit ablegen, und mit dem Rocke wieder anziehn. Die Seele des angreifenden Theils, die in allerley Furcht und Begierden schwebt, kann leicht aus

perd aisement: et à qui l'imagination a fait une fois souffrir cette honte (et elle ne l'a fait souffrir qu'aux premieres accointances, d'autant qu'elles sont plus ardentes et aspres: et aussi qu'en cette première cognoissance qu'on donne de soy, on craint beaucoup plus de faillir) ayant mal commencé, il entre en fièvre et despit de cet accident, qui lui dure aux occasions suivantes. Les mariés, le temps estant tout leur, ne doivent ny presser, ny taster leur entreprise, s'ils ne sont prêsts. Et vaut mieux faillir indecemment, à estrener la couche nuptiale, pleine d'agitation et de fiévre, attendant une et une autre commodité plus privée et moins allarmée, que de tomber en une perpetuelle misere pour s'être estonné et desesperé du premier refus. Avant la possession prise, le patient se doit à saillies et divers temps legerement essayer et offrir, sans se picquer et opiniastrer, à se convaincre definitivement à soy mesme. Ceux qui sçavent

der Fassung gebracht werden. Und derjenige, dem die Imagination einmal diese Schande angethan hat, (und sie fügt solche niemals zu, als bey den ersten Bekanntschaften, weil es die hitzigsten und begehrlichsten sind, und auch, weil man bey dieser ersten Kenntniß, die man von sich selber giebt, sich am meisten davor fürchtet, als ein Stümper aufzutreten,) geräth nach einem so leidigen Probestücke in Fieber und Wuth, die ihn bey künftigen Gelegenheiten immer wieder anfallen: Verheyrathete sind ja Herren ihrer Zeit, und sollten sich also nicht übereilen, sondern bedächtlich ihr Unternehmen nicht eher beginnen, als bis sie sich völlig gerüstet befinden. Besser ists, man setze keine so große Ehrensache darinn, das Brautlager auf dem Glockenschlag in großer Fieberwallung zu verwühlen, und warte auf eine andere und bequemere Gelegenheit, wo man ruhiger und ungestörter ist, als daß man sich dem unaufhörlichen Jammer aussetze, weil man über das erste Versagen stutzig und kleinmüthig geworden ist. Bevor man die Festung völlig in Besitz nimmt, muß der Patient von Zeit zu Zeit einen leichten Angriff versuchen und auffordern, ohne eben eigensinnig u. hartnäckig darauf zu bestehen, sich gleich von seinen Kräften entscheidend zu überzeugen.

leurs

leurs membres de nature dociles, qu'ils se soignent seulement de contre-pipet leur fantaisie. On a raison de remarquer l'indocile liberté de cet membre, s'ingerant si importunement lors que nous n'en avons à faire, et defaillant si opportunement lorsque nous en avons le plus à faire; et contestant de l'authorité si imperieusement avec notre volonté, refusant avec tant de fierté et d'obstination nos solicitations et mentales et manuelles. Si toute fois en ce qu'on gourmande sa rebellion, et qu'on en tire preuve de sa condemnation, il m'avoit payé pour plaider sa cause; a l'adventure mettroy-je en soupçon nos autres membres ses compagnons, de lui estre allé dresser par belle envie de l'importance et douceur de son usage, cette querelle apostée, et avoir par complot armé le monde à l'encontre de lui, le chargeant malignement seul de leur faute commune. Car je vous donne à penser s'il y a une seule des parties

Männer, die sich der Gelehrigkeit ihrer Gliedmaaßen bewußt sind, brauchen nur auf der Huth zu seyn, ihre Phantasie im Zügel zu halten. Man hat Ursache auf die ungelehrige Freyheit dieses Gliedes zu merken, das sich oft zur Unzeit vordrängt, und eben so unzeitiger Weise nicht bey der Hand ist, wenn wir sein am meisten bedürfen; und so ungehorsam gegen die Herrschaft unsers Willens ist, daß es trotzig und eigensinnig seinen Dienst versagt, wir mögen ihm drohen oder schmeicheln. Wenn indessen Klage über seine Rebellion geführt, und die Beweise seiner Verurtheilung geführt werden sollten, und er mich bezahlt hätte, als Anwalt seine Sache zu führen: so möchte ich vielleicht über seine Gesellen die übrigen Glieder den Verdacht ins Spiel bringen, daß sie ihm aus bloßem Neide über die Wichtigkeit und Anmuth seiner Dienste, diesen angestellten Hader angezettelt, und sich verschworen haben könnten, wider dasselbe die Welt aufzuwiegeln, und ihm boshafter Weise allein das gemeinschaftliche Verbrechen aller aufzubürden. Denn ich stelle Euch, hochverehrlichen Richter, anheim, zu bedenken, ob Ihr wohl einen Theil unsers Körpers kennt, der nicht oft unsern Willen seinen Dienst versagt? und der nicht oft wider

de notre corps, qui ne refuse à notre volonté souvent son operation, et qui souvent ne s'exerce contre notre volonté: elles ont chacune des passions propres qui les esveillent et endorment sans notre congé. — — Les ustils qui servent à decharger le ventre ont leur propres dilations et compressions, outre et contre nostre envie, comme ceux-ci destinés à decharger les roignons. En ce que pour autoriser la puissance de notre volonté St. Augustin allegue avoir veu quelqu'un qui commandoit à son derriere autant de pets qu'il en vouloit: et que Vives encherit d'un autre exemple de son temps, des pets organizez, suivant le ton des voix, qu'on leur prononçoit, ne suppose non plus pure l'obeyssance de ce membre. Car en est-il ordinairement de plus indiscret et tumultuaire? joinct que j'en cognois un, si turbulent et resveché, qu'il y a quarante ans qu'il tient son maitre à peter d'une haleine et d'une obligation constan-

das Gebot unsers Willens seinen eigenen verrichtet? Jedes von ihnen hat seinen Trieb, der es aufweckt oder einschläfert, ohne auf unsre Erlaubniß zu warten. — — Die Werkzeuge, welche dazu dienen, die Eingeweide zu leeren, erweitern sich und ziehen sich zusammen, ohn' und wider unsre Vorschrift, so gut wie die, welche zur Ausleerung der Nierensteine bestimmt sind. Und das, was der heil. Augustinus erzählt, um die Herrschaft und Gewalt unsers Willens zu erhärten, daß er nämlich Jemand gesehen habe, der seinem After gebieten können, so oft zu ertönen, als ers verlangte; und das von Vives, zu seiner Zeit noch viel weiter gehende Beyspiel, von organisirten ähnlichen Windlauten, welche genau in die Töne stimmten, die man ihnen angab, setzt eben so wenig einen unbedingten Gehorsam dieses Gliedes voraus. Denn giebt es gewöhnlicher Weise wohl eines das vorlauter wäre und ungezähmter? Hinzugesetzt, daß ich Eins kenne, das so unbändig und widerspenstig ist, daß es seinen Herrn seit vierzig Jahren her in einem Athem immer vorbrummt, und ihn ohne Unterlaß zwingt, seine Orgeln zu dulden, und das ihn wohl so zu Tode ärgern wird. Wollte der Himmel, ich wüßte es nur von Hörensagen, wie oft unser

se et irremittente, et le meine ainsi à la mort. Et pleust à Dieu que je ne le sçeusse que par les histoires, combien de fois nostre ventre par le refus d'un seul pet nous meine jusqu'aux portes d'une mort très angoisseuse: et que l'Empereur qui nous donna liberté de peter partout, nous en eust donné le pouvoir ....

Bauch, wegen Versagung eines einzigen Lauts, uns bis an die Pforten eines quaalvollen Todes führt. Es ist wirklich Jammer und Schade, daß der Kaiser, der die Freyheit ertheilte, aus dem Bauche zu sprechen, uns nicht auch dazu das Vermögen gab!

Wir haben absichtlich Stellen dieser Art gewählt, weil an ihnen, mehr als an allen andern, sich der Geschmack und die Kunst eines Uebersetzers bewähren können. — Die angezeigten zwey Bände liefern erst das erste Buch des Originals, wir haben also wenigstens noch vier Bände von gleicher Stärke zu erwarten.

Bs.

Vermischte Schriften.

Unterhaltendes Historienbuch für Bürger und Bauersleute. Herausgegeben von Heinrich Ludwig Pfaff. Gotha, bey Perthes. 1793. 21½ Bogen. 8. 9 gr.

Der Titel erklärt deutlich die Absicht des Verf.; er will nämlich den Bürgers- und Bauersleuten auf eine unterhaltende Art nützliche Lehren und gute Gesinnungen beybringen, und durch eben dieses Mittel Vorurtheile und Irrthümer zerstreuen. Diese löbliche Absicht ist doch wohl lobenswerth und gegen das Mittel läßt sich auch nichts erinnern. Man weiß, welchen Nutzen das Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein gestiftet hat und noch stiftet, gerade weil der Verf. seine Lehren in einem dem Bürger und Landmann angemessenen Tone vorträgt. Man schreibt Romane und Comödien, um die gebildeern Classen der Menschen zu unterhalten und — si Dis placet, zu belehren und zu bessern. Warum sollte nicht auch für die niedern Stände, die heut zu Tage auch in Feyerstun-

den, statt zu trinken oder Karten zu spielen, ein nützliches und unterhaltendes Buch lesen, mehr und besser als vorhin gesorgt werden? Werth sind sie es doch wohl!

Der Herausgeber dieses Volksbuches hat daher ein nach des Rec. Urtheil in aller Absicht nützliches Werk unternommen, und Rec. muß hinzusetzen, auch gut ausgeführt. Er hat seine Historien aus unsern besten Volksschriftstellern, Becker, Campe, Götze, von Rochow, Salzmann, Zerrenner u. a. genommen, und sie seinem Zwecke gemäß bearbeitet. Es sind 97 Historien, die alle irgend eine Sittenlehre zu treulicher Befolgung dadurch empfehlen, daß sie dem Leser den damit verbundenen Nutzen anschaulich darstellen, oder einen Fehler oder ein Laster und deren traurige Folgen durch eine Geschichte schildern, oder ein Vorurtheil, einen Irrthum, einen Betrug, dem diese Claße von Lesern so oft ausgesetzt ist, enthüllen. Der Ton ist sehr zweckmäßig, populär ohne ins Platte zu fallen. Wir wünschen daher, daß die gute Absicht des V. im vollen Maaße möge erreicht werden, und empfehlen es Obrigkeiten, Herrschaften und begüterten Menschenfreunden, die durch Vertheilung einer Anzahl Exemplarien Gutes stiften wollen. Lobenswerth ist es auch, daß der Verleger jedem, der eine Anzahl Exemplare zusammen nimmt und die Zahlung postfrey an ihn einschickt, das Buch für den sehr billigen Preiß von 6 gr. sächsisch noch fernerhin ausgeben will. Daß das Buch auch in Schulen zu brauchen sey, weiß Recens., der es in einer Schule hat vorlesen lassen, aus Erfahrung. Es verschafft dem Lehrer gar mannichfaltige Gelegenheit über mancherley Gegenstände sich auf eine für Schüler angenehme und doch auch zugleich sehr nützliche Weise zu äußern, wozu er bisweilen die Gelegenheit erst künstlich und mit Mühe herbey ziehen muß.

Az.

Ueber die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern, mit zwölf illuminirten Kupfern, herausgegeben von Karl Friedrich Kronbiegel, Maler in Altenburg. Altenburg, im Verlage des Verfassers. 1793. 157 S. 8.

Die

Die Dorfbewohner des Amtes (nicht des ganzen Fürstenthums) Altenburg bilden sowohl für den vaterländischen Geschicht-, als überhaupt für den philosophischen Menschenforscher ein kleines merkwürdiges Völkchen. Sie sind ein Rest der ehemaligen wendischen Bewohner dieser Gegend, und haben sich Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage, unvermischt mit ihren Nachbarn, bey ihren Sitten, Gebräuchen, ihrer auszeichnenden Tracht u. s. w. erhalten. Erst seit wenigen Jahren fängt auch bey ihnen die Zeit an, ihren allmächtigen Einfluß zu zeigen, und ohne daß von Seiten ihrer Obrigkeit durch Befehle und Machtsprüche das Mindeste dagegen versucht würde, bringt der alles mit sich hinreißende Luxus unsers Zeitalters auch bey diesem kleinen Volksstamm in Charakter, Sitten und Kleidung auffallende Veränderungen hervor. Was von ihren Eigenheiten aller Art sich erhalten, hat der Verf. gesammelt, und durch Beschreibung und Zeichnungen der Nachwelt aufbewahrt. Für diese seine Arbeit verdient er gewiß Dank, und kann als Künstler auf Nachsicht wegen seines freylich sehr nachlässigen und fehlerhaften Styls und mancher eingeschlichenen historischen Irrthümer, gegründeten Anspruch machen. Die Kupfer und die Erläuterungen derselben sind freylich der beste und interessanteste Theil des Buchs, indeß hat der Verf. doch auch sonst noch manche gute Bemerkung und Notiz aufgezeichnet, von denen wir hier einiges zur Probe mittheilen. Die in der Lausitz lebenden Wenden sollen gegen die altenburgische Nation einen unauslöschlichen Haß hegen, über dessen Veranlassung der Verf. aller Nachforschungen ohnerachtet, nichts erfahren können. Die Abneigung, ja der Haß des altenburgischen Bauers gegen die Städter ist stärker, als sonst irgendwo. Die allgemeine Farbe der männlichen Kleidung ist schwarz; die Form derselben bey Alt u. Jung, Herr und Knecht ganz dieselbe. Die Haare schneiden sie hart am Nacken ab. Ihre ledernen Beinkleider sind ungeheuer weit, und kosten 10, 12 und mehr Thaler. So einfach die Tracht der Männer ist, so mannichfaltig ist der weibliche Anzug. Für Festtage, Hochzeiten, Leichen u. s. w. haben sie eigene, ganz verschiedene Trachten. Der Hormt, ein ganz besonderer Kopfputz für unverheyrathete Frauenspersonen, der jedoch nur bey feyerlichen Gelegenheiten getragen wird, kostet 60 — 80 Thaler, erbt aber auch bey seinen dauerhaften Einrichtungen lange in Familien fort. Vor dem Busen tragen die Mädchen einen weit herangehenden Latz (Vorstecker) in

dem

dem sie Messer, Nadelbüchsen und dergl. aufbewahren. Beyde Geschlechter halten in ihrer Kleidung viel auf Reinlichkeit und Ordnung. Ihr Teint ist lebhaft, sie haben meist blaue Augen und blonde Haare. Ihr Wuchs ist größtentheils schön und schlank. An dem Tage, wo der Bräutigam von seiner Braut das Jawort erhält, wird er beym Empfang von dem Vater des Mädchens vor allen Dingen in den Pferdestall geführt; eine Sitte, die sie mit verschiedenen tatarischen Nationen gemein haben. Bey ihren Hochzeiten haben sie viel sonderbare eigene Gebräuche. Auf dem Wege nach der Kirche zur Trauung wirft der Bräutigam Geld aus. Bey reichen Bauerhochzeiten sind gemeiniglich 11 Tische, jeder mit 16 Personen besetzt. Die Braut bleibt bis zum Neumond im väterlichen Hause. — Unter ihre sonderbarsten Sitten gehört es, daß, wenn durch Aussterben einer Familie, Heyrath oder Verkauf, ein Gut in 50 Jahren z. B. an drey verschiedene Besitzer kömmt, der Vor- u. Zuname des ersten Besitzers auf die spätern übergeht, die sich gefallen lassen müssen, bey jenes Namen genannt zu werden. Nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn ist bey ihnen rechtmäßiger Erbe des väterlichen Gutes, und findet sich dann mit den übrigen Geschwistern ab. Ist kein männlicher Erbe da, so fällt das Gut auf die älteste Tochter. Von der Nationalschwachheit der Deutschen, sich durch Titel über einander zu erheben, ist auch der gedrückte und verachtete Landbewohner nicht frey geblieben. Wer ein Gut mit 2, 3 und mehr Pferden besitzt, wird Ehrengeachter und Wohlbenahmt genannt, ein einspänniger Gutsbesitzer heißt blos Wohlbenahmt. — Getraide, besonders vortreffliches Korn, ist das Hauptprodukt des Landes. Die Aehren sind sehr oft 8 Zoll lang. — Unter den altenburgischen Bauern giebt es sehr viel helle und offene Köpfe. Die Lesesucht fängt auch bereits unter ihnen an sich zu verbreiten. In der Nähe der Stadt Altenburg findet man schon einige, die nach ihrer Art ansehnliche Bibliotheken besitzen. Liebe und feste Anhänglichkeit für ihre Fürsten hat sie von jeher ausgezeichnet. Sie sind sehr gesellig und hängen mit ganzer Seele an ihrem Vaterlande. Es ist ohne Beyspiel, daß einer daßelbe willkührlich verlaßen. Man findet wenig gebrechliche Menschen unter ihnen, und sie erreichen meistens ein ziemlich hohes Alter. Personen von 90 bis 100 Jahren sind häufig. Die Zahl der ächten altenburger Bauern beträgt ohngefähr 10,000 Mann Gutsbesitzer und Hüttenbewohner, die letztern abgerechnet,

bleib

bleiben ohngefähr 2500 Bauern, die Güter besitzen und Ackerbau treiben.

H.

J. C. Ildebald's Reise nach dem Lande der Freyheit, in den Jahren 1780 bis 1790. Aus einem englischen Manuscripte übersetzt. Erster Theil. Berlin, 1793 in der Königl. Kunst- und Buchhandl. 15½ Bogen 8. 16 gr.

Ein Deutscher von Geburt, der sich aber als Kaufmann in St. Petersburg niedergelassen und ein großes Vermögen erworben hat, findet, da keine häusliche Bande seinen Geist und sein Herz beschäftigen, Behagen an politischen Speculationen. Besonders sehnt er sich nach Menschen, die im Besitze wahrer Freyheit und Gleichheit glücklich leben. Er meynt (S. 8) „Alle „Menschen könnten doch nur in Rücksicht auf die Verschiedenheiten geistiger und körperlicher Facultäten als ungleich betrachtet werden; und so sey es denn gegen die Natur, daß „ein Schwächling an Leib und Seele wackre und verständigere Männer beherrsche.“ Ferner, was die Freyheit betrifft: „so sey doch jeder Mensch, von dem Augenblicke an, da er ohne Ketten auf die Welt komme, für sich da. Um mit denen, die vor ihm da gewesen, und nach ihm kämen, etwas „zu schaffen zu haben, müsse er sie erst kennen lernen; und „um Einem von ihnen (seine Eltern etwa ausgenommen) unterworfen zu seyn, müsse er erst gut gefunden haben, sich zu „unterwerfen.“ Dies sind des Hrn. Ildebalds Privatmeynungen, um welche der Hof in St. Petersburg so weise ist, sich nicht zu bekümmern, da Hr. J. übrigens ein ruhiger Bürger ist und nur seine Gedanken über diese Gegenstände sagt. Ihm macht es indessen Freude, auch andre Leute über Freyheit und Gleichheit disputiren zu hören; und deswegen bittet er einst auf den 1sten April fünf Philosophen zum Gastmahle; einen Amerikaner, einen Venetianer, einen Engländer, einen Russen und einen Türken. Es ist der Mühe werth, (S. 13 und f.) zu lesen, was diese, jeder einzeln, zur Vertheidigung ihrer Regierungsverfassungen, nämlich der democratischen, aristocratischen, gemäßigt-monarchischen, ganz monarchischen und der despotischen, vorbringen. Wir enthalten uns, wie billig, aller entscheidenden Urtheile über diese delikaten Gegenstände,

Lande. Es läßt sich nicht leugnen, daß Jeder der fünf Philosophen die kräftigsten Gründe für seine Sache anführt; Indessen kömmt es zuletzt unter ihnen zu Schlägen — das ist nun freylich von je her die Art gewesen, wie man den Streit über Regierungsformen ausgemacht hat. Doch ärgert sich Hr. J. über diese Verkehrtheit der Menschen, und beschließt, auf Reisen zu gehn, um ein Land zu suchen, wo Vernunft und Freyheit herrschen. Zuerst nach Grönland; dort findet er, daß die Einwohner durch die Betrügereyen der Missionaire unter dänischer Bothmässigkeit gehalten werden. In dem freyen Lande der Eskimo's wird er geplündert und gemishandelt. Nun ist er kein so warmer Vertheidiger der Freyheit mehr. Bemerkungen darüber, daß die mehresten Menschen die Dinge in der Welt nach ihrem Interesse beurtheilen. In der Hudsonsbay beweist ihm ein Engländer, wie rechtmäßig und nothwendig es sey, die dortigen Einwohner durch den Brandtewein an Leib und Seele zu verderben. Hr. J. sieht daraus, daß sich jede Unthat in der Welt vertheidigen läßt. Uebrigens erfährt er, daß dort natürliche Superiorität ein Recht zum Herrschen giebt. Unter den Wilden in Quebek findet er erblichen Adel, und nimmt daher Veranlassung, Bemerkungen über die Entstehung des europäischen Adels und der gutsherrlichen Rechte anzustellen. Von dem gesellschaftlichen Tone der verschiednen europäischen Völker; Einfluß, den Gefühl von Freyheit auf die Höflichkeit hat. Einige treffende Bilder, in welchen aber der heutige Deutsche in nicht sehr vortheilhaftem Lichte erscheint. Auch unter den freyen Algonkins entscheiden Bestechungen bey den Wahlen, aber öffentlich autorisirt und im Gewande der Redlichkeit; Vertheidigung derselben, da wo niemand dem Staate verantwortlich, oder vielmehr, wo noch kein Staat ist. Der Schiffer warnt vor den Irokesen, weil sie Menschenfresser seyen; aber J. antwortet: „Das Menschenfressen ist ein gräßliches Ding, aber nicht ungewöhnlich in policirten Staaten. Ich kenne Fürsten in „Deutschland, die ihre getreuen Unterthanen Regimenterweise „verschlucken, und gelegentlich große Beförderer der schönen „Künste sind." Unter den freyen Irokesen giebt es Erbfürsten — tout comme chés nous! Ein Kind beherrscht Männer. Entschuldigung dafür in diesem einzelnen Fall, weil die irokesischen Fürsten doch die allgemeinen Menschenrechte unangefochten lassen müssen; auch nicht nehmen dürfen, sondern geben müssen. Beyspiel davon. Gehorchen heißt dort

über-

überhaupt einig seyn. Bey den Huronen hat ein größrer Grad von Cultur die Freyheit vernichtet; Betrachtungen darüber. Bey den Illinesen am Missisippi findet J. die Freyheit, die Er sucht, gleichfalls nicht, denn er will sie durchaus gepaart mit Gesetzen und Unterwerfung antreffen, ohne zu überlegen, daß tief in die Seele gegrabne Sitten ja auch Gesetze sind. Sonderbare Justitzpflege bey den Illinesen und seltene Begriffe von Ehre.

Das Volk der Natchez läßt sich von Pfaffen und Fürsten ärger belügen und unterdrücken, wie irgend eines, das Hn. J. kennt. Im Aerger ruft er bey der Abfahrt aus: „Wie sie da „stehen, die starken, stämmigen Kerle am Ufer da! Sind der „Natur kaum aus den Armen gelaufen und können nichts als „sich hudeln lassen und heulen!" Im Ganzen hat er bis dahin gelernt: „daß die Natur fast ärgere Queersprünge mache, „als die Verabredung und menschliche Weisheit." — Betrachtungen über den Unterschied unter frey seyn wollen und frey seyn. — Die Karaiben setzen, wie J. bemerkte, den Werth ihrer Freyheit im Nichtsthun, sind undankbar, niedrig, kriechend und betrügerisch. Er erklärt dies Phänomen. Nun folgt ein Hymnus zu Ehren der Trägheit, die, wie Hr. J. behauptet, die Göttin aller Länder und Völker ist. Auch bey den Abiponern und Patagoniern trifft er Freyheitssinn, aber nirgends wahre, mit Ordnung gepaarte Freyheit an. Nun segelt er nach Afrika. Gräuel des Despotismus und des von dem englischen Oberparlamente in Schutz genommenen, Menschenhandels. Auffallende Aehnlichkeit des afrikanischen Despotismus mit dem, welcher in gewissen kleinen europäischen Ländern herrscht, wo die Menschen auch mit Gewalt zum Soldatenleben gezwungen, dressirt und dann verkauft werden. Hr. Ildebald eifert gegen die Anhänglichkeit aus Gewohnheit an eine schlechte Verfassung und will, daß man immer der Vernunft folgen soll, wenn diese auch zuweilen gröblich irrt. Ueber den Adel in Guinea; Allgemeine Bemerkungen, besonders über das Point d'Honneur des Adels. Geschichte eines Usurpators, eines Nimrods unter den Hottentotten; Schlüssel zur Weltgeschichte. Betrachtungen über Despotismus und Unterwürfigkeit und wodurch beyde unterhalten werden. Ein Sturm verschlägt J. an die ost-afrikanische Küsten. Das patriarchalische Regiment der Araber gefällt ihm. Ein ankommendes Schiff nimmt ihn mit nach Trinkonomale. Er eilt von da weg nach Siam. Leibeigenschaft daselbst. Elephan-

phanten, die wie große Herren im Müssiggange bedient werden, indeß vernünftige Wesen für sie arbeiten müssen. Ob es nicht etwas Aehnliches in Europa gebe? Zwey Beine, oder vier — Vieh ist Vieh. In Tonkin regiert der Vezir; der König giebt nur den Namen her und ist selbst Sclav. Feudalsystem in Achim auf der Insel Sumatra. Aristocratismus und Pfafferey auf den moluckischen Inseln. Nirgend hat also Hr. Ildebald gefunden, was er sucht. „Naturfreyheit ist „das Ziel der Naturmenschen von allen Farben. Diese Frey„heit ist unverträglich mit Bürgerordnung. Unsre europäi„schen Bürgerordnungen sind die künstlichsten, die der Ver„stand zusammengeklügelt hat, und doch ist Naturfreyheit nicht „wiedergewonnen." — Wo soll nun also J. das Land der Freyheit suchen? — Ein Gedanke fährt ihm durch den Kopf, dessen Ausführung wir im zweyten Theile erfahren werden.

Dies ist der Inhalt des ersten Theils dieses Buches, dem wir, ohne manche der darinn geäusserten Grundsätze vertheidigen zu wollen, dennoch das Zeugniß nicht versagen können, daß es gut und unterhaltend geschrieben ist. Daß es aus dem Englischen übersetzt sey, wird wohl nur für einen Autorspaß gelten sollen.

Pk.

Etwas zur Charakteristik der Juden, von Lazarus Bendavid. Leipzig, bey Stahel. 1793. 66 S. in 8. 4 ℋ.

Ein kleiner, aber mit Geist, Kenntniß, Deutlichkeit und Wärme geschriebener, und an die Juden gerichteter Aufruf, das Ceremonialgesetz aufzugeben, und blos an der natürlichen Religion, als der reinen Lehre Mosis (?) festzuhalten. Diesen Schritt hält der Verf., der die Vorrede mit Wien im März 1793 unterzeichnet hat, für den heilsamsten, zweckdienlichsten, ja nothwendigsten, um diese Nation zu einer bürgerlichen Reform tauglich zu machen. Er zeigt dieses besonders durch die Beantwortung der beyden Fragen: 1) Welches sind die wesentlichsten Fehler der jüdischen Nation? 2) woher entstanden und beharren sie vorzüglich bey diesem Volke? Erschöpft diese Schrift gleich nicht ihren Gegenstand, welches in solchen engen Gränzen fast unmöglich ist, so verdient sie doch wegen ihrer Vortrefflichkeit von recht vielen Juden und auch Nichtjuden beherzigt zu werden.

Z.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Erstes Stück viertes Heft.
und Intelligenzblatt No. 24. 1794.

Haushaltungswissenschaft.

Neue Beobachtungen über die Bienen: in Briefen an Hrn. Carl Bonnet; von Franz Hüber'n. Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen und einigen Kupfern vermehrt von Johann Riemen. — Dresden, 1793. in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 600 Seiten in 8. 1 Rthl. 20 gr.

Rec. ertheilt meistens nur über das Wichtigste der Briefe des Hrn. Hüber's, weniger aber über die Bemerkungen des Uebersetzers, sein Urtheil; und da der Hr. Commissionsrath Riem, als Uebersetzer und Herausgeber dieser sehr wichtigen Schrift, schon über alles das, wo Hr. Hüber zu weit geht, in den Nebenanmerkungen das Nöthige gesagt hat, so werde ich vorzüglich bey dem Hauptsatze der Begattung und einiger andern Wahrheiten stehen bleiben. Daß ich freylich längstens die Begattung der Drohnen mit der Weiselin zu beweisen für sehr schwer gehalten, weil ich durch meine Weiselkästchen fast die Unmöglichkeit vor Augen gesehen; das ist wahr. Jedoch, wenn man sichere Rechnung machen könnte, daß alles, was der Hr. Hüber als probirt angiebt, wirklich auch geschehen, und wenn man ihm als einem ehrlichen Mann trauen darf, so daß er nicht etwan spekulative Muthmaßungen, wie durch Erfahrung bestätigte Glaubensgründe angäbe und

und behaupten möchte;*) dann wollte ich sagen: ich habe bisher geirret, und die Erfahrungen sind mir zu kostbar, um im geringsten widersprechen zu wollen. Indessen, da ich glaube, Bürnens habe richtig gesehen, und alles wahrhaft seinem philosophischen Principal berichtet, so gestehe ich dennoch ganz frey, daß ich bey meinen vielfachen Versuchen so weit noch nicht gekommen sey, und Hüber's Versuche übertreffen meine Weiselkästchenversuche. Dabey muß ich aber sagen, daß ich so manches antreffe, was mir etwas unreimbar vorkomme; und daher ist mir die ganze Sache von der Begattung immer noch in vieler Absicht sehr kritisch: so, daß ich nähere Versuche abwarten muß, bevor ich ganz beypflichte. Denn wenn er z. E. im 30. §. sagt, daß er einer jungen Königin von 5 Tagen freyen Ausflug verstattete, welche auch sogleich ausgeflogen, endlich das letztemal mit dem Zeichen der Begattung zurückgekommen sey, und dann nach 2 Tagen 100 Eyer gelegt hätte: so kann ich ohnmöglich zugeben, daß einer solchen Königin (die ich meistens Weiselin nenne) von 7 Tagen es schon möglich wäre; wenigstens kann ich es aus meinen Erfahrungen nicht beweisen, weil bey mir mehrere Tage verflossen sind, ehe die junge Weiselinnen Brut setzten; wo ich aber freylich nicht gerade im Stande bin, die Zeit so genau nach dem Tage zu bestimmen, weil ich dieses bey einer bisweilen eher, als bey der andern bemerkte. Ferner, wenn er behauptet, daß die Begattung schlechterdings außer den Stöcken geschehen müsse, und Beweise anführt, daß die Weiselinnen in den Stöcken, bey allem Daseyn der Drohnen, doch unfruchtbar an weiblichen Eyern und nur Drohneneyerlegend geblieben sey, in so ferne ihnen die Freyheit nicht verstattet worden wäre, diese Begattung außer den Stöcken verrichten zu können; so sehe ich ganz nicht ein, was dann für Hindernisse seyn sollten, welche die Begattung in den Stöcken unmöglich machten? Genug! die Begattung außer denselben im Fluge halte ich ganz für unmöglich, und glaube eher, daß sie auch da im Sitze, allenfalls auf einem Baumblatte, oder in Häufchen von Drohnen — wie die Crayner Herren S. 78 bemerkten — geschehen dürfte.

*) Nach dieser Niederschreibung erfahre ich, daß man sicher auf das Beschriebene trauen könne, indem Hr. Hüber ein wirklich existirender Autor und sehr rechtschaffen denkender Landwirth sey, der seit den Genfischen Unruhen sich zu Lintroes bey Nyon im Canton Bern befindet.

dürfte. Es sind zu viele Dinge, die alle zusammen eintreffen sollten; und wenn es wahr ist, daß die Weiselin die Drohnen (die ich meistens, da ich ein Schlesier bin, Threnen henne) zur Begattung erst reitzen muß, wie schwer würde sich dazu die Gelegenheit im Freyen schicken? Ich habe Zeitlebens noch keine Drohne auf Bäumen, Aesten und Blättern sitzen sehen, und im Fliegen möchte es wohl noch weniger möglich seyn, vielmehr wollte ich es lieber mit dem Herausgeber, wie ers in seinen Noten erklärt; auch von Töldi'en anführt, das, was man bey Rückkunft einer Bienenmutter am Hintertheile in weißer Gestalt antrifft, als ein Hochzeitgepränge ansehen; und vielleicht mögen sich die Weiselinnen etwa nach der im Stocke geschehenen Begattung der frischen Luft bedienen müssen und wollen: und obgleich der Hr. Hüber die Begattung außer den Stöcken nur aus den Merkmalen und Kennzeichen, die er erst bey der Rückkehr der Weiselinnen wahrgenommen, beweisen will, so kommt es immer noch darauf an, ob er nicht auf eine Art und Weise auch kann hintergangen worden seyn; und gesetzt, dieses wäre nicht geschehen, könnte denn nicht dadurch das Hin- und Herfliegen der Weiselin dieses Merkmal bey ihr erst kennbar geworden und doch die Begattung schon vor ihrem Ausfluge und zwar im Stocke geschehen seyn? Es ist diese Vermuthung noch wahrscheinlicher, als des Hrn. Hüber's seine Behauptung, welche etwas gegen Wahrscheinlichkeit streitet. Mit einem Worte: geschiehet diese Begattung, so geschiehet sie nach meinem Urtheile im Stocke, oder wohl auch nahe vor dem Stocke, so, daß nach einer fruchtbaren Begattung nur ein baldiger Ausflug gehöret. Hätte der Hr. Hüber dieselbe wenigstens so weit zugegeben, als er sie laut seinen angegebenen Erfahrungen im Stocke ganz unmöglich hält; so würde ich beynahe nunmehr die bey mir vorhandenen Zweifel zu beruhigen suchen, allein so bin ich noch verwirrter und unruhiger geworden, und werde es für jetzt immer noch dabey bewenden lassen, bis ich vielleicht künftig mehr Erfahrungen werde machen können. Unzählich unglückliche Folgen müßte doch so ein blindes Ohngefähr für die Bienenzucht haben? Ich glaube, eher wird sich die Natur eines sichern Weges bedienen; ich will so viel sagen, eher wird es in der Natur gegründet seyn, einer Weiselin eine bequeme ungezwungene Gelegenheit in dem Stocke zu verschaffen, als daß es bloß auf einen günstigen Zufall außer demselben ankommen sollte. In meinen Augen ist also die Lehre des

Hrn. Hübers in Absicht der Begattung zu viel Hindernissen und Schwierigkeiten unterworfen.

Eben so unbegreiflich ist mir auch folgender Satz, wo er vorgiebt, daß die Weiselin, in so fern ihre Begattung mit den Drohnen 20 — 22 Tage verzögert werde, alsdann weiter nichts als Drohneneyer legte, und legen könnte. Woher sollte es denn kommen, daß diese Verzögerung den Eyerstock so ganz verderben und für die Zeugung der Bienen unbrauchbar machen sollte? Da er es doch mehr als einmal beprobet haben will, so weiß ich kaum, ob ich es für unwahr erklären, oder noch schweigen solle, bis mir die Zukunft vielleicht auch günstig wird, um dieselbe Beobachtung zu machen. Doch gerade fällt mir ein: ob wir denn nicht bisweilen hiervon sichtbare Proben und Beweise haben müßten, ohne erst dergleichen Versuche mit der Weiselin vorzunehmen? Zum Beyspiele, Hr. Hüber beweist, daß keine Begattung in dem Stocke möglich, sondern erst außer demselben vorgenommen würde. Er behauptet ferner, daß die Weiselin alsdann nur Drohneneyer gelegt, wenn die Begattung nicht unter 16 Tagen erfolgen können, sondern bis 20 oder 24 Tage verspätet worden. Nun frage ich, wenn dies wahr wäre, ob man denn da nicht dergleichen Unglücksfälle oft antreffen müßte? und zwar auf folgende Weise: z. E. ich nehme den Fall an, es würde ein Stock im Anfange des März weisellos, wo er sich nun entweder von seiner eigenen, oder zugesetzten Brut eine andere Mutter zeugte; (wie bey mir erst vor einigen Jahren schon eine Weiselin den 13. März ausgieng; es auch noch eher möglich ist, da man bey guter Winterwitterung sehr oft im Januar schon Brut genug antrifft, geschweige im Februar) nun träfe es wohl, daß die neugeborne Weiselin nicht vor 20 Tagen wegen einfallender übler Witterung aus dem Stock kommen könnte, um sich zu begatten, folglich wäre der Stock, indem die Weiselin (seinem vorgegebenen Beweise nach) jetzt keine andere, als Drohnenbrut setzte, wieder aufs neue verloren, die Weiselin müßte wieder weggenommen, neue Brut zugesetzt und also wieder eine andere Weiselin gezeugt werden? Noch mehr: gesetzt auch, die Weiselin könnte wirklich bey schöner Witterung herausgehen, wo würde denn dieselbe die Drohnen finden, welche zur Begattung nöthig seyn müßten? Gewiß diese Zeit über giebt es in manchen Stöcken noch gar keine, oder nur wenige: und wenn sich nun auch einige ausgewintert haben

soll-

sollten, so können diese Geschöpfe, weil sie von Natur nur für die Wärme geschaffen sind, jetzige Zeit gar nicht einmal erst ausfliegen; nur im April und Anfang des May habe ich bisweilen erst einige unter den Bienen ausfliegen gesehen. Allein was will das sagen? wird denn die Weiselin gerade zu der Minute, wo die Paar Drohnen ausgehen, auch ausfliegen? wird sie solche denn auch bald antreffen? und können sich nicht noch vielleicht andere Schwierigkeiten finden? Da ich nun also aus eigener Erfahrung weiß, daß bey mir zu eben angeführten Zeiten vielmals Stöcke weisellos geworden, sich auch andere gezeugt, und auch eben sowohl dergleichen gedachte Witterungsumstände damit vereiniget haben, wo ich wirklich behaupten können, daß gewiß diese erzeugten Weiselinnen wegen einfallender strenger Witterung unmöglich unter 14 und mehr Tagen herausgehen können, und doch nachher die gesundeste Brut bey ihnen gefunden; ich sage, wenn ich alles dieses selbst erfahren, wo kann ich anders bekennen, als daß ich in meinen Augen nicht leicht Glauben auf alle diese von Hüber'n angegebenen Erfahrungen setzen kann; oder die Sache und das Verhältniß der Weiselin müßte dann so verwickelt seyn, daß weder Hr. Hüber noch Jemand anders, jetzt noch hinter das Geheimniß der Erzeugungsart kommen können. Ueberhaupt sind mir seine gemachten Proben mit der Weiselin etwas erzwungen; und wer weiß was für Folgen daraus entstehen, oder sich wenigstens denken lassen, wenn so sehr wider die freyen Triebe der Natur gewaltsam gehandelt wird?

Jedoch ich gehe weiter und mache einige Fragen:

1) Wenn es ausgemacht ist, daß die Weiselin die Befruchtung von den Threnen (so nennt man in Schlesien die Drohnen oder Männchen) erhält, von wem werden die Threnenmütter, oder mit einem andern Namen: die Arbeitsbienen befruchtet? Ist bey der Weiselin eine Begattung festgesetzt, so muß wohl auch eine bey diesen Statt finden; es wäre denn, daß wirklich in der Bienenzucht eine Ausnahme Statt fände, wo wir bey allen unsern Versuchen immer noch nicht das hierin Verborgene entdeckt hätten. Wollte man auf diese Frage vermuthen, daß die Arbeitsbienen als eigentliche Threnenmütter, vielleicht von den kleinen Threnen befruchtet würden, so antworte ich: in gesunden Stöcken weiß ich keinen Unterschied zwischen Threnen in Ansehung zweyerley

 Größe,

Größe, als nur dann, wie einige wollen, wenn sie Threnen oder Drohnen einzeln im Frühling und Herbste zwischen gemeiner Bienenbrut zur Zeit, wo sie nicht in Menge erscheinen, und allem Ansehen nach jetzt bloß für die Weiselin dienen sollen, erbrüten. Denn nun sind sie wohl für die Begattung der gemeinen Bienen unentbehrlicher.

2) Es glaubet der Hr. Hüber und mit ihm der Herr Herausgeber: daß eine gesunde Weiselin zweyerley Eyer zugleich lege? nämlich: Eyer zu weiblichen Bienen, wie bekannt; aber auch sodann die Eyer zu den Threnen. Ich vermuthe, daß die Weiselin, wenn sie anders vollkommen gesund ist, nur Eyer zu den weiblichen Bienen, woraus Königinnen und Arbeitsbienen, nach der im Werke belehrten Art erzeugt werden, und nicht, wie man theils glaubt, bald Eyer zu weiblichen Bienen, bald Eyer zu Threnen lege. Zwar will ich es eben nicht so positiv als eine Wahrheit behaupten, die schon klar am Tage liegt. Allein ich schließe so; nämlich, wenn man von weisellosen Stöcken zu tausendmalen schon erfahren hat, daß sie oft in 2 bis 3 Blättern, die nur gemeine Zellen enthielten, auch Threnenbrut erzeugten, und wenn in ihrem Lager gerade Threnenzellen gewesen, auch sich derselben dazu bedienten, folglich nachher in diesen Zellen die Threnen also wirklich in ihrer eigenen Größe erscheinen konnten, wie sie jederzeit bey Gegenwart der Weiselin angetroffen werden; so glaubte ich immer: sind sie einmal im Stande Threnen zu zeugen, und geschiehet es in Muthlosigkeit und bey traurigen Umständen, warum sollte man denn nicht annehmen können, daß dies Werk auch ihnen obliegen müsse, wenn die Weiselin im Stocke gegenwärtig ist? Ich weiß wohl die Gründe, welche man angiebt: denn theils behauptet man, daß diese Arbeitsbienen erst nach Verlust einer Weiselin gereizt würden, dieses Werk zu übernehmen, und wie es etwan umständlicher beschrieben wird; theils will man, daß, da das unvollkommene Geschlecht vermögend wäre, Threnen zu zeugen, es vielmehr auch das vollkommene, nämlich die Weiselin im Stande zu thun seyn würde. Allein, ungeachtet ich gleich alle diese jetzt angeführten beyden Sätze nicht für ungereimt halte, so scheinen mir doch diese oben gedachten Erfahrungen weiselloser Stöcke, in Ansehung ihrer Threnenzeugung, noch wichtiger, um ihnen dieses Werk auch bey Gegenwart der Weiselin zuzuschreiben.

den. Wäre weiter kein anderer Unterschied unter den Eyern zu Arbeitsbienen und Eyern zu Threnen, als daß bloß nach Entwickelung derselben sich dann erst der Unterschied ihres Geschlechts zeigte, so wollte ich es sehr gerne glauben, daß die Weiselin eine Urheberin beyder Geschlechter wäre, so wie die Henne und andere Thiere, das Ey sowohl zum männ- als auch dem weiblichen Geschlechte legt. Allein so sind theils schon die Eyer in sich von einander verschieden, das ist, die Threneneyer sind nicht nur weit größer und völliger, als zu den Bienen; sondern sie müssen auch einen anders geformten Entwickelungsort haben. Und dies noch nicht allein, sondern ihre ganze Gestalt weicht von den Bienen an Größe und übrigen Eigenschaften ab; folglich kann ich mir nicht zusammenreimen, wie die Weiselin könne zu gleicher Zeit vollkommen und auch unvollkommen seyn, und wie beyde Gattungen Eyer in der Weiselin gerade zu einer Zeit ihre Entstehung und Geburt, als auch dann ihre Ordnung im Legen erhalten könnten? Gewiß, da die Weiselin durch ihre Weiselzelle und übrige Verpflegung sich zur höchsten Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet, auch vermöge dessen einen großen Vorzug vor den andern Bienen erhalten hat, (ohngeachtet jede Biene ehedem dazu fähig gewesen wäre) so glaube ich sicher behaupten zu können, daß die Weiselin bey ihrer Vollkommenheit, das heißt, so lange sie gesund bleibt, nur Eyer zu Bienen, d. i. Weiselinnen, nicht aber zu Threnen legen könne. Sollte die Weiselin beydes thun? so sehe ich nicht ein, wie diese Ordnung im Stocke jederzeit, wenn sie gesund ist, hergestellt werden könnte. Unmöglich könnte sie wissen, was für ein Ey kommen würde, und ob sie es in Threnen- oder Bienenzellen legen sollte.

Noch mehr: es ist aus Erfahrung bekannt, daß es Stöcke giebt, wo die gesunde Brut zu Bienen nachläßt und an Statt dessen Threnenbrut gefunden wird, ohngeachtet die Weiselin vorhanden ist. Ich führe zwey Sätze an, wo dieser Umstand nicht von einerley Art ist. Ich habe nämlich Stöcke gehabt, wo ich theils noch gesunde Bienenbrut, dabey aber mitten unter 8, 12, 20 und mehr tüttelkäppichte Threnenbrut angetroffen; ich habe erfahren, daß es täglich schlimmer, und der ersten weniger, der letzten mehr, und endlich alles zu Threnen geworden. Ein einzigmal weiß ich mich zu besinnen, daß es bey einem Stocke schon mit unter etliche

kappichte Threnentüttel gab, endlich nachließ, und die Bienenbrut wieder rein und gut wurde. Dies mag wohl der Fall seyn, wovon Hr. Riem und andere, wie ich auch oben schon anführte, sagen, daß Threnen im Frühlinge und Herbste, wenn die Bienen mit ihrer eigenen, d. i männlichen Brut nicht bis zu den vielen Threnenzellen gelangen, um einzeln zwischen anderer Brut in gemeinen und daher vorwärts verlängerten Zellen erbrüten. Ich rede hier aber von einer andern Zeit und zwar von der ordentlichen und starken Brutzeit des Sommers, und daher entsteht die Frage: sollte wohl die Königin mit ihrer Eyerlage inzwischen etwas geirret, und möchten die Bienen dagegen mehr gelegt haben? *) Wenn nun aber gar keine Bienenbrut mehr, sondern alles kappichte Threnenbrut in Stöcken vorhanden ist, da würde es sich nach zwey Sätzen folgendermaßen erklären lassen. Entweder die Weiselin ist in solchem Zustande ganz unfruchtbar, sie kann also auch nicht einmal Eyer legen, wovon Threnen werden; und diese Eyerlage, das ist, die in dergleichen Stöcken angetroffene Brut, rühret auf diese Art schlechterdings nur von den Arbeitsbienen her, die das Fehlerhafte im Mangel der Brut gewahr werden, und dies nun selbst durch Bruteinsetzen zu verbessern gedenken; weil sie aber ihren Saamen, woraus nur Threnen werden, in Bienentüttel, d. i. in gemeine Zellen setzen, diese aber zu ihrer Ausbildung zu klein sind, so werden sie folglich genöthigt, jedes Tüttel zu verlängern, und Kappen oder Köpfe darauf zu machen, (daher bey weisellosen Stöcken zur Sommerszeit der Namen: Kappenbrut auch Koppenbrut entstanden ist) so, daß aus solchen, ob zwar kleinen, aber etwas verlängerten Zellen nun eine Art Threnen entstehen, die man hingegen bey gesunden Stöcken nicht immer (nur im Frühlinge und Herbste, wie mehr gedacht, wenn die Bienen nicht in großen Zellen

*) Nach dem Abschluß dieser Recension schreibt mir Hr. Riem, daß er verschiedentlich und auch noch heuer diese Erfahrung im Sommer gehabt: es seyen dies eigentlich nur solche Stöcke, wo zwischen Brut zu gemeinen Bienen, auch Brut zu Threnen erbrütet würde, wenn sie den ersten Schwarm abgelassen und darin nun mehrere Königinnen viele Tage hindurch gerufen, aber wegen übler Witterung nicht geschwärmt hätten. Da nun bey diesen Stöcken unbefruchtete Königinnen seyen, so wäre natürlich Ruhe in Eyerlagen zu weiblichen Bienen. In der Folge ward alles wieder in Ordnung gebrütet.

Zellen Brut anlegen)' findet. Dies wäre also der Fall. Auf die zweyte Weise könnte man folgendes muthmaßen: die Weiselin ist bey dem Zustande eines solchen Stocks in ihrer Eyerlage verderbet und fehlerhaft, sie verfällt also zurück in die Unvollkommenheit, in die Schwäche, in der sie ebenfalls, gleich wie alle gemeine Bienenmütter, (nämlich Arbeitsbienen) würde geblieben seyn, wenn ihr Ursprung (nämlich das Ey) nur ein Bienentüttel oder gemeine Bienenzelle, zur Entwickelung erhalten hätte. Mit einem Worte, sie die Weiselin oder vollkommene Mutter verliert ihre ausgebildete höchste Vollkommenheit, und wird an Naturkräften eben den gemeinen und unvollkommenen Müttern, welche jederzeit nur im Stande sind, bloß Threnen zu legen, gleich; und endlich wird sie ganz unfruchtbar.

So viel vom 1ten Theile, nun zum 2ten. Ich fange bey den §. 112. an. Der Ausgang der Weiselin ist wirklich verschieden, wie aus folgendem zu sehen ist: Erstens, wie ich schon meldete, schnitte ich den 3ten April alle Täfelein mit Threnenbrut heraus, und setzte alsdann gehörige gute Brut zu. Nun entdeckte ich in kurzem wieder einen weisellosen, wo ich ebenfalls ganze Blätter verstrichener Threnenbrut in Threnentafeln fand. Weil nun weisellose Stöcke meistentheils mehr wie ein Weiselhäusel ansetzen, so hoffte ich durch diese Gelegenheit dem zweyten weisellosen Stocke vielleicht mit einem verstrichenen zu helfen, wollte aber nicht zu zeitig nachsehen, weil die Bienen bisweilen eigensinnig werden, und die Weiselbrut nicht mehr beliegen, oft gar zerstören, wenn sie von der Brut weggeräuchert und beunruhigt werden. Ich sahe also den 15ten April hinein, und befand zu meinem Aergerniß vier offene Weiselhäuschen, wo dieselbe vielleicht schon vorhergehenden Tag ausgegangen seyn konnten; und wenn es auch erst des Nachts geschehen, so waren es doch immer erst 12 Tage, als ich die Brut zugesetzt hatte. 1772 nahm ich einem Stocke Frühjahrszeit die Weiselin weg, satzte andere Brut aus einem sehr guten Stocke zu; den vierten Tag fand ich vier verstrichne Weiselhäuschen, nämlich zwey und zwey beysammen: ich schnitte zwey davon weg, satzte sie in ein Weiselkästchen, wo sie die Bienen vollends ausbrüteten; die andern beyden waren im Stocke nach zwey Tagen, nämlich den 11ten nach dem Brutzusetzen ausgegangen. Mit 12 Tagen sind sie mir oft ausgegangen, bisweilen aber auch erst mit

15 — 16 Tagen. Wenn dieses aber mit 18 — 20 Tagen nicht geschahe, dann habe ich nachgehends die Häuschen behutsam geöffnet und die Brut darinnen jederzeit tod gefunden. Nun will ich zwar zugeben, daß die Erwählung der **Maden** in Absicht ihres **Alters** immer schon etwas zu ihrem **frühern** oder **spätern Ausgange** beytragen könne; allein daß es weit mehr auf die Emsigkeit der Bienen ankommt, jeden **Zeitpunkt** recht wohl wahrzunehmen, und hauptsächlich auf das **Bebrüten** und **Erwärmen** derselben, und daher ist meine Meinung diese: Mancher Stock ist so emsig und unermüdet im Belliegen der Weiselbrut, daß sich so zu sagen der ganze Rest von Bienen Klumpenweise dahin begiebt, und bey einem andern ist sie oft sehr schwach bedeckt; folglich kann auch der Ausgang der Weiselinnen bey den letztern nicht so beschleuniget werden, als bey jenen. Wie viel Tage eine Made noch zu Bestimmung einer Weiselin fähig seyn könne, läßt sich also nicht so pünktlich angeben. Was übrigens der **Herausgeber** über die vorgegebene **Verwandlung** entgegen Hr. **Hüber** sagt, ist sehr schön und gründlich, und ich sage ebenfalls: die von der Weiselin gelegten Eyer erlangen ihrer Natur nach die **höchste Vollkommenheit** und **vollkommene weibliche Ausbildung dann erst**, wenn sie **wieder in Weiselhäuschen (Weiselzellen)** erzogen werden; hingegen werden ihre weibliche **Geburtsglieder nicht gehörig** entwickelt, sondern eingedrückt, so zu sagen **verkrüppelt** und **unvollkommen**, wenn sie nur in **kleinen** und **alten** Königlichen, besonders aber in **ordentliche gemeine Bienenzellen** erzogen werden; wo sich ihr Eyerstock dann nur fähig befindet, Threneneyer zu legen. Der **Herausgeber** nennt also alle Arbeitsbienen mit Recht: **unvollkommene Königinnen oder Weibchen.**

Daß §. 117. behauptet wird: **die Bienen bauten zu einigen Zeiten des Jahrs königliche Zellen, und die Weiblichen, nämlich Weiselinnen, setzten darinnen ihre Eyer ab, woraus Maden ausschlupften, welche zu Königinnen würden**, ist ebenfalls meine Meinung. Allein, ich gebe es bestimmter an und sage: Nur um die Schwarmzeit geschiehet dieses, außer dieser Zeit aber nicht, doch sind die von der Weiselin selbst **hinein abgelegten Eyer**, wenn daraus Königinnen werden, keine andern als jene, woraus Arbeitsbienen werden. So meint zwar Hr. **Hüber** es nicht, allein er hat **hier** wohl Unrecht: wie ihm der **Herausgeber** auch sagt.

§. 118.

§. 118. Diese Häuschen nenne ich nur Weiselkappel, sie sind also gar nichts tiefer als eine Bienenzelle, folglich hindern sie die Weiselin gar nicht im Hineinlegen, weil sie erst alsdann nach und nach mit Wachsthum der Made verlängert werden.

§. 120. Daß die Arbeitsbienen Threneneyer legen können und wirklich in weisellosen Stöcken ganze Tafeln voll Brut gefunden werden, ist schon längst ausgemacht, auch sind tausend und aber tausend Erfahrungen da, und wird in Ewigkeit kein Zweifel dagegen eingewendet werden können: allein ob sie es alle im Stande sind, das kann ich eigentlich nicht erklären; jedoch mache ich für jetzt keine Einwendung dagegen, wenn ich gleich in der letzten Anmerkung über §. 159 solches allen Bienen zutraue. Freylich ereignen sich auch hier Dunkelheiten, und fällt mir wieder sogleich die Frage bey: Wer begattet sich denn mit den Arbeitsbienen? Daß es die kleinen Threnen thun, glaube ich. Doch kann es aber auch wohl seyn, daß die großen und kleinen Threnen einerley verrichten können.

§. 141. finde ich, daß auch der Herausgeber von der Weiselin die Legung der männlichen Eyer als glaubhaft anzunehmen bewogen worden. Wegen dieses Satzes befinde ich mich aber immer noch in einer Wildniß; immer muthmaße ich gegenwärtig noch, daß es die Arbeitsbienen allein verrichten, wie ich im Vorigen meine Schlüsse dargethan habe. Erst nach der Zeit habe ich wieder einen Stock bey Jemanden unter die Hände bekommen, welcher in der Threnenarbeit die gesündeste verstrichene Threnenbrut in der beßten regelmäßigsten Ordnung stehen hatte, und dem ich bey seinem weisellosen Zustande Brut zusetzen mußte. Unmöglich kann ich bey einem solchen Anblick anders denken, als daß diese Zeugung der Threnen zuverläßig auch bey Gegenwart der Weiselin von den Bienen geschehen müsse. Was sollte sie davon abhalten? Sollte sie etwa bey Gegenwart derselben keinen Reitz zur Begattung fühlen? Gewiß in der einen Absicht weit mehr, da ja bey Weisellosigkeit die größte Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, Traurigkeit und Gram herrscht. Oder sollten sie es nur unterlassen, weil die Weiselin ohnedies schon die Vermehrung besorgte und sie es nicht nöthig hätten, mithin dieses Geschäft für ihre Person dann erst nothwendig hielten, wenn dieselbe fehlte? ja ich sage, sollten sie dann erst Reitz zur Begattung fühlen? Gewiß, wenn man den Vernunftschlüssen folgen will,

so

so muß wohl ein jedes sorgen, daß es der Natur am angemessensten sey, wenn man behauptet, daß die Weiselin, wenn sie gesund sey, nur Eyer zu Arbeitsbienen, und nicht zugleich auch Eyer zu Threnen lege; gewiß man würde so vielen Schwierigkeiten entgehen. Freylich kann dis durch keine innerliche Untersuchung der Weiselin leicht entdeckt werden; allein ich weiß, wie sich oft Ungewißheit und Zweifel auch bey dergleichen Uebungen mit einschleichen, und wie man gewiß nicht alles so genau entdecken, ja vielmehr oft noch auf unrichtige Schlüsse und Scheingründe verleitet werden kann. Ich bleibe also gegenwärtig immer noch bey dem Satze: Die Weiselin legt, wenn sie vollkommen gesund ist, nur allein Eyer zu ihres Gleichen, oder, welches einerley ist, zu Arbeitsbienen, und dann erst, wenn sie ungesund und fehlerhaft ist, können ihre Kräfte sinken, und sie so den Arbeitsbienen in der Natur gleich werden, daß sie nur Threneneyer legen können. Genug, wir wollen der Zeit den Lauf lassen, wer weiß ob sich dieser Gedanke in der Folge nicht noch rechtfertigen wird.

§. 144. weiß ich gar nicht was ich über das sagen soll, was Hr. Hüber von einer Weiselin angiebt. Unmöglich kann ich einsehen, wie eine Weiselin, die 10 Minuten eher ausgegangen wäre, bald so viel Einsicht und Beneidung haben sollte, die andern noch stehenden jungen Weiselinnen auszuziehen und zu zernichten. Nein, sie ist und lebt wohl noch in der Unschuld; und überhaupt kann ich mich nicht überzeugen, daß es die Weiselinnen jemals thäten, vielmehr schreibe ich es den Bienen zu. Wenn weisellose Stöcke die ersten Weiselinnen ausgehen sehen, dann behalten sie sich eine (oder auch einige Weiselinnen) kurze Zeit, die andern Weiselzellen vernichten sie nun gemeinigsich, reißen die Maden zur Seite heraus, wie sie am ersten dazu kommen können. Dieses thun sie, im Fall sich die Bienen nur eine Weiselin behalten; hingegen um die Schwarmzeit gilt dieses nicht jederzeit, sondern sie lassen sie bisweilen alle ausgehen, und es ziehen zwey Schwärme hinter einander in etlichen Tagen mit den übrigen Weiselinnen fort; wie z. E. bey mir ein solcher Schwarm 11 Weiselinnen bey sich hatte. Daß die Weiselinnen, wenn sie einander zu nahe kommen, sich verletzen, auch gar tödten können, glaube ich. Daß aber das Schreyen derselben in den Stöcken zur Schwarmzeit davon herrühren sollte, läugne ich

sich ganz und gar. Kämen die Weiselinnen einander nur einmal so nahe, daß sie sich bissen, dann würde gewiß die eine oder die andere tod bleiben. Nein so gefährlich ist es nicht. Fürs erste hat jede Weiselin im Stocke schon ihren Anhang (und wenn er auch noch so klein wäre) von Bienen, die sie umlaufen, bedecken und einschließen. Das Rufen der jungen Weiselin ist eine ungezwungene Veranlassung, eine Eigenschaft, die schon einmal bey ihnen Statt findet und nie vom Verfolgen der Weiselinnen selbst, sondern theils von der Natur, theils, wenn ich noch was zugeben sollte, eher von den Bienen veranlaßt werden könnte, welche sie vielleicht durchs Treiben und Verfolgen zum Auszuge nöthigen wollen. Oder vielleicht geschieht es wegen ihrer eigenen Unruhe, daß sie sich selbst nach eingepflanzten Trieben der Natur nach einer neuen Herberge sehnen, und was vielleicht der Gründe mehr seyn können. Genug, daß ich vor der Hand ohnmöglich etwas anders glauben kann, als daß es eine freye von Natur ihnen schon eingepflanzte Gewohnheit und Eigenschaft derselben sey. Es haben bey mir Weiselinnen, welche ich bey Ablegern in ein mit Gittern zweyfach versehenes Gefängniß gesetzt, ihr dit, dit hören lassen, welche aber weder von Bienen noch einer andern Weiselin verfolgt werden können. Es ist also wohl hier eher Antwort, wenn eine andere gerufen hat?

§. 145. schreibt Hr. Huber, daß er niemals Streit zwischen den Königinnen und Arbeiterinnen, wohl aber zwischen den Königinnen unter sich selbst gesehen hätte. Das widerlege ich mit der größten Dreistigkeit. Sehr oft bin ich durch das Verirren der jungen Weiselinnen bey Schwärmen oder gemachten Ablegern in Unglück gesetzt worden; ich bin dazu gekommen, wo die Weiselinnen aus Versehen theils an die Nebenbrute der benachbarten Körbe geflogen, theils aber auch gar zum Flugloche hineingegangen sind. Wer dergleichen gesehen, der wird von einem wie Wuth übertriebenen Zorn der Bienen zu sagen wissen; ganze Haufen hatten sich zusammen begeben, sich so sehr in einander gefügt, daß ich sie nicht aus einander bringen konnte. Jede Biene ist fast rasend, um der Weiselin, die sie umschließen, Stiche anzubringen; ich bin oft nicht im Stande gewesen, selbige aus einander zu bringen; und wenn es geschahe, so begaben sie sich immer wieder in der größten Wuth zusammen und über sie her, bis ich sie mit Gewalt rettete,

tete, wenn sie bisweilen noch lebte, allein in kurzen Augenblicken verschied. Eben dergleichen ist mir passiret, daß Ableger diese hineingegebenen Weiselinnen bisweilen schon bald in der Zelle, bisweilen erst beym Herauslassen erbissen. Freylich geschiehet dies selten, allein ich habe es doch einigemal erfahren müssen, und gebe es daher den Kennern anheim.

§. 151. Hier kann ich nicht vorbey; es behauptet der Hr. Herausgeber in der Anmerkung, daß eher nicht Weiselinnen erzeugt würden, als bis eine im Stocke fehlte, und nennet es seinen Lieblingssatz. Ohngeachtet nun zwar diese Wahrheit im gewissen Verstande ein Generalsatz ist, auch in alle Ewigkeit bleiben wird, so findet sie dennoch eine Ausnahme, daß nämlich die Schwarmzeit schlechterdings ausgenommen werden muß. Hier kommt es darauf an, daß man einen Unterschied mache, unter einem zufälligen und denjenigen Schwärmen, wo mit Fleiß mit gemeinschaftlicher Anstalt Vorkehrungen dazu getroffen werden. Ein zufälliges Schwärmen nenne ich, wenn Stöcke etwa um die Schwärmzeit ihre alte Weiselin verlieren, alsdann andere zeugen und bey dergleichen Gelegenheit zugleich einen Schwarm mit abschicken. In solchen Fällen hat der Hr. Herausgeber Recht, und dessen Lieblingssatz findet hier seine Bestätigung. Allein nie aber im zweyten Falle, nämlich bey dem ordinären Schwärmen, welches mit Vorsatz, das heißt: nicht durch Verlust der alten Weiselin und Zeugung einer neuen, sondern mit gemeinschaftlichem Unternehmen, durch Veranlassung des guten oder schlechten Fluges, der Menge der Bienen, des Naturtriebes, und dergleichen geschiehet, wo oft die Weiselhäuschen zuvor gebaut, Eyer hineingelegt werden, wo überdies die Brut im Stocke bey Erfolg des ersten Schwarms, bis auf die Maden und neugelegten Eyer, gehörig in seiner Ordnung angetroffen wird, wo also Kennzeichen genug vorhanden, daß die alte Weiselin bis gegenwärtigen Tag im Stocke müsse da gewesen seyn. Ich sage: in dem Falle ist es ohnmöglich, daß dieser Lieblingssatz statt finden könne, unmöglich, daß eher kein Schwärmen erfolgen sollte, als bis die Altmutter tod oder verloren gegangen wäre, mithin also dann erst Veranlassung erhielten, neue Weiselinnen zu erzeugen. Sollte mir der Hr. Herausgeber nicht bald Beyfall geben, da ich schon oft privat mit ihm darüber korrespondirte? Wahr ist es immer, daß dieser Lieblingssatz überaus verführerisch

sey,

seyn, ich habe selbst anfänglich damit gekämpfet, wäre bald Vertheidiger geworden; allein dann stellte ich Versuche an, machte Untersuchungen, und fand endlich, daß dieser Satz nicht in allen Fällen Stich hielt, und also schlechterdings nicht durchaus angenommen werden konnte. Alle Erfahrungen bey Seite gesetzt, so kann die einzige schon hinlänglich seyn, zum Beweis: daß die alte Weiselin im Stocke nicht verloren gegangen, wenn, wie schon erinnert, am Tage des ersten Schwarms wirkliche Eyer unter der Brut zu finden sind. *) Ist dieses nicht, sondern es fehlen Eyer und Maden, dann findet jener Lieblingssatz Statt, und dieser Schwarm ist nur zufällig zu nennen, es werden auch keine Nachschwärme erfolgen, sondern wenn wirklich zwey Schwärme abgeschickt werden (welches sehr selten geschiehet und der Stock sehr stark seyn müßte) kommen sie bisweilen in einem oder unter zwey Tagen; wie mir dieses selbst vorgekommen ist.

Ueber §. 164 und 165. habe ich nichts hinzuzusetzen. Die beygefügten Anmerkungen sind schön und richtig, besonders geb ich selbst zu, daß sich die Bienen nach Verlust der Weiselin (den ich ebenfalls oft in einigen Minuten bald bemerkt habe) gewisser Loosungszeichen bedienen. Man könnte viele Beweise und Beyspiele hievon anführen, wie nämlich die Bienen in ihren Verhältnissen, Verrichtungen u. dgl. einander durch gewisse Töne und Bewegungen verstehen. Ebenfalls ist die Anmerkung sehr richtig, daß bey Wegnahme einer Weiselin, die Zutheilung einer neuen bey den Bienen nicht die Wirkung und innere Ruhe hervorbringt, als es geschieht, wenn sie ihre alte im währenden Tumult wieder erhalten, weil die neue Weiselin (wie auch der Hr. Herausgeber sagt) nicht die Stimme und Loosungszeichen wie die alte hat; wozu ich für meine Person noch beyfüge: daß überdies der eigne Geruch, das Wittern, die feine Empfindung, so jeder

Stock

*) Was mir hierauf der Hr. Herausgeber privat nach dieser Niederschreibung antwortete, muß ich den Kennern noch hier nachtragen, da es auch mir sehr gültig zu seyn scheint: nämlich daß im Falle, wenn wirklich bey Anwesenheit einer Mutter und Abgang des Schwarms, die mit abgegangene die älteste von den jungen Königinnen seyn könne, die — wenn sie einige Tage allein blieb, Eyer gelegt haben konnte, und da bald darauf eine neue ausschlupfen wollte, sie den Stock mit einem Schwarm verließ.

Stock besonders eigen hat; und wodurch sie sogleich fremde Bienen erkennen und anhalten, eine Hauptursache sey, wodurch jeder Stock gleich entscheiden kann, was in und außer ihm vorgehet. Nie muß es also gewagt werden, eine fremde Weiselin in einen weisellosen Stock laufen zu lassen, weil es ihr gewiß das Leben kosten wird, indem die Bienen sich nicht gleich besinnen, solche zu schätzen, und als ihre Erhalterin des Staats liebevoll anzunehmen. Hat man doch Erfahrungen, daß sie in der ersten Hitze, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die zugesetzten Weiselinnen sogar in den Weiselgefängnissen tödten, wenn theils die Gitter etwas weit von einander stehen, oder die Weiselin nicht auf einer jeden Seite Schutz erhalten kann, bis alsdann die Bienen, so zu sagen nach und nach, sich selbst kennen lernen, ihren Zustand einsehen, endlich die Weiselin empfinden, und zu lieben anfangen: worauf man ihnen dann nach 12 — 24 Stunden die gefangen zugesetzte Weiselin erst frey zugeben kann. Ich will meinen Satz durch ein Exempel erläutern. Vor einigen Jahren machte ich einen Ableger von einem Stocke, den ich zu dem Ende schon im Frühjahre 20 Schritte vom Bienenstande entfernt hatte; ich nahm eine gezeugte Weiselin, und fuhr in meinen Verrichtungen fort, mit der gewissesten Hoffnung, daß es ohnmöglich fehlschlagen könne, zumal die Bienen doch auf der Stelle bey Entfernung der andern Stöcke aushalten müßten. Allein demohngeachtet gieng es nicht von Statten. Wider meine Erwartung verließen die Bienen, welche anfänglich gut hineingiengen, die Beute, worin doch die in einem Gefängniß eingesperrte Weiselin gewesen, sie sahen den Betrug ein, schwärmten in der Luft hin und her, bis sie endlich in den Bienenstand trödelten, und sich alsobald in alle Stöcke eintheilen wollten. Nun wurde ich genöthiget, in der größten Geschwindigkeit den alten Stock wieder an die Stelle des Ablegers zu setzen, und dann funden sich allenthalben die zerstreut herumirrenden Bienen in einigen Minuten wieder zusammen. Hier beweist sich ihr Loosungszeichen, wodurch sie hier alles darnach ausrichteten; denn sogleich als nur einige Bienen ihren alten Stock erkannten; fiengen sie an am Flugloch zu schnurren, zu summen, und gleich fanden sich alle Bienen hinzu. — — Da ich nun aber immer mit dem nicht zufrieden seyn konnte, dachte ich auf einen andern Versuch; ich nahm zu dem Ende die junge Weiselin aus dem Ableger wieder heraus; und da ich sie ohnedies in einem Wei-

Weiselhäuschen hatte, wo zweymal Drathgitter über einander angebracht waren; so konnten sie also die Bienen nicht dadurch erlangen, wenn sie gleich Willens gewesen wären, sie zu tödten: sofort legte ich sie von Stund an in den Stock unter die Bienen, von welchem ich den Ableger machen wollte, in der Absicht, damit sie die Empfindung und den Geruch des Stockes und der Bienen über Nacht bekommen sollte. Folgenden Tag verfuhr ich ebenfalls so, wie des vorigen Tages; und da die Weiselin 24 Stunden im alten Stock gelegen hatte, so giengen die Bienen nun wie gewöhnlich in die Ableger...te, und sie blieben auch ruhig, bedeckten die Weiselin, formirten ein Lager, flugen und höselten noch denselben Nachmittag; und nun machte ich also die Folgerung: daß der innere Dunst und Geruch der Bienen des Stockes der Weiselin in der Zeit des Innenliegens mitgetheilet und sie ihrer Loosungsstimme gewohnt worden, wornach die Confusion verhütet wurde, welche vorigen Tages entstand. Zwar ist an dem, daß dieses eben nicht schlechterdings nothwendig ist, indem ich es bey meinem vielen Ablegermachen nicht allemal gethan; allein demohngeachtet muß ich doch sagen, daß mir wirklich alles geruhiger zugegangen, wenn ich die junge Weiselin vorher in eben den Stock, wovon ich den Ableger machen wollte, legte. Nur muß schlechterdings das Weiselhäuschen oder Gefängniß so beschaffen seyn, daß ihr die Bienen nichts anhaben können, sonst ist sie gleich in der ersten Minute geliefert.

Bey folgendem §. sage ich nochmals, daß man niemals eine Weiselin, ohne sie vorher einige Tage einzusperren, unter die Bienen lassen solle: ich bin oft in etlichen Tagen noch in Gefahr gekommen, wenn die Bienen dann dieselbe nach Oefnung des Gitters anhielten, auch bisweilen die Weiselin schrie, sich losmachen wollte, und wenn sie ihnen entwischen konnte, ängstlich und flüchtig zwischen die Tafeln eilte; allein am Ende doch angenommen worden war. Daß gleich nach dem §. 168. in der Anmerkung: Hrn. Huber's viel von einer willigen Annahme der Weiselin geredet wird, davon mag ich bey meinen weisellosen Stöcken nicht Gebrauch machen, solches auf ihre günstige Laune ankommen zu lassen; will auch jeden warnen, die Bienen wären denn in andern Gegenden von anderer Temperatur. Genug, wenn auch desfalls glückliche Fälle angeführt werden könnten, so achte ich es nicht rathsam, solches nachzuahmen.

Was er ferner in der Anmerkung behauptet, daß die Bienen bey aller gütlichen Behandlung der Weiselin anfänglich doch noch an der Erbauung angesetzter Weiselhäuschen fortgefahren hätten, hat seine Richtigkeit. Habe ich doch selbst zu mehrmalen erfahren, daß die Bienen bey gemachten Ablegern, oder bey alten Stöcken, die sich nach Verlust ihrer Weiselin andere zeugten, auch dann noch wieder aufs neue anfiengen, Weiselkappen anzusetzen; und als ich hierdurch den Verlust ihrer Weiselin wieder vermuthete, und zu dem Ende Brut zusetzte, sie alsdann auch sogar Maden erwählten, Weiselhäuschen bauten, diese auch bisweilen bis zum Verstreichen gelangten, solche aber oft wider mein Erwarten schnell verwüsteten, so, daß es mir anfänglich, ehe ich es verstehen lernte, noch weit mehr Unruhe erweckte, bis ich dann in wenig Tagen schon eingesetzte Eyer antraf, folglich schließen konnte, daß es seit dem letzten Brutzusetzen, wenn auch gleich wirklich auf der inwendigen Seite des Blattes eine Weiselin ausgegangen wäre, doch diese angetroffene Eyer nicht von ihr gelegt seyn können, sondern also von der ersten Weiselin gelegt worden seyn. Die Ursache ist nun diese, die Weiselin, ohngeachtet die Bienen sie auch annehmen, und sie wirklich sicher unter ihnen wandeln mag, ist, wie ich oben schon gesagt, anfänglich noch in ihrer Unschuld; die Bienen erkennen sie wirklich in der ersten Zeit noch nicht recht als Bienenmutter, bis sie dann fruchtbar wird, und zu legen anfängt, welches die Bienen erst aufmerksam macht, so, daß sie nun solche für das halten, was sie wirklich ist, und sie schlechterdings gewünscht und gesucht haben; mithin nunmehr dasjenige so schnell wieder verwüsten und zu Schanden machen, was sie zeither aufs neue nach dem letzten Brutzusetzen angebauet und verpflegt hatten. So erkläre ich mir nun die Sache, die ich oft erfahren und mir anfänglich, ehe ich recht hinter der Bienen Eigenschaft kam, vieles Aergerniß verursachte, wenn ich gleichsam hierdurch veranlaßt wurde, zu muthmaßen, daß sie gewiß ihre ersten Weiselinnen wieder verloren haben müßten.

§. 170. 171. 172. Die Threnenschlacht ist verschieden. Man siehet oft zwey bis drey Bienen einer Threne anhangen, welche sie auf allen Seiten anpacken, als wenn sie mit Gewalt umgebracht werden sollte, allein es scheinet am Ende doch, als wenn es noch nicht der wahre Ernst wäre, und die Threne entwischt ihnen. Zu einer andern Zeit hingegen

gen beweisen dieselben mehr Ernst, und die Threnen werden wirklich getödtet. Freylich findet man hierinnen einen großen Unterschied zwischen den Stöcken selbst, in Ansehung ihrer Gesinnungen und Leidenschaften. Ohngeachtet ich nun zwar glaube, daß die Bienen mit ihrem Munde und Zwicken durch Beissen, Kneipen und dergleichen, nicht weniger auch durch den Stachel ihnen an ihrem Körper und ihren Flügeln Schaden thun können, so glaube ich hingegen auch dies, daß viele derselben verhungern müssen, weil manche Stöcke, die sie nicht so gar schleinig und grimmig tödten, hingegen selbige außer ihrer Arbeit vertreiben, in die Unterheute jagen, und also ihnen den Genuß der Nahrung versagen. Die Threnen, als nun freylich dumme einfältige Geschöpfe, lassen und müssen es sich gefallen lassen, weil die Natur ihnen keine Werkzeuge zur Gegenwehr verliehen hat; sie sondern sich zu ganzen Haufen, und wenn sie im warmen Mittage noch einen Versuch zum Ausfliegen wagen, und etwan gelegentlich zu dem Flugloche des Stocks ausgehen, so fallen sie ins Gras, weil sie sich ihrer Flügel nicht mehr gehörig bemächtigen können; vielleicht mehr aus Hunger und Schwäche, als aus Verletzung der Flügel. Wahr ist es, daß weisellose Stöcke die Threnen nicht abschlachten, bis eine Weiselin von eigener oder zugesetzter Brut ausgegangen und fähig ist, Brut zu setzen; dann gehts es auf einmal vor sich, und es ist dies ein sichrer Beweis, daß nun der Stock wieder gesund sey.

§. 187. Daß neugelegte Eyer der Weiselin, in so fern man sie in gegitterte Schachteln setzte, alsdann ausschlupfen sollten, glaube ich nicht, ohngeachtet ich zwar keine Versuche gemacht, weil ich vermuthe, daß sie des aus dem Leibe der Mutter mitkommenden Klebesaftes beraubt werden, folglich vertrocknen, und Schaden leiden würden. Vielmehr will ich vermuthen, ob nicht die Bienen, ehe diese Eyer ausschlupfen, selbige vorher nochmalen mit etwas Nahrungssaft anfeuchten mögen?

§. 188. finde ich sehr unbestimmt vom Hrn. Hüber, da er schließt, daß wenn die Bienen ihren Kopf 15 — 20 Minuten in die Zellen steckten, dadurch ausruhen wollten. Der Hr. Herausgeber hat es schon widerlegt, ich sage also weiter nichts, als daß man durch dergleichen Einsichten in ein Mißtrauen gegen andere vorgegebene Erfahrungen gerathen kann. Allein freylich soll es auch hier heißen: Prüfet Alles und das Gute behaltet.

r. Nun übergehe ich folgenden Paragraphen, theils weil mir manches allzusehr erkünstelt und in meinen Augen überflüßig, theils manches vom Hrn. Herausgeber selbst erläutert, theils mir manches noch zu dunkel ist, wo ich noch nicht recht Ja oder Nein dazu sagen kann, sondern erstaunend weitläuftig würde seyn müssen, wenn ich etwa meine Meinung über dies oder jenes sagen wollte.

§. 219. Ob eine alte Königin den ersten Schwarm (oder nach unserm Provinzialworte den Hauptschwarm) allzeit begleite, wie Hr. Hübers beweist, ist nicht ganz zu behaupten. Ohngeachtet ich bis hieher eine positive Gewißheit noch nicht angeben wollen, so werde ich doch von nun an behaupten, daß die alte Weiselin im Stocke mehrentheils mit dem ersten Schwarme herausgetrieben werde, und sich der Stock eine junge behalte; ich sage aber nur mehrentheils; denn sehr oft kann man behaupten, daß es keine alte, sondern nur noch eine junge Weiselin seyn müsse, besonders wenn die Schwärme, wie es bisweilen geschiehet, Viertelweges, halbe, ja ganze Meilen davon ziehen; desto gewisser aber kann man sie für alte Weiselinnen halten, die dann bisweilen äußerst schwer vor die Stöcke fallen und mit den Bienen, welche oft schon am Baume liegen, nicht fortkommen können, sondern vor den Stöcken im Grase herumlaufen und nachgetragen werden müssen, wie ich unzählige Exempel davon aufweisen könnte. *) Ich habe bey Stöcken, welche ich in andere Beuten umsetzte, eben dergleichen schwere und ohnmächtige Weiselinnen angetroffen, kaum waren sie im Stande den Hinterkörper nachzuschleppen, es schien, als wenn sie sich kaum im Laufen erhalten könnten, ohne in Gefahr zu kommen, herunter zu fallen. Vielleicht trägt ihre Fruchtbarkeit etwas hiezu bey; vielleicht, ja wohl gewiß fühlen sie Schwäche in den Flügeln. (Hier bey dieser Veranlassung fällt mir ein, daß unsere Vorfahren und vielleicht heut zu Tage noch viele, sehr irren, wenn sie die Weiselin als einen König betrachten, der das Regiment führe, befehle und richte, beym Schwärmen vorausziehe und

den

*) Der Hr. Herausgeber meldet, daß ihm heuer bey einem zweyten Schwarm eine solche Königin nicht zum anhängenden Schwarmvolk gekommen, sondern gleich vor dem Stocke niedergefallen sey. Das war doch eine noch unbefruchtete, da an 3 — 5 Tagen Die gerufen wurde. Was sagt man dazu?

den Ort zum Anlegen erwähle.) Daß überhaupt die Weiselin beym ersten Schwarme allemal viel älter als die bey Nachschwärmen aussieht, mithin die Hauptweiselin, wenn es auch nicht die alte im Stocke wäre, nicht etwan eine von denen seyn könne, welche nur vor der Nachweiselin zum ersten ausgegangen wäre, läßt sich daraus versichern, weil dieselbe, so bald nur ein Blatt fertig ist, gleich Brut einsetzet; das den Weiselinnen bey Nachschwärmen nicht gleich möglich ist. Gesetzt also, daß es eine junge Weiselin wäre, so beym ersten Schwarm mitgehet, so folgt, daß sie entweder schon in der Baumblühte, oder gleich bey Anfang des Feldfluges gezeugt werden müssen; weil ich wenigstens muthmaße, ohngeachtet ich eben nicht genauere Erfahrungen deshalb angestellet, daß eine Weiselin nach ihrem Anfange wohl erst in 3, vielleicht auch 4 Wochen fähig wird, Eyer zu legen. Die Gründe zu dieser Muthmaßung nehme ich von den Weiselkästchen her, wo ich unter benannter Zeit nicht dergleichen angetroffen habe, bisweilen aber auch später.

Was ferner in den §. 227. 228. gesagt wird, gefällt mir ganz wohl, ich werde mir sowohl des Hrn. Huber's als des Hrn. Herausgebers Anmerkungen zu Nutze machen, jetzt aber mich indessen in keine Weitläuftigkeiten einlassen.

Daß die Weiselin zu den Schwärmen in den Zellen, welche an den Ränder der Blätter meist an Thränenzapfen gebauet sind, gezeuget werden, hab ich allemal wahrgenommen. Daß man um die Schwarmzeit, wenn auch gleich nicht Schwärme erfolgen, bisweilen viele Weiselkappen anfangen siehet, habe ich ebenfalls gefunden. Ich habe auch sogar vermuthet, daß die alte Weiselin die Eyer zu Weiselinnen selbst hineinlegen müsse. Ich glaube selbst, was Hr. Huber §. 228. sagt, daß die alte Weiselin, ehe sie mit dem Vorschwarme auszöge, vorher Eyer in diese angefangenen königlichen Zellen lege; denn allemal müssen die Nachweiselinnen angesetzt seyn, wenn der erste Schwarm kommt; man hat sie schon verstrichen gefunden, in so fern es einem glückt, selbige etwan in Schauerbeutern zu sehn. Allein nun ist die Frage, ob zur Zeit, wenn der erste Schwarm aus dem Stocke ist, gar keine Weiselin mehr, außer diesen zu Nachschwärmen bestimmten und angesetzten, in demselben gefunden werde? Oder ob demohngeachtet noch eine gegenwärtig sey? Was ich hierauf antworten soll, in so fern man von mir schlechterdings Ja oder Nein verlangt,

weiß ich nicht: zumal ich annehme, daß es wirklich sehr viel sagen wolle, wenn die Bienen ihre einzige Weiselin aus den Händen lassen und also mit dem ersten Schwarme fortschicken wollten, ohne vor der Hand eine andere zu haben; und das um so mehr, da doch die angesetzten Weiselinnen keineswegs so gewiß sind, und noch durch Zufälle verunglücken könnten. Ich will also so viel sagen, wenn zu der Zeit, da der erste Schwarm sich von seinem Stocke trennt, nur eine einzige Weiselin im Stocke wäre, und diese mit dem ersten Schwarm fortwandern müßte: so kann ich mich sehr schwer überzeugen, daß der Stock seine alte einzige Weiselin, worauf seine Wohlfarth gebaut, sein Glück beruhet, ohne welche Gegenwart kein Stock existiren kann, ohne eine vorhergegangene wirkliche Ersetzung von sich lassen sollte. Ich wollte also beynahe behaupten, es müsse wohl noch eine Weiselin im Stocke seyn, wenn gleich der erste Schwarm heraus wäre. Nun könnte dieses freylich anders nicht geschehen, als wenn man schlechterdings den obigen Satz von Zeugung einer nur einzigen Hauptweiselin bey Gegenwart der alten bestätigte, welches fast mit aus der Verschiedenheit jeder bey den Hauptschwärmen befindlichen Gestalten der Weiselin selbst behauptet werden könnte, da oft manche, wie oben schon erinnert worden, viele Jahre alt scheinet; andere aber so flüchtig und rüstig sich bezeigen, daß die Jugend fast aus allen Gliedmaaßen zu erkennen ist. Freylich ist mir nicht möglich, mich in alles zu finden, was bey dem Schwärmen überhaupt bemerkt wird, freylich kann ich es mir nicht erklären, wie das Verhältniß oder die Veranlassung der Nachschwärme, und wie alles in seiner Verbindung stehe. Käme der erste Nachschwarm anstatt des 7 — 8 oder 9ten Tages allemal eher nicht, als wenigstens um den 14. bis 16ten Tag; dann wollte ich mir die ganze Beschoffenheit des Schwärmens so regelmäßig erklären, daß es Hände und Füße haben sollte, und zwar folgendermaßen: Da es ausgemacht und bewiesen, daß beym ordinären Schwärmen gesunder vollkommener Stöcke allemal bis auf die Stunde des Schwärmens noch die alte Weiselin im Stocke von jeher gewesen ist, (wie ich diesfalls meine Gründe schon dargethan, und zu vielmalen überzeugt worden bin) so würde ich annehmen, die alte einzige Weiselin im Stocke gehe allemal, wenn die Bienen gemeinschaftlich Willens zu schwärmen sind, mit dem ersten Schwarme fort, wenn schon eine oder etliche neue Weiselinnen angesetzt sind, und dann machen die verwaisten zurück-

geblie-

gebliebenen Bienen, die ihre Mutter verloren, gleich von den noch befindlichen Maden aufs neue Anstalt zu Weiselinnen, die sie erbrüten, und nachher bis auf eine, die sie sich behielten, im Stocke fortschicken. Ich würde mir ferner auch die verschiedenen Gestalten der ersten Weiselin erklären, würde eine dergleichen Weiselin, die so sehr groß, schwarz und entweder gar nicht oder äußerst schwer fliegen kann, für eine alte halten, die schon Jahre auf sich hätte, hingegen eine rüstige, flüchtige und fast noch graue Weiselin für eine solche ansehen, die etwa von ihren Bienen im Stocke seit einem Vierteljahr, etwas drunter oder drüber, bey Verlust der alten erst gezeugt worden wäre, und dann wäre die ganze Sache abgethan. Allein nein! so taugt dieses alles nichts, weil eben die ersten Nachschwärme schon den 7. 8. — 9ten Tag kommen, und dies also ein Beweis ist, daß die Nachweiselinnen schon ihre Bestimmung erhalten, ehe noch der Hauptschwarm aus dem Stocke geht. Mithin bliebe es immer vor der Hand das sicherste, wenn man annähme: die alte Weiselin legt, ehe das Schwärmen geschiehet, Eyer in die von den Bienen zur Schwarmzeit erbaueten Weiselzellen (die man oft bey Stöcken findet, die gleichwohl nicht schwärmen) und dann wenn dieselben verstrichen worden sind, oder wenigstens einige dazu gelangen; mithin die Bienen also gewisse Hoffnung zu Ersetzung der alten Weiselin haben, geht die alte Weiselin aus dem Stock, oder sie muß vielmehr auf Antrieb der Bienen mit dem ersten Schwarm fortwandern. Ich sage also, sicher könnte man diesen Satz annehmen, wenn ich mich nur darein finden könnte, ob denn die Bienen wirklich ihre Weiselin, die sie, wie bekannt, so äußerst lieben und bey deren Verlust fast untröstlich sich bezeugen, aus ihrer Mitte entlassen sollten, ohne eine andere an deren Stelle zu haben, die schon gegenwärtig und nicht erst in entfernter Hoffnung, deren Stelle vertreten könnte? Ferner, zweytens wenn ich nicht bey wirklicher Gegenwart der Weiselin von einzelnen Weiselzellen, wie oben gedacht, welche in Stöcken schon oft in der Baumblüthe angesetzt und verstrichen gefunden worden, versichert worden wäre. Ich überlasse dies indessen den Kennern zur Prüfung, vielleicht finden wir uns am Ende auch hierinnen noch zurechte. Zwar könnte man sehr leicht überzeugt werden, in so fern man gleich noch den Tag, oder den folgenden, bey Erlangung eines Hauptschwarms eben den Stock dran wagte und untersuchte, ob noch eine Weiselin zu finden seyn würde, welches freylich auf die

behutsamste Weise geschehen müßte; allein ohngeachtet ich gleich selbst solches Willens gewesen, so ist mir doch der Verlust daran immer noch für diese auszufindende Wahrheit zu wichtig, da leicht möglich, daß überdies bey alle dem dennoch eine Weiselin, wenn sie gleich wirklich vorhanden wäre, vermisset werden könnte, und also dadurch ein unrichtiger Schluß erfolgen würde.

§. 257. Das Mittel in der Anmerkung gegen das Herausziehen der Schwärme ist richtig, nur setzt es freylich einen Voraus, daß man zugegen seyn müßte, wenn der Anfang geschiehet. Schon nützlich ist es, wenn man den Schwärmen anfänglich Schatten vor das Flugloch anbringen kann. Ueberhaupt läßt sich wohl schon aus dem Fliegen und Eintragen beynahe schließen, ob der Schwarm eingewohnt sey oder nicht. Da ich mehrentheils jede Weiselin einsperre, so lasse ich selbige bey verdächtigen Schwärmen nicht eher heraus, als bis die Bienen etwas gearbeitet haben. Es sind dann oft verschiedene Ursachen, welche die Bienen zum Herausziehen bewegen, ich führe unter andern aber nur bloß eine zufällige an. Ich hatte einen Schwarm, dem mir die Blätter nicht nach meinem Sinne recht angefangen hatte, ich wandte sie daher etwas; allein da er schon viel eingeträuften Honig in denselben hatte, so waren sie beym Beliegen der Bienen oben losgebrochen und abgefallen, und weil die Bienen sich über dem Honigeinsaugen lustig machten, so spielten sie vollends heraus. Ich machte also das Flugloch geschwinde zu, wo freylich inwendig ein solcher Tumult geschahe, den man von weitem hören konnte; die Bienen versuchten auch allenthalben herauszukommen, allein umsonst, weil nun keine Nachfolge mehr geschehen konnte, auch die Weiselin noch in der Beute vorhanden war, so kamen die ersten zurück, legten sich ans Flugloch und an die Beute, wo ich alsdann, ehe ich das Flugloch öffnete, vorher Rauch einbließ, um die gleich herausstürmenden Bienen zurückzutreiben; die alsdann, und da die außen gewesenen das Flugloch belagen, bey der mindesten Oeffnung schnurrten und sich hineinzwangen; und so wurden die inwendigen gleichsam auf andere Gedanken gebracht und ruhig. Nachgehends machte ich Gelegenheit, dergleichen Schwärmen eine Tafel verstrichnen Brut ins Haupt zu setzen, welches die Bienen gemeiniglich beruhigte.

§. 268 sagt Hr. Huber: „Damit eine Königin ihre große Eyerlage zu Männchen anfange, so muß sie wenigstens 11 Monate

Monate

Monate alt seyn." Hierbey könnte ich nun wohl das Unrichtige und Widersprechende enthüllen, allein ich werde es indessen bewenden lassen, zumal ich mich überhaupt noch nicht recht überzeugen kann, daß die Weiselin zweyerley Eyer, und also nebst den Bienen, oder, wie man es lieber nennen will, Weiselineyer, auch Threneneyer legen sollte, weil ich noch dieses Jahr bey weisellosen Stöcken, wo gerade Threnentafeln in ihrem Lager waren, ganze Tafeln von einer Viertelelle ins Gevierte und zwar in der regelmäßigsten Ordnung gefunden habe, und daher beynahe den festen Schluß machen werde, daß diese Zeugung auch beym Daseyn der Weiselin von den Arbeitsbienen geschehen möge.

Ueber die folgenden §. §. schweige ich indessen, weil zu viele Mixturen von Wahrheiten angegeben werden, worüber der Hr. Herausgeber schon Anmerkungen beygefügt hat, die genügend sind.

§. 173. In der Anmerkung gebe ich Recht, daß der Name: Jungfernschwarm keinem solchen Schwarme gehöre, welchen bisweilen zeitige starke Vorschwärme nach Verlauf von vier oder mehr Wochen abschicken. Es ist dies ein bey uns abusive eingeführter Name.

§. 291 gebe ich Recht, wenn in der vierten Anmerkung behauptet wird: es gebe Weiselinnen, die wegen Mangel an Flügeln (und ich setze hinzu, vielleicht auch aus Alter) gar nicht einmal ausfliegen könnten, und doch fruchtbare Mütter geworden wären, folglich also ihre Begattung mit den Threnen schlechterdings im Stocke oder nahe vorm Flugloche geschehen müßte. Ist die Begattung bewiesen, so gebe ich wenigstens solche gar nicht entfernt außer dem Stocke zu, wie ich gezeigt habe.

§. 313. Ueber die vom Hrn. Hüber gemachten Erfahrungen, wegen der Fühlhörner, so er bey Weiselinnen weggeschnitten, kann ich nichts sagen, weil ich dergleichen nicht angestellet habe: inzwischen muß es wohl so seyn, weil doch die Natur nichts umsonst geschaffen hat?

Aus diesem Gesagten erhellet genüglich, wie vieles sich über die scharfsichtigen Beobachtungen und Folgerungen des Hrn. Hüber's sowohl, als auch die des Hrn. Herausgebers sagen lässet. Und so hätte Rec. noch gar vieles von §. 316

 bis

bis zu Ende 323 zu sagen; da die Anmerkungen des Hrn. Herausgebers mir aber ganzes Genüge von hier an thaten, so mögen sie es den Kennern auch leisten.

Den Beschluß macht nun der 13te Brief von §. 324 — 347, mit ökonomischen Betrachtungen über die Bienen, welche durchaus prattisch und durch die zugefügten Anmerkungen des Herausgebers allgemein anwendbar gemacht sind. Einige wichtige Beylagen heitern endlich noch viele Stellen im ganzen Werke auf, und die zugefügten 6 Kupfertafeln sammt ihrer Erklärung geben denen Licht, welche Versuche zur gänzlichen Aufklärung des Dunkeln in der Anatomie der Bienen beytragen wollen. So wichtig das ganze Buch auch ist, und so sehr vieles noch darüber gesagt werden könnte, so durfte der Rec. doch nicht die Gränzen einer Recension allzusehr überschreiten; er mußte daher manches auf dem Herzen behalten, das er vielleicht anderswo, oder wenn er Französisch verstände, gar mit Hrn. Hüber'n selbst schriftlich behandeln wollte; so wie er es sich mit dem Herausgeber zu thun vorbehält.

Mit ganz kurzen Worten noch ein Resultat über das Ganze dieser Bienenschrift zu sagen, so ist es dieß: daß sie für die Naturforscher und Oekonomen zur jetzigen Epoche von äußerster Wichtigkeit sey.

R.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln, von C. T. J. Brückner, Prediger zu Neubrandenburg in Meklenburg. Schwerin und Wismar, im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung. 1792. in 8. Erster, zweyter und dritter Theil; 1793. Vierter Theil, mit fortlaufender Seitenzahl, 1502 Seit. 2 Rt. 8 gr.

Wir wüßten doch wirklich nicht gleich, welche Predigtsammlung wir dem Freunde der vernünftigen Erbauung, dem etwa Zollikofers Predigten noch zu hoch seyn möchten, oder selbst dem

dem mit Zollikofers Gedankenstellung und Ausdrucke vertrauten Christen, nächst diesen, lieber empfehlen möchten, als diese von Brückner! Der Mann denkt und redet für den großen Haufen; denkt ordentlich, richtig; drückt sich mit Würde, Anmuth und sanfter Wärme aus, und weiß die Ehre der Religion und Tugend ohne tobenden Feuereifer zu behaupten. Der würdige Mann gesteht es sich selbst in der Vorrede: „Mich zu rechtfertigen, warum ich diese Sammlung gebe, „würde vergeblich seyn, wenn mich die angenehme Hoffnung „trügen sollte, abermals bey meinen wenigen Lesern einige „Erbauung zu beschaffen, und sie gewiß zu machen, daß wir „noch sind bey den heilsamen Worten unsers Hrn. Jesu Christi. Man nimmt doch beym öffentlichen Vortrage Rücksicht „darauf, gewissen Bedürfnissen seiner Zeit und seines Orts „zu begegnen, und wenn ein Christ den Vortrag lieset, kann „er ihn doch eher recht bedenken und bey sich wirken lassen, als „wenn er ihn bloß höret." — Einer andern, als der angegebenen Rechtfertigung bedurfte es auch bey der Herausgabe dieser Predigten nicht; ihr innerer Werth wird sich an den Lesern selbst rechtfertigen, und ihrem Urheber manchen stillen Dank bereiten. Daß der Vf. das Wesen der Religion überhaupt und auch der christlichen kenne, weiß man schon sonst; er sieht es aber auch aus dessen Erklärungen in der Vorrede und am meisten aus nachstehendem Inhaltsverzeichnisse seiner Predigten.

Erster Theil: 1. Die Achtung und Sorgfalt, die wir unserm sterblichen Leibe schuldig sind. — 2. Die brüderliche Liebe der Christen gegen einander, bey äußerlicher Verschiedenheit im Christenthume. — 3. Der Herr ists, der mich richtet. — 4. Unser Christenthum sollte uns zu vergnügten, zufriedenen Menschen machen. — 5. Der Einfluß des Christenthums auf die bürgerliche Wohlfahrt der Länder und Völker. — 6. Wie wir unsern Glauben an Christum vor der Welt Ehre machen sollen? — 7. Von der glücklichen Freyheit, worin wir Christen, als Kinder Gottes, leben können. — 8. Wie denkt ein Christ über diese Welt? — 9. Die dankbare Freude des Christen, daß er getauft ist. — 10. Von der Vereinigung der Völker durch Christum zu Einem Glauben. — 11. Von dem Bestreben des Christen immer vollkommener zu werden. — 12. Wie man seinen Tugenden und guten Werken recht gefällige Anmuth und Würde vor der Welt geben solle?

solle. — 13. Daß Tugend ohne Glauben an Gott immer sehr schwer und unvollständig ist. — 14. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. — 15. Ein fröhliches Herz macht uns fähig zu allem Guten. — 16. Ob es auch jetzt noch große Sünde sey, an Jesum Christum nicht zu glauben? — 17. Ob das heil. Abendmal wirklich ein Mittel sey, uns unserer ewigen Seligkeit gewiß zu machen? — 18. Was wird uns in dieser Welt dafür, wenn wir Christo treu bleiben und nachfolgen? —

Zweyter Theil: 1. Von der christlichen Wohlthätigkeit gegen die Armen. — 2. Wie wir die Vortheile unserer glücklichen Zeit recht nutzen sollen? — 3. Von den Quellen und Folgen des Lasters der Unreinigkeit und die Mittel dagegen. — 4. Die Pflicht Gott nachzuahmen und ihm immer mehr ähnlich zu werden. — 5. Ob Gott wohl einige Menschen lieber habe, als andere? — 6. Wie Christi Leiden und Tod zu unserer Besserung und Heiligung diene. — 7. Daß dies zeitliche Leben eigentlich eine Vorbereitung aufs ewige Leben seyn solle. — 8. Das heil. Abendmal kann viel zur Beförderung unserer häuslichen Glückseligkeit beytragen. — 9. Wie wir unsern Glauben zeigen sollen beym Tode unserer Freunde. — 10. Es ist nur für gute Seelen, der Auferstehung Jesu sich würdiglich zu freuen. — 11. Wie Gott das natürliche Verlangen der Menschen nach einem ewigen Leben bey uns zu erwecken und zu stärken sucht. — 12. Zwey große Vortheile, welche das sehnliche Verlangen nach dem ewigen Leben uns zuwege bringt. — 13. Unsere Bestimmung, zu leiden und zu sterben, wie Jesus Christus. — 14. Wie wir in die unvermeidlichen Einschränkungen unserer Freyheit in dieser Welt uns gutwillig schicken sollen. — 15. Ein jeglicher Mensch sey schnell zu hören, langsam aber zu reden. — 16. Die verschiedene Beschaffenheit derer, die Gottes Wort gerne hören. — 17. Das Andenken an unsere Freunde in jener Welt. — 18. Die Liebe decket auch der Sünden Menge. —

Dritter Theil: 1. Daß die Menschen den Gnadenwirkungen des heil. Geistes widerstehen, und sie bey sich vereiteln können. — 2. Wie wir die Kraft und Wahrheit des Evangelii aus eigener Erfahrung sollen kennen lernen. — 3. Wir wandeln im Glauben und einst im Schauen. — 4. Wie wir den guten Vater, Gott, auch in seinen Zorngerichten würdiglich verehren sollen. — 5. Ob es ein gutes Zeichen sey, wenn

[illegible] die Welt hasset. — 6. Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit. — 7. Die vernünftigsten und besten Wünsche der Menschen wird Gott durch Jesum Christum gewiß erfüllen. — 8. Wir Christen sollen allesammt von einerley Gesinnung seyn. — 9. Zum ächten Christenthum wird persönliche Liebe und Vertrauen Jesu erfordert. — 10. Wovon wollen wir lieber frey seyn, vom Gesetze Gottes, oder von der Herrschaft der Sünde? — 11. Wie wir uns aller ängstlichen Furcht vor Gott entschlagen sollen. — 12. Einige Fehler der vorigen Zeiten, uns zur Warnung in unsern Tagen. — 13. Die innerlichen Kennzeichen und Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion. — 14. Von dem Andenken des Frommen an seine vorigen Sünden. — 15. Dürfen wir uns des Guten, was an uns ist, wohl selbst freuen und rühmen? — 16. Woran man wissen könne, ob eine Lehre göttliche Wahrheit, oder bloß menschliche Meinung sey? — 17. Von der Ueberwindung unsrer sinnlichen Lüste und Begierden. — 18. Eine Warnung vor allzu vielem Zutrauen gegen uns selbst. — 19. Einige Haupttugenden des Christen, die auch manchem guten Menschen noch fehlen. —

Vierter Theil: 1. Die Pflicht eines jeden, seinem Stande Ehre zu machen. — 2. Der christliche Glaube ist der tröstlichste für Menschen. — 3. Die Pflicht, uns vor den Eingebungen der Verläumder zu hüten. — 4. Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. — 5. Unser Glaube muß am meisten bewährt werden in der bösen Stunde der Trübsal. — 6. Daß oft ein Mensch für andere Menschen leiden und dulden muß. — 7. Die leibliche Glückseligkeit des Menschen. — 8. Ohne Glauben ists unmöglich, Gott zu gefallen. — 9. Die Zusammenkunft und Vereinigung der Gerechten in jener Welt. — 10. Das Andenken an die letzten Dinge. — 11. Obs besser sey, sich das Ende als noch ferne, oder als schon nahe vorzustellen? — 12. Wie wir wohl mit unserm Christenthum vor Gott und der Welt bestehen mögen? — 13. Das Christenthum wird nicht aufhören, so lange die Welt stehet. — 14. Ob wir unter der Regierung Jesu Christi wahrhaftig glücklich sind. — 15. Von der christlichen Gewissensfreyheit. — 16. Die Pflicht des Christen bey dem steten Kampfe des Guten und Bösen in der christlichen Kirche. — 17. Wie wir unsern herzlichen Dank gegen Gott für seinen Segen in der That beweisen sollen? —

Rec., der die Predigten nicht ohne Theilnehmung und Nutzen gelesen hat, kann es nicht über sich erhalten, an einigen der hier ausgeführten Propositionen, die leicht konkreter, verständlicher und gefälliger ausgedrückt werden möchten, kritteln zu wollen, da manche freylich das viele Gute gar nicht ahnden lassen, was man da wirklich antrifft.

Na.

Der Geistliche, oder kompendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über Religion und populäre Theologie. — Erstes Heft. Gotha und Halle, bey Gebauer. 1793. 8. 6½ Bogen. 6 gr.

Dies ist die eine Abtheilung der compendiösen Bibliothek für alle Stände (wie auch der Titel schon zeigt) welche Hr. Andre in Gotha, vor einiger Zeit ankündigte (s. Nachrede des Freymaurers) und jetzt herausgiebt. Dieses Stück macht in der Ordnung fünf Hefte aus; so wie unter dem Titel, der Geistliche, Heft I., und wird in einem blauen Umschlage gegeben. Uns gehet nun hier nur gegenwärtige Abtheilung an. Recht gut wäre ein Journal für Geistliche, das vollständige Auszüge der besten Bücher ihres Fachs enthielte. In gegenwärtigem findet man auch keine Abhandlungen und Recensionen; sondern nur ausführliche Auszüge aus gemeinnützigen Büchern, bey denen man gewissermaßen die Bücher selbst zu lesen überhoben seyn kann, indem man das Brauchbare daraus hier vor sich hat. Werden die Vf. bey der Auswahl der Bücher gehörige Sorgfalt, und bey den Auszügen pünktliche Genauigkeit und Vollständigkeit beweisen: so könnte die Sache ihren Nutzen bringen. In Absicht des Erstern warnen wir vorzüglich vor Einseitigkeit.

Verständige Leser werden es bedauren, hier die Promesse auf dem Titel zu finden, daß alles Wissenswürdige geliefert werden soll. Die Vf. müssen davon einen sehr kleinen, oder sehr schwankenden Begriff haben, oder es soll nur ein anlockender Schild seyn. Jener schrieb über seine Thür:

Alexander war ein großer Held,
Hier kauft man die beste Seife in der ganzen Welt!

Das war ein Seifensieder. Obs Gelehrte auch so machen sollen?

In

In diesem ersten Stück für Geistliche macht eine systematische Uebersicht der theolog. Wissenschaften, über den hier S. 6 gegebenen Begriff von subjectiver Religion ließe sich manches noch sagen; so wie für den in der Anmerkung dabey als sonderbar angegebenen den Anfang, welche die Rubriken angiebt, danach hier künftig die Auszüge, mit Hinweisung auf das Fach, dazu das Buch gehört, geliefert werden. Auszüge kommen hier voraus: Salzmann von der Erlösung: Neueste Geschichte der Reformirten in der Unterpfalz, Dessau 1791: Kirchliche Verfassung im Herzogthum Wirtemberg, Frankf. und Lpz. 1791. Nachricht von einigen Versuchen, Protestanten und Katholiken zu vereinigen: (Auszug aus denen über die Schnepfenthäler Preißfrage 1786 gedruckten Schriften.) Ueber das preußische Religionsedikt von 1788: (Auszug aus Würzers Bemerkungen ꝛc. Ob man hier nun schon alles Wissenswürdige über diesen wichtigen Gegenstand hat, oder, ob noch etwas nachkommen wird?) Verbindlichkeit und Nutzen symbolischer Bücher: (Welands Schrift excerpirt.) Vom Rechte kirchlicher Gemeinen. (Ausz. aus Tellers Valentinian dem Ersten.

Unsere Leser mögen nun selbst urtheilen. Es scheint, als ob man die in Schnepfenthal geschriebenen oder gedruckten Bücher vorzüglich wichtig finden wird. Der Bothe aus Thüringen ist auch schon in den Anmerkungen empfohlen. Vielleicht giebt ein andres Heft auch einen Auszug daraus. Bey Schriften und Journalen, die alles in nuc. zu liefern versprechen, ist Rec. immer bange.

Ti.

13) Versuch zur Beantwortung der Frage: Warum die Menschen so wenig und so selten in ihrem Umgang und in ihren Gesellschaften von Gott reden, da doch ihre Unterredungen keinen nützlichern Gegenstand haben können? bey Gelegenheit der bekannten Preißaufgabe entworfen und seiner bisherigen Gemeine bey der Abreise nach Aldesloe zum Andenken gewidmet von Heinrich Wolf, der Gottesgelahrheit Doktor, des Norderdithmarsischen

Mini-

Ministerii bisherigen Consenior und Hauptpastor zu Waslingbüttel. Kiel, 1792. 42 Seiten. 4. 2 gr.

2) Warum wird im gemeinen Leben so wenig von Gott geredet, da es doch der nützlichste Gegenstand der Unterhaltung ist? Beantwortet von J. L. Callisen, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums Holstein. Zwote Auflage. Schleswig und Leipzig, bey Boie. 1793. 56 Seit. 8. 3 gr.

Die ganze Frage hat, so wie sie hier gestellt ist, dem Recensenten unbestimmt und auch nicht so wichtig geschienen, als die beyden vorgenannten Vf. sie machen. Die Unbestimmtheit der Frage hat nun auch unbestimmte Antworten veranlaßt, wenigstens haben die beyden Herren sich völlig dabey genommen, als wenn sie auf der Kanzel stünden. Und dieser ascetische Ton, der bekanntlich nur gar zu oft leerer Ton ist, trägt ohne Zweifel mit dazu bey, daß man beyde Schriften unbefriedigt weglegt. Ein ächter Philosoph des Lebens würde hier besser raisonniren und die Sache von ganz andern Seiten ansehn, als hier geschehen ist. Aber es ist wohl zu glauben, daß unsre Philosophen die Frage unbeantwortet lassen, und die Theologen, die zugleich Philosophen sind, auch ihre Bedenklichkeiten haben werden.

Ao.

Anleitung zum erbaulichen Lesen der Bibel. Von D. Joh. Georg Rosenmüller. Leipzig, bey Barth. 1793. 5½ Bogen in 8. 5 gr.

Die Materialien hatte der Vf. in Predigten vorgetragen, wurde aber gebethen, sie durch den Druck gemeinnütziger und bekannter zu machen, da nahm er ihnen die Predigtform, und trug sie, erweitert, in folgender Ordnung vor:

Erster Abschnitt: Allgemeine Regeln, die man bey dem Lesen der Bibel, zur Erbauung, beobachten soll. Zweyter Ab-

Abschnitt: Regeln, die man beym Lesen des alten Testaments zu beobachten hat. Dritter Abschnitt: Regeln, bey dem neuen Testament. Vierter Abschnitt: Anweisung zum rechten Gebrauch der Bibel. — Man kann leicht denken, daß ein so gelehrter Schriftforscher viel Brauchbares und Nützliches in diesen Bogen werde zusammengedrängt haben, und wir können jedem angehenden Lehrer diese würdige Anleitung, mit Grunde, empfehlen, ob sie gleich für den Kundigen nichts Neues enthält. **Wunder** und **Weißagung** hält der gelehrte Vf. noch immer fest, ob er gleich so billig ist, einzugestehen, daß die gesunde Lehre beyder nicht bedürfe. Er thut es wohl um der Schwachen willen, ohne zu bedenken, daß die Starken, deren Zahl in allen Weltgegenden jetzt zunimmt, dadurch zurückgescheucht und in dem Wahn erhalten werden, daß die Religion mit vernünftigen Naturkenntnissen nicht zu vereinbaren, und vom Aberglauben nicht zu reinigen sey.

Dgb.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Kritische Untersuchungen über die Ursache und Wirkung des Lächerlichen; von Keppler. Erster Theil. 358 Seiten. Zweyter Theil. 191 Seit. Cilli. Mit Jenko'schen Schriften. 1792. 8.

Ungeachtet der über den Gegenstand dieser Schrift von ältern und neuern Philosophen und Kunstrichtern häufig angestellten Untersuchungen, fand der Vf. doch, daß dieser Stoff seine Vollendung nicht erhalten habe, und versuchte daher, nach dem Motto des Titels: *si quid superesset agendum*. Auch Beattie, einer der neuesten und umständlichsten Prüfer des Lächerlichen und Belachenswerthen, befriedigte ihn wenig. Daß er in Flögel's Abhandlung über das Lächerliche, in seiner Geschichte der komischen Literatur, viele Widersprüche fand, war wohl natürlich; denn Fl. gieng mehr darauf aus, die Geschichte dieser Lehre zu sammeln, die verschiedenen Erklärungen und Meinungen der Kunstrichter zusammenzustellen, als die Natur des Lächerlichen selbst genauer zu erforschen.

Der erste Theil besteht aus neun Kapiteln. In dem ersten derselben werden die einfachsten Grundsätze vorausgeschickt,

schickt, und die verschiedenen Meinungen in Rücksicht des Lächerlichen geprüft. Der Vf. hebt mit einer Anekdote von Dryden und Lord Dorset an, die ihm das Resultat giebt, daß die Gründe, die auf unsre Eigenliebe wirken, immer den stärksten Eindruck machen. So recht passend scheint diese Anekdote nicht gewählt zu seyn. Dryden mag wohl herzlich gelacht haben, indem er bey dem Wettstreite, wer den witzigsten Einfall aus der Gesellschaft haben würde, dem Lord Dorset den Preiß zuerkannte, der für ihn eine Anweisung auf 500 Pfund unter den Leuchter gesteckt hatte. Aber theils war dies Lachen mehr Ausbruch der Freude; zum Theil denn wohl auch Wirkung des Kontrastes, den dieser so einfache, schlichte Gedanke des Lords mit den mühsamen Anstrengungen der übrigen Mitwerber machte; aber der Gegenstand selbst, und für sich genommen, der jenes vorausgesetzte Lachen erregte, war doch nicht lächerlich; er wurde es nur unter diesen Umständen; und Lord D. mag wohl noch herzlicher gelacht haben, als Dryden, ohne daß eben Selbstliebe sein Lachen motiviren durfte. — Daran aber, daß das Lächerliche relativ sey, wird wohl niemand zweifeln. Der Vf. schickte indeß diese Bemerkung, wegen einigen nachherigen Folgerungen, voraus, und redet darauf von den Veränderungen, welche im menschlichen Körper beym Lachen vorgehen. Zu den mannichfaltigen Erscheinungen des Lachens rechnet er: das Lachen im Zorne, vor Freude, aus Verachtung, aus Hochmuth, aus Thorheit, in der Einsamkeit, und in der Gesellschaft. Eine Klassifikation, die, wie man leicht sieht, weder recht zusammenhängend noch erschöpfend oder vollständig ist. Sie führt ihn aber auf die Forschung nach der allgemeinen Ursache des Lachens unter so veränderten Umständen, und da führt er zuerst die vornehmsten Meinungen der Alten und Neuen hierüber an, und verweilt sich am längsten bey Home's Erklärung des Lächerlichen, wider die er einige Erinnerungen macht. Aber vom Lächeln des Wohlgefallens konnte beym Home gar die Rede nicht seyn; und es bedurfte nicht der Einrückung einer Voltärischen Erzählung von sechstehalb Seiten, um zu beweisen, daß es ein solches Lächeln giebt. Eben so wenig Gründliches finden wir in dem S. 31 wider Flögel gemachten Einwurfe. Allerdings kann eine Ursache vorhanden seyn, ohne ihre Wirksamkeit zu äußern; diese letztre kann gehindert werden; und freylich zeigt jene sich jetzt nicht als Ursache, wenn sie es gleich in so fern bleibt, als ihr eine bestimmte wirkende

Kraft

Kraft eigen ist. Der Vf. hingegen philosophirt so: „Eine Ur„sache, die zu einer Zeit unwirksam ist, läßt sich in keinem „Falle denken; ist sie nicht zu allen Zeiten wirksam, so ist sie „auch nicht Ursache. Sind Hindernisse da, welche die Wir„kung hemmen, so kann ja die Ursache nicht zugleich vorhan„den seyn." Und warum nicht? Ist der Blitz, der ein Gebäude trifft, nicht immer noch als Ursache der Entzündung und des Brandes zu betrachten, wenn gleich dieser Brand, wegen eines Ableiters, nicht entsteht? Bleibt die wirkende Kraft ihm nicht doch eigen, ungeachtet sich in diesem Falle seine Wirkung nicht äußert? Der Kontrast scheint dem Vf. so wenig die Quelle des Lächerlichen zu seyn, daß er vielmehr dessen Gegentheil, die vollkommenste Aehnlichkeit und Uebereinstimmung des Gegenstandes, den der Dichter beschreibt, für Quelle des feinern Komischen, des geistigen Lachens, hält, und zum Beweise wieder das acht Seiten füllende Voßische Idyll, der Geburtstag, einrückt. Wer indeß den Kontrast einmal vertheidigen wollte, dem würde es auch hier nicht schwer fallen, ihn als Quelle des Lächelns zu entdecken. Zwar nicht der Kontrast zwischen der Schilderung und ihren Gegenständen, sondern mehr den zwischen dem feyerlichen Erzählungston und den geringfügigen Umständen, auch zwischen der einfachen, ländlichen Naivetät, und den gewöhnlichern Sitten des geschäftigen Lebens. Eben das gilt von der bekannten Bemerkung des Cicero, daß sich zwey Auguren nicht ohne Lachen begegnen können. „Was, sagt der Vf., kann hier die Ursache „des Lachens seyn, als die Aehnlichkeit, daß sie beyde gleiche „Volksbetrüger sind?" Nichts weniger; sondern gerade der Kontrast ihres feyerlichen Ernstes mit dem Schalk im Herzen; gerade die Unähnlichkeit ihrer wahren Gesinnungen mit den vorgeblichen.

Im zweyten Kapitel werden noch verschiedne andre Meinungen in Rücksicht auf den Charakter des Lachenden geprüft; unter diesen aber sind die meisten nicht von der Art, daß sie als Erklärungen können angesehen werden, oder von ihren Urhebern dazu bestimmt waren. Diese machten vielmehr nur einzelne Bemerkungen über einzelne Aeußerungen und Züge des Lächerlichen; und Fontenelle's Ausspruch, das Lachen habe allemal Thorheit zum Grunde, hätte keine so weitläuftige Prüfung verdient.

Seine eigne Meinung trägt der Vf. im dritten Kapitel vor. Weil angenehme Empfindung immer das Lachen beglei-

tet, aber doch nicht immer Lachen hervorbringt, so glaubt er, daß angenehme, aber mit Ueberraschung verbundne, Empfindung die Quelle des Lachens sey. Hieraus erklärt er sowohl das Relative des Lächerlichen, als die Grade seiner Wirkung. Auch der Kontrast, meint er, wirke so verschieden, durch stärkere oder schwächere Ueberraschung, und werde nur dann das Lachen erwecken, wenn er angenehme Ueberraschung hervorbringt. Von dieser Erklärung macht er auf mehrere Fälle und Arten des Lachens die Anwendung, und hält diese von ihm angegebene Quelle des Lächerlichen für allgemeiner, als die bisherige. Rec fürchtet nur, daß ihr Umfang sich zu weit erstrecke; er glaubt, daß allerdings angenehme oder ergötzende Ueberraschung mit der Entstehung des Lachens in den meisten Fällen vergesellschaftet sey; aber umgekehrt, wird nicht jede angenehme Ueberraschung Lachen hervorbringen. Und hier möchte man leicht das oben angeführte Raisonnement des Vfs. wider ihn selbst kehren; denn auch hier giebt er eine Ursache an, die in so manchen Fällen die ihr beygelegte Wirkung nicht äußert. Wer von dem unerwarteten Besuch eines Freundes, von einem unverhofften ansehnlichen Lotteriegewinn, von einer glücklichen Erfindung oder Entdeckung, angenehm überrascht wird, bricht darum in kein Lachen aus; und jene Gegenstände oder Vorfälle werden dadurch nicht lächerlich, daß sie unerwartet und erfreulich sind, daß sie angenehm überraschen. Die Ursache dieser Wirkung muß also wohl tiefer liegen; und die angenehme Ueberraschung möchte wohl mehr als nächste Wirkung von dieser Ursache, höchstens nur als ein in vielen Fällen sie begleitenden Umstand, anzusehen seyn. Zur Erklärung des Lächerlichen, oder des Lachens selbst, kann also der Begriff von einer mit Ueberraschung verbundenen angenehmen Empfindung schon deswegen nicht dienen, weil jeder erklärende Satz, der bekannten logischen Regel zufolge, auch umgekehrt zutreffen und wahr seyn muß. Wir hätten indeß erwartet, daß der Vf. von seinem angenommenen Hauptbegriffe weiter ausgegangen wäre, und ihn bey seinen folgenden Untersuchungen beständig im Auge behalten und zum Grunde gelegt hätte. Dies ist aber gar nicht der Fall; und diese Untersuchungen sind größtentheils von jenem Grundbegriffe ganz unabhängig, auch meistens von der Art, daß sie mit dem Hauptgegenstande des Werks in keiner nahen oder auffallenden Verbindung stehen.

Zuvör-

Zuvörderst zwar wird noch im vierten Kapitel von den verschiedenen Eintheilungen und Arten des Lächerlichen gehandelt: nach der Beziehung, nach den Sitten, nach der Behandlungsart u. s. f. Den Humor oder die Laune beschreibt der Vf. als eine gewisse **Ernsthaftigkeit**, welche durch eine **übertriebene Hartnäckigkeit** in Behauptung einer Meinung, oder durch das Sonderbare der Sitten und Gewohnheiten, da man nämlich unwichtige Dinge mit einer Art **von Schwärmerey** zu den wichtigsten Gegenständen erhebt, das Lachen erweckt. Das Unbestimmte dieser Erklärung fällt von selbst in die Augen; und eben so schwankend ist die von der **Naivetät**. Sie zeigt, heißt es, eine gewisse Unschuld, Einfalt an, da **wider den Sinn des Redenden** ohne Absicht eine unvermuthete Wahrheit erhellt. Den **Kontrast** will nun der Vf. einmal nicht für die allgemeine Ursache des Lächerlichen erkennen, sondern zählt ihn nur zu den verschiedenen Arten desselben. Sehr einseitig aber ist es, wenn er ihn bloß in das Abstechende der Charaktere setzt. Nicht viel besser sind die übrigen, in diesem Kapitel enthaltenen, Erklärungen ausgefallen; fast überall sind die Begriffe äußerst flach, unbestimmt und halb gefaßt.

Das fünfte Kapitel handelt von der Art, das Komische zu erwecken, in so fern es entweder in dem Charakter, oder in der Handlung, liegt. Die hier vorkommenden Bemerkungen scheinen zum Theil aus **Marmontel's** Poetik und andern ästhetischen Werken entlehnt zu seyn. Wider manche derselben ließe sich indeß vieles erinnern. So z. B. wenn S. 111 wider **Horaz** behauptet wird, der dignus vindice nodus sey niemals vorhanden, und es dürfe in keinem Fall eine übernatürliche Kraft, eine Gottheit, zur Entwickelung einer dramatischen oder epischen Handlung gewählt werden. Man sieht bald, daß der Vf. von dichterischer Wahrheit und Wahrscheinlichkeit keine recht bestimmte Begriffe hat; und eben darum weiß er sich nicht darein zu finden, daß so manche klassische Kunstrichter das Wunderbare zum Wesentlichen der epischen Handlung zählen, und sieht es vielmehr als einen offenbaren Fehler derselben an. Nur da räumt er dem Wunderbaren einen Werth ein, wo es nicht als wirkliche Begebenheit, sondern als reitzender Vortrag einer Sittenlehre oder Satyre zu betrachten ist. Hier gerade möchte es nun wohl den wenigsten Werth haben; und **Leßing** hat z. B. sehr einleuchtend

gezeigt, wie nachtheilig es der Theorie der äsopischen Fabel geworden ist, daß einige Kunstrichter den Begriff des Wunderbaren in dieselbe hineintrugen. — Wenig treffend ist der Tadel, den der Vf. am Schluß dieses Kapitels wider folgendes Kästnerische Epigramm vorbringt:

Weiß sind Gelehrter Degenscheiden;
Denn Unschuld pflegt sich weiß zu kleiden.

Rec. fand diesen Einfall immer sehr glücklich. Aber nun höre man die Kritik, oder vielmehr Hyperkritik unsers Vfs., an der man zugleich eine Probe seiner kritischen Manier hat: „Es ist, sagt er, ein kleiner Gedanke, daß die weiße Farbe die Unschuld anzeigt; und dann, wenn es allgemeine Mode ist, weiße Degenscheiden zu tragen; denn diese Gelehrten, welche Kästner versteht, sind nie die ersten in Rücksicht der Moden. Tragen die Gelehrten allein weiße Degenscheiden? Warum sollten denn also weiße Degenscheiden bey ihnen Unschuld anzeigen, wenn der muthigste Fechter sie ebenfalls trägt?“

Im sechsten Kapitel wird von der Schönheit gehandelt, ohne durch den kleinsten Uebergang den Zusammenhang dieser Materie mit der vom Lächerlichen auch nur anzudeuten. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf die Prüfung dessen einlassen wollten, was der Vf. hier über diesen so oft behandelten ästhetischen Gegenstand vorbringt. Seiner Meinung nach macht jedes Angenehme die Schönheit aus, was durch die Neuheit auf das Auge oder das Ohr wirkt; und unter einem schönen Gedanken versteht er denjenigen, der sich durch Witz auszeichnet. In dieser Verwirrung der Grundbegriffe geht es so ziemlich durchs ganze Kapitel fort. „Sollte man, sagt er indeß, diese Grundsätze nicht ganz billigen, sollte man meine gegebene Erklärung der Schönheit, der Neuheit wegen, verwerfen, weil sie bey keinem Schriftsteller vorkommt; so kann ich mich nur auf die Gründlichkeit meiner Erfahrungen, aber auf keine Unfehlbarkeit berufen.“ — Am Ende aber ist es wohl mit dieser Erklärung, wie mit der, die der Vf. von der Natur des Lächerlichen gab. Ist nur das schön, was den Reitz der Neuheit hat; so muß dieser Reitz hinlänglich seyn, alles schön zu machen. Und wer kann das zugeben? die ärgste Mißgeburt der Kunst, die gräßlichste Unthat im moralischen Betragen, die unförmlichste Bildung in der Natur, können sehr neu, und doch gerades Widerspiel des Schönen seyn.

Von

Von der Schwierigkeit des Komischen ist die Rede im siebenten Kapitel; und diese findet sich, wie hier ganz gut aus einander gesetzt wird, sowohl bey dem Komischen überhaupt, als bey den einzelnen Gattungen desselben.

Sodann, im achten Kapitel, von der Dauer des Komischen, oder vielmehr, des dadurch bewirkten Eindrucks, der sich, wie bekannt, bald verliert, durch Wiederholung immer schwächer wird, und dann auch gar sehr durch die Veränderlichkeit der Sitten und Zeiten leidet. Sehr wahr ist die S. 188 vorkommende Erinnerung: „Das Verdienst einiger Dichter besteht in gewissen Ausdrücken, in verschiedenen, oft gesuchten, Nachläßigkeiten, welche ein schlechter Geschmack schnell eingeführt, und schnell aufgenommen hat. Da aber die Bestandtheile dieser Werke auf einem so schlechten Grunde, als Sprachverderbniß, Niedrigkeiten und eine gewisse Verachtung alles Edeln, ruhen, so fällt das Gebäude eben so schnell, als es entstand."

Im neunten Kapitel geht der Vf. die verschiedenen Formen des Komischen durch. Für das Sinngedicht will er nicht Erwartung und Aufschluß, sondern die Kürze, als Unterscheidungsmerkmal von den übrigen Dichtarten angesehen wissen; aber wie schwankend ist dieser, bloß der Form eigne, Charakter! — Unter der Rubrik der Bonmots giebt er uns ein ganzes Florilegium sinnreicher Sprüche des Alterthums, von S. 200 bis 236. — Wenn S. 237 gesagt wird, den Unterschied der Satyren, oder vielmehr der satyrischen Schauspiele, bey den Griechen von ihrem Trauerspiele, habe einzig das Lachen ausgemacht: so dürfte man wohl fragen, worin denn ihr Unterschied von der Komödie bestanden habe? Zwar der Vf. beantwortet diese Frage auf der folgenden Seite, und setzt ihn in den Stoff und die handelnden Personen. Aber diese letztern waren doch auch, wenigstens zum Theil, von denen im Trauerspiele verschieden. Sehr umständlich, und für seinen Hauptzweck viel zu ausführlich, redet der Vf. von den Satyrendichtern des Alterthums, und von einigen neuern. Vom Lucian wird das ganze Gespräch, der Verkauf der philosophischen Sekten, in der Wielandischen Uebersetzung, eingerückt. Und so werden, bald kurz, bald weitläuftig, auch die übrigen Dichtungsarten durchgegangen, selbst das Schäfergedicht nicht ausgenommen. Sehr ungerecht ist der, S. 340, unserm ehrwürdigen Gleim gemachte Vorwurf, daß die Man-

nichfaltigkeit seinen Gedichten mangle; daß, wer einige gelesen hat, sie alle gelesen habe.

In dem zweyten Theile gefällt es endlich unserm Vf., nach so manchen Seitenwegen und Abschweifungen, wieder einzulenken, und zu seiner eigentlichen Materie zurückzukommen. Hier knüpft er manche, schon zu Anfange des ersten Theils gemachte, Untersuchungen wieder an; und es konnte nicht fehlen, daß er sich daher oft wiederholen mußte. An Digressionen und fremdartigen Einschaltungen fehlt es indeß auch hier nicht. Die Aufschriften der Kapitel sind: I. Von dem Ursprunge des Lächerlichen. II. Von dem verschiedenen Grade der Wirkung des Lächerlichen, nach Art der Behandlung. III. Von der Wirkung des Lächerlichen auf die Empfindlichkeit der Menschen? IV. Wirkung des Lächerlichen auf den Verstand. V. Ob man das Lächerliche als eine Prüfung der Wahrheit annehmen könne. VI. Bemerkungen in Rücksicht der Sittlichkeit. VII. Einfluß des Lächerlichen auf den Staat. VIII. Andre Vortheile des Komischen. IX. Von dem Mißbrauch der Satyre. X. Von den Mitteln wider die Satyre. XI. Anmerkungen über das Lächerliche in Rücksicht des Charakters im Allgemeinen, und der verschiedenen Nationen. XII. Von der Verschiedenheit des Lächerlichen, oder von der Narrheit der Menschen. — Die meisten von den hier abgehandelten Materien sind auch in Flögel's Geschichte der komischen Literatur abgehandelt worden; und dieses Werk scheint überhaupt der Vf. bey dem seinigen fleißig zu Rathe gezogen zu haben, ob ihm gleich vieles eigenthümlich zu seyn, und manches von ihm auch aus andern Werken ähnlichen Inhalts gezogen zu seyn scheint.

Was der Leser in diesem Buche am meisten vermissen möchte, ist gründlicher und tiefer Eindrang in die Materie, Zusammenhang der Gedankenfolge, Entwickelung und gleichen Fortschritt der Ideen bis zu ihrer völligen Aufhellung, und Eleganz des unterrichtenden Vortrages. Man ist durch so manche neuere ästhetische Werke ausländischer und einheimischer Schriftsteller an diese Eigenschaften ähnlicher Werke zu sehr verwöhnt, als daß man das Unhaltbare, Lockre und Seichte so geduldig fürlieb nehmen und billigen könne, was nur allzu oft in diesem Buche vorkommt. Auch ist es allzu sichtbar, daß dem Vf. um die, so viel möglich gedehnte, Ausspinnung seines Fadens zu thun war; und wenn er gleich in der Vorrede sagt,

sagt, die eingerückten längern Gedichte, und einige kleine — oft doch ziemlich große! — Abweichungen wären zum Vergnügen des Lesers da, und um diesem angenehme Ruhepunkte zu gewähren; so ist doch der ganze Ton der Untersuchung für dies Bedürfniß nicht strenge, nicht philosophisch genug. Kurz, wir erwarteten neue Aufschlüsse, und fanden fast überall nichts, als eitel Zusammenschreiberey.

Fa.

Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge. Anhang zum ersten Theile. Von Karl Wilhelm Ramler, Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1793. 128 Seit. 8. 8 gr.

Der erste Band von Hrn. Ramlers Martial enthielt größtentheils gereimte Uebersetzungen verschiedener Verfasser, so viel deren nämlich ihm zu Gesichte gekommen, oder von ihm gebilligt waren. Da diese aber nur den kleinsten Theil des Dichters ausmachten: so vermehrte er sie noch mit einigen, die er selbst übersetzte, und hoffte andere Liebhaber des römischen Dichters würden vielleicht dadurch bewogen werden, noch mehrere dazu zu liefern, so daß wir endlich den ganzen Epigrammatisten, so weit er übersetzbar ist, in deutschen Versen erhalten hätten. Da er aber von keinem Nachfolger hörte, so entschloß er sich, sie selbst zu übernehmen, und so erschienen, wie bekannt, nach und nach fünf Theile, die auch sämmtlich in dieser Bibliothek angezeigt sind. Damit nun aber die Verdeutschung ganz die Arbeit Eines Mannes in Einer Manier werde, so liefert Hr. R. hier aufgefodert einen Anhang zum ersten Theil seiner Ausgabe (der seiner geringen Bogenzahl wegen jenem bequem angebunden werden kann) der diejenigen Stücke enthält, die dort von andern Verf. nur mehrere bloße, oft sehr freye Nachahmungen waren. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so können wir ihr, so wenig als bey den vorigen Theilen, ganz unbedingtes Lob ertheilen. Die in jambische Verse und Hendecasyllaben übergetragene Stücke sind meist sehr gut gerathen, leicht und frey, dem Original ohne Zwang sich anschmiegend — desto mehr Steifigkeit und Härten aller Art aber herrschen in den hexametrischen Gedichten. Gleich in dem ersten Stück ist die Wendung mißrathen, und drückt den sarka-

stischen Sinn der Frage nicht so deutlich und gut aus, als das Lateinische. Es ist das bekannte Epigramm auf den Cato:

> Florens Fest voll Scherz und Lachen
> Und des Volkes freye Spiele
> Kanntest du ja, strenger Cato:
> Warum kamst du denn zum Schauplatz?
> Kamst du nur des Weggehns wegen?
> An ideo tantum veneras, ut exires?

Kamst du nur, um gehn zu können? denn gewiß stichelt der Dichter hier auf Catos Tugendprunken. — **Morgendes Leben betrügt**, (Sera nimis vita est crastina) dünkt uns weder richtig deutsch, noch verständlich genug. Sollte es erlaubt seyn, zu sagen: „**Ph. schon die siebente Frau verscharret dein Acker?**" ? Septima jam Ph. tibi conditur uxor in agro. Oder ebendas.: „**Ich bin jener Scorpus, Rom, dein Händegeklatsch?** Plausus, Roma, tui? Die Verse, besonders die Hexameter sind voll Härten: **Cäsars itzt als** — ◡ ◡ **Husten stieß** — **seyd seyn** —

> Kedrus (ist Roms) größter Gläubiger —

Jedermann wird das erstemal lesen **Kodrus ist** — ◡ ◡

> Nenne nichts, **als das, was du** genossen hast, dein —

Wie konnte Hrn. Rs. feines Ohr sich solche und ähnliche Mißtöne erlauben? Der Pentameter ist im Deutschen, wenn er gut seyn soll, so schwer zu machen, daß er die Mühe nicht lohnt, die er kostet. Nachläßig gearbeitet wird er dem Leser, der sich darauf versteht, zur wahren Qual: besonders, wenn er viel einsylbige Wörter von schwankender Quantität enthält, und der Abschnitt häufig auf Artikel, Präpositionen oder gar in die Mitte der Wörter fällt, wie:

> Unserer alten Kunst | richter durch Schweigen verdammt —
> Und zwey völlige Mahl | zeiten aus einer gemacht —
> Ein Aß kosten die Kroll | erbsen und Ein Aß kostet die Nacht — —

Proben einiger wohlgerathenen Verdeutschungen sind:

> Du, Laberius, sagst: ich kann recht gute
> Verse machen; ich will nur nicht. Wahrhaftig!
> Wer recht gute zu machen weiß, und will nicht,
> Den, Laberius, nenn ich einen Helden.

Grab-

Grabschrift.

Dieser Marmor bedeckt den freygelaßnen
Jungen Glaucias, seines Herren kurze
Freude. Rom, das ihn kannte, klagt um seinen
Frühen Tod: denn er war von unverletzter
Keuschheit, schön von Gestalt, und hell von Kopfe.
Nur zwölf Aernten und eine zählt sein Alter —
Nichts beweine mehr, wer hier mit uns weinet!

An den Tucca.

Daß die Großen sich um dich reißen, Tucca,
Dich bey Tisch, beym Spatzieren, im Theater
Um sich haben, und wenn sie dir begegnen,
In den Wagen und in ihr Bad mit sich nehmen,
Darum halte dich nicht für etwas bessers:
Du belustigst sie, Tucca; bist ihr Freund nicht.

Aber, wie konnte Hr. R. ein so armseliges Ding, wie folgende platte Zeilen, einer Uebersetzung würdigen?

Von der Manneja.

Daß dein Hündchen Gesicht und Mund dir beleckel,
Manneja,
Wundert mich nicht; ein Hund findet am Faulen
Geschmack.

Bs.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Untersuchungen über die französische Revolution nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind. Von August Wilhelm Rehberg, Geh. Canzleysecretair in Hannover. Erster Theil. 256 Seiten. Zweyter Theil. 428 Seit. Hannover und Osnabrück, bey Ritscher. 1793. 8. 2 Rh.

Der Vf. gesteht, daß es vor der Hand noch nicht möglich sey, eine zuverläßige Geschichte der französischen Revolution zu schrei-

schreiben, wohl aber, behauptet er, lasse sich ein gegründetes und vollständiges Urtheil über das System fällen, welches die französischen Gesetzgeber befolgt haben, und der Werth der neuen Constitution richtig bestimmen. Dieses zu leisten ist der Zweck der hier angezeigten Schrift, die in zwey Abschnitte zerfällt. In dem ersten, dem theoretischen, prüft und entwickelt der Vf. die Grundsätze, auf denen die Systeme beruhen, nach denen man Frankreich hat reformiren wollen, sowohl diejenigen, welche verworfen worden sind, als auch und zwar vorzüglich diejenigen, auf welchen die herrschende Denkungsart des Zeitalters beruht, und in denen die erste Quelle des neuen, wirklich eingeführten Systems zu suchen ist. Nach Aufstellung und Prüfung dieser höchsten Grundsätze im Zusammenhange, vergleicht er die neue Verfassung selbst mit ihnen, und sucht ihren Werth in doppelter Rücksicht festzusetzen, einmal, in wie fern sie den Prinzipien gemäß ist, zu denen sich ihre Urheber und Anhänger bekennen, und zweytens, in wie fern sie tauglich ist, die Entzwecke einer Staatsverfassung zu erfüllen. Der zweyte, historische Abschnitt, liefert Nachrichten, Beurtheilungen und Auszüge von den meisten, wenigstens den merkwürdigsten Schriften, die als Quellen der Geschichte dienen können, der Geschichte, sowohl der Begebenheiten, welche die Revolution ausmachen, als auch der Gesinnungen und des Systems, welche der neu eingeführten, nunmehr aber schon wieder umgestürzten Staatsverfassung zum Grunde liegen. Dieser zweyte Abschnitt besteht größtentheils aus den Recensionen in der A. L. Zeitung, zu welchen Herr Rehberg sich schon im N. D. Museum als Vf. bekannte, und die hier mit wenigen unbeträchtlichen Veränderungen wieder abgedruckt sind.

Erster Theil. Erster Abschnitt. Von den ersten Principien des Systems, welches in Frankreich herrschend geworden ist. Alle verschiedene Systeme über die Gründe des Rechts in der bürgerlichen Gesellschaft, behauptet der Verf., ließen sich in drey auflösen, in das System der Sinnlichkeit, nach dem alles bloß auf Gewalt beruht, und das auf eine durch nichts als äußere Macht eingeschränkte Freyheit führt — in das System des Verstandes, dem zufolge alle Gesetze willkührlich ausgedacht und durch (wirkliche oder stillschweigende) Verträge eingeführt sind, und wo die Verpflichtung sie zu halten, sich auf die sich selbst durch eigne Vorschrift

schrift einschränkende Freyheit gründet, und drittens endlich in das System der Vernunft, nach welchem es für alle Völker der Erde nur eine einzige regelmäßige Staatsverfassung giebt, die in der allgemeinen unumschränkten Freyheit unter der Herrschaft der moralischen Nothwendigkeit besteht. (Es hat dem Vf. nicht beliebt, das Princip aufzustellen und zu entwickeln, auf welches er diese in der That ganz neue Eintheilung gründet, und Rec. vermag nicht es zu errathen. Gab es nie ein theokratisches System?) Diese letztere, das System der Vernunft, das die französischen Politiker (Physiokraten) schon seit geraumer Zeit ergriffen hatten, am vollkommensten aber von Roußeau in seinem Contract social entwickelt worden, dient nun auch der neuen französischen Staatsreform zur Grundlage. Der Vf. zeigt recht gut das Ungereimte und Chimärische der Idee, die Vernunft zur einzigen Quelle der Gesetzgebung zu machen, er thut dar, wie die neuesten französischen Gesetzgeber, die nichts weniger als richtigen Abstraktionen Roußeaus nicht einmal gefaßt, sondern auf eine oft höchst widersinnige Art angewendet haben — dieser im Ganzen treffende und bündige Beweis aber ist mit mehrern Behauptungen untermischt, die wenig unbefangne Leser dem Vf. einräumen werden. So heißt es S. 5: „Metaphysik habe die französische Monarchie zertrümmert, und eine Revolution zu Stande gebracht, von deren Gleichen nie gehört worden.“ Die arme Metaphysik! An dieser Zertrümmerung und allen daraus entstandenen Ungerechtigkeiten ist sie so wenig Schuld, als die christliche Religion an den unzählichen Greueln, denen sie zum Deckmantel dienen mußte. So lange die Leidenschaften der Menschen, ihr Ehrgeitz, ihre Herrschsucht und Habgier nicht ganz frey und unverhohlen wüthen können, (wie seit einiger Zeit in dem unglücklichen Frankreich, wo man sich nicht einmal mehr die Mühe zu geben braucht, die größten Frevelthaten auch nur zu beschönigen) da suchen sie sich natürlich hinter eine glänzende und verführerische Maske und Hülle zu verbergen. Wozu die Urheber mancher ehrgeitzigen Plane ehedem die Religion benutzten, dazu mußte dem Zertrümmern der französischen Monarchie die Metaphysik und Vernunft dienen. Allein nicht durch Vernunft und Metaphysik, sondern bloß unter dem betrüglichen Vorwande, durch und für sie zu handeln, warfen sie das Reich um. Man versuche es doch, wie viel sich durch Metaphysik, durch Spekulationen in der wirklichen Welt ändern und umstürzen läßt, wenn nicht

solche

solche oder ähnliche Umstände, wie in Frankreich zusammentreffen, eine lang vorbereitete Revolution endlich zum ungestümen Ausbruch zu bringen. — Arge Consequenzmacherey ist es, wenn der Vf. daraus, daß das physiokratische System auf gänzliche (?) Freyheit und Unabhängigkeit jedes einzelnen Menschen von allen andern angelegt sey, folgert: „daraus entsteht begreiflicher Weise ein sehr grober Egoismus; dies führt natürlicher Weise zu einer sehr tadelnswerthen Denkungsart, und am Ende zu einer gänzlichen Herabwürdigung der menschlichen Natur!!“ Hr. R. liebt große und nachdrückliche Worte, und nimmt den Mund, wenn er ihn einmal öffnet, gern voll. Sehr häufig überhebt er sich der lästigen Beweise seiner Sätze, wahrscheinlich der beliebten Kürze wegen, dadurch, daß er sie in ihrer ganzen Nacktheit hinwirft, und ihre Blöße bloß durch ein „begreiflicher, natürlicher, nothwendiger Weise“ oder ein ähnliches rednerisches Läppchen zu bedecken sucht. — S. 30 wirft Hr. R. einen schielenden Seitenblick auf eine der jetzigen Lieblingswissenschaften der deutschen Gelehrten und des deutschen Publikums überhaupt — auf die Statistik! „Wenn man nach einem tief gelehrten Politiker fragt, so erfährt man, daß er ganz genau wisse, wie viel Menschen in einem jeden Flecke des kultivirten Erdbodens wohnen, daß 87⅞ Mensch in gegebener Zeit unfehlbar an einem gewissen Orte geboren werden. Er weiß, wie viel die Consumtion jedes Artikels beträgt, und die Listen der Importen und Exporten hat er complett — — die Sammlungen solcher Angaben können oft als Grundlagen nützlicher Einsichten, oder sehr verständiger Räsonnements dienen. Aber an sich hilft diese Kenntniß schlechterdings zu gar nichts.“ Wer hat je daran gezweifelt? Wie konnte Hr. R. sich nicht schämen, solch eine jämmerliche Trivialität aus seiner Federspitze fließen zu lassen? Aber man weiß, daß er sich das Vergnügen macht, Sätze, die nur in ein paar seichten und hohlen Köpfen spuken, als allgemein, oder doch von den meisten angenommen aufzustellen, und dann ein Verdienst darin sucht, diese Phantome sehr ernsthaft zu bekämpfen. (Videatur sein sehr seichtes Schriftchen, die anmaßliche Prüfung der Erziehungskunst!)

Zweyter Abschnitt. Von dem Grundsatz der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen, und von dem darauf gegründeten Rechte des Volks, sich eine Staatsverfassung nach Will-

kühr

führ zu geben. Hr. R. behauptet geradezu, kein Staat sey jemals auf die allgemeinen Rechte des Menschen gegründet worden, ja es sey durchaus unmöglich, daß jemals ein Staat darauf gebaut werde, und fällt so in das entgegengesetzte Extrem von dem, wessen er die franz. Gesetzgeber mit gutem Grunde beschuldigt. Es ist freylich ein großer Irrthum, zu glauben, die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft lasse sich allein aus Vernunftprincipien entwickeln; allein, eben so falsch, eben so unphilosophisch, und noch weit gefährlicher ist Hrn. Rehbergs entgegengesetzte Uebertreibung: das Recht der Natur und Menschheit lasse die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ganz unbestimmt!! Immerhin mag, wie S. 49 behauptet wird, die ganze Würde des Bürgers etwas vom menschlichen Verstande ersonnenes seyn; nach welcher Logik aber folgt hieraus, daß der Bürger ganz vom Menschen getrennt werden müsse, wenn von politischen Verhältnissen die Rede ist? Genau genommen läßt sich gar kein Sinn mit diesen Worten verbinden. Der Bürger läßt sich wohl vom Menschen, wie aber ließe sich der Mensch ganz vom Bürger getrennt denken? Die Gründe wider die allgemeine bürgerliche Gleichheit zeichnen sich weder durch neue Bemerkungen noch durch Bündigkeit und glückliche Stellung aus. Desto besser ist S. 62 u.s.w. gezeigt, wie man den drückenden Folgen einer zu weit getriebenen Ungleichheit der Stände vorbeugen müsse. „In einem wohlgeordneten Staate müssen die Verhältnisse, von denen die Staatsverfassung abhängt, die verschiedenen Stände und ihre Rechte nicht als gewissen Personen und ihren Abkömmlingen ausschließlich anhängend betrachtet werden: sondern personae mysticae, welche einen oder den andern Einwohner des Landes bekleiden. Das volle Bürgerrecht darf nicht ausschließlich diesen und keinen andern Personen und ihren Nachkommen ankleben, sondern es muß dasselbe als ein Platz in der Gesellschaft betrachtet werden, in den es einem jeden möglich ist, selbst oder in der Person seiner Abkömmlinge, wäre es auch erst im zehnten oder funfzigsten Gliede, hineinzurücken In einer guten Staatsverfassung muß es allen möglich seyn, auf höhere Stufen zu steigen. Dieses nun bindet die verschiedenen Classen von Einwohnern an einander, und macht ein Ganzes aus ihnen Ohne dieses ist es schlechterdings unmöglich, daß ein wahrer und unerschütterlicher Patriotismus durchgehends herrsche: und wenn es Staaten giebt, in denen

„bey

„bey einem entgegengesetzten Systeme, durch das gemäßigte „weise Betragen der höchsten Stände, durch Gewohnheit „und Nationalcharakter die untern, welche verdammt sind, „wenig für sich und ihre Nachkommen in dergleichen Verhält„nissen zu bleiben, in völliger Ruhe erhalten werden: so be„ruhet dieselbe doch immer auf sehr unsicherm Grunde, und „es dürfen nur Erschütterungen von außen kommen, um auch „im Innern dergleichen zu erregen." — Hr. R. nimmt sich der Würde des alten Erbadels und zwar mit so derben Gründen an, daß man sich fast scheuen möchte, ihm zu widersprechen: indeß, sollte wohl ein Widerspruch bloß darum wirklich seicht seyn, weil Hr. R. ihn so bezeichnet? „Kein Monarch „in der Welt (ruft er mit der Gravität und dem Nachdruck eines Herrn von 32 Ahnen, oder seines Kammerdieners aus:) „kein Monarch in der Welt kann denjenigen, den er adelt, „dem Altadelichen gleich machen!" Freylich nicht da, wo der allgemeine Wahn dem Alter der Geschlechter eine hohe Würde beylegt. Allein so ausgebreitet dieses Vorurtheil ist, so ist es doch nicht allgemein, so ist es doch nichts weniger, als in der menschlichen Natur gegründet, noch ganz unvertilgbar, wie schon mehr als Ein Beyspiel zeigt. Im Gegentheil kann die Denkungsart ganzer Nationen in äußerst kurzer Zeit einen solchen Umschwung bekommen, daß dieser wesenlose Glanz in ihren Augen ganz erlischt, und daß ihr lächerlich und widersinnig erscheint, was sie noch vor wenig Jahren als groß und erhaben betrachtet hatte. Eine gewisse Ungleichheit von Ständen ist freylich mit der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt unzertrennlich verbunden, aber gewiß ist es darum nicht auch das Vorurtheil, daß eine lange Reihe von Ahnen als eine ehrenwerthe Eigenschaft eines Individuums betrachtet, und die Verdienste des edlen Vorfahrens auf den unedlen, wohl gar höchst verachtungswürdigen Enkel überträgt. Wer dieses ein kindisches und schädliches Vorurtheil nennt, wer dieses Verfahren nicht „gut gegründet, natürlich und sehr nützlich!!" findet, den nennt Hr. Rehberg einen seichten Kopf; allein Rec. will zehnmal lieber sich vom Hrn. R. in Hannover so schimpfen lassen, als mit ihm dieses politische Vorurtheil theilen, predigen und mit ihm schimpfen. — Ueber die (allerdings mit Recht verneinte) Frage: ob ein Volk berechtigt sey, sich willkührlich eine Verfassung zu geben, geht der Vf. ganz flüchtig hin, und verweist auf einen Aufsatz von Burke, den er übersetzt und in das Nov. St. des D. Merk. 1791 hat einrücken lassen.

Drit-

Dritter Abschnitt. Von der neuen Verfassung des Reichs. Manche gute Bemerkungen, die aber den Lesern von Burkes, Mouniers, Neckers u. a. Schriften nicht neu sind. Ueber die Trennung der executiven und gesetzgebenden Gewalt. Die nachtheiligen Folgen derselben waren nach dem, was jene Schriftsteller über diesen Gegenstand erinnert hatten, leicht ins Licht zu setzen. Prüfung der Erklärung der Rechte und der mit ihr verbundenen Constitution, meist nach den Ideen von Clermont und Burke. Hr. R. thut nichts als tadeln, und in dem bittersten, übermüthigsten Tone. In der ganzen Constitution ist ihm nichts, fast gar nichts nach Sinn. Der edle La Fayette heißt hier „ein gutmüthiger Schwärmer, „der in Amerika den Geist der Freyheit und Haß gegen die „Verderbtheit der Großen genährt, aber auch daselbst eine „ganz merkliche Richtung des Verstandes bekommen „habe — ein schwacher Kopf!" Rec. möchte doch lieber diesen schwachen, als den (si Diis placet) starken Kopf seines eingebildeten Beurtheilers haben — Der 10 Artikel der Declaration lautet also: Nul ne doit être inquieté pour ses opinions même religieuses, pourvû que leur manifestation ne trouble pas l'ordre public établi par la Loi. Sollte man glauben, daß ein Protestant, ein Philosoph, diesen Satz tadelhaft, „sehr unvorsichtig und sehr zweydeutig" finden, daß er fragen könne: „Darf der Regent keiner Religions-„sekte verbieten, sich im Lande zu verbreiten, wenn auch ihr „Geist noch so schädlich wäre? (Ist er das, so muß er auch l'ordre public établi par la Loi stören, so ist dieser nichtssagende Einwurf schon durch das Gesetz selbst gehoben.) Darf „jede Sekte darauf trotzen, daß sie sich ruhig verhält? (Nicht? auch dann nicht, wenn sie sich wirklich ruhig verhält, und ihre spekulativen Meinungen nicht in Handlungen übergehen läßt? Hr. R. will doch hoffentlich den Regenten nicht zum Despoten des Glaubens, der Gewissen machen? Will doch nicht eine Inquisition eingeführt haben?) Und wenn sie auch „Absichten hätte und Plane betriebe, die landesverderblich wä-„ren? (Thut sie das, so ist sie entweder keine bloß religiöse Sekte mehr, oder die Frage ist abermals schon durch das Gesetz selbst beantwortet.) Oder soll der ordre public établi „par la Loi so ausgelegt werden dürfen, daß solche Sekten „verboten werden dürfen? Was bedeutet alsdann dieser „Artikel?" Wer so fragen kann, verdient der eine Antwort?

S. 126 und an mehrern Stellen deklamirt Hr. R. sehr heftig gegen die „uneingeschränkte Preßfreyheit." Nun wollen wir zwar zu seiner Ehre hoffen, daß er darunter eine solche versteht, mit der gänzliche Irresponsabilität des Schriftsteller verbunden ist, (die aber auch nirgends existirt hat, nirgends existiren kann, und von keinem vernünftigen Menschen verlangt wird) allein in einer so wichtigen Sache hätte er sich doch billig deutlicher ausdrücken sollen. „Struensee sey durch die Preßfreyheit, die er einführte, zuerst gefallen! Frankreich aber sey durch die Broschüren zerstört worden." Es ist traurig, Philosophen und Lehrer der Staatskunst in dieses seichte Geschwätz einstimmen zu hören, das keinen andern Zweck haben kann, als einem der edelsten Güter der Menschheit einen bösen Leumund, es den Fürsten und Großen der Erde verdächtig zu machen, und als die gefährlichsten Waffen gegen ihre Macht und Ansehn vorzustellen.

So wie der leidenschaftliche, partheyische Vf. ohne Ausnahme alle neue Einrichtungen, die man in Frankreich getroffen hat, verwirft, so erklärt er sich auch gegen die neue Eintheilung des Reichs. Diese und die neue Einrichtung der Administrationskollegien, welche die Angelegenheiten von Ortschaften besorgen sollen, welche zum Theil bisher in gar keiner Verbindung standen, nennt er eine große Beschwerde für die Einwohner, und behauptet, es müsse eine lange Zeit vergehen, ehe sie in die gehörige Thätigkeit komme. Die Erfahrung hat dies auf das siegreichste widerlegt, und gerade über keine Neuerung sind weniger Klagen geführt worden, als über diese.

Vierter Abschnitt. Von der Zerstörung der alten Stände des Reichs, als der nothwendigen Bedingung einer neuen, dem Systeme allgemeiner bürgerlicher Gleichheit gemäßen Staatsverfassung. Hr. R. will hier untersuchen, was das Reich durch diese Zerstörung verloren, und was man der Neuerung aufgeopfert habe. So wie in den andern Theilen dieses Werks sind auch hier wahre und treffende Bemerkungen, mit falschen, wenigstens sehr übertriebenen Behauptungen untermischt. Die Gründe, die der Vf. für die Nützlichkeit des geistlichen Standes als eines politischen Körpers aufzählt, sind äußerst schwach. Die politischen Rechte der Geistlichkeit, meint er, wären ein sehr wirksames Mittel, die besondere Ehre des gelehrten Standes zu erhalten. Die 26 geistlichen Lords des

Oberhauses in England wurfen auf denselben einen Glanz, den kein freygebiger Monarch ihm geben könne. (Gleich als ob in unsern Tagen noch so wie in rohern Zeiten der gelehrte und geistliche Stand ein und dasselbe Ding wären, als ob die Geistlichkeit als Repräsentant des ganzen gelehrten Standes gölte und gelten könnte. „Solche Vorzüge, die nur einem kleinen Theil desselben zu Statten kommen, erniedrigen die übrigen nur, aber ehren sie nicht. Die englischen Bischöfe sitzen als Priester, nicht als Gelehrte im Oberhaus.) Der geistliche Stand soll ferner die drückende Bürde der Erbaristokratie mildern. (Das beliebt Hr. R. so zu sagen, den Beweis aber ist er schuldig geblieben. Als ob es nicht natürlich wäre, als ob die Erfahrung es nicht von jeher bestätigt hätte, daß selbst diejenigen, die aus den niedrigsten Ständen zu den höchsten geistlichen Würden (wahrlich nur in den allergeringsten Fällen durch gelehrte Verdienste) emporstiegen, mit den übrigen Aristokraten gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Wenn und wie haben die englischen Bischöfe den „drückenden Geist der Erbaristokratie" gemildert? Etwa dadurch, daß sie in allen den Fällen, wo ihr eignes Interesse sie nicht mit der letztern verband, als blinde Anhänger der jedesmaligen Minister, alle constitutionswidrigen Versuche derselben, die Vorrechte der Krone zu erweitern, unterstützten?) Sonst glaubte man allgemein, eben der äußere Glanz und die großen zeitlichen Vortheile, die mit den höhern Würden des Clerus verbunden sind, wären die kräftigsten Stützen der Hierarchie; Hr. R. dagegen versichert, „Mangel an äußerer weltlicher Ehre und Eingeschränktheit der Einkünfte erzeugten viele Uebel, und zwängen die Geistlichen, sich immer mehr an die Hierarchie fest zu schließen." Und der Beweis dieses ungeheuren Paradoxons? „Ehrgeitz und Hochmuth sind jeder Classe „von Menschen eigen, denen ein ausgezeichneter Stand angewiesen ist. Weltliche Macht, Ehre und Reichthum geben „diesen Leidenschaften andere Gegenstände, wodurch sie dem „Volke weniger lästig werden: und auch die Regenten haben „den hohen Clerus weniger zu fürchten, wenn seine Glieder „zugleich weltliche Fürsten und Barone vorstellen, als wenn „sie bloß geistliche Fürsten eines überirrdischen Reichs sind, „dessen Besitzungen in einer andern Welt liegen, vermittelst „deren sie aber auch in der irrdischen die Gemüther fesseln." Welch ein seichtes, sophistisches Räsonnement! Freylich, so lange das Interesse des Fürsten und eines reichen und mächti-

 gen

gen Clerus zusammenfließen, so lange hat der erstere nichts zu fürchten, im Gegentheil viel von ihm zu erwarten. So bald aber seine Plane, sein Interesse dem Interesse und den Planen des Clerus entgegenstehen, so bald er sich ganz der drückenden Vormundschaft desselben entziehen will, dann hat er auch keinen mächtigern, gefährlichern Feind, als diesen reichen und angesehenen Clerus, der mit doppelten, mit den giftigsten Waffen gegen ihn ficht. Mehr als alles Räsonnement beweist das lehrreiche Beyspiel Josephs II. und der niederländischen mächtigen und reichen hohen Geistlichkeit. — Es ist nicht zu läugnen, daß die Wissenschaften und Künste unendlich gewinnen, wenn sie vom Zwange der Berufspflicht frey, als bloße Liebhaberey getrieben werden; aber eben so ausgemacht und erwiesen ist, wie wenig diese gute Absicht von je und allenthalben durch geistliche Beneficien erreicht worden. Ob die Wissenschaften mehr gewinnen, oder die Nation mehr verliert, wenn jene Einen freyen Bearbeiter für 99 Müßiggänger, die diese ernähren muß, erhalten, darunter kann unter Unbefangenen wohl kein Streit seyn. — „Die Geistlich„keit wird durch die neue Verfassung zu sehr vom Regenten ab„hängig." Nicht mehr als jeder andere Stand, der seine Beförderung und seine Besoldung von dem Regenten erhält, und das ist nicht zu viel. — Vom Adel. Hr. R. gesteht, „daß in dem heutigen Verhältnisse, da fast alles durch Geld„abgaben besorgt wird, die alle Stände treffen; und da die „eigentliche Grundsteuer, wegen welcher der Edelmann ein„willigen muß, ihn weniger als die Bauern trifft, etwas un„schickliches (nur unschickliches?) darin liege, daß der Edel„mann allein das Land repräsentire." Doch eine solche Aeußerung kann vom Hrn. R. nicht ohne Einschränkung bleiben. Er setzt hinzu, dieses Vorrecht sey doch so schreyend und ungerecht nicht, als es scheine: „da das Interesse des Gutsherrn und „Bauers so unmittelbar mit einander verbunden wären, daß „ersterer wirklich fühle, was er verliere, indem er Abgaben „auf die Bauern lege." Allerdings ist das Interesse beyder verbunden, aber wie viel Gutsbesitzer erkennen das? Und selbst in diesem Fall, wie viel Umstände lassen sich nicht denken, die den Gutsbesitzer veranlassen müssen, unbedingt sein Votum für jede neue Auflage zu geben? Der kleinste Gutsbesitzer hat so gut eine Stimme, als der reichste. Wie leicht kann nun aber jener von dem Fürsten gewonnen, und der geringe Verlust, den er zu befürchten hat, ihm doppelt und dreyfach ersetzt

wer

werden! Wie wird ein Landstand stimmen, der von seinem Gütchen ein paar hundert, und von dem Amte, das er der Gnade des Fürsten verdankt, ein paar tausend Thaler zieht? — S. 237 spricht Hr. R. von der unsinnigen Verdoppelung der Deputirten des dritten Standes. — Sehr gut und bündig zeigt übrigens der Vf. eine Menge wirklich unverantwortlicher Ungerechtigkeiten, die man sich gegen alle Classen des Adels erlaubt hat, da doch eigentlich nur der höchste, der Hofadel der Nation wirklich schädlich und drückend, der niedere aber und besonders der Landadel ein sehr respektabler und wirklich dem Staate höchst nützlicher Stand war. Eine Stelle S. 293 verdient ausgezeichnet zu werden, weil die (freylich schon längst vom Hrn. R. erwiesene) Wahrheit, die sie enthält, doch vielleicht aus seinem Munde, aus dem Munde eines Mannes, der so geneigt ist, immer nur den Gewaltigen, den beatis possidentibus das Wort zu sprechen, manchem, dem es sehr heilsam seyn würde, hierüber ein wenig nachzudenken, zu diesem frommen Geschäfte bewegen dürfte. „Die Befreyung der „adlichen Güter von Steuern ist an vielen Orten, obwohl in „sehr verschiedener Maaße geblieben, weil Fürsten und dritter „Stand zu schwach waren, dieser ganz ungeheuren „Ungerechtigkeit zu wehren. Das ist sie in der That, „da wo der Besitz eines Matrikularguts schlechterdings von „allen öffentlichen Abgaben befreyt. Es giebt in Deutschland „einige Provinzen, wo dieses auf das äußerste getrieben wird, „und wo der Adel dem gemeinen Wesen eine Gnade zu erzeigen „glaubt, wenn er zu Kriegsschulden contribuirt, dadurch Ver„heerungen abgewendet werden; gleich als wenn der Feind ge„fragt haben würde, ob dieser Hof adlich frey sey, eh' er den „Pechkranz aufgesteckt? In diesen Ländern wären freylich die „Klagen der französischen Demagogen vollkommen passend. „Sie sagen: der Edelmann besitzt sein Gut, unter Bedingun„gen, daß er zur Defension des Landes ausziehen soll. Er „muß uns schützen: das ist unser Contract. Jetzt aber müssen „wir ihn schützen, denn wir bezahlen den Defensionsstand, und „wir werden noch dazu ausgehoben, wenn es an Mannschaft „fehlt, dagegen er nur für Sold dient, wenn es ihm beliebt. „Aber in Frankreich war dies durchaus nicht der Fall; der „Adel bezahlte alle Consumtionssteuern, erlegte Capitation „und Vingtièmes, war nur von der Taille und den Wegdien„sten frey, und auch das nicht von allen Gütern und Besitzun„gen, sondern nur von drey Pflugschaaren, und zwar nur in

„dem Fall, wenn er sein Gut selbst cultivirte u. s. w.“ —— Vom dritten Stand. Nur ein paar Worte. Für die Gilden und Zünfte. Mit Recht fragt Hr. R.: „Was soll die Ehre „der zünftigen Meister ersetzen? Woher will man Mittel neh„men, dem geringen Manne eine Ehre seines Standes zu zei„gen, nach der es der Mühe werth wäre zu streben? — „Nach der franz. Theorie sollen das Privatinteresse und die all„gemeine Menschenehre dies alles ersetzen. Aber diese letzte ist „nichts werth: sie wird mit allzu vielen getheilt, als daß sie „geschätzt werden könnten. Und so ist es offenbar, der grobe „Eigennutz, der ohnehin Nahrung genug in der Welt findet, „wird die allgemeine Triebfeder aller Handlungen werden, so „bald die Ehre aller abgesonderten Stände, in die allgemeine „Menschenwürde verschmolzen wird.“ —

Der zweyte Theil enthält, wie schon bemerkt worden, die Recensionen aus der A. L. Z. unter folgende fünf Rubriken gebracht: 1) Von den vorläufigen Schritten, welche die Versammlung der Stände vorbereitet haben. 2) Von dem Projekte, eine nach dem Muster der englischen entworfene Verfassung in Frankreich einzuführen. 3) Von der Geschichte der Revolutionen, und den Mitteln, wodurch die Zerstörung des Reichs hätte verhindert werden können. 4) Von verschiedenen Büchern und kleinen Schriften, welche die Revolution betreffen. 5) Von der Geschichte der Finanzen, seit der Berufung der Stände. Anhang. Von einigen Schriften über die Revolution, welche außerhalb Frankreich erschienen sind; von englischen und einigen deutschen Schriften. — Recensionen zu recensiren ist nicht unsers Amtes. Wir erinnern nur, daß man Hrn. R. von verschiedenen Seiten her dieser Beurtheilungen wegen angegriffen, und ihm Partheylichkeit, Untreue und fast alle Sünden, deren ein Recensent sich nur schuldig machen kann, vorgeworfen hat. Daß man hier keine vollständige Litteratur der Revolutionsschriften, ja selbst nicht die wichtigsten ohne Ausnahme suchen darf, ist schon von andern Kunstrichtern bemerkt worden. Ueber die so merkwürdigen und wichtigen Pariser Zeitungen und Journale schlupft Hr. R. S. 282 mit ein paar Worten hin. Die Einleitungen zum dritten und fünften Abschnitt enthalten einiges Lesenswerthe. Von S. 405 bis zu Ende stellt Hr. R. noch Betrachtungen über die Gesinnungen an, die die französische Revolution in Deutschland erregt hat, und mit denen die Konstitu-

tionsurkunde betrachtet worden ist. Erst einiges sehr Wahre, bald aber fällt Hr. R. wieder in seinen häßlichen Inquisitorton, und findet es nicht nur für höchst gefährlich, sondern selbst strafbar, (pfuy!) daß manche Leute über Aristocratie, Democratie mit eben dem Tone sprechen, mit dem man einen Streit über zwey entgegengesetzte chemische Systeme führt. Er wiederholt die kindische Uebertreibung: „in unsern Zeiten „wären kleine Bücher, fliegende Blätter und Zeitungen der „große Hebel, mit dem man die Welt aus ihren Angeln zu „heben vermöge." Er streitet für die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, die kein vernünftiger Mensch aufgehoben wissen will, verwechselt diese aber (ungeschickter oder listigerweise) mit eingeschränkter Preßfreyheit, und braucht diesen letzten Ausdruck immer statt jenes, da doch beyde höchst verschieden, und Unverantwortlichkeit der Schriftsteller eine rasende, uneingeschränkte Preßfreyheit aber die gerechteste und vernünftigste Forderung ist. An dem deutschen politischen und moralischen Horizont erblickt Hr. R. lauter schreckliche Meteore und unglückweißagende Zeichen, er klagt (S. 412) über die große Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse (eine Klage, die man einem portugiesischen Mönche, aber keinem deutschen Philosophen verzeiht) und findet in ihr und der neumodischen Erziehung, die zu einer gefährlichen Freyheit des Geistes und der Handlungen führen soll, (Sklaverey und Sklavenseyn ist freylich besser, dem Despoten bequemer) findet er die Quelle der verderblichen, tiefgegründeten Denkungsart des Zeitalters, der eine „gänzliche Unbe„stimmtheit des Geistes und einen innern Widerspruch erzeu„gen soll, der sich nicht anders auflösen könne, als in der Zer„störung des Charakters." Hoffentlich wird der gute Genius Deutschlands das Gekrächze dieses philosophisch politischen Raben nicht von böser Vorbedeutung seyn lassen!

Unser Urtheil über das Ganze zusammenzufassen, gestehen wir gern, mehrere gute Bemerkungen und Erörterungen, aber doch sehr wenig neue und eigne Ideen in dieser Schrift gefunden zu haben. Hr. R. ist ein äußerst partheyischer, leidenschaftlicher Schriftsteller, nicht allein ein erklärter Gegner der franz. Revolution, die, seiner Meinung nach, nichts, gar nichts Gutes gestiftet haben soll, sondern auch aller Reformen, wenigstens drückt er sich auf eine Art hierüber aus, daß man ihn nicht anders, als so verstehen kann. Mißbräuche aller

Art nimmt er in Schutz, und will als ein treuer Nachbeter von Burke die Welt überreden, daß die Bedrückungen und das Uebel vor dem Ausbruch der Revolution gar so groß nicht gewesen, als man glaube. Hierzu kömmt ein entscheidender, absprechender, wegwerfender Ton, und das selbst gegen die berühmtesten und verdientesten Männer, ein hohnlächelnder Blick auf Leute ganz anderer Art, als Hr. R. ist. So lange er mit Gründen gegen die Gesetzgeber Frankreichs spricht, so bedient er sich eines Rechts, das ihm niemand streitig macht, wenn auch gleich diese seine Gründe noch so ärmlich seyn sollten; wenn er aber bloße Machtsprüche thut, wenn wir ihm auf sein Wort glauben sollen, daß ein Necker, oder dieser oder jener Minister hier oder da einen großen politischen Fehltritt begangen habe, daß **Sieyes, Mirabeau, Mably** u. s. w. nur seichte politische Köpfe wären, daß Rabaud de St. Etienne nicht berufen sey, bey einer großen Revolution eine Hauptrolle zu spielen u. s. w. so sind das Saillieen, die man höchstens einem in den wichtigsten Geschäften graugewordenen, vielerfahrnen Staatsmann verzeiht, die aber aus dem Munde eines Subalternen in einem Collegio eines kleinen Landes im höchsten Grade lächerlich, und mit unter ekelhaft werden. (S. z. B. I. Th. S. 25.) Der Vortrag ist äußerst langweilig und schleppend, ohne Geist und Leben. Rec. verlangt wahrlich nicht das wilde Feuer und die oft sehr geschmacklosen Rednerblumen des Declamator Burke, aber doch Klarheit, Leichtigkeit und die gemeinsten Eigenschaften eines guten Styls. Diese aber vermißt man ganz, ja Hr. R. versündigt sich sogar nicht selten gegen die Richtigkeit der Sprache, verstößt gegen die Regeln der Grammatik und braucht ganz undeutsche Ausdrücke. I. Th. S. 18 sieht Hr. R. sich „mit eines auf den **Boden eines entgegengesetzten Systems versetzt**." — S. 100 spricht er von „berufensten Schriftstellern," wo es berühmtesten oder angesehensten heißen müßte. Wenn er sagen will: jener versteckte sich schändlicher Weise hinter den Vorwand (aber auch der Ausdruck sich **hinter einen Vorwand verstecken** ist nicht deutsch) der Religionsfreyheit". so macht er daraus ein Verstecken hinter den schändlichsten **Vorwand** d. R.!! u. s. w. Nicht unleidlicher aber ist er, als wenn er sich einfallen läßt, witzig zu seyn. Ein Pröbchen dieses saubern Witzes ist die Anspielung auf Gellerts Phylax (I. S. 27) — Hr R. mochte, wie wir nicht zweifeln, die patriotische Absicht haben, so viel an ihm war, dem weitern Eindringen

der

der übertriebenen und zum Theil wirklich höchst verderblichen französischen Grundsätze zu wehren: allein auf jede Weise hat er sich die Erreichung dieses Zwecks durch den angestimmten rauhen und abschreckenden Ton selbst erschwert. Ja dieser Ton muß nicht allein dem Eingang seiner Gründe schaden, er muß selbst anders Denkende, statt sie zu überzeugen, reitzen, sie noch mehr von seinen Ideen entfernen, und noch näher zum entgegengesetzten Extreme treiben. Nichts ist ihm geläufiger, als die Worte **niederträchtig**, **seicht**, **unwissend**, **unverschämt**, **phantastisch**, **unsinnig**, **Volksschmeichler**, **Volksaufwiegler** u. s. w. Die Leser erinnern sich gewiß in den Schriften mancher der achtungswürdigen Männer Klagen gelesen zu haben, daß schwache und selbst schlechte Menschen ihrer eingebildeten Geburtsvorzüge wegen mehr als der wahrhafte edle und verdiente Bürger geehrt würden. Diese nennt Hr. R. ohne Umschweife seichte Declamatoren, die füglich sonst ganz gute Leute seyn mögen — — aber freylich des Hrn. Geheimsekretärs „Bekanntschaft mit der politischen Welt" nicht haben und „deren Verstand für feinere Beobachtung zu stumpf ist." „Wenn sie, sagt dieser tiefe Politiker, den „Menschen vom Bürger zu unterscheiden gelernt hätten, so „würden sie ihre nichtsbedeutende Predigten, und ihre stumpfen witzigen Einfälle sparen." Rec. nimmt nur Wunder, wie Hr. R. bey seiner Bekanntschaft mit der politischen Welt ein solcher Maitre passé in dem trivialsten Schulmeisterton geworden ist, in den er an unzähligen Orten verfällt. Ein paar Seiten weiter hin, heißt es, von dem Vf. eines Aufsatzes in der Berliner Monatsschrift, (Sept. 1790) der behauptet hätte, der atheniensische Staat sey auf die Rechte der Menschheit gegründet gewesen: „Wenn dieser Vf. auch nur den Plutarch gelesen hätte, **so würde er gelernt haben** u. s. w." Die Leidenschaft bringt Hr. R. oft dahin, daß er in der Hitze ganz verkehrte gar nicht in den Zusammenhang passende Wörter wählt: z. B. „diejenigen, die dem Volke die vermeinte „Wohlthat (der Preßfreyheit) erwiesen, erhielten durch sie „selbst ihren **verrätherischen Lohn**." Wer aus gutgemeintem Irrthum jemand statt einer Wohlthat einen Nachtheil erweist, ist der ein **Verräther**? Doch, er soll ein Verräther seyn, ist ein **Lohn, wie er Verräthern gebührt**, (das ist Hrn. Rs. Gedanke) und ein **verrätherischer Lohn** einerley? Der Hr. **G. S. Rehberg**, der selbst ein armer Stümper in der Kunst zu schreiben ist, bekrittelt die besten Schriftsteller,

steller,„ welche Mirabeau fast alle Rednertalente ab, nennt die Diction in seinen Schriften und Reden „höchst unrein, oft gesucht, oft unerträglich matt und doch geschraubt." Dann wäre sie ja das vollkommene Ebenbild der Rehbergischen, und davon hat sie doch keinen Zug. Allein, nicht bloß schimpfen und poltern und höhnen kann Hr. R., zu seiner Zeit weiß er auch eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen. So (I. Th. S. 55) gegen Müller (jetzt v. M.) den Vf. der Schweizergeschichte einen tiefen Bückling, etwas weniger tief gegen Spittler, (ebendas.) aber schon wieder etwas tiefer gegen den Hrn. Collegen Brandes, dessen „interessante" Abh. in der Berl. M. S. über die Besetzung der höchsten Stellen mit Adlichen, „großes Verdienst" haben, so wie dieser Hr. B. laut p. 253 I. Th. „unter allen deutschen Schriftstellern das „mehreste dazu beygetragen hat, richtige Begriffe von der „englischen Regierungsverfassung und Staatsverwaltung un„ter uns zu verbreiten." Woraus man sieht, daß Hr. R., wenn er nur will, auch recht höflich, recht artig, recht galant seyn kann.

Ei.

Chronicon Regum Sueciae scriptum ab *Olao Petri* fratre *Laurentii Trici*, primi post reformationem Archiepiscopi, qui vixit circa annum 1520. Nach einer schwedischen Handschrift herausgegeben von Herrn von Keralio. Aus dem Französischen übersetzt. Hildburghausen, bey Hanisch. 1793. 8. 2 Bg.

Von der Uebersetzung eines schon vor sechs Jahren herausgegebenen französischen Auszuges, aus einer veralterten und wenig brauchbaren schwedischen lateinischen Chronik, kann man schwerlich den Nutzen einsehen. Einen Auszug für die Chronik selbst auszugeben, ist nach dem im Reiche historischer Wissenschaften geltenden Herkommen nicht fein. Schlimm ist es, daß viele Namen falsch geschrieben oder gesetzet sind. Der Vf. Olav Persöe Phase spielte, wie Deutsche aus dem Dalin wissen, selbst eine große Rolle; allein sein Hauptwerk im schriftstellerischen Fache war nicht Historie, sondern Theologie.

Af.

Bibli-

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Versuch einer erklärenden Uebersetzung der Briefe Pauli, vorzüglich angehenden Studirenden bestimmt, von Jacob Struve, Professor am Königl. Gymnasium zu Altona. Erste Abtheilung. Altona, bey Hammerich. 1792. 144 Seiten. 8. 8 gr.

Mit der Entstehungsart dieses Versuch's verhält es sich so: Der Vf. ist vermöge einer Königl. Verordnung angewiesen: mit seinen Schülern „die mehresten Bücher des N. T. cursorisch, mit einer beständigen Rücksicht auf die Erbauung, innerhalb Jahresfrist, in zwey bis drey wöchentlichen Stunden durchzulesen.“ Er arbeitete sich daher, um für Erklärung und Erbauung Zeit zu gewinnen, zum Voraus eine Uebersetzung aus. Diese aber glaubten die Schüler auffassen und niederschreiben zu müssen. Dieses Hinderniß des schnellern Fortgangs seiner Bemühungen aus dem Wege zu räumen, entschloß sich der Vf., dem, nach seinem eignen Geständnisse, seit der Academie das Studium des N. T. völlig fremd war, diese durch Bedürfniß nothwendig gemachte Uebersetzung eiligst abdrucken zu lassen, bey welcher er keine Hülfsmittel weiter benutzte, als **Griesbach**, **Koppe** und die Einleitung von **Michaelis**.

In dieser offenherzigen Erklärung des Vfs., gestehen wir eben so offenherzig, hat uns manches befremdet. Befremdet in der Königl. Verordnung, 1) daß das N. T. wenigstens einen Theil der griechischen Lectüre auf dasiger Schule noch immer ausmache. Sachkundige sind darin einverstanden, daß auf Schulen nur Profanscribenten gelesen werden sollten, um die Schüler mit dem Genius der ächt griechischen Sprache bekannt zu machen, den man in dem hebraisirenden Griechisch des N. T. vergebens sucht: durch zu frühe Lectüre des N. T. also, bevor man mit der Schreibart der ächten alten Griechen vertraut geworden sey, werde der Geschmack verdorben, und der Schüler irre gemacht, was er für gut griechischen Ausdruck halten solle oder nicht. Ueberdem wird dem Schüler, bey

hen der, gewöhnlich noch seichten Kenntniß, der hebräischen Sprache, das N. T. nicht anders als äußerst dunkel bleiben können. 2) Daß die mehresten Bücher des N. T. dort gelesen werden. Wenigstens sollte man sich damit begnügen, irgend ein leichtes historisches Buch des N. T. und zwar nur denjenigen, welche sich dem theologischen Studio gewidmet haben, im letzten halben Jahre ihres Aufenthalts auf Schulen zu erklären, um sie dadurch auf die exegetischen Vorlesungen auf Academien vorzubereiten. 3) Daß diese Lectüre zugleich von erbaulichen Anwendungen begleitet seyn muß. Wie müssen diese gegen die grammatische Interpretation, die wir billig voraussetzen, abstechen, und welche eine Mischung verschiedener Gedanken und Empfindungen, muß während einer solchen Erklärung die Seele des Zuhörers durchkreuzen. Zur Erbauung sollte ein populärer Religionsunterricht dienen. 4) Daß bey einer solchen, auf Erbauung angewendeten Lectüre, dennoch in so kurzer Zeit die mehresten Bücher des N. T. durchgelesen seyn sollen. Das bleibt ja nicht cursorische, das wird gallopirende Lection. Dies alles indeß, so sehr es auch verdiente, die Aufmerksamkeit darauf rege zu machen, trifft doch den Vf. selbst nicht, wie unsre Leser ohne unsre Erinnerung einsehen werden.

Was uns vom Vf. selbst befremdet, ist vielmehr, daß er zur Erklärung des N. T. für seine Schüler, eine Uebersetzung überhaupt nothwendig, und zwar so nothwendig fand, daß er den Abdruck derselben, auf Kosten der Ausfeilung und Vervollkommung seiner Arbeit, beschleunigte. Wir geben gern zu, daß eine gute Uebersezung in mancher Hinsicht ein Hülfsmittel zur Verdeutlichung der Ideen und des Ideenganges eines alten Schriftstellers werden kann; aber wir zweifeln, ob dieses Hülfsmittel Jünglingen auf Schulen zu empfehlen sey. Sie mißbrauchen sie nur gar zu gern, um sich selbst der Bemühung, den Zusammenhang und Wortsinn herauszubringen, und letzteren in deutlichen und reinen deutschen Ausdruck einzukleiden, wobey sie eigentlich nachdenken lernen, zu überheben; begnügen sich nur gar zu gern mit dem vom Uebersetzer angegebenen Wortsinne, ohne sich selbst aus der Sprache des alten Schriftstellers davon Rechenschaft geben zu können; halten diesen im Voraus schon für zu ausgemacht richtig, als daß sie es noch der Mühe werth hielten, eigne Untersuchungen anzustellen, ja der Lehrer selbst trauet auch wohl dem Schüler,

wenn

wenn er seine Uebersetzung benutzt, eine deutlichere Einsicht in den Sinn einer Stelle zu, als er wirklich besitzt, und übergeht so manches, was für den Schüler noch einer näheren Erläuterung bedurfte. Doch gesetzt, der Vf. fand eine Uebersetzung für seinen Zweck unentbehrlich, nun so haben wir doch jetzt so manche gute deutsche Uebersetzung, die er seinen Schülern empfehlen konnte, ohne mit solcher, der Vervollkommung seiner Arbeit nachtheiligen Eile, eine Uebersetzung zu fertigen und abdrucken zu lassen. Fand er dann auch die Uebersetzung eines dritten nicht immer grade seiner Interpretation angemessen, so gab dies ihm und seinen Schülern nur noch mehreren Stoff zum eignen Nachdenken und Urtheilen.

Indeß, so sehr auch dieses Werk beschleunigt ist, und so wenige Hülfsmittel der Vf. auch benutzte, so kann man ihm, an sich betrachtet, doch nichts weniger, als allen Werth absprechen. Man siehts der Uebersetzung im Ganzen an, daß der Vf. das Charakteristische der Schriftsteller des N. T. und das Feuer, und den Geist der sie belebte, auch in der Uebersetzung, so treu wie möglich, wieder zu geben und beyzubehalten suchte. Nur daß ihn dies Bestreben (wenigstens erklären wir es uns daher) nicht selten zu ungewöhnlichen und gesuchten Ausdrücken und Wortfügungen verleitete. Z. B. Gal. 1, 10. 11. „Könnte ich noch Menschen mich niedrig angenehm machen: Christi Religionsdiener wäre ich dann nicht. Ja, ich zeige euch an, meine Brüder, betreffend die beglückende Lehre, froh von mir verkündet, sie ist nicht menschliches Machwerk." So auch Gal. 6, 1. „Jeder denke an sich selbst, daß auch er zum Unrechte verleitet leicht könne werden." Eph. 4, 14. „Er will, wir sollen ferner nicht kraftlose Kinder bleiben, die, wie ein Sturm, fortreißt und kreiset gleich jedes Athmen des vermeinten Lehrermundes, da so gefährlich doch der Menschen Spiel und Trugkunst ist, so boshaft oft ist der Verführung listiges Klügeln." Dergleichen gekünstelte und in der That holprichte Wortfügungen, durch welche der Uebersetzer den Gedanken mehr Nachdruck zu geben vermeint, erschweren den Sinn oft sehr, und sind unangenehm zu lesen, weil sie uns nicht geläufig sind. Außerdem läßt sich ferner nicht läugnen, daß der Vf. durch glücklich gewählte Ausdrücke, mancher Stelle ein lichtvolleres Gewand gab; so wie er aber auch auf der andern Seite selbst nicht in Abrede seyn wird, wenn er mit der Zeit mehrere Hülfsmittel benutzt,

daß

daß er oft eine glücklichere Erklärung und noch passendern Ausdruck hätte finden können. Auch dies durch Beyspiele zu belegen, würde uns zu weit führen. — In den Einleitungen, die der Vf. bey jedem Briefe vorausschickt, sind nur einzelne Hauptideen, über die Gemeinen, in welche Paulus schreibt, kurz aufgefaßt. Der Brief an die Epheser ist dem Vf. wirklich ein Brief, bloß an diese einzelne Gemeine gerichtet; und kein Cirkularschreiben, wie Koppe behauptete. „Wenn man sage, äußert er, daß der kalte Brief unmöglich an die so zärtlich geliebten Epheser geschrieben seyn könne, so möchte man wohl theils den Brief mit zu weniger Theilnehmung gelesen, theils die aus Ap. Gesch. 20, 18. f. sichtbare Liebe des Abschied nehmenden Paulus, als noch mehr der hinfühlo sich allein überlassenen besorgten Lehrer der Ephesinischen Gemeine, als einen sich stets gleichbleibenden, auf alle Epheser sich erstreckenden, und unter veränderten Umständen gleich starken Affekt angesehen haben. Kurz, aus diesen, und andern noch unrichtigern Gründen, könne man diesen Brief nicht zum encyclischen Briefe machen." So gut diese Idee an sich ist, so hätte doch der Vf. über die übrigen weit wichtigern Argumente, die auch gehört seyn wollen, nicht so schnell absprechen sollen. Was wir aber in allen Einleitungen des Vfs. vermissen, ist eine detaillirte Darstellung des Inhalts und der Hauptideenreihe des Briefs, die wir auch durch Inhaltsanzeigen von Abschnitt zu Abschnitt bey der Uebersetzung selbst erwartet hätten. Dadurch wird der Inhalt einer Schrift sehr verdeutlicht, und auf die Beobachtung des Zusammenhangs der Ideen einer Schrift können junge Interpreten nicht früh genug hingewiesen werden. Der Vf. supplirt dies vielleicht beym mündlichen Vortrage; aber werden sich andre, die seine Schrift vielleicht auch benutzen wollen, auch gleich in die Ideenreihe des Schriftstellers, wie der Vf. sie sich dachte, hinein versetzen können?

M.

Edmundi Castelli lexicon hebraicum ex ejus lexico heptaglotto seorsim typis descriptum, adnotatis in margine vocum numeris ex Ioannis Davidis Michaelis supplementis ad lexica hebraica. *Pars prima.* Goettingae et Lipsiae, typis

typis et sumtibus Rosenbusch, in commissis apud G. B. Fleischer. 1790. 1 Alph. 4 Bog. 4. *Pars secunda.* Helmstadii, sumtibus Fleckeisen. 1792. 1 Alph. 22 Bogen.

Der wahre und wirklich große Werth des vor mehr als hundert Jahren zu London erschienenen Castellischen orientalischen Siebensprachenlexicons ist längst bekannt und gehörig bestimmt, so daß Rec. bey diesem neuen Abdruck des hebräischen Theils des Heptaglottons nichts davon hieherzusetzen braucht. Jener mit stupendem Fleiß und ausgebreiteter Gelehrsamkeit arbeitende Cambridger Gottesgelehrte, Edmund Castell, lieferte im Jahr 1669 sein Werk zum Erstaunen der Zeitgenossen und zum nützlichen Gebrauch selbst deren Ur- und Urureneel. Der sel. Michaelis wünschte, weil er bey seinen Supplementen zu den hebr. Lexicis in sechs Quartbänden fast immer auf den Castellus Rücksicht nahm, daß der hebräische Theil besonders und seinem Werke gleichförmig abgedruckt würde, und dazu verstanden sich der Hr. Joh. Fr. Lud. Trier und die erstgenannte Verlagshandlung, die das Werk nachher der zweyten genannten Handlung überlassen hat. Des Hrn. T. Arbeit bestand darin, daß er bey jedem Worte eine oder mehrere Nummern, unter welchen der nämliche Artikel in den Michaelischen Supplementen von neuem erörtert worden ist, an den Rand setzte, verschiedene im Michaelis vorkommende Worte, die im Castellus fehlen, an ihren Orten in Parenthesen einschaltete, und einige Schreib- und Druckfehler verbesserte. So viel Rec. diesen Abdruck mit dem Original verglichen hat, ist er korreckt, obgleich der Titel des zweyten Theils kein gutes Vorurtheil erweckte, wo statt eines Kaphs ein Mem steht. Es ist hier alles, selbst mit Einschluß der im Original hin und wieder vorkommenden englischen Erläuterungen, aufgenommen worden. Der typographische Gebrauch der Cursivbuchstaben ist hier besser und in die Augen fallender, als in der Originalausgabe, denn diese sind hier bloß zur Uebersetzung angewandt worden.

Und so ist dieser Abdruck vollständig, gut und bequem, in welchem man sogleich die Artikel übersieht, bey denen Michaelis etwas nachlieferte oder nicht. In Rec. Exemplar fehlen noch die beyden letzten Buchstaben Schin und Thau, weil die Michaelis'schen Supplemente damals im Druck noch nicht geen-

geendigt waren, die aber seit der Zeit Hr. Tychsen aus des sel. Michaelis Papieren vollends zusammengetragen hat, so daß die Verlagshandlung dieses Castellischen hebr. Lexicons nun vermuthlich auch dies wenig fehlende wird nachgeliefert haben.

A.

D. *Io. Iac. Griesbachii* Symbolae ad supplendas et corrigendas variarum N. T. lectionum collectiones. Accedit multorum N. T. Codicum graecorum descriptio et examen. Tomus posterior. Halae, impensis Curtii viduae, 1793. 646 Seit. in 8. 1 Rt. 12 gr.

In der ausführlichen Anzeige, die wir von dem ersten Theil dieser Beyträge in der vorigen A. D. B. gegeben haben, ist die Beschaffenheit derselben und der ins Kleine eingehende Recensentenfleiß des Vf. hinlänglich geschildert worden, und wir können uns diesmal auf eine bloße Inhaltsanzeige einschränken, zumal, da bey dem vielen Wissenswürdigen, das grössern Einfluß ins praktische Leben hat, in jedem Zeitalter es nur wenige seyn können, die eine so specielle Kritik des N. T. interessirt. Es enthält dieser zweyte Theil 1) den Beschluß der Beschreibung der Handschriften, welche der Vf. ehedem selbst verglich und von deren Lesarten er in seiner Ausgabe des N. T. Gebrauch gemacht hatte. 2) Eine Vergleichung des Origenes, von dem Vf. selbst zweymal angestellt, welcher die Lesarten des Clemens von Alexandrien (so weit sie das Pottersche Register angab) zur Seite gestellt worden sind. 3) Eine Untersuchung des Cod. 17. mit eingestreuten Bemerkungen über die innere Beschaffenheit der alexandrinischen und occidentalischen Recension, die ein Nachtrag zu der schon weiter oben stehenden Beschreibung der Handschriften ist.

Ausführlich ist der Vf. bey einigen Handschriften. So werden 1) viele Vermuthungen über die Schicksale des Cod. D. vorgetragen, und ausführlich untersucht, für welche Leseart er 1. Tim. 3, 16. seine, mit beständiger Hinsicht auf Wolde's Behauptungen. 2) Beym Cod E. wird gezeigt, daß es eine Abschrift des Cod. D. sey, aber erst nachdem der Cod. D. durch die Hände von vier Correctoren gegangen war.

3) Cod.

3) Cod. 17 hat eine neue den Fleiß des Vf. in Arbeit gesetzt. Er würdiget mit vieler Ausführlichkeit seine Lesarten im Brief an die Römer und dem ersten an die Korinthier, zeigt seine Verwandtschaft mit andern Haupthandschriften, und zieht Folgerungen, den Werth und die innere Beschaffenheit der alexandrinischen und occidentalischen Recension betreffend. An diesen Aufsatz schließt sich der oben genannte dritte Abschnitt an. 4) Von Cod. 66 wird gezeigt, daß er eine Abschrift der ersten Erasm'schen Edition sey. Ein gleiches gilt auch von der Handschrift der Episteln auf der Bibliothek der heil. Genovefa. 5) Bey Gelegenheit der Cod. 29. Apoc. schaltet der Vf. eine Antwort auf die Erinnerungen des Hrn. Prof. Matthäi ein. Wir wünschten nun zwischen den beyden Schriftstellern Friede. Ein Variantenkrieg ist in unsern Zeiten, die so gar anders als die unsrer Väter gestimmt sind, beynahe lächerlich.

Ag.

Romane.

1. Jakobine von Bayern, Gräfin von Holland. Leipzig, bey Jacobäer. Zwey Theile. 1792. 266 und 328 Seit. 8. 1 Rh. 16 gr.

2. Margaretha mit dem großen Maule, Erbin von Kärnthen und Tyrol. Ebendaselbst, b. ebendems. Zwey Theile. 1792. 298 und 276 Seiten. 8. 1 Rh. 12 gr.

3. Mathilde von Austrasien. Eine alte Geschichte so gut wie neu. Berlin, in der königl. preußischen akadem. Kunst- und Buchhandlung. Erster Theil. 1792. 204 Seiten. Zweyter Theil. 1793. 154 Seit. 8. 1 Rh.

4. Vier Königinnen. König Philipp I. von Spanien vier Töchter. Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert vom Verf. der Lauretta Pisana. Prag, in der Meißnerschen Buchhandlung. Erster Theil. 1792. 280 Seiten. Zweyter Theil.

1792. 192 Seit. Dritter Theil. 1793. 142 S. 8. mit 3 Titelvign. 1 Rthl. 14.

5. Heinrich von Plauen und seine Neffen, Ritter des deutschen Ordens; der wahren Geschichte treu bearbeitet, in zwey Theilen. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1793. 192 und 218 S. 8. mit 1 Kupf. 1 Rthl.

Wiederholungen von Klagen über Vermehrung dieser Gattung von Romanen, und deren nachtheiligen Einfluß auf unsere Litteratur und den Geschmack der Leser, würden hier eben so sehr an ihrer unrechten Stelle seyn, als beurtheilende Auszüge. Erstere waren bisher, wie noch die neuesten Meßkatalogen zeugen, vergebens; (wenn nicht der Ueberdruß der Lesewelt der Kritik zu Hülfe kommt: so eifert letztere vergebens) und letztere sind unnütz für den Romanenleser sowohl als für den Historiker. Jener hat die Lectüre der neuesten Schriften dieser Art gewöhnlich schon beendigt, ehe der Rec. einige Stunden der Muße zu dieser Lectüre gewinnen kann; und der Historiker weiß ohnehin, was von solchen Büchern zu halten sey. Statt dessen also nur etwas Weniges zur Charakteristik für solche Leser, die, ohne eben alle Romane zu lesen, doch mit der Lectüre derselben bekannt zu seyn wünschen.

Die erstern beyden, die wahrscheinlich von einem Verf. herrühren, der vielleicht sonst schon einmal in diesem Fache einiges lieferte, sind in ihrer Art nicht ohne Werth; und — vielleicht bloß, um der Mühe der Erfindung überhoben zu seyn — ziemlich getreu nach der Geschichte bearbeitet. Dies hat auch einen Rec. so getäuscht, daß er die Geschichte der Margaretha mit dem großen Maule, sonst auch Margaretha Maultasch genannt, als ein ächt historisches Product analysirte, und das wenige, was hier, der poetischen Wirkung wegen, zugesetzt worden, als ächthistorisch bezweifelte. Beyde Geschichten haben manches mit einander gemein, das wenigstens dem auffällt, der sie kurz nach einander vergliech.

Nr. 3. ist eine Rittergeschichte, wie viele; voll von Haupt- und Staatsactionen, von Königen und verkappten Königssöhnen, die als fahrende Ritter erscheinen, voll von Tur-

nieren,

turen, Gefechten u. s. w. Doch ist die Ausführung nicht gerade schlecht und der Vortrag unterhaltender, als in vielen andern Romanen dieser Art.

Nr. 4. ist, dem Titel zufolge, von einem im Romanenfache sehr fruchtbaren, bald mehr, bald weniger glücklichen Schriftsteller, dessen Manier hinlänglich bekannt ist. — Vorliegender Halbroman, in welchem der Vf. bis auf wenige Punkte, die er zur Verschönerung des Ganzen ändern zu müssen glaubte, der Geschichte folgt — verdient unter dieser Gattung keine der niedrigsten Stellen. Die Charaktere, besonders die weiblichen, sind größtentheils richtig gezeichnet; auch sind ihm einige Scenen recht gut gelungen; und der Vortrag — Einwendungen gegen den Briefstyl der Heldinnen abgerechnet — ist ziemlich unterhaltend. — Ein Fehler, den diese Geschichte mit vielen ähnlichen gemein hat, ist der, daß der Vf. seine Heldinnen an Weissagungen glauben und diese Weissagungen in Erfüllung gehen läßt. Das erste ist im Geschmack jener Zeiten; aber in unsern Zeiten sollte man nirgends dem Aberglauben das Wort reden, besonders nicht in Schriften dieser Art, die, so wenig man dies vermuthen sollte, vorzüglich gern von Frauenzimmern gelesen werden. Irrige Behauptungen der Art in einem zur Unterhaltung bestimmten Buche verderben gewöhnlich, bey nicht genug befestigten Lesern mehr als zehn andere, der Gefahr entgegenarbeitende, wieder gut machen. —

Nr. 5. ist, wie Darstellung und Sprache hinlänglich beweisen, wieder ein Produkt des unerschöpflichen (und dennoch immer unbekannten) Vf. des Walter von Montbarry und wie die Kinder dieses fruchtbaren Vaters weiter heißen, des Heerführers dieser Gattung von Romanen, der, nach dem Urtheile so mancher Recensenten, eben nicht so schwer zu erreichen seyn soll und doch fast von keinem seiner Nachahmer ganz erreicht wurde. Hätten diese nur wenigstens seine Fehler vermieden, wenn sie seine Vorzüge nicht zu erreichen vermochten! — Hätten sie ihre Produkte nur nicht gar noch mit neuen Fehlern, die sie wohl gar für Schönheiten oder wenigstens für nöthige Erfordernisse einer solchen Arbeit ansehen mögen, verunstaltet! — Von dieser neuen Geschichte läßt sich, da die Manier des Vf. hinlänglich bekannt ist, nichts Charakteristisches sagen. Wer die Geschichte des Helden ganz ohne Fiction kennen zu lernen wünscht, dem empfehlen wir die Ver-

theidigung des Hochmeisters Heinrich von Plauen, im zweyten Quartal der Annalen des Königreichs Preußen, 1793, von dem würdigen Herausgeber, Hrn. L. v. Baczko.

Bb.

Ferdinand Graf von Falkenstein und Mariane von Ingelfingen, eine Ehestandsgeschichte aus den neuesten Zeiten. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandl. 1792. 360 Seit. 8. 1 Rk.

Alles guten Willens ungeachtet hat Rec. diesem Romane keinen Geschmack abgewinnen können. Weder in den Begebenheiten noch in dem Raisonnement, so gutgemeint letzteres auch seyn mag, findet man etwas unterhaltendes; die Geschichte ist langweilig und in dem Vortrage herrscht fast durchgehends eine Ungeschmeidigkeit und Steifheit, daß man unwillkührlich auf den Gedanken kommt, der Vf. habe seine Geschichte einem franz. Originale ängstlich nachgebildet und den franz. Namen bloß deutsche untergelegt. Hier ist der Schluß des letzten Briefes, in welchem Graf Falkenstein seinem Freunde die Nachricht von seiner Verbindung mit Marianen giebt: „Indessen bin ich jetzt von dem Glauben nicht abzubringen, daß ich sie jederzeit bis zur Raserey lieben werde; wenn ich auch alle Fehler ihres Geschlechts in ihr vereinigt finden sollte; und daß ich der treuste Gatte auf Erden seyn werde. Beständigkeit des Gatten betrachte ich als das wirksamste Mittel, zur Erhaltung der Zärtlichkeit und Ehre bey einem Weibe.“ Der Vortrag in Briefen und die eingewebten Dialogen machen den trägen Gang der Handlung noch fühlbarer und die überflüssigen e in beyde, oftre, reisete u. s. w. den nicht lebhaften Styl noch schleppender.

Oi.

Auswahl romantischer Gemälde. Von dem Verfasser der romantischen Geschichten der Vorzeit. Erster Theil. Zittau und Leipzig, 1793. 8. 218 Seit. 16 gr.

Die mit verdientem Beyfall aufgenommenen Volksmährchen der Deutschen; die Sagen der Vorzeit, erzeugten eine

Sündfluth mittelmäßiger und schlechter Nachahmungen. Es pflegt ja immer so zu gehen, daß, wenn ein guter Kopf einmal einen Seitensprung von der Heerstraße der Litteratur zu thun wagt, um sich einen Nebenweg zu bahnen, auf dem er allein wandeln kann, sogleich ein Troß von Nachahmern hinterdrein setzt. Unser Vf. tritt unter der Firma der romantischen Geschichten der Vorzeit auf, die wir nicht gelesen haben, und wornach uns auch die gegenwärtige Auswahl eben nicht allzu begierig gemacht hat. Indessen versichert uns die Vorrede, daß sich „die Lesewelt mit ungemein viel Nachsicht für jene Geschichten interessirt hat, denen auch die Recensenten der vorzüglichsten kritischen Zeitschriften einen schmeichelhaften Beyfall geschenkt haben sollen." Letzteres hat der Vf. mit keinem Beweise belegt, und ersteres mag immer wahr seyn, ohne ihn zu großen Ansprüchen auf Verdienste zu berechtigen. Leider hat jetzt das Wort „Lesewelt" einen sehr vielbedeutenden Begriff erhalten. Vom Boudoir bis zur Gesindestube fühlt jetzt alles ein unwiderstehliches Bedürfniß zu lesen; Stadt und Land wimmelt von Lesegesellschaften; aber der geringste Theil des Publikums liest, um sich zu unterrichten, seinen Geschmack zu bilden, oder ist so beschaffen, daß ein Vf. stolz auf seinen Beyfall seyn könnte. Bey weitem die Mehrsten betrachten die Lectüre als ein Opiat für die Langeweile, als eine Mode die man mitmachen muß, als ein behägliches Kitzelding für die Sinnlichkeit. Daher machen oft die geschmack- und sittenlosesten Romane viel Glück, und erleben mehrere Auflagen; daher der Schwall von grauenhaften Geister- und Rittergeschichten des Mittelalters; daher der übertriebne Luxus mit Kupferstichen und elegantem Druck, wodurch kluge Verleger oft ein schlechtes Produkt an den Mann zu bringen suchen. — Doch zur Hauptsache. Der Vf verlangt, „daß die Beurtheiler ihm gerade heraussagen, wo und wie es diesem Gemälde etwa an Kolorit, an Interesse, an Schattirung, an Annehmlichkeit fehle" — und das ist billig. Almar und Almonide nimmt den ersten Platz unter den hier aufgestellten Gemälden ein. Almar, der jüngste Sohn eines furchtbaren thüringischen Raubritters, wird von seinem Oheim, einem Abt, erzogen, der mit ihm, um den Verfolgungen des Pabsts zu entgehen, nach Italien flieht, dort als ein Einsiedler lebt, und seinen Neffen in geheimen Kenntnissen unterrichtet. Nach einiger Zeit stirbt der Abt, und nun hofft der Leser, Almarn entweder auf der ehrenvollen Bahn der Ritterschaft, oder als

Rathgeber eines mächtigen Fürsten, durch Weisheit und Kenntnisse glänzen zu sehen, und erblickt in ihm einen Einfaltspinsel, einen Spielball der lüderlichsten Buhldirnen, die ihn aus einer wollüstigen Schlinge in die andere treiben, bis endlich der arme Schelm zu seinem Glück stirbt. Kunst in der Anlage des Gemäldes vermissen wir hier gänzlich. Es treten Personen auf, man weiß nicht, woher und wozu? sie treten ab, ohne daß man sieht, warum und wohin? So sollte man aus der pomphaften Schilderung des Vaters und der Brüder von Almar, die sich nach der Zerstörung ihres Raubschlosses durch unterirrdische Gänge retteten, schließen, sie noch einmal wieder auftreten zu sehen; dagegen erscheint eine Zigeunerin, (im zwölften Jahrhundert) die S. 21 einen gar jämmerlichen Dialog mit Almar hält, so daß man ein wahres Bettelweib unserer Zeiten zu hören glaubt. Kurz der Verf. scheint das **Interesse** seiner Gemälde bloß in schlüpfrigen Scenen, das **Kolorit** in raffinirten Buhlkünsten, die **Schattirung** in der Dummheit seines Helden zu suchen, und die **Annehmlichkeit** durch die Kettenhunde, die er häufig bellen läßt, erhöhen zu wollen.

Das zweyte Gemälde, welches: **Das Milchmädchen mit dem Wasserkruge**, betitelt ist, hat uns eben so wenig gefallen. **Giokondo**, ein lustiger und lockerer Zeisig am Hofe des sicilianischen Königs Roger, verirrt sich einst auf der Jagd, findet endlich ein Bauermädchen mit einem Kruge und beginnt mit ihr, nachdem er die Flüchtige eingeholt hat, ein Gespräch, woraus wir folgendes Pröbchen mittheilen wollen: Das Mädchen fürchtet den Krug zu zerbrechen und von der Mutter schlimm behandelt zu werden. „**Er.** Ich würde dich entschuldigen. **Sie.** Das wollte ich ihm nicht rathen. Und wenn sie mich links und rechts abmaulschellirte, so dürfte er kein Wort dazu sagen, sonst könnte er auch, wie der Blitz, ein Paar Ohrfeigen bekommen. **Er.** Das wär! **Sie.** Ja, da kennt er meine Mutter noch nicht. Sie hat schon drey Männer unter die Erde geohrfeigt. **Er.** Das ist ja erschrecklich! **Sie.** Die Männer sind auch ein böses Volk! **Er.** Ach nein! **Sie.** Ach ja! **Er.** Das glaubst du nur.“ In diesem Tone geht es fort, bis das Mädchen selbst anfängt ihn zu ohrfeigen. Indessen ergiebt es sich, daß dies Mädchen die natürliche Tochter des vorigen Königs ist, wenigstens versichert dies die redselige Mutter, und Roger entschließt sich auf diese

von

von seinem Höfling erhaltne Nachricht sofort, diese neugefundne Halbschwester öffentlich anzuerkennen und sie zur Prinzessin zu erklären. Die Art, wie der Vf. den König hiebey zu Werke gehen läßt, verräth äußerst geringe Kenntniß von der großen Welt und von Hoffeyerlichkeiten. Das letzte Stück, Blanka von Navarra, ist ein würdiges Pendant zu den vorhergehenden. Auch hier Zigeunerscenen, wollüstige Weiber, leicht zu betrügende Ritter, und Dialogen ohne Saft und Kraft. — Was soll das deutsche Publikum mit solchen faden, ohne ächten Witz und Geschmack aus einer alten Novellensammlung übersetzten Erzählungen von falschen Buhlkünsten? Wir würden uns überhaupt nicht so lange bey diesem Produkt verweilt haben, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, aus allen Kräften mit dahin zu arbeiten, die vaterländische Litteratur von dergleichen entstellenden Auswüchsen, mit scharfer Lauge zu säubern.

Bb.

Die Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman, von Adolph Freyherrn Knigge. Hannover, bey Ritscher, 1792. 16 Bogen in 8. 16 gr.

Bey der leichten Gewandtheit der Erfindung und Darstellung, welche man schon aus mehrern Produkten dieses Vfs. als sein auszeichnendes Talent kennen und schätzen gelernt hat, konnte ihm gegenwärtiger Roman weder großen Aufwand von Geisteskraft noch mühsame Anstrengung in der Erfindung und Gruppirung der darin vorkommenden Schilderungen kosten, deren Verdienst dem ungeachtet immer beträchtlich genug bleibt. Denn Natur und Wahrheit sind in diesen Gemälden des täglichen Lebens unverkennbar, und man findet sich durch ihre Darstellung, und durch die Einmischung mancher, ganz frappanten komischen Züge, nicht nur angenehm genug unterhalten, sondern bleibt auch nicht ganz ohne Belehrung. Ueberall verräth sich ein glücklicher Scharfblick des Vf. und eine mehr als gemeine Aufmerksamkeit auf sittliches Benehmen und abstechende Charakterzüge. Die Haupthandlung ist eine von einer ländlichen Gesellschaft unternommene Reise, um die Auffahrt des Luftschiffers Blanchard in Braunschweig zu sehen. Die drolligen Charaktere des Amtmanns, seines Sohns und des treuherzigen Landpredigers, stechen besonders hervor;

und

und der Vf. versteht die Kunst, sie in Verhältnisse und Situationen zu versetzen, die zu mannichfaltigen Aeußerungen ihrer Eigenheiten fruchtbare Veranlassung geben. Die große Triebfeder der Liebe kommt auch hier ins Spiel. Sie und da ist auch das Lokal benutzt worden. Kurz für anhaltende Unterhaltung des Lesers und gewöhnlicher Lesegesellschaften ist zur Gnüge gesorgt.

Edk.

La Palmiere, von C. Marq. von Grosse. Halle, bey Hendel. 1793. 8 Bog. 8. 6 gr.

Ein kleiner Roman, ohne großen Aufwand von feiner Menschenkenntniß, Philosophie des Lebens und Darstellungskunst, aber übrigens nicht ganz schlecht geschrieben. Er enthält die Geschichte eines Mannes, der, weil er, bey einer genossenen fehlerhaften Erziehung, nicht gelernt hat, seine Leidenschaften und Launen beherrschen, in allen Verhältnissen seines Lebens unglücklich ist, und Andre unglücklich macht, endlich aber zur Vernunft kommt, da es zu spät ist und ihm nichts übrig bleibt, als die Reue.

Eg.

Prinzeßin Sirta — ein abentheuerliches Mährchen der graueſten Vorzeit. Leipzig, bey Voß und Leo 1793. 204 Seit. 8. 18 gr.

Das Mährchen ist gut genug erzählt, obgleich es etwas langweilig beginnt. Aber des schönen Papiers, worauf es abgedruckt ist, hält es Rec. doch nicht werth.

D.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 21.

Beförderungen, Belohnungen und Ehrenbezeigungen.

Herr M. Weddigen, Herausgeber des bekannten schätzbaren Westphälischen Magazins, des Westphälischen Atlasses und anderer statistischen Werke, ist von Bielefeld, wo er Lehrer am Gymnasium war, als Prediger nach Buchholz, im Fürstenthum Minden, befördert worden.

Der Doctor der Philosophie, Hr. Ahlwardt in Rostock, der einige philosophische Schriften drucken lassen, hat eine Stelle an der Schule zu Demmin in Preuß. Vorpommern erhalten.

Hr. Prediger Catel in Berlin hat von dem Großfürsten Alexander und Constantin durch den Grafen von Anhalt für seine (deutsche) Uebersetzung der Fabeln von Lafontaine eine goldne Dose zum Geschenk erhalten.

Der Archidiaconus und bisherige Vicarius Ephoriae Hr. Johann Friedrich Brömel ist an die Stelle des verstorbenen Superintendenten, Hrn. G. A. Neitharts, Fürstl. Lobensteinisch- und Gräfl. Ebersdorfischer gemeinschaftlicher Superintendent und Pastor Primarius in Lobenstein geworden. Ausser seinen im Meusel angezeigten Schriften ist er seit zehn Jahren Mitarbeiter und Herausgeber des Lobensteinschen gemein-

meinnützigen Intelligenzblattes, das auch künftig fortgesetzt wird. Dem verstorbenen Superint. Neichart hat dessen Schwiegersohn, Hr. M. E. P. C. Schmidt, Diaconus in Zeulenroda, ein Denkmal gestiftet, das auf 16 Seiten, 4. das Leben desselben enthält.

Die juristische Facultät in Tübingen hat dem Hrn. B. J. G. Wolffram in Braunschweig, der sich zuletzt durch die Herausgabe der Braunschweigischen Wechselordnung bekannt gemacht hat, schon unter dem 23. Junius v. J. ihre Doctorwürde ertheilt.

Todesfälle.

Dem am 19. Febr. d. J. verstorbenen Pastor und Adjunct zu Bibra, im Chursächsischen Thüringen, Paul Fr. Achat Nitsch, hat sein Verleger und vieljähriger Freund, der Herr Buchhändler Kayser in Erfurt, in der Vorrede zur neuen Auflage der Nitschischen Beschreibung des Zustandes der Römer ein kleines biographisches Denkmal gesetzt, das von allen, die den Verlust dieses thätigen, gelehrten Mannes und selbst bey seiner nicht ganz zu billigenden Polygraphie noch immer sehr schätzbaren Schriftstellers bedauern, gelesen zu werden verdient. Er starb an einem Faulfieber, das er sich durch treue Pflege und Zuspruch der gefangenen Franzosen, die durch Bibra geführt wurden, zugezogen hatte, und so übte er immer mit herzlicher Wärme die Lehre, deren aufgeklärter und denkender Verkündiger er war.

Jena. In der Nacht vom 16ten bis 17ten April starb der ausserordentliche Professor der Philosophie, Hr. Karl Hammerdörfer im 37sten Jahr seines Alters.

Chronik der Universitäten.

Halle. Das auf den Jul. d. J. fallende Jubiläum unserer Universität, worauf schon so manche feyerliche Anstalten getroffen waren, ist durch ein Königliches Rescript bis zu einem allge-



allgemeinen, Gott gebe, nicht mehr fernen Friedensfest suspendirt worden, weil es bey der jetzigen Lage der Umstände nicht rathsam sey, große Feyerlichkeiten und kostbare Gepränge zu veranstalten. Ein Glück, daß der edle Stammvater der Universität, der große Christian Thomasius, in den ersten Stücken der diesjährigen Berliner Monatsschrift schon im voraus sein Jubelcontingent erhalten hat!

Jena, den 5. April. Des Hrn. Curtius, aus Lübeck, Diss. inaug.: De rei vindicatione iure Lubecensi arctis admodum limitibus circumscripta, 64 p. Weitläuftig und gründlich hat der Verf. seine Materie behandelt, mit steter Rücksicht auf das Lübische Recht. — Die Einladungsschrift vom Hrn. GHR. von Eckardt beschäftigt sich mit der Frage: ob man auf die Sachsenbuße und Schadenersatz von ungerechter Einkerkerung zugleich klagen könne?

Den 16. April, unter des Hrn. GHR. Gruners Vorsitze, Hr. Waerlich, aus Blankenhayn, Diss. inaug. de ieiunio vero et ficto, 21 pag. Der Verf. zeigt erst überhaupt durch Vergleichung des Hungers und Fastens, daß das letztere nicht wohl glaublich sey, falls es lange, und sogar ohne einiges Getränke, bestanden haben soll; nachher prüft er einige dahin gehörige Geschichten, die er sämmtlich für trüglich hält. Das Fasten des Erlösers sieht er für Ekstase an, die vierzigtägige Fasten für kirchliche Spielerey, und das Mönchsfasten ist nicht viel besser, als geistlicher Betrug. — Das Progr. vom Hrn. HR. Nicolai enthält Comm. de diagnosi inflammationum Part. III. Er sieht die Röthe und den Schmerz des Theils als trüglich an, da es Entzündungen ohne Schmerz giebt.

* * *

Bücherankündigungen.

Das bekannte von Hrn. Licentiat Nemnich unternommene Catholicon oder encyklopädische Wörterbuch aller europäischen Sprachen wird ununterbrochen fortgesetzt, so daß von Messe zu Messe eine ungefähr 5 Alphabet starke Lieferung erscheint. Das Wörterbuch der Naturgeschichte wird vom Hrn. Lic. Nemnich bearbeitet; es sind schon drey Lieferungen davon

erschienen, und mit der vierten wird das Hauptwerk beschlossen seyn; es enthält ein genaues Verzeichniß aller Naturprodukte in allen europäischen Sprachen; ferner die ganze naturhistorische und anatomische Terminologie u. s. w.; jeder Artikel ist mit Erklärungen und Geschichten begleitet. — Das allgemeine Wörterbuch der Marine hat Hrn. **Röding** zum Verfasser, und ist unter allen literarischen Produkten ein wahres Phänomen; es ist bereits bis zum Buchstaben K (inclusive) fertig geworden; ausserdem sind auch die meisten Indices und über 120 Figuren vorhanden; es enthält ein vollständiges Verzeichniß von den ganz eignen Kunstausdrücken in allen Theilen der Marine und den damit verwandten Wissenschaften, in allen europäischen Seesprachen; jeder Artikel ist mit ausführlichen Erklärungen begleitet, und begreift alles in sich, was der gründlichste Kenner von seinem Gegenstande zu sagen nützlich gefunden hat.

Anzeige, die künftige Herausgabe von Schubarts Englischen Blättern betreffend.

Viele Leser der vom Hrn. Legationssecretär **Schubart** herausgegebenen **Englischen Blätter** äusserten wiederholt den Wunsch: daß diese bisher nicht ohne Beyfall aufgenommene Zeitschrift in der Folge nach minder langen Pausen erscheinen, mehrere Kunst- Theater- und andere Localnachrichten enthalten, und mit deutschen Typen gedruckt werden möchte. Da die heut zu Tage so beliebte Stimmenmehrheit ganz besonders bey literarischen Unternehmungen gelten muß: so sind Herausgeber und Verleger über nachstehende Punkte überein gekommen: 1) Daß dieses Journal künftig mit neuen deutschen Lettern gedruckt, in einem saubern Umschlag und in monatlichen Heften zu 5 bis 6 Bogen erscheinen soll, wovon 4 einen Band ausmachen, den die Büste irgend eines großen, um England verdienten Mannes, von einer Meisterhand bearbeitet, zieren wird. 2) Soll dieser Zeitschrift künftig, durch anderweite Besorgung, ein **Intelligenzblatt** angehängt werden, nachdem man sich deshalb die nöthige Privatcorrespondenz eröffnet, und die hiezu erforderlichen Subsidien aus England herbeygeschafft hat. — Dieses Intelligenzblatt ist ausschließlich der neuesten **Englischen Kunst**, und **Literatur** gewidmet, und wird daher ein möglichst vollständiges Verzeichniß der vorzüglichsten

von

von Monat zu Monat herauskommenden Bücher, der besten Theaterstücke, Kupferstiche; Nachrichten von großen, dieser Nation so eignen Unternehmungen, Erfindungen, Preißaufgaben und andern Anstalten; Anzeigen der merkwürdigsten Todesfälle, wichtige Beförderungen, Belohnungen rc. enthalten. Bey der Angabe des Titels der neu erschienenen Bücher soll immer das Urtheil der besten kritischen Reviewers mit kurzen Worten beygefügt, und bey den Kupferstichen das Sujet, die Größe, der Preiß des Blatts und der Name des Künstlers angeführt werden. Man glaubt hiedurch den deutschen Gelehrten und Künstlern einen um so wesentlichern Dienst zu erzeigen, da die obgedachten Gegenstände ihnen nur sehr spät und unvollkommen bekannt werden; und man wird aus Achtung für das deutsche Publikum weder Mühe noch Kosten sparen, um diese Beylage so interessant als möglich zu machen. Uebrigens verbleibt es mit unsrer Zeitschrift bey der schon anfangs getroffenen Einrichtung, und die Leser finden also inskünftige wieder: Stellen, Auszüge, mitunter ganze Aufsätze aus den besten Englischen Magazinen — historischen, politischen, literarischen, kritischen, belletristischen Inhalts — größere Anzeigen und Beurtheilungen der vorzüglichsten neuen Englischen Schriften; von Zeit zu Zeit eigne, Großbritannien betreffende Aufsätze vom Herausgeber rc. Ausser den obigen Hülfsquellen bleiben die bis jetzt benutzten, nämlich: European — Gentleman's — Literary — Biographical — Universal — Lady's — Bon Ton — New London — Town and Country — *Magazines.* Monthly Beauties, or the Cabinet of Literary Genius; — Monthly — Critical *Review.* London Chronicle — Star etc.

Der Pränumerationspreiß für den ganzen Jahrgang ist 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Gulden Reichsgeld, welcher bey Empfang des ersten Hefts bezahlt wird. Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an; auch kann man sich deshalb, und um die Hefte monatlich mit der Post — also regelmäßiger und eher zu erhalten, an die nächstgelegenen löbl. Postämter und Zeitungsexpeditionen wenden, für welche das hiesige Kaiserl. Reichspostamt die Hauptspedition übernommen hat. Das Abonnement findet zu allen Zeiten Statt; nur macht man sich immer dabey auf den ganzen laufenden Jahrgang verbindlich. Wer abgehen will, muß es wenigstens einen Monat vor dem Schlusse des Jahrs seiner Behörde anzeigen,

(U) 3 weil

weil später als bis Ende Novembers keine Aufkündigung mehr angenommen werden kann. Einzelne Hefte können wegen Zerstückelung der Bände nicht abgegeben werden. Sollten sich sonst noch welche dem Geschäfte der Pränumerationssammlung unterziehen: so können diese, wofern sie auf 6 Exemplare zusammen unmittelbar bey der Verlagshandlung vorausbezahlen, für ihre Bemühung den sechsten Theil des bestimmten Preises abziehen. — Das erste Heft für den Monat May erscheint zur nächsten Leipziger Messe, und künftig zu Anfang eines jeden Monats. Erlangen, im April 1794.

Walthersche Buchhandlung.

Vermischte Nachrichten.

Anfrage. Bey der Herausgabe verschiedener älterer Schriften de morbo gallico stieg mir öfters der Gedanke auf, für die kurz vor und nach der Erscheinung der Lustseuche ebenfalls ausgebrochene neue Krankheit — Englische Schweißsucht — zu thun. Sie war bey ihrer Entstehung nicht weniger fürchterlich, als jene, kam zu verschiedenen Zeiten wieder, und verlohr sich endlich, wie es scheint, auf immer. Zu der Zeit erschienen auch verschiedene Schriften im In- und Auslande, die, als Actenstücke der Aufbewahrung werth, und als Quellen brauchbar sind. Einige von diesen habe ich bereits im Original oder in Copien, andere suche ich bisher vergebens, und dennoch finde ich dieselben zur Vollständigkeit höchst nöthig. Ausserdem habe ich bereits aus den Historikern, Chronikenschreibern und Aerzten der damaligen Zeit die nöthigen Fragmente gesammlet, und denke dadurch im Stande zu seyn, auch etwas Licht über diese bis jetzt räthselhafte Krankheit verbreiten zu können. Das Fehlende hoffe ich durch die Güte und großmüthige Unterstützung von Seiten in- und ausländischer Gelehrten zu erhalten, und wage daher die gehorsamste Bitte um Mittheilung der bemerkten Bücher, im Original oder in Copien, käuflich oder gelehnt, mit dankbarlichster Wiedererstattung. Ich zeichne an, was ich habe oder nicht habe, ohne chronologische Ordnung. Vielleicht ist mir doch bis jetzt das eine oder andere Werkchen unbekannt geblieben.

De Sudore Anglico habe ich folgende Schriften:
Io. Caii de ephemera Britannica.
Io. Schiller de peste — —.
Spremberg: Bericht von zweyerley Geschlechtern der pestil. Fieber.
Herm. a Nuenar de novo hactenusque inaudito morbo ὑδροπυρετῷ.
Riguinus, ib.
Theod. Fettich Ordnung und Regiment.
Euric. Cordus.
Kegeler nützlich und tröstlich Regiment.
Tert. Damiani de hydronoso.
Grataroli Collect.
Hundt kurz Regiment.
Wild von Ysei Bericht der neuen Krankheit der Schweißsucht.
Hellenwetter R. für die Engl. Krankheit d. Schweißsucht.
Cubito (Ellebogen) Richtiger Rathschlag.
Sigm. Kröll Regiment.
Ein tröstl. Arzeney wider die newen erschreckl. Krankheit.
Werlochs kurtzer vnd gründl. vnderricht.

Folgende fehlen noch:

Laur. Phrisii (Frisii) Sudor Angl. Arg. 1529. 4.
Iac. Castrii Epist. de sudore epidem. Antw. 1529. 8.
Ioach. Rulandus — —
Io. Niedemontan. de sudore Angl. Arg. 1529. 8.
Hier. Aurimontani Perhorrenda ephemeris. Crac. 1530. 8.
Io. Tyengius de febre sudatoria. Amst.
Io. Benedicti Regimen de novo et inaudito morbo, quem Sudor. Angl. appell. Crac. 1530. 8.

Gruner.

Berlin. „Endlich hat diese Residenz, was sie schon seit vielen Jahren hätte haben sollen und können, eine Musikakademie, von einem verdienstvollen Künstler gestiftet und geleitet, die theils aus Künstlern, theils aus Liebhabern und Liebhaberinnen besteht, von denen sich viele weit über das Mittelmäßige erheben. Hr. Fasch, ein von voriger Regierung her berühmter Musiker, und Mitglied der königlichen Kapelle, der, seitdem der sel. Bach nach Hamburg gieng, in den Privatconcerten Friedrichs des Zweyten bey ihm auf dem Flügel accompagnirte, und der ohne Geräusch nach dem alten ächten Styl

Styl von jeher seinen Compositionen die Hochachtung der Kenner erworben, hat seine gegenwärtige Muße seit zwey Jahren auf eine sehr edle und uneigennützige Art dazu angewendet, daß er blos für den Gesang ohne weitere Instrumentalbegleitung, als den dirigirenden Flügel, geistliche Singestücke sechszehnstimmig gesetzt, und dazu in zwey wöchentlichen Nachmittagen eine freywillige Gesellschaft von jungen Herren und Damen, funfzig an der Zahl, die schon im kunstmäßigen Gesange nicht unerfahren waren, und gute Stimmen hatten, unterrichtet und geübt hat. Diese äusserst mühsamen, geschmackvollen und nach den strengsten kritischen Regeln der Composition gesetzten Singstücke sind: 1) ein Miserere, 2) eine lateinische Messe, 3) verschiedene Melodieen unserer vorzüglichsten Kirchengesänge nach den Texten des neuen Berlinischen Gesangbuches, 4) arbeitet er an einer nun meist vollendeten Cantate fröhlichen religiösen Inhalts, „Verehrung Gottes über die Weisheit in der Natur" — — Der Versammlungsort war bisher in der Wohnung der verwittweten Frau Generalchirurgus Voitus, ist aber jetzt, da der Raum bey der vermehrten Anzahl von Liebhabern zu eng wurde, mit Erlaubniß des Hrn. Staatsminister v. Heynitz in den ovalen Saal der Kunstakademie verlegt worden. Die Gesellschaft trägt die geringen Kosten der Heitzung und Erleuchtung, es wird aber ausser ihren Gliedern, ohne einen Erlaubnißschein des Hrn. Director Fasch, niemandem der Zutritt erlaubt, weil es kein öffentliches Concert für Zuhörer, sondern nur eine Privatanstalt für die Liebhaber selbst ist. Der berühmte Opernsänger Hr. Fischer singt den Contrabaß. Den noch unvollkommnern Sängern und Sängerinnen nachzuhelfen, giebt ein rühmlich bekannter Componist, Hr. Zelter, ihnen noch besondere Uebungsstunden. Zweymal hat Hr. Fasch mit seiner Gesellschaft, die aus Personen von guten Familien besteht, in der Marienkirche mit Begleitung der Orgel eine Generalprobe des Miserere gehalten, wozu mehrere Personen Erlaubnißscheine zum Eingang erhielten, und die vortreflich ausfiel. Dieses Verdienst des Hrn. Fasch um die Beförderung eines guten musikalischen Geschmacks bey dem feinern Publikum ist einzig in seiner Art, und die Wirkungen desselben werden sich erst in der Folge recht äussern. Wirklich wendet er jetzt seine ganze Zeit auf Vollendung seiner Composition; eignes Ausschreiben der vielen Stimmen und Uebung seiner Lehrlinge." —

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 22.

Todesfall.

Am 13ten Octob. 1793. starb der regierende Herzog von Wirtemberg, Carl Eugen, an den Folgen eines zurück getretenen Podagra. Wir sind weit entfernt, eine Geschichte seines Lebens hier vorzutragen, welche vielleicht erst in spätern Zeiten von einem unpartheyischen Geschichtschreiber geliefert werden kann. Die Begebenheiten seines Lebens sind allzu enge mit heterogenen Umständen verflochten, als daß sich Jemand, der ihn nicht genau kannte, ein entscheidendes Urtheil über ihn heraus nehmen könnte. Unstreitig war er ein Herr von ausserordentlichen Gaben, von der behendesten Fassungskraft, von der lebhaftesten Einbildungskraft, von einer ganz unglaublichen Gedächtnißkraft, von einem feinen, oft zu sehr zusammen gesetzten und verdrehten, von seinen Künstlern aber auf mehr natürliche Simplicität zurück geführten Geschmack. So sehr es ihm in den ersten Zeiten seiner Erziehung an Cultur mangelte, so viele Mühe gab er sich in der Folge, sich dieselbe durch Reisen und Umgang mit Gelehrten zu verschaffen. Er erwarb sich auch die auffallendesten Verdienste um den ganzen Umfang der Gelehrsamkeit, welche seiner Regierung einen unläugbaren Glanz verschafft haben. Die Fortschritte der Künste und Wissenschaften unter seiner ganz nahe an funfzig Jahre gränzenden Regierung sind merkbar,

bar, und an seiner Betriebsamkeit fehlte es gewiß nicht, mit welcher er alles so weit trieb, als es nur möglich war, und erst alsdann wieder davon abstand, wenn er glaubte, den höchsten Grad erreicht zu haben. Er trieb sein Militär so weit, als es kein Herzog von Wirtemberg getrieben hatte, ließ es aber hernach, durch andere Vergnügungen auf andere Gegenstände geführt, auch wieder verfallen. Die Dramaturgie hatte er so weit empor getrieben, daß man erstaunte: als sie am höchsten stand, ließ er sie wieder tief sinken. Kein Fürst hatte glänzendere Festins gegeben, und sie mit rastloserer Thätigkeit angeordnet: als sie am höchsten standen, ließ er sie in ein Nichts zurück fallen. Er ließ die schönsten Palläste und Schlösser bauen, und noch am Ende seiner Tage beschäfftigte er sich mit dem Bau des Schlosses in Hohenheim. Manche derselben aber ließ er auch wieder zerfallen. Eben so rastlos war er in Beförderung der Wissenschaften. Alle Hülfsmittel zu denselben mußten angeschafft seyn, und man wird es kaum berechnen können, und wenn man es auch berechnete, es kaum glaublich finden, wie ungeheure Summen er auf seine in Stuttgardt angelegte Bibliothek, auf seine Carls hohe Schule, auf Unterhaltung der Professoren, auf Anschaffung von Instrumenten, Cabinetten und dergl. verwandt hat. Glücklich waren die Professoren, deren Fleiß er aufmunterte; glücklich die Zöglinge, die er bilden ließ; glücklich die Waisen, die er unentgeltlich unterrichten ließ, und nach und nach versorgte. Seine Großmuth war desto mehr zu bewundern, da er seiner Akademie keinen bleibenden Fond ausgesetzt hatte, sondern sie aus eigenen sogenannten Chatullgeldern unterhielt. Wenn man auch sagte, daß er, nach gewissen Rechnungen zu urtheilen, auf seine Akademie 900tausend Fl. gewandt habe, so wäre damit seine Großmuth doch noch nicht erschöpft. Es ist ganz begreiflich, daß Viele, die ihre Bildung hier erhalten haben, ihm und seiner Asche dankbare Ehrfurcht im Stillen zollen. Daß er seine Gnade auch an Undankbare verschwendet habe, war nicht seine Schuld, sondern dies hat er als Mensch mit andern Menschen gemein. Indessen wird sein schöpferisches Genie noch von der unpartheyischen Nachwelt bewundert werden, wenn es einem Schriftsteller gelingen sollte, den Geist aufzufassen, der aus allen seinen Instituten hervor leuchtete. Mit voller Ueberzeugung möchte vielleicht Mancher behaupten, daß Wirtemberg in Wissenschaften und Künsten nie eine glänzendere Periode gehabt

habt hat, als unter seiner Regierung, und daß nie zur Verscheuchung alter Vorurtheile mehr geleistet worden, als unter ihm.

Die Folgen dieses Todesfalles zeigten sich bald. Der drückende Krieg gab Anlaß zur Aufhebung der ganzen Akademie, wovon das Gebäude zu andern Zwecken bestimmt wurde. Die Professoren, welche als in den Collegien angestellte Räthe bereits Besoldungen bezogen, wurden auf diese eingeschränkt. Den andern allen wurden ihre Besoldungen einstweilen als Pensionen gelassen, bis sie anderswo angestellt werden können. Die Besoldungen dieser Lehrer, unter welchen Männer von Verdiensten sind, betragen etwa noch eine Summe von 20000 Fl., welche ihnen der jetzo regierende Herzog, Ludwig Eugen, aus Edelmuth gelassen hat, der auch noch weiter für sie sorgen wird. Wie sehr aber dieser Fürst ehrliche Männer und Gelehrte von Verdiensten zu schätzen wisse, das hat er durch die Wahl des Hrn. Hofraths und Professors Schwab gezeigt, den er zu seinem geheimen Referendar sich aus eigener Entschließung ausersehen hat, und der nun im Cabinette des Herzogs unmittelbar unter ihm arbeitet. Man kennt diesen Gelehrten aus seinen Schriften zu wohl, als daß wir nöthig hätten, ihn erst dem Publico bekannt zu machen. Professor Nast und Prof. Rappolt sind noch unter Carls Regierung von der Akademie zum Gymnasio in Stuttgardt versetzt worden. Die Officiere, welche in der Akademie gebildet worden, dienen bereits meistentheils bey den Wirtembergischen Haus- und Craißtruppen, theils stehen sie im Felde, und erwerben sich durch ihre Kenntnisse Ehre und Lorbeeren. Von Müller, ein Zögling der Akademie, ist in öffentlichen Zeitungen als ein geschickter Officier gerühmt worden.

Chronik der Universitäten.

Tübingen. Im Junius 1793. hat Hr. Kanzler D. le Bret seine Abhandlung: de ecclesiae Wirtembergicae renascentis calamitatibus, durch einige Respondenten vertheidigen lassen. Sie ist 11 Bogen stark.

Im September gab Hr. D. Uhland: Annotationum historico-exegeticarum in Hoseam partem nonam, Cap. X. complectentem, heraus, und ließ ihn durch seine Respondenten vertheidigen.

In eben demselben Monat hat Hr. D. Storr: Annotationes quasdam theologicas ad philosophicam Kantii de religione doctrinam zu Katheder gebracht. Die ganze Abhandlung begreift 10 Bogen.

Im October ließ Hr. Kanzler D. le Bret, als er Veniam zur Creation neuer Magister ertheilte, eine Rede: de jure principis Evangelici circa Vicarios apostolicos, drucken.

Im December schrieb eben derselbe im Namen der theologischen Facultät das Weihnachtsprogramm: de regressu ad disciplinam ecclesiae severiorem male consulto et minus opportuno; Sect. I.

Im Jan. 1794. hielt Hr. Prof. und Abendprediger, wie auch Special-Superintendent des Amtes Tübingen, seine Inauguraldisputation, welche überschrieben ist: Cognitio doctrinae christianae perfectior ab ipso Christo commendata, zu 6 Bogen.

Im Februar hielt er hierauf seine Antrittsrede: de falsa in doctrinis sacris scientia, Theologo fugienda, welche 2 Bogen stark ist, und bey Schramm im Druck erschien.

Die theologische Facultät verlieh ihm hierauf die theologische Doctorwürde. Die nähern Lebensumstände dieses neuen Lehrers enthält ein öffentliches Programma vom 12ten Febr. 1794. wo man ein Verzeichniß aller seiner Schriften, und eine nähere Anzeige seiner bisher geführten Aemter findet.

Die juristische Facultät, bey welcher Hr. D. Malblanc seine Lehrstunden bereits angetreten hat, verlieh dem Hrn. Lt. Kapf, einem Neffen des Hrn. Doct. und Prof. Kapf, die Doctorwürde.

In der medicinischen Facultät nahm Hr. Bischoff den Gradum Doctoris an, und bey dieser Gelegenheit schrieb Hr. D. Storr: Sciagraphiam Methodi materiae medicae qualitatum aestimationi superstructae, wovon er den zweyten Theil heraus gab.

In der philosophischen Facultät schrieb Hr. M. Hauber selbst eine Disputation: Propositionum de rationibus inter se diversis demonstrationes ex solis Libri V. Euclid. Element.

Element. definitionibus ac propositionibus deductae, welche er unterm Hrn. Pfleiderer vertheidigte.

Hr. Prof. Abel schrieb eine Disputation unter dem Titel: Disquisitio omnium tam pro immortalitate quam pro mortalitate animi argumentandi generum, und ließ sie durch einige Candidaten vertheidigen.

Hr. Prof. Rösler schrieb eine Disputation: de annalium medii aevi interpretatione, welche ebenfalls von einigen Candidaten vertheidigt wurde.

Hr. Prof. Schnurrer, Rector der Universität, schrieb: Observationes in vaticinia Ieremiae, und ließ sie als Disputation vertheidigen.

Schul- und andere kleine Schriften.

Ohne Anzeige des Druckorts. Die höchst nöthige Verbesserung und Reinigung der Gesangbücher nach dem Grundsatze der reinen Sittlichkeit. Den hochansehnlichen Consistorien, theologischen Fakultäten und geistlichen Ministerien ehrerbietigst vorgestellt. 1794. 16 S. 8. Es ist viel Witz und treffender Spott in dieser kleinen Satyre. Man kennt den lächerlichen, pedantischen Kitzel, alle Wissenschaften, Künste rc. nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie zu reformiren, der, wie zu erwarten war, sich vorzüglich und zuerst in Gegenständen der Religion äusserte, deren Unterricht, wie einige Herren laut und ernstlich forderten, ganz nach Anleitung jener Philosophie umgeschaffen werden müsse. Diese Leute werden hier nach Verdienst lächerlich gemacht. Die Kritik einiger Strophen aus Gellerts Liedern, deren Verstöße gegen die Prinzipien der K. Philosophie gerügt werden ist, ist ungemein witzig. Z. B. In dem Liede: „Oft klagt dein Herz rc. sagt Gellert: Gott gab uns Gesetze." Dies ist ja offenbare Heteronomie. Nein! die Vernunft giebt uns Gesetze. „Darum, weil er wollte, wir sollten glücklich seyn." Hier zeigt sich G. als einen Freund des so gefährlichen eudämonistischen Systems. „Sie (die Gesetze) sind des Lebens Schätze." Ist nicht wahr! die Tugend verspricht keine Glückseligkeit. „Er redt mit uns „durch den Verstand." Abermals nicht richtig, daß Gott



redet; am allerwenigsten durch den Verstand. Dieser thut nichts, als daß er Erscheinungen unter Regeln bringt u. s. w. — — Der Verfasser thut den Vorschlag, alle Lieder dieser Art aus den neuen Gesangbüchern auszumerzen, und an deren Statt solche aufzunehmen, die nach dem Geschmack der Kantischen Moralkritik eingerichtet wären; und weil es daran noch gänzlich fehle, so äußert er den Wunsch, daß sachverständige philosophische Dichter durch Prämien aufgefordert würden, dergleichen zu verfertigen.

Altenburg. Legislationis Mosaicae de anno semisaeculari, praesertim quatenus ad rempublicam moderandam pertinet, brevis adumbratio, qua praevia Viro etc. *G. F. Loebero* etc. etc. memoriam initiationis ad ordinem sacrum semisecularem pie gratulatur *Christ. Aug. Laurich.* 18 p. 4. Eine von den Denkschriften auf das Jubelfest des Hrn. geh. Consistorialraths und Generalsuperintendenten **Löber** in Altenburg von dem dortigen geschickten Herrn Consistorialsekretär **Laurich.** Nachdem zuerst das erwähnte mosaische Gesetz selbst erläutert worden ist, werden die ökonomischen und politischen Staatsgründe desselben entwickelt, auf eine Art, die den Verfasser nicht nur als einen denkenden, philosophischen Juristen, sondern auch als einen geübten Stylisten auszeichnet.

Altona. Zu der Feyerlichkeit des hiesigen Gymnasiums, den 11ten April d. J., wobey zehn junge Redner Abschied nahmen, um die Akademie zu beziehen, hat diesmal der Hr. Professor **Struve** durch ein Programm eingeladen, worinn er de loci Paullini ad Thessalonicenses Ep. I. 4, 13 — 5, 11. occasione et indole mit der ihm gewöhnlichen Gründlichkeit und Eleganz handelt, und eine neue deutsche Uebersetzung dieser schweren Stelle giebt.

Chemnitz. Christliche Reden, gehalten am Communiontage und beym Ausmarsche des ersten Bataillons vom Infanterieregiment Prinz Maximilian. 32 S. gr. 8. (3 gr.) Es sind des Hrn. Archidiakonus M. **Kreyßigs** Vorbereitungsrede bey der Beichthandlung am 27. Febr. d. J., des Hrn. Diakon. M. **Winzer** Anrede nach dem Abendmahl, und des Hrn. Superintend. D. **Merkel** Predigt am Tage des Ausmarsches. Diese Reden sind zur Unterstützung der zum

Reichs-



Reichscontingent abgezogenen Soldaten des erwähnten Regiments gedruckt worden.

Hannover. Beruhigungsgründe bey dem Tode unserer Freunde, in diesem Kriege von J. L. A. Holscher, Superintend. in Münden. 1stes Stück. Bey Hahn. 1794. 94 S. 8. Das Unglück, das der gegenwärtige Krieg in unzählige Familien auch in unserm deutschen Vaterlande gebracht hat, und noch täglich bringt, kann sich der nur in seiner wahren Größe denken, der den Schauplatz dieser schrecklichen Begebenheiten entweder selbst besucht hat, oder der ihm doch in der Nähe ist. Der Menschenfreund, der selten oder nie dem Leidenden helfen, oder ihm seinen Verlust ersetzen kann, sucht ihm wenigstens mit Trostgründen beyzustehn, und seinen sinkenden Muth aufzurichten. Dieß ist auch der edle Zweck dieser kleinen Schrift, die mit so vieler Menschenkenntniß und in einem so rührenden, anziehenden Tone geschrieben ist, daß sie denselben unmöglich ganz, selbst bey denjenigen, verfehlen kann, die sie auch in der Neuheit des Schmerzes über den Verlust einer geliebten Person lesen sollten.

Leipzig. Auf Kosten des Verfassers: Ermunterungen zur Beförderung des reinen Vaterlandsgefühls. Aus der Geschichte unserer Zeit entwickelt. 1794. 36 S. 8. Bestimmter hieße der Titel: aus der wahren Gestalt der angeblichen neufränkischen Freyheit entwickelt. Dieser kurze Aufsatz verdient verbreitet, und von Freunden des gemeinschaftlichen Vaterlandes nöthigenfalls zu neuen Abdrücken befördert zu werden, wobey man zugleich einige Flecken desselben vertilgen, und der Sprache etwas mehr Gleichheit und Einfalt geben könnte.

Gera. Disputatio IV. de dialecto Alexandrina. 12 p. 4. Eine Einladungsschrift vom Hrn. Prof. Sturz zur Neujahrsfeyer auf dem Gymnasium. Der Verfasser ist gesonnen, seine bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zu einem eignen Werke auszuarbeiten, und dazu alle noch vorhandenen Ueberreste des Alexandrinischen Dialekts zu benutzen.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Unter dem 6. Nov. 1793. ist allen Meklenburg-Schwerinern, die sich der Theologie und dem Schulamte, den Rech-

ten

ten und übrigen Wissenschaften widmen, befohlen worden, auf der landesväterlichen, neuerer Zeit gut eingerichteten Universität wenigstens ein Jahr lang ununterbrochen zu studiren, und darüber die nöthigen schriftlichen Zeugnisse von den respect. Fakultäten vorzuweisen, wenn sie im Lande selbst befordert werden wollen.

Berichtigung. In einer kurzen Nachricht des 12ten St. der Gothaischen gelehrten Zeitung dieses Jahrs, über den verstorbenen geheimen Rath Bode, ist der Geburtsort desselben unrichtig angegeben. Er war nicht zu Berlin, sondern zu Braunschweig gebohren, und der Sohn eines Soldaten. Seine Schwester und einige seiner nahen Verwandten leben noch in der Nähe von Br. In aller Hinsicht merkwürdig möchte wohl die Geschichte der frühern Jugendjahre dieses so verdienstvollen und berühmten Mannes, besonders für Psychologen, seyn, nur Schade, daß, von seinen Verwandten selbst, so wenig Licht darüber zu hoffen ist!

Uebersetzungen deutscher Schriften in fremde Sprachen.

D. Faust, wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen. Braunschweig. 1791. in das Englische unter folgendem Titel: An Essay on a peculiar, uniform and national dress for Children. Addressed to the National Assembly of France. By Bernhard Christopher Faust, M. D. Translated from the German Manuscript. London, Iohnson. 1792. 123 p. 12. Ein Recensent in Monthly Review fällt folgendes Urtheil über diese Schrift: „That a man of professional knowledge, treating of this subject, should express some truth's must be expected: but, with this acknowlegement, we are compelled to pronounce this essay *a composition filled with indelicate and solemn trifling.*“

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 23.

Beförderungen.

Am 8ten März wählte der Convent des Benediktinerklosters auf dem Petersberge bey Erfurt Herrn Placidus Muth unter dem Namen Placidus II. zum Prälaten zu Bischofsrode und Frankenrode und Pröbste zu Celle.

Hr. Joachim Wilhelm Weickhmann, D. J. und bisheriger Rathsherr der Rechten Stadt zu Danzig, ist vom König von Preußen zum Kriegsrath und Bürgermeister ernannt worden, und Hr. Michael Groddeck daselbst hat das Diplom eines geheimen Kriegs- und ersten Policeybürgermeisters erhalten.

Hr. M. Joh. Friedrich Gensichen, zweyter Inspector des Alumnats zu Königsberg, ist zum zweyten königlichen Bibliothekar bey der Schloßbibliothek ernannt worden.

Hr. Joh. Michael Hamann, ein Sohn des weiland berühmten Joh. Georg Hamann, ist vom Magistrate zu Königsberg zum Conrector bey der alten städtischen Pfarrschule gewählt, und vom Oberschulkollegio bestätigt worden.

Berlin. Die Herren Hermes, Hilmer und Hecker sind nun auch zu Mitgliedern des Oberschulkollegiums ernannt worden.

Todesfälle

1793.

Der Pastor Johann Martin Hehn, zu Odenpäh in Liefland, welchen man aus des Gadebusch Livländischen Bibliothek kennt, ist im August 1793. daselbst verstorben; hat aber die Schriften, welche er heraus zu geben Willens war, nicht an das Licht gestellt.

Am 17ten März starb zu Gengenbach Hr. M. Johann Friedrich Rößlin, der seit einem Jahre als Feldprediger bey dem Schwäbischen Kreisdragonerregiment Würtemberg angestellt war, als Schriftsteller durch das Leben des ersten und merkwürdigen Herzogs von Würtemberg, Eberhard im Bart, Tübingen 1793., bekannt.

Nach einer traurigen Krankheit verlohr die Akademie Greifswalde einen ihrer öffentlichen Lehrer in der medizinischen Fakultät, Hrn. Karl Friedrich Rehfeld, im 59sten Jahre seines Lebens. Er hatte Sitz und Stimme im Gesundheitscollegio. Er war ein würdiger und gelehrter Mann, und zugleich ein trefflicher Dozent. Seine starke Praxis hinderte ihn, öfter als Schriftsteller aufzutreten.

Am 21sten Febr. starb zu Magdeburg Hr. Isaak Gottlieb Bötticher, geb. das. 1754. Lehrer an der dortigen Domschule.

Am 15ten April starb zu Lüneburg Hr. Lorenz Albrecht Hermann Giese, Prediger bey der Nicolaikirche und Inspektor, geb. daselbst 1735. Man hat ein Paar kleine Schriften von ihm.

Am 13ten Aug. starb zu Maynz im 68sten Jahre seines Alters Hr. Carl Joseph Luca, Doktor der h. S. geistl. Rath und Official, Sr. Churfl. Gn. Kanzler der Universität, Beysitzer der theol. Fakultät, und zu St. Emmeran Pfarrer.

Am 19ten May giong zu Frankfurt am Mayn Hr. Dr. Johann Friedrich Moritz, Herausgeber des historischen und statistischen Magazins vornehmlich von Oberdeutschland, mit Tode ab.

Am 18ten Januar starb zu Stuttgard der öffentliche Lehrer der Handlungswissenschaften an der hohen Carlsschule, Hr. Gottfried Tobias Ritter.

Gleich

Gleichfalls gieng zu Stuttgard am 3ten Januar Herr Hofmedicus und Doktor Georg Friedrich Consbruch in seinem 26sten Lebensjahre mit Tode ab.

Am 1sten März gieng Hr. Dr. Ferdinand Georg Danz, außerordentlicher Professor der Medizin in Gießen und Prosektor am anatomischen Theater, in der Blüte seiner Jahre mit Tode ab. Durch seinen 1791. herausgegebenen Versuch einer allgemeinen Geschichte des Keichhustens, und den 1792. bekannt gemachten Grundriß der Zergliederungskunde des ungebornen Kindes in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft, hatte er große Erwartungen von sich erregt.

Im März starb zu Gunzenhausen der Administrations- und Prozeßrath Hr. F. L. A. Enselin, aus Klein-Auhausen, im 36sten Jahre seines Alters an der Auszehrung. Wir haben von ihm: Lebensbeschreibungen und Gedichte Englischer und Italienischer Dichter, nebst eigenen Gedichten des Uebersetzers.

Am 18ten März starb zu Clausthal im 35sten Jahre seines Alters der dasige Bergmedicus D. Heinrich Christian Wöltge.

Am 19ten Junius starb zu Heidelberg der Prof. der Theologie Fleischbein, in einem Alter von 44 Jahren.

Am 11ten April starb zu Halberstadt der verdienstvolle und berühmte Königl. Preuß. Hofrath und Landphysikus Dr. Johann Gottlieb Fritze, geb. zu Magdeburg 1757.

Am 21sten Jun. starb zu Wien der Prof. der dortigen Universität Herr F. E. Jäger, in einem Alter von 31 Jahren.

Am 4ten Aug. starb zu Dresden Hr. Gottlob Friedrich Krebel, Churf. Consistorialsek., geb. zu Naumburg 1729. vorzüglich bekannt durch sein genealogisches Handbuch.

Im Junius starb zu Bleichenroda in der Grafschaf Hohnstein Hr. Otto Justus Basilius Hesse, Verfasser des Versuchs einer biblischen Dämonologie.

Am 14ten April starb zu Prag der Kanzler der dortigen Universität, der Erzbischof Anton Peter Fürst und Graf von Przichowsky, geb. am 28sten Aug. 1707. zu Schwei-

fung, wurde Dokt. der Theol. zu Rom, in der Folge Consistorialrath, Domdechant, 1753; Bischof zu Königgrätz, 1755. Coadjutor, 1763. wirklicher Erzbischof, in welcher Eigenschaft er zwey Könige von Böhmen, Leopold und Franz, gekrönt hat.

Am 8ten März starb zu Altona der Prediger bey der deutschen Mennonitengemeine, Hr. Reichard Rahusen, geb. zu Hamburg 1735. Er hatte zu Leyden unter Schultens und Alberti studirt, wurde 1761. Prediger zu Enchhuisen, 1763. zu Leer in Ostfriesland, und 1785. zu Altona. Er hat über zwanzig holländische und deutsche Schriften herausgegeben.

Am 13ten Jul. gieng Hr. Joh. Georg Schelhorn, Amtmann im untern Hospital zu Memmingen, geb. das., im 33sten Jahre mit Tode ab. Er war ein Sohn des bekannten Litterators, Hrn. Pred. J. G. Schelhorn, und Verf. einer vor zwey Jahren durch den Druck bekannt gemachten: kurzen Darstellung der vorzüglichsten Vortheile, die aus der Vertheilung der Güter und Aufhebung der Gemeinheiten entspringen.

Im Jun. starb zu Dresden der durch einige Schriften bekannte Chursächsische Kriegsrath Hr. Gottfried Schwinder im 87sten Jahre seines Alters.

Am 19ten März starb zu Burghausen im 61sten Jahre seines Alters der Churpfalzbaierische wirkliche Geheime Rath, Regierungskanzler und Lehnprobst Andreas Reichsfreyherr von Schacky, Edler von Schönfeld. Die landwirthschaftliche Akademie zu Burghausen verlor an ihm ihren Vicepräsidenten, dessen Eifer und Verwendung sie manches zu verdanken hatte.

Am 27sten März gieng zu München der durch verschiedene Schriften bekannte Geheimerath und Finanzreferendarius Hr. Franz Xaver Anton von Stubenrauch, in einem Alter von 74 Jahren, mit Tode ab.

Am 21sten Sept. gieng zu Augsburg der durch mehrere Schriften historischen und publicistischen Inhalts rühmlich bekannte Rathsconsulent, Scholarch u. s. w. Hr. Johann Friedrich Reichsfreyherr von Tröltsch, im 77sten Jahre seines Lebens mit Tode ab.

Im

Im Monat Junius starb zu Nürnberg der Candidat M. Truckenbrot, bekannt durch einige Uebersetzungen und historische Schriften.

Am 19ten Okt. starb zu Ulm der Senior des dortigen Ministeriums, Professor der Theologie bey dem Gymnasio, Scholarch und Eherichter, Hr. M. Johann Jacob Widmann.

Am 6ten Nov. starb zu Königsberg der Königl. Pupillen- und Hofrath, auch erster Obersecretair bey dem Preuß. Etatsministerium und D. Jur. Hr. Georg Theodor Schinemann, in einem Alter von 76 Jahren. Von 1742—1764. war er Prof. der R. auf der dortigen Universität, und gab einige kleine aber gelehrte Schriften heraus.

1 7 9 4.

An einem durch den gegenwärtigen Krieg herbeygeführten und verbreiteten Faulfieber starb am 13ten April der Herzoglich Pfalzzweybrückische Hofmedikus, auch Stadt- und Amtsphysikus zu Homburg im Westrich, Hr. D. Philipp Heinrich Gerhard Petersen, alt 45 Jahre, und im gelehrten Publiko durch seine mit gründlichen Anmerkungen bereicherte Uebersetzung von Phil. Alex. Bacher's Untersuchungen über die langwierigen Krankheiten, besonders über die verschiedenen Arten der Wassersuchten, und deren Heilart, Berlin. 1776. in gr. 8., vortheilhaft bekannt.

* * *

Chronik der Universitäten.

Helmstädt. Der lateinische Panegyrikus, den Hr. Pr. Wiedeburg den 1sten September vorigen Jahres auf den verstorbenen Professor Wernsdorf in der Universitätskirche gehalten hat, ist mit der Ueberschrift: Oratio, qua memoriam Io. Chr. Wernsdorfii a. d. 8. Calend. Septembr. 1793. defuncti ipsis calendis in aede academica concioni funebri, commendauit Fr. Aug. Wideburg, Helmstädt bey Fleckeisen, XXII. S. in 4. gedruckt. Er enthält außer einer Würdigung der literarischen Verdienste des Verstorbenen, eine sehr genaue

Angabe aller kleinen, zum Theil sehr kleinen, Programmen und Gelegenheitsschriften, die Wernsdorf selbst einsammelte, und die daher in einer geschmackvollen Auswahl dem Publikum schon noch einmal mitgetheilt zu werden verdiente. Die schätzbare Büchersammlung des Verf. hat sein in Helmstädt als Privatdocent lebender Sohn behalten. Die Professur der Eloquenz und Poesie erhält sein Panegyrist. — Der mit lautem Jubel aller seiner treuen Braunschweiger bey seiner Rückkunft von der Armee empfangene Herzog wurde auch in Helmstädt mit einer feyerlichen Sitzung der deutschen Gesellschaft bewillkommt, worinnen Hr. Prof. Bischoff eine gewaltige Invective gegen das Französische Freyheits- und Gleichheitsunwesen vorlas, und aus allzugroßem Eifer vielleicht die beherzigungswerthe Erzählung beym Cicero de orat. II. 18. vergaß. Der Hr. Prof. Wiedeburg schrieb als Vorsteher der deutschen Gesellschaft zur Einladung eine Vorlesung, worin die jetzige Freude der Braunschweiger mit der Freude der Römer bey der Zurückkunft Trajans vom Rheine verglichen wird. Helmst. 1794. 29 S. in 8. Die Predigt, welche der Hr. Abt Henke bey dem am 16ten Febr. von der Universität gefeyertem Dankfeste wegen der glücklichen Rückkehr des Herzogs in der Universitätskirche gehalten hat, ist auch besonders gedruckt erschienen. Helmst. bey Fleckeisen, 32 S. in 8. Sie ist, wie man sie von einem Henke erwarten kann, der Feyerlichkeit vollkommen werth, und wird auch in der Ferne nicht ohne Rührung gelesen werden. Welchen Eindruck sie auf das Auditorium, vor welchem sie gehalten wurde, gemacht habe, beweist die ansehnliche Collecte, welche am Ende des Gottesdienstes für die Helmstädter Armen und Waysen von einigen an den Thüren stehenden Professoren selbst eingesammelt wurde. Zur Erweckung und Erhöhung dieser dankbaren Religionsgefühle trug ohne Zweifel auch das schöne neue Te Deum viel bey, welches der Hr. D. Pott zu dieser Gelegenheit verfertigt hatte. Es ist hier die Predigt beygedruckt, aber auch der Sammlung von allen bey dieser Gelegenheit in Braunschweig erschienenen Gedichte, die aber auf Herzogl. Befehl nicht in Buchhandel kommen darf, weil sie ja nur für die Braunschweiger Interesse haben können, einverleibt worden. Diese Sammlung verdient aber, der bescheidenen Aeußerungen des edlen Fürsten ohngeachtet, auch von jedem patriotischen Deutschen gelesen zu werden, da sie Gedichte von Ebert, Eschenburg, Heusinger

fangen und andern Männern enthält, deren Nahmen auch auswärts bekannt sind.

Bamberg. Am 26sten Febr. vertheidigte Hr. Ignaz Doellinger, unter dem Vorsitze seines Hrn. Vaters, eine mit vielem Fleisse und mit vieler pathologischer Kenntniß gefertigte Probeschrift: Fragmenta de cognoscendis et curandis quibusdam corporis humani simplicibus affectionibus, 79 pagg. in 8. Die Pathologie bleibt immer die Basis einer guten Praxis, und doch wird dieselbe meistens sehr vernachläßigt. Um die so genannten einfachen Krankheiten des Baubes drehen sich sehr viele hitzige und langwierige zusammengesetzte Krankheiten herum; und diese Materie hat der Verf. sehr gut erörtert. Er hat de vitiis virium vitalium, besonders von den mancherley Reitzen, von der Perceptibilität, Incitation und Heilart, de vitiis physicis solidorum, d. i. Cohäsionsfehlern, de acrimoniis fluidorum, überhaupt und insbesondere, manches Gute, wenn auch nichts Neues, gesagt.

Jena. Am 5ten April erschien des Hrn. Stern, aus Cahla, Diss. sistens meletemata de atra bile Hippocratis, 75 pag. in 8. Es ist eine seltene Erscheinung, daß junge Aerzte noch Neigung und Vorliebe für die alte Medizin haben, und mit der neuern trefflich zu verbinden wissen. Der Verf. dieser Schrift zeigt beydes, behandelt das Objekt mit Gründlichkeit, und in reinem Latein. — Eigenschaften, die auch jetzt anfangen immer seltener zu werden. Der Hauptgedanke — schwarze Galle der Alten und Abdominalinfarktus der Neuern — ist gut gefaßt und ausgeführt. Im einigen Kap. ist der Begriff der schwarzen Galle nach den alten Aerzten festgesetzt, mit Hebung der etwanigen scheinbaren Widersprüche, mit Widerlegung der Metzlerschen Meynung, dann der Sitz des Uebels in der Leber und Milz (bey den Neuern im Pfortenadersystem) bestimmt, mit Gegeneinanderstellung der neuerdings geschehenen Behauptungen eines Hofmann's, Metzler's, Lorry's, u. a. auch etwas von der schwarzen Galle, als Zeichen, bemerkt. Am weitläuftigsten sind die Ursachen der schwarzen Krankheit erörtert, die Fehler verschiedener Aerzte gerügt, und die Heilanzeigen nach den Grundsätzen der Alten beschrieben. — Die Sache verdient weiter verfolgt zu werden. Die Kenntniß der Quellen kann dem Vf.

immer weiter führen. — Die Einladungsschrift vom Hrn. HR. Nicolai enthält: Historia cephalalgiae periodicae mauro off. sanatae. Die Geschichte kann dienen, das alte fast vergessene Mittel wieder in Brauch zu bringen.

An eben dem Tage vertheidigte seine antiquarische Probeschrift Hr. Christian Gottlieb Gumpert, aus Fraustadt, De Asclepiade Bithyno, 39 pagg. in 8. Sie zeigt von guten Kenntnissen in der alten Medizin und medizinischen Philologie, liefert aber nur c. 1. de nonnullis viris, qui Asclepiadis nomine insigniti occurrunt; c. 2. Asclepiades Bithynus, c. 3. de scriptis Asclepiadis, c. 4. de rerum Rom. statu ante et circa Ascl. aeuum. Das Ganze soll (s. Praef.) diese Messe erscheinen, und wird hoffentlich dienen, den jungen Mann mit Anstande in der gelehrten Welt zu produciren.

Die Ankündigung besorgte der GHR. Gruner, und lieferte, als Probe, Catalogus bibliothecae graecae medicus, der für das antiquarische Studium des Bücherwesens, des Büchervorraths in den damaligen Zeiten, der Büchertitel u. s. w. nützlich seyn dürfte. Er ist in der Bresl. Elisabeth-Bibl. befindlich, und wahrscheinlich von einem vertriebenen Griechen, kurz nach Constantinopels Eroberung, und kurz vor Amerika's Entdeckung, gefertigt.

Leipzig. Die Spekulation, durch den Abdruck der Morussischen Collegienhefte etwas zu verdienen, wird uns die jetzige Messe noch verschiedene Produkte der Art geliefert haben. Der Schatten des Verewigten möchte diese unreif gebrochenen Blumen auf seinem Grabe wohl nicht alle wohlriechend finden. — Das Beste ist vielleicht, was wir von dem Herrn Prof. Dindorf zu erwarten haben, eine nochmalige Ausgabe des Commentars über den Brief an die Römer, mit Zusätzen und neuen Untersuchungen vermehrt. — Im letzten Festprogramm hat unser Hr. D. Rosenmüller auch Parthey gegen die vom Königsberger Philosophen begünstigte allegorische Erklärungsart der christlichen Religionsurkunden genommen, und durch Beyspiele auf die Verirrungen aufmerksam gemacht, die nur allzuleicht bey dieser Methode entstehen können. Zu bedauern ist es vielleicht, daß er dabey blos auf Kants neueste Schrift: die Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft Rücksicht genommen, und dadurch einiges

aus

aus dem Zusammenhang mit den übrigen Kritiken gerissen hat. Das Programm macht die 7te Abhandlung de fatis interpretationis sacrarum literarum, in ecclesia Christiana, und ist besonders überschrieben: *Excursus de nova Kantii Scripturam Sacram interpretandi ratione* 20 S. in 4. — Das philologische Collegium unsers verdienstvollen Hrn. Prof. Becks bildet noch immer vortreffliche Humanisten, worunter sich neuerlich besonders Hr. M. Eichstädt durch seine meisterhafte Gratulationsschrift de dramate Graecorum Comico Satyrico, und sein Habilitationsprogramm über den Theokrit ausgezeichnet hat. Es ist daher sehr zu wünschen, daß eine so nützliche, durch vieljährige Früchte erprobte und dem ganzen Lande ersprießliche Anstalt, als dies Philologicum ist, künftig auch höhere Unterstützung und öffentliche Sanktion erlangen möge. Fast alle namhafte Universitäten, Halle, Erlangen, Göttingen, haben schon seit Jahren philologische, mit ansehnlichen Stiftungen verbundene Seminarien.

Gelehrte Gesellschaften.

Die Oberlausitzer gelehrte Gesellschaft zu Görlitz erwirbt sich seit einiger Zeit große Verdienste um die Lausitz. Sie giebt seit dem Anfange des Jahrs 1793. sehr zweckmäßige Provinzialblätter unter dem Namen der Lausitzer Monatsschrift heraus, die durch sehr gute historische und statistische Aufsätze, und eine vollständige monatliche Chronik nicht nur dem Einheimischen, sondern auch dem auswärtigen Publikum sehr interessant seyn muß. Jetzt hat sie auch aus ihren zahlreichen Mitgliedern 2 Specialdeputationen ernannt, wovon die eine einen vollständigen codicem diplomaticum Lusatiae sammeln, die andere aber Vorschläge zur Verbesserung des Landschulenunterrichts und Errichtung eines Schulmeisterseminariums für die Provinz thun soll. Der thätigste Beförderer dieser Gesellschaft ist ihr Sekretär, der durch mehrere literarische Unternehmungen, und neuerlich durch seine Geschichte der Germanen bekannte Dr. Anton in Görlitz.

Bücherankündigungen.

Hr. Dr. Balk, ein Kurländischer Arzt, hat sein i. J. 1793. auf Subscription angekündigtes Werk zur Beförderung



rung der Heilung langwieriger Krankheiten; im Anfange des Jahrs 1794. herausgegeben. Der Subscriptionspreis ist 1, aber der Ladenpreis 1½ Thaler Alberts.

Von des Hrn. Oberpastors K. G. Sonntag's in Riga auf Pränumeration angekündigten Predigten über Evangelien, Episteln und freye Texte, ist im Anfange des Jahrs 1794. der erste Theil erschienen. Der ihnen zuerst bestimmte Titel: „Ueber Weltregierung, Geist und Verdienst des Christenthums und den Umgang des Menschen mit sich und den andern," heißt jetzt: „Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang, eine Sammlung Predigten aufs ganze Jahr, für gebildetere Leser." Noch werden 3 Theile nachfolgen. Die Vorausbezahlung für alle 4 beträgt 2½ Thaler Alberts, oder 4 Rubel Silbermünze.

Der Königl. Notarius publicus in Mitau Hr. J. M. Wehrt will des Thomas Hiärne handschriftlich hinterlassene Ehst-, Lief- und Lettländische Geschichte in 2 Theilen auf eine Vorausbezahlung von 3 Thalern Alberts herausgeben; auch wenn dies gelingt, dann noch andere denkwürdige Ueberbleibsel jener Landesgeschichte nach und nach durch den Druck gemeinnütziger machen.

Der Hr. Oberpastor Lenz in Dorpat kündigt eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe seiner im Jahr 1786. an das Licht getretenen „Vaterländischen Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien" an, wenn sich dazu genugsame Pränumeranten finden.

Periodische Schriften.

Altona bey Hammerich; deutsches Magazin, 1794. May enthält: 1) fernere Originalaktenstücke, die Neutralität Dänemarks bey dem jetzigen Kriege betreffend. 2) Das Dänische Volk bey dem Brande des Schlosses Christiansburg. 3) Anthusa, ein Fragment. 4) Dichterwürde. 5) Der Ton der Leyer, an die Gräfin Augusta Münster. 6) Der erste May. 7) Originalakten, den Rekurs an das Corpus Evangelikorum in der Froriepschen Sache betreffend. 8) Ueber Adel und politische Meynungen. 9) Lord Gordons Tod. 10) Anekdote von Cromwel.

Abendbl. der Genius. Man enthält: 1) Proben aus einer neuen Uebersetzung der Thomsonschen Jahrszeiten, in Jamben. 2) Etwas von und aus einer in Gegenwart Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen gehaltenen Rede des Hrn. CR. Colbjernsen. 3) Beytrag zu einem Aufsatze im neuen Götting. histor. Magazin. 4) Benjamin Franklins Vermächtnisse. 5) Voltaires Schilderung von Frankreich im J. 1769. 6) Der Hühnerhof. 7) Litterärische und andere Anekdoten, deren Berichtigung man wünscht. 8) Ueber die fischschwänzigen Nereiden. 9) Der Kriegsminister Le Blanc. 10) An ***. 11) Japanischer Mönchsorden.

Deutsche Monatsschrift, Berlin, bey Fr. Vieweg, May enthält: 1) An Gleim, vom Hrn. H. Köpken. 2) Etwas über die Worte: Cum grano salis, vom Hrn. von Rochow. 3) Die Maske, vom Hrn. Pr. Meisner. 4) Etwas zum ersten May, vom Hrn. Sekr. Bertrand. 5) Der Frühling, vom Hrn. Tiedge. 6) An mein Hüttchen, vom Hrn. Canon. Gleim. 7) Ueber Charlotte Corday. 8) Fragment aus einer Fortsetzung von Yoricks Reisen. 9) Ueber einige Misbräuche bey Expedition der Posten, besonders an kleinen Orten.

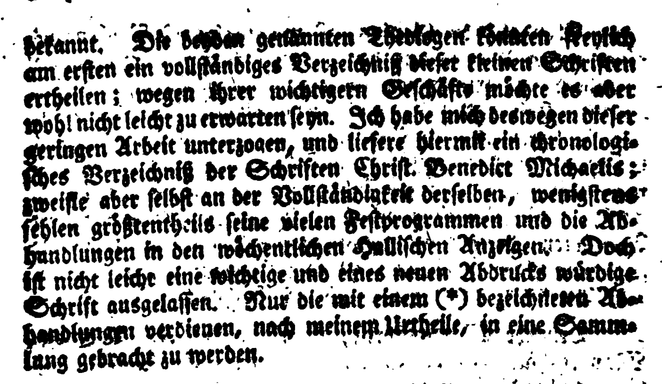
* * *

Vermischte Nachrichten.

Etwas zur Befriedigung der im Intelligenzblatt Nr. 8. der N. A. D. Bibl. B. 8 geäußerten litterarischen Wünsche.

Die vorzüglichsten philologischen Abhandlungen des ehemaligen Hallischen Philologen Christian Benedict Michaelis würden vermuthlich schon gesammlet herausgegeben seyn, wenn nicht dessen Sohn, J. D. Michaelis, diese Schriften vermehrt und verbessert mit seinen und seines Vaters Anmerkungen herauszugeben versprochen hätte. Wer daher diese mit diesen Anmerkungen versehene Exemplare nicht besitzt, kann dieses nicht zur Befriedigung des Publikums unternehmen. — So viel ich weiß, ist von Seiten der Universität Halle kein Programm bey seinem Tode, worin seine Schriften registrirt wären, erschienen: auch ist mir sonst kein Verzeichniß derselben

bee



bekannt. Die beyden genannten Theologen könnten freylich am ersten ein vollständiges Verzeichniß dieser kleinen Schriften ertheilen; wegen ihrer wichtigern Geschäfte möchte es aber wohl nicht leicht zu erwarten seyn. Ich habe mich deswegen dieser geringen Arbeit unterzogen, und liefere hiermit ein chronologisches Verzeichniß der Schriften Christ. Benedict Michaelis; zweifle aber selbst an der Vollständigkeit derselben, wenigstens fehlen größtentheils seine vielen Festprogrammen und die Abhandlungen in den wöchentlichen Hallischen Anzeigen. Doch ist nicht leicht eine wichtige und eines neuen Abdrucks würdige Schrift ausgelassen. Nur die mit einem (*) bezeichneten Abhandlungen verdienen, nach meinem Urtheile, in eine Sammlung gebracht zu werden.

* 1. Diss. de historia linguae arabicae, sub praes. I. H. Michaelis. Hal. 1706.

* 2. Diss. de nominibus Christi divinam ejus naturam designantibus. 1707.

* 3. Diss. de nominibus Christi humanam naturam ejus designantibus. 1707.

* 4. Diss. qua hypothesis de vocum seminibus ac litterarum significatione hieroglyphica expenditur. 1709.

5. Diss de Ieremia et vaticinio ejus. 1712. rec. 1718.

6. Diss. de proverbiis Salomonis. 1712.

* 7. Diss. de seminibus et significatu hieroglyphico vocum ebraicarum. 1717. In wie weit diese Schrift von der Nr. 4. angeführten verschieden ist, kann ich nicht bestimmen.

8. Uberiores annotationes in hagiographos V. T. libros. Hal. 1720. wovon die Annotationes in Danielem, Proverbia Salomonis, Iobum, Threnos Ieremiae, diesen Christ. Benedict Michaelis zum Verf. haben.

9. Hat auch einigen Antheil gehabt an der im J. 1720 in der hiesigen Waisenhausbuchhandlung herausgekommenen hebräischen Bibel.

* 10. Diss. de usu paraphrasium chaldaicarum in doctrina de persona Christi, speciatim de voce מימרא (λόγου) à Chald. de Messia usurpato. 1721.

11. Im Jahr 1723 hat er zu der fünften Ausgabe und den darauf folgenden Ausgaben der Joh. Heinr. Michaelischen hebr. Grammatik tabulam synopticam, triplicem indicem, documentum de charactere conjugationum et temporum

porum und analysin grammaticam et investigationem radicis beygefügt.

12. Oratio de Daniele laudabili exemplo typoque triennii academici. 1725.

13. Diss. qua v. d. Hardt hypothesis de hebraea lingua a graeca derivanda expenditur. 1726 rec. 1759.

14. Commentatio apologetica, qua falso adserta origo linguae hebraeae ex graeca convellitur. Hal. in offic. Rengeriana. 1727. 8.

* 15. Epistola ad Frid. Hofmannum de herba Borith. 1728.

* 16. Diss. 1. de oeconomia patriarchali. 1728.

* 17. Diss. 2. de oeconomia patriarchali. 1729.

* 18. Diss. de studio partium a s. litterarum interprete removendo. 1729. An dieser Diss. mag der Respondent Knebel wohl einigen Antheil gehabt haben.

* 19. Diss. continens observationes philol. de nominibus propriis Hebraeorum. Hal. 1729.

* 20. Diss. de poenis capitalibus Hebraeorum in S. S. memoratis. 1730 rec. 1749.

* 21. Diss. de locorum differentia ratione anticae et posticae, dextrae et sinistrae apud Hebraeos. 1733.

* 22. Diss. de supero et infero, adscensu et descensu in chorographiis sacris. 1735.

23. Diss. de vaticinio Amosi prophetae. 1736.

* 24. Diss. de paronomasia sacra. 1737.

25. Bemerkungen über den hebr. Codex Cassellanus in den Hamburgischen Berichten. 1739.

* 26. Diss. qua soloecismus casuum ab ebraismo depellitur. 1739.

* 27. Diss. qua soloecismus generis ab syntaxi s. codicis ebraei depellitur. 1739.

* 28. Diss. qua ritualia s. codicis ex Alcorano illustrantur. 1739.

29. Vorrede zu J. D. Michaelis Accentuation. Halle. 1740 rec. 1753. 8.

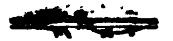
30. Vorrede zu der Züllichauer hebräischen Bibel. 1741.

31. Grammatica linguae Syriacae. Hal. 1741. 4.

32. Diss. qua nomina, numerus, divisio et ordo librorum V. T. sistuntur. 1743.

33. Diss. de primaeva linguae hebraeae antiquitate. 1747. Diese Diss. kann wohl von Chr. A. Bode als Respondens herrühren.

* 34.



* 34. Tractatio critica de variis lectionibus N. T. caute colligendis et dijudicandis. Hal. in off. Renger. 1749. Dies ist seine vorzüglichste Schrift.

* 35. Praefatio de versione Aethiopica N. T. praemissa Evang. sec. Matth. ex vers. Aeth. interpretis, quod *Bode* illustravit. 1749.

* 36. LXIII. quaestiones grammaticae ex ling. Hebr. insert. Misc. Lips. Novis Vol. VII. p. 2. Nro. VIII. Lips. 1750.

37. Annotationes adspersae Bengelii Tract. de sinceritate N. T. tuenda. Hal. in off. Renger. 4. 1751.

38. Meditatio exegetica in Es. IX, 2 de gaudio ex nativitate Messiae. 1751. Ein Festprogramm.

39. Diss. de modestia exegetica. 1751.

40. Commentatiuncula de Iesu filio Dei per resurrectionem ex mortuis demonstrato, ex Ps. II, 7. 1754. Ein Festprogramm.

* 41. Diss. de nominibus propriis virilibus in muliebria et muliebribus in virilia mutatis. 1755.

* 42. Diss. qua lumina Syriaca pro illustrando ebraismo exhibentur. 1756.

* 43. Diss. philologemata medica sistens. 1758.

* 44. Unmaßgebliches Gutachten betreffend die Formalien eines Judeneides. In den Hällischen Anzeigen vom J. 1760. Nr. 46.

Nach seinem Tode kamen noch heraus.

1. Lamb. Bos ellipses graecae. Edit. octava, additionibus et observationibus aucta a Chr. Ben. Michaelis. Hal. in off. orphan. 1765.

2. Corollarium: nomina mensium hebraica, chaldaica, arabica, aethiopica, coptica, ex schedis C. B. Michaelis. Findet sich in D. Michaelis Commentationes societ. reg. scient. Goetting. per annos 1763, 1764, 1765 et 1768 oblat. 1769.

Von folgenden Schriften ist mir das Jahr der Herausgabe unbekannt.

1. Diss. de Mahomedanismi laxitate morali.

* 2. Diss. de peculiaribus ebraismi locutionibus.

3. Programma de annunciatione Iudaeorum paschali.

Von

Von folgenden Dissertationen ist er bloß Präses gewesen.

1. Diss. de ellipsibus hebraicis, auct. et resp. Chr. Theod. Walther. 1724 rec. 1782 et 1784.
2. Diss. de Salomonis ad laetitiam exhortationibus. Auct. et resp. E. F. Neubauer. 1729.
3. Diss. de punctorum vocalium antiquitate. Auct. et resp. I. D. Michaelis. 1739.
4. Diss. de dexteritate et sinceritate apostolorum. Hal. 1760.

Halle, den 14ten May 1794.

Theod. Friedr. Stange.

Leipzig. Hr. Bause hat seine Verdienste um die Kupferstecherkunst durch drey vortreffliche Blätter vermehrt; erstlich durch das Bildniß des Churfürsten von Sachsen, zweytens das der regierenden Herzogin von Curland, beyde im größten Format, drittens durch das Bildniß des Dr. Morus zur Gelehrtenfolge.

Regensburg. Am 28sten Jan. 1794. ist durch Chursachsen ein Promemoria des Reichsgräflich Wetterau-Fränkischen und Westphälischen Comitialgesandten von Fischer diktirt worden, welchem ein Schreiben der verwitbeten Frau Fürstin, Mutter und Vormünderinn des noch minderjährigen Grafen von Schaumburg Lippe an das Corpus Evangel. beygelegt war. Durch diese Verhandlung ist die am K. K. Kammergericht anhängige Froriepsche Sache bey dem evangelischen Religionstheil der Reichsversammlung angezeigt, und um Abhülfe gegen das Verfahren jenes Gerichts gebeten worden. Mit dem Diktato ward zugleich vertheilt: Urkundliche Begründung von Gräflich Schaumburg-Lippischer Vormundschaft u. s. w. Der Verf. dieser Deduktion ist der Cammerrath Hr. J. D. Reiche in Bückeburg.

Freyberg. Hr. Carl Immanuel Löscher, vormaliger Gräflich Thunischer Bergmeister in Böhmen, gegenwärtig in Freyberg, hat zweyerley Arten Wasserschleudern erfunden. Es können mit der erstern, durch die Kraft eines einzigen Mannes, auf jeden Schwung anderthalb Dresdner Meßkannen nach allen Richtungen geschleudert werden. Bey der zweyten wird das Wasser in einem Papiersack, ohne daß derselbe zerreißt, auf die höchsten Gebäude gebracht. Beyde Arten



ten von Schlaudern, sind sehr [illegible] und kosten ungefähr fünf Thaler zu stehen.

Königsberg. Am 26sten Febr. 1794. wurde die bey dem Ostpreußischen Consistorio fundirte Königl. Geistliche Examinationscommission von dem hiesigen Staatsministerio feyerlich vereidet, und in ihre Funktionen eingewiesen. Die Mitglieder derselben sind: Hr. Konsistorialrath, Dr. und Prof. Gräf, Hr. Kirchen- und Schulenrath Henning, Hr. Dr. und Prof. Wald, und Hr. Diakonus Hermes, (ein Bruder des Oberkonsistorialraths in Berlin.)

Würzburg. Der originelle Künstler, der Minorite P. Bonavita Blank, hat seine Antrittsrede, die nun auch gedruckt ist, als Professor der Philosophie gehalten, worinn er untersuchte, ob das von ihm angelegte nun Fürstliche Kabinet zum Fache der Künste oder Wissenschaften gehöre. Er ist in der Folge auch in den akademischen Senat aufgenommen worden, und ist nun der Erste Mönch aus einem Mendikantenorden, dem diese Ehre zu Theil ward.

Leipzig. Unter die schönsten neuen Werke der Bildhauerkunst gehört unstreitig Salomo Geßners Denkmal in Zürich. Es ist auf einem öffentlichen Spatziergange aufgestellt, der von der Limmat an der einen und von der Sihl auf der andern Seite umflossen wird. Es steht in einem Zirkel junger Pappeln, der sich gegen die Seite von Sonnenniedergang öffnet, und wo zu beyden Seiten des Eingangs Trauerweiden gepflanzt sind. Dieses Werk ist von schwarzem Marmor, und ein Muster edler Einfachheit. Zwey Stücke von weißem Marmor, von dem Meißel des berühmten, nunmehr verewigten Alexander Trippel in Rom, eines Schweizerischen Bildhauers, machen dieses Werk unschätzbar. Das eine ist ein großes Basrelief, auf welchem zwey Jünglinge Daphnis und Mycon, aus Geßners Idyllen vorgestellt sind, von denen der eine beschäfftigt scheint, seinen Gast zu bewirthen, der andere seine Schaale dem Schatten eines Redlichen ehrfurchtsvoll ausgießt. Das zweyte Stück ist Geßners sehr ähnliches Bild in Medaillon, in dem Frontispiz der Hauptseite des Denkmals. Von diesem schönen Kunstwerke hat Hr. Joh. Heinrich Meyer eine nach der Natur genau aufgenommene Darstellung in einem Kupferstiche in Quart geliefert, der hier in der Rostischen Kunsthandlung zu haben ist.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 24.

Chronik der Universitäten.

Jena. Den 19ten April v. J. disputirte unter des Hrn. HR. Loders Vorsitze Hr. Johann Conrad Honnerlag, aus der Schweiz, de necrosi ossium. Das Programm des Hrn. HR. Nicolai liefert Comm. de morbis gastricae originis Part. III. Diesmal vom Magen- und hypochondrischen Husten, ingleichen vom gallichten Blutspeyen der Autoren.

Den 23sten April disputirte Hr. Joh. Gottfr. Wilh. Rademacher, aus Westphalen, Diss. inaug. semiot. sistens quaestionem, utrum differat rheumatismus ab arthritide? Die Frage wird verneint.

Den 29sten April vertheidigte Hr. Johann Ludwig Andreas Vogel, aus Arnstadt, seine Probeschrift de Fatuitate, 22 S. Außer dem Allgemeinen von der Dummheit, hat der Verf. die mancherley Arten verfolgt, und mit Beyspielen belegt. Als eigene Beobachtungen sind folgende anzusehen. Ein dummer Vater zeugte einen Sohn, der dümmer war, als er, eine Tochter, die etwas weniger dumm war, und dann noch einen Sohn, der dergleichen Erbtheil nicht zu haben schien. Sämmtliche Kinder wurden nicht alt. In einem Dorfe sind zwey Erwachsene, die in der Jugend rachitisch waren, mit niedergedrückten Kopfknochen, und beyde

stockdumm. Ein anderer kann gut Holz hacken und dreschen, aber nicht reden, doch, wie es scheint, ein wenig denken. Ein anderer, der in der Jugend epileptische Anfälle erlitten, und nachher viel gesoffen hatte, war dumm, und stand manchmal unbeweglich, wie die Starrsüchtigen. — Das Programm vom Hrn. HR. Nicolai enthält de diagnosi inflammationum Part. IV. Der Beschluß, daß Magen- und Darmentzündungen ohne deutliche Zeichen da seyn können, aber aus dem, was sich nach dem Tode vorfand, auf verborgene Entzündungen sich nicht schließen lasse.

Das Osterprogramm vom Hrn. Prof. Paulus ist überschrieben: Stricturae quaedam ad quaestionem, unde internus religionis cum externa civitatis salute consensus vere pendeat? Der äußere Hauptzweck ist, nach dem Verf., Sicherheit des Eigenthums, und der innere weiser Gebrauch der Religion. Vorzüglich sucht er einige Fehler, in Betracht der letztern, zu rügen, fordert Freyheit im Denken, Unabhängigkeit von Meynungen, hofft dann von diesem innern Religionssinne allen guten Erfolg, auch in dem Staate, und schließt mit dem Kantischen Wunsche, daß die jungen Theologen nach geendigtem Kurs noch eine besondere Vorlesung über die reine philosophische Religionslehre besuchen möchten.

Vor kurzem ist ein Unterricht über die gewissen und ungewissen Kennzeichen des Todes, über die Zeichen des wiederkehrenden Lebens, und wie man überhaupt mit Leichen zu verfahren habe, ins Land ergangen. Alle Todeszeichen werden für ungewiß erklärt, außer der Anfang allgemeiner Fäulniß, einige Kennzeichen des wiederkehrenden Lebens angeführt, und polizeymäßige Verhaltungsregeln bey Todten empfohlen.

Leipzig. Noch im Dezember 1793. erhielten, nach vorhergegangener Prüfung folgende Personen die Magisterwürde: Hr. Christian Gotth. Hübner, aus Chemnitz, der Rechtsgel. Beflissener — Hr. Christ. Wilh. Hebenstreit, aus Neustadt an der Orla — Hr. Carl Heinrich Ludwig Pölitz, a. d. Schönburgschen — Hr. Joh. Gottfr. Gruber, a. Naumburg — Hr. Karl Friedrich Richter aus Freyberg — Hr. Karl Heinrich Gottfried Lommatzsch, aus Eckartsberga.

Im Dezember ließ Hr. Prof. Hindenburg als Prokanzler ein Programm anschlagen mit dem Titel: Paralipomenon ad serierum reversionem formulis localibus et combinatorio-analyticis exhibendam, wodurch er diejenigen einlud, die sich zur Erlangung der Magisterwürde auf künftiges Jahr melden wollen.

Am 12ten Dez. vertheidigte der Studios. Jur. Hr. Daniel Eberhard Löhr aus Leipzig, unter dem Vorsitze des Hrn. Assess. und Doktor Biener, eine Streitschrift: de collatione feudorum.

Am 21sten Dez. vertheidigte Hr. Magister Hieronymus Gottl. Kind, beyder Rechte Baccalaureus aus Leipzig, nebst seinem Respondenten, Hrn. August Apel, beyder Rechte Baccalaur. aus Leipzig, seine Streitschrift: de XIII. Iustiniani Edictis specimen Primum, cont. quatuor priora edicta, und erhielt dadurch das Recht, auf hiesiger Universität öffentliche philosophische Vorlesungen zu halten.

Am ersten Weyhnachtsfeyertage hielt der Studios. Hr. Christian Gottlieb Berger aus Geithayn, die gewöhnliche Rede in der Universitätskirche, wozu Hr. D. Rosenmüller, als Dekan der theologischen Fakultät, durch ein Programm einlud, welches de fatis interpretationis sacrarum litterarum in ecclesia christiana P. VII. handelt.

Am 28sten Dez. vertheidigte Hr. M. Heinrich Carl Abraham Eichstädt, aus Oschatz, nebst seinem Respondenten, Hrn. Wilhelm Weinert, aus Hayn, seine Disputation: Adumbratio quaestionis de carminum Theocriteorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus, und erhielt dadurch das Recht, auf hiesiger Universität öffentliche philosophische Vorlesungen zu halten.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Der Hr. Pastor Seider zu Randen in Liefland, welcher sich dort durch einen „Flehgesang am Morgen des Jahrestages seiner Einweihung“ als Dichter bekannt machte, hat bald darauf eine Ode auf das Friedensfest, welches die Russi-

sche Kaiserinn am 2ten Sept. 1793. zu feyern verordnete, drucken und der Monarchinn überreichen lassen, welche gnädig ist aufgenommen worden.

Der Hr. Pastor Schubert zu Pönal in Ehstland, ein Sohn des ehemaligen bekannten Abts, hat im J. 1793. sein Predigtamt niederzulegen für gut befunden, und eine Schullehrersstelle in Petersburg angenommen.

Der Liefländische Generalsuperintendent, Hr. Lenz, hat l. J. 1793. sein „Antwortsschreiben an einen der Theologie Beflissenen, seine Gesinnungen bey den jetzigen neuen für Aufklärung gehaltenen in der Theologie und Religionslehre eingerissenen Meynungen betreffend, mit einer apologetischen Vorrede und dem Briefe, der zu diesem Antwortschreiben Gelegenheit gegeben, (hat)“ auf 2½ Bogen drucken lassen, und an die sämmtlichen dasigen Prediger vertheilt. Er äußert darin tolerante Gesinnungen, vertheidigt aber, wie schon der hier ganz eingerückte Titel vermuthen läßt, alle Lehrsätze des alten Systems sehr standhaft.

Auszüge aus zwey Schreiben, die neue Einrichtung der Universität Dillingen betreffend.

1stes — — im September 1793.

„Die Kantische Philosophie bekommt in Dillingen immer neue Verfolger. Dem Professor Weber ist verbothen worden, das Kantische System ferner vorzutragen. Es scheint überhaupt, daß man den Professoren Sailer und Weber, ihre Bemühungen, die Akademie bekannt, und die Wissenschaften blühend zu machen, wenig verdanke, oder vielmehr, daß man ihnen diese Bemühungen zum Verbrechen anrechnen wolle. Die neue Einrichtung der Akademie ist notorisch Jesuitisch gesinnten Commissarien anvertraut worden. Sie können sich also leicht vorstellen, was das Publikum zu erwarten, und der gesunde Verstand zu leiden haben wird.“

2tes — — im Oktober 1793.

„Die Reformationsgeschichte der Universität zu Dillingen ist (so gut ich sie weiß) kurz folgende:“

„Man wußte dem Fürstbischof, während seines Aufenthalts zu Augsburg, den Charakter der Professoren, Sailer, Zim-

Zimmer und Weber, ihre Grundsätze, ihre Lehr- und Lebensart, ihre Bekanntschaften mit auswärtigen Gelehrten, die Aufführung ihrer Schüler, und die Zucht, die sie mit ihnen halten, so verdächtig zu machen, daß er sich für verpflichtet hielt, die Sache untersuchen zu lassen."

„Die aufgestellten Commissarien, ob sie gleich den angeklagten Professoren nicht sehr geneigt sind, waren selbst der Meynung, die Sache, so viel Aufhebens auch damit gemacht wurde, qualifizire sich zu keiner besondern Commission über die drey genannten Professoren, und riethen deswegen nur eine allgemeine Visitation der ganzen Universität an, bey der an alle Professoren, ohne Unterschied, folgende Fragen gestellt wurden:"

1) „Ob die Universität, was sowohl die Studien als die Disciplin betrifft, keine Mängel habe?"

2) „Woher diese Mängel kommen?"

3) „Wie ihnen abzuhelfen sey?"

„Das Resultat aber von dieser Commission, oder Visitation ist:"

a) „Professor Zimmer wurde zum Professor secundarius Theologiae dogmaticae, die er seit mehrern Jahren mit dem größten Beyfall allein gab, herabgesetzt; dagegen ist Hr. Hosenmann Professor primarius in dieser Sache geworden, der vor etlichen Jahren sein jetzt wieder erlangtes Amt ablegen, und statt der Dogmatik die Kirchengeschichte vorlesen mußte."

b) „Professor Sailer darf seine Moral nicht mehr Allen, sondern nur noch den Studiosis Theologiae tertii anni vorlesen."

c) „Professor Weber muß mit seinem Kollegen Ruoy die ganze Philosophie lateinisch geben, und darf über Kants Kritik so lange nicht mehr lesen, bis ihre Unschädlichkeit allgemein anerkannt ist."

d) „Sailers Religionskollegia — Webers ökonomische und Hörmanns ästhetische Vorlesungen hören ganz auf; und alle Privatkollegia sind verbothen."

e) „Die Professoren der niederen Schulen sollen zuförderst und vor Allem die Erlernung der lateinischen Sprache betreiben, und (damit ich mich kurz fasse) in der Hauptsache eben den Studienplan befolgen, nach dem die Hrn. Exjesuiten in Augsburg dociren.

 f) „Hr.



f) „Hr. Wanner, Professor der geistlichen Rechte, ist Direktor des akademischen Hauses, und hat hiemit die Oberaufsicht über alle übrigen geistlichen Professoren, die alle das genannte Haus bewohnen."

g) „Hr. Wanner ist zugleich Praefectus omnium studiorum et Studiosarum, so daß alle Studenten, auch die Akademiker, was die Disciplin betrifft, unter ihm, und nicht mehr unter den Dekanen der vier Fakultäten stehen."

h) „Den Professoren ist die Lesung der Salzburgischen Litteraturzeitung, und den Studenten die Lesung aller Bücher, die keine bischöfliche Approbation haben, verbothen."

„Durch Wen und Wie diese Sache durchgesetzt wurde, läßt sich leicht errathen, und wird zweifelsohne bald publik werden. Wenigstens kann man den Antheil, welchen die Augsburger Exjesuiten hieran haben, nicht miskennen, so lange nicht verbothen wird, aus Nr. e) zu schließen, daß der Augsburger Exjesuiten Studienplan wohl von Niemand anders, als von Augsburger Exjesuiten möchte empfohlen worden seyn."

S. Petersburg. Hier hat Hr. Prof. Knackstädt auf einem großen Bogen abdrucken lassen: Generalliste aller seit dem 1sten Oktober 1791. bis den 31sten Dec. 1792. im Kaiserl. med. chirurg. Clinico aufgenommenen äußerlichen, und daselbst geheilten und verpflegten Kranken. Der Aufgenommenen sind 94, geheilt 64, entlassen 13, gestorben 5, in der Cur geblieben 12.

Wien. Von der hiesigen Censur sind alle Französische Journale ohne Ausnahme verboten worden, weil „sie statt Recensionen oder Auszügen aus soliden, wissenschaftlichen Werken, nichts anders als schädliche Revolutionsgrundsätze und heftige Deklamationen gegen alle Ordnung" enthielten, desgleichen sind alle geschriebene Zeitungen bey harter Ahndung verboten worden. Gegen jeden Unternehmer wird für den ersten Uebertretungsfall eine Geldstrafe von hundert Gulden; wenn er aber diese zu entrichten unvermögend wäre, ein dreymonatlicher Polizeyhausarrest, im zweyten Uebertretungsfall aber ein sechsmonatlicher Arrest verhängt. Eine weitere Uebertretung dieses Verbots aber soll nach den Umständen noch härter bestraft werden.

Salz-

Salzburg. Der Kunstliebhaber, den sein Weg einmal hieher führt, darf einen jungen braven Künstler, Mazenkopf mit Namen, nicht unbesucht vorübergehn. Er ist seinem Vater als Stempelschneider an hiesiger Münzstätte adjungirt. Er hat unlängst auf Laudon eine vortreffliche Münze mit einem doppelten Revers geprägt, wovon der eine aber, da der Stempel einen Riß bekommen, nur noch in Zinn ausgeprägt werden kann. Schreiber dieses sah auch verschiedene Portraits in Wachs en haut Relief gearbeitet bey ihm, die ungemeine Aehnlichkeit mit den Originalen hatten. An den braven Nesselthaler, der so schöne Mondscheine macht, (die man aus Meyers Darstellungen von Italien kennt) und unter allen, die je in der enkaustischen Malerey Versuche gemacht, unstreitig der erste Künstler ist, braucht man nicht erst zu erinnern. Er arbeitet nur für den Hof, wenigstens in der Enkaustik. Die Sammlung von Bildnissen von Künstlern in dem Firmianischen Landsitze ist auch schon bekannt. Das Musäum für Salzburg, das der Hr. Baron Moll anlegt, wird für jeden Reisenden interessant, so wie das Naturalienkabinet des Hrn. Baron Kelling.

Aus Südpreussen. In der kirchlichen Verfassung der Dissidenten oder Protestanten dieses Landes sind bis jetzt noch keine Abänderungen gemacht worden. Die Regierung in Posen nennt sich das Obercansistorium; doch ist noch kein Rath vom geistlichen Stande bey demselben angestellt. Die katholische Geistlichkeit, die über 2000 Fl. pohlnisch jährliche Einkünfte hat, soll 50 pro Cent abgeben. Dagegen ist sie bey dem Könige von Preußen in Posen bittend eingekommen, daß die alte Abgabe von 20 pro Cent bleiben möchte, und soll gute Vertröstung erhalten haben. Die Protestanten gaben bey der Huldigung ein Memorial ein, und baten, da sie keine Ländereyen haben, um das Glück der Lehrer in den Brandenburgischen Landen, die von allen Abgaben frey sind. Sie erhielten die Versicherung, daß auf ihr Gesuch Rücksicht genommen werden solle, und bis jetzt hat ihnen noch niemand etwas abgefordert. Nach der Preußischen Besetzung ist bereits ein Bischof, nämlich der von Posen und Warschau, gestorben. Nun wird gewiß ein besonderer Bischof von Warschau ernannt werden. Zum Bischof von Posen hat der König von Preußen den bisherigen Scholastikus und Canonikus zu Posen, Ignatius von Raczynski, ernannt, der bey der

Am-



Anwesenheit des Königs in Posen einen prächtigen Ball gab, und den rothen Adlerorden erhielt. Zu Kalisch soll ein Cadettenhaus auf königliche Kosten errichtet werden, in welchem der König 100 frey erziehen lassen will, und 200 Pensionärs seyn sollen. Die römisch-katholischen Schulen, die aus dem Fond der ehemaligen Jesuitengüter erhalten werden, sind noch in dem vorigen Zustande, und ihre übrigens gewisse Reform ist noch zu erwarten. In Peterkau, wo vordem keine Protestanten waren, ist doch schon ein Prediger Augsburgischer Confession angesetzt worden. — — —

Wien. Hr. v. Retzer hat sich auf ein unmittelbares Rescript aus dem Kabinet verantworten müssen, warum er die Geschichte der Revolution in Portugall von Schreyvogel in Alxingers österreichischer Monatsschrift Januarheft die Censur passiren lassen, da doch dort von einer Revolution günstig gesprochen, und heimliches Gift ausgestreut werde, auch Männer angegriffen würden, die für den Staat gut dächten. Ausdrücklich wird zwar niemand genannt; aber es ist leicht zu errathen, daß man unter diesen Männern niemand anders versteht, als die drey H. H. H. die der Verf. einmal anführt, und worunter er ohne Zweifel den weiland berüchtigten, nun auf Gnadengehalt reducirten und in Wienerneustadt lebenden Exprofessor Hofmann versteht, und dann die beyden Herausgeber des Magazins für Litteratur und Kunst, die Exjesuiten Hofstetter und Haschka.

Wittenberg. Der Catalogus der von dem seel. Rektor Messerschmid hinterlassenen Bibliothek, welche am 14ten Julius dieses Jahrs verauktionirt werden soll, ist auf 18½ Bogen gedruckt erschienen, und enthält eine Menge beträchtlicher theologischer, humanistischer, antiquarischer, auch zur Gelehrtengeschichte gehöriger Schriften, insonderheit einen sehr starken Vorrath von Dissertationen des gedachten Inhalts. Exemplare davon sind zu Berlin bey Hrn. Cand. Sonntag, in Leipzig bey Hrn. Sekr. Thiele, in Hamburg in Hrn. Bohns Buchhandlung, und in Jena bey Hrn. Hofcommiss. Fiedler zu bekommen.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des Zehnten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des zehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

* Pre-

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

K. Ha-

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

VI. Theater.

VII. Romane.

VIII. Weltweisheit.

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

X. Botanik, Gartenkunst und Forstwissensch.

Bota-

XI. Haushaltungswissenschaft.

XII. Weltgeschichte.

XIII. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XIV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XV. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XVI. Klas-

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVIII. Erziehungsschriften.

XIX. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XX. Vermischte Schriften.

Ende.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Zweytes Stück Fünftes Heft.
und Intelligenzblatt No. 25. 1794.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen und der dabey befindlichen Lande, von Carl Heinrich von Römer, beyder Rechte Doktor und gegenwärtigem (ehemaligen) öffentl. Lehrer des Staatsrechts bey der Universität Wittenberg. Dritter Theil. Wittenberg, im Verlag der Kühneschen Buchh. 1792. 1 Alph. 3 Bog. in gr. 8. 1 Rk. 4 ge.

Der anfängliche Zuschnitt des Verf., Kursachsens Staatsrecht und Statistik in drey Bände zu fassen, mußte also, wie man sieht, abgeändert, und die eigentliche Statistik zu einem vierten Bande aufgespart werden. Denn dieser dritte, der weit schwächer ist, als die beyden ersten, enthält noch staatsrechtliche Materien, die aber auch größtentheils in die Statistik — dieses Wort im weitläuftigen Verstande genommen — einschlagen. Herr von R. hat sie unter drey Hauptabtheilungen gebracht. Die erste handelt von den Landständen und Landtagsversammlungen, und dient, ob er es gleich nicht erwähnt, zur Erweiterung und Erläuterung dessen, was im zweyten Theil von der Landeshoheit des Kurfürsten in seinen auf verschiedene Art organisirten Ländern vorgetragen ist. Im ersten Abschnitt ist die Rede von jener Materie überhaupt.

Dahin gehört unter andern, daß die kursächsischen Länder fast durchgehends Landstände haben, daß sie aber kein gemeinschaftliches Kollegium bilden, oder sich auf einem allen Ländern gemeinen Landtag versammeln. Der zweyte Abschnitt betrift die Landstände und Landesversammlungen in den sächsischen Kur- und Erbländern. Hier wird also gelehrt, was zur Kenntniß der verschiedenen Befugniße der Prälaten, zu denen die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg gerechnet werden, des Adels und der Städte, die zusammen die Landschaft ausmachen, gehöret. Was es mit den Ausschüssen und ihren Direktorien für eine Bewandniß hat. Dabey eine tabellarische Uebersicht der auf dem Landtage 1787 erschienenen Stände und ständischen Deputirten, welche richtiger seyn soll, als diejenige im Canzlerischen Tableau. Was für eine Bewandniß es habe mit der Ansagung, Eröffnung und Formirung der Landtage, mit dem Vortrage der Beschwerden, mit den Deputationen der Stände, mit der Aufbewahrung der Land- und Ausschußtagsatten, mit der sogenannten Auslösung oder, wie man es anderwärts nennet, den Diäten der Deputirten, der Berechnung und Auszahlung der Landtagskosten u. dgl. m.

Der dritte Abschnitt handelt von den Landständen und Landesversammlungen in den Markgrafthümern Ober- und Niederlausitz. Die dortigen Stände theilen sich bekanntlich in 2 Klassen, in die Landschaft, die aus dem Herrenstande, den Prälaten und der Ritterschaft besteht, und in die Städte. Bey allgemeinen Landesangelegenheiten haben beyde Klassen gleiche Rechte und die gesammte Landschaft wird für Eine Stimme, so wie sämmtliche Städte für Eine, gezählt. Es müssen folglich beyde Klassen in ihren Meynungen übereinstimmen, wenn es zu einem für das ganze Land verbindlichen Schluß kommen soll. Der Unterschied zwischen dem Herrenstand und der Ritterschaft beruhet lediglich auf der Qualität der Güter, welche in der Oberlausitz entweder Herrschaften (4 Standesherrschaften) oder Rittergüter sind. Zur Oberlausitzischen Landtagsfähigkeit gehört, ausser dem Besitz eines Ritterguts der Beweis eines stiftsmässigen Adels auf eben die Art, wie bey den kursächs. Landständen. Es wird kein landtagsfähiger Besitzer eines Ritterguts eher zu den Sitzungen gelassen, bis er sein Gut wirklich in Lehn hat. In Ansehung der Religion ist man in der Oberlausitz weit toleranter, als in den

kur-

kursächsischen Ländern, als in welchen niemand, der nicht evangelisch-lutherisch ist, auf den Landtagen erscheinen darf. Sämmtliche Stände der ersten Klasse theilen sich wieder in den engern, in den weitern Ausschuß und in die Ritterschaft. Die sogenannten Sechsstädte bilden die zweyte Klasse. Die Landesversammlungen sind entweder allgemeine oder besondere. Erstere werden jetzt gewöhnlich alle 5 Jahre zu Budissin gehalten. Der Gang der Landtagsverhandlungen ist im Ganzen so beschaffen, wie auf den kursächsischen Landtagen. Zu den besondern Landtagen gehören die sogenannten willkührlichen, deren jährlich 3 zu Budissin und 1 zu Görlitz gehalten wird. Es kommt dabey nur ein Theil der Landstände zusammen. Es werden dabey unter andern erledigte Landesstellen besetzt, gemeine Landesbeschwerden und besondere ritterschaftliche Beschwerden in Berathschlagung gezogen ꝛc. Die Verfassung der Niederlausitz hat in Absicht der Stände viel Aehnliches mit der Verfassung der Oberlausitz. Sie theilen sich auch in 2 Klassen, Landschaft und Städte, wovon auch jede nur Eine Stimme hat. Ausser ihnen haben auch noch gewisse Landesofficianten Sitz und Stimme auf den Landtagen. Ein großer Landtag wird gewöhnlich alle sechs Jahre gehalten.

Aus dem 4ten Abschnitt lernt man die Beschaffenheit der Landstände des Fürstenthums Querfurt kennen. Dies ist um so viel interessanter, da nach der Versicherung des Verfassers noch nichts davon gedruckt ist. Die dortige Landstandschaft haben theils die Rittergutsbesitzer, theils die schriftsässigen Stadträthe: jene aber nur in den Aemtern Querfurt, Helldrungen, Jüterbogk und Dahme; denn die beyden übrigen Aemter, Wendelstein und Sittichenbach, werden zu dem thüringischen Kreis gerechnet und haben an den Landtagen kein Interesse. Von Seiten der Städte aber gehöret nur den 3 schriftsässigen Städten Querfurt, Jüterbock und Dahme das Sitz- und Stimmrecht. Das Ausschreiben der Landtage besteht lediglich in der Willkühr des Landesfürsten, und er allein kann bestimmen, wo und wie oft sie gehalten werden sollen: doch wird gewöhnlich allemal nach 6 Jahren, gleich nach Beendigung des Landtags zu Dresden, auch der Querfurtische gehalten, und zwar auf dem Schloß zu Qu. Die Anordnung geschieht durch das geheime Consilium zu Dresden. Der Geschäftsgang ist so ziemlich derjenige, wie zu Dresden. Der

Aufwand, den ein solcher Landtag binnen 6 — 8 Wochen dem Fürstenthum kostet, soll gewöhnlich auf 2000 Thaler und darüber steigen.

5ter Abschnitt von den Stiftstagen in den kursächsischen Stiftern Merseburg und Naumburg mit Zeitz. Es halte sehr schwer, von ihrer Verfassung genaue Auskunft zu geben. Die ganze Stiftsverfassung an sich sey ein noch zur Zeit ungebautes Feld, zumal von der rechtlichen Seite. Er könne demnach nichts vollständiges liefern. Im Stifte Merseburg haben die Stiftsstandschaft sowohl die Ritterschaft als die Städte. So wie das ganze Stift in 4 Aemter getheilt ist; so auch die Ritterschaft in vier Amtsversammlungen. Jeder adliche Rittergutsbesitzer hat das Recht der Standschaft, ohne daß er, wie in Kursachsen und den Lausitzen, die Ahnenprobe beyzubringen genöthiget ist. Selbst der Stadtrath zu Leipzig beschickt wegen seiner stiftischen Rittergüter die Stiftstage zu Merseburg durch einen Deputirten. Hiernächst haben alle sieben stiftische Städte Sitz und Stimme auf den Stiftstagen. Es kommt dabey fast alles mit dem überein, was bey den kursächsischen Landtagen beobachtet wird; nur daß ausser dem Landesfürsten und den Ständen noch ein dritter Theil, nämlich das Domkapitel, dabey nothwendig konkurriret. Das Direktorium führt ein Stiftsdirektor und seit 1740 auch ein Vice-Stiftsdirektor. Beyde befinden sich, nebst den Ausschußständen, bey den Sitzungen an einer besondern Tafel rc. — Im Stifte Naumburg-Zeitz haben sowohl sämmtliche Rittergutsbesitzer, ohne daß von ihnen eine Ahnenprobe verlangt wird, als auch die Städte Naumburg, Zeitz und Osterfeld, Sitz und Stimme auf den Stiftstagen. Der gewöhnliche Versammlungsort ist das Schloß Moritzburg bey Zeitz. Das Domkapitel zu Naumburg nimmt zwar an den Stiftstagen in so fern Antheil, daß es entweder in Corpore oder durch einige seiner Glieder dabey gegenwärtig ist: doch darf man es nicht zu den Ständen rechnen, und es hält daher auch seine besondern Sitzungen. Es gilt auch bey ihm alles, was der Verf. vorher von den Verhältnissen des Domkapitels zu Merseburg gegen den Landesfürsten und die Stiftsstände vorgetragen hat. Das Kapitel zu Zeitz hat dagegen bey den Stiftstagen unter der Ritterschaft Sitz und Stimmrecht. Im übrigen alles so, wie bey den Stiftstagen zu Merseburg.

Es folgt die zweyte Hauptabtheilung von den Rechten des hohen und niedern Adels, der Prälaten, der Bürger (wie kann

kann doch ein Sachse Bürgere schreiben?) Bauern und übrigen Stände, in so weit solche die Staatsverfassung angehen. Der erste Abschnitt enthält allgemeine Bemerkungen über die Eintheilung der kursächsischen Staatsbürger in mehrere Stände. Mit Recht verwirft der Verf. die gewöhnliche Eintheilung aller Bewohner des deutschen Reichs in 3 Hauptklassen, in Adel- Bürger- und Bauerstand; und fragt: aber wo bleiben die Geistlichen, die übrigen Gelehrten, die Soldaten und andre Stände, die insgesammt aus jenen 3 Ständen bestehen können und in Bezug auf die Staatsverfassung ganz besonderer Gerechtsamen theilhaftig sind? Diesem nach handelt er in eben so vielen Abschnitten von den Prälaten, von dem hohen Adel, von dem niedern Adel, von dem Bürgerstande, von dem Bauernstande, von den Gelehrten, von der Geistlichkeit, von den Soldaten, und von den diesen Ständen nach kursächsischer Landesverfassung eigenen Gerechtsamen. Weil aber unter dem kursächs. hohen Adel die Gemahlinnen, Wittwen, Kinder und übrigen Verwandten eines Kurfürsten von Sachsen, die erste Stelle einnehmen: so widmet er diesen den ersten unter den folgenden Abschnitten. Wir bemerken daraus nur, daß sich die für das sächsische Kurhaus so lästigen Appanagen im J. 1778 beliefen auf 414,016 Rthl. Bey den Prälaturen werden die Erfordernisse, dazu zu gelangen, und die dazu gehörigen Gerechtsame angezeigt. Die Einkünfte der Domherren in den sächsischen Stiftern seyen nicht wohl zu ergründen. Es sey schwer zu entscheiden, in wiefern dem Kurfürsten das Recht zukomme, die in den päpstlichen Monaten erforderlichen Kannonikate zu vergeben, oder auch nach angetretener Regierung das Recht der ersten Bitte auszuüben. Die Rektoren der Universitäten zu Leipzig und Wittenberg rechnen sich nicht weniger, als die Kapitularen, zu den sächsischen Prälaten. Von ihren Gerechtsamen. Von den Prälaten in den Lausitzen. In dem Abschnitt von den Rechten des hohen Adels giebt der Verf. ein Verzeichniß der Verträge, worauf das Ius publicum specialissimum der kursächsischen Feudorum maiorum beruhet. Die Gerechtsame des niedern Adels sind sehr mannichfach und zum Theil für andre Stände nicht recht verdaulich, auch in den verschiedenen Ländern des Kurfürstenthums sehr verschieden. In allen kursächsischen Ländern giebt es nur 2 Gattungen von Bauern, nämlich Freybauern und dienst- und frohnbare Bauern. Nur in den Lausitzen giebt es ausserdem noch Leibeigene. In den

Gegenden, wo unzertheilbare Bauergüter sind, theilt man ihre Besitzer gewöhnlich ein in Hüfner (die man auch an den Orten, wo sie Pferdefrohnen zu leisten haben, und daher nothwendig Pferde halten müssen, Pferdner oder Anspänner nennt), in Halbhüfner, in Viertelshufner, in Hintersättler (oder Hintersassen), in Cossäten (oder Kothsassen), in Gärtner (die oft wieder in Groß- und Kleingärtner getheilt werden), und in Häusler. Die unansässigen Einwohner der Dörfer vom Bauernstande theilt man in Auszügler und Hausgenossen. Der Gerechtsamen des Bauernstandes sind leider sehr wenig: der Verbindlichkeiten, wie überall in Deutschland, desto mehr. Die vorzüglichsten Bauerlehen sind die sächsischen Erbschulzengüter, Erblehngerichte und Erbschenken. Die auf dergleichen Gütern haftenden Lehndienste bestehen in Verwaltung des Landrichteramts, des Dorfrichteramts oder des Dorfschulzenamts, und sind gewöhnlich Mannlehn, weil nur Mannspersonen solcher Verrichtungen fähig sind. Sie gehen entweder von Landesherrn oder einer Patrimonialobrigkeit zu Lehn. Manche landesherrliche Erblehngerichte werden von der Lehnscurie zu Dresden verliehen; die meisten aber gehen bey den Aemtern zu Lehn. Daher theilt man sie in Kanzley- und Amtslehn. Von der Leibeigenschaft in den Lausitzen umständlich. In der Oberlausitz ist sie erträglicher, als in der Niederlausitz. Von den Rechten des Soldatenstandes wird hauptsächlich nach dem 1789 ergangenen Kriegsgerichtsreglement gehandelt. Unter der Rubrik von den Rechten der Gelehrten ist vorzüglich die Rede von Studirenden und ihren Lehrern, dann auch von der Geistlichkeit, wozu man in Kursachsen nicht blos die Prediger und Schullehrer, sondern alle Personen, die bey Kirchen oder Schulen angestellt sind, und bey den Konsistorien deshalb Bestätigung erhalten, rechnet. Endlich im 10ten Abschnitt von den Rechten verschiedener anderer Stände, wohin der Verf. rechnet: die in landesherrlichen Diensten stehenden Personen, Accis- und Postbediente, die Bergleute, die Kauf- und Handelsleute, die Künstler und die Professionisten.

Die 3te Hauptabtheilung beschäfftiget sich mit den Rechten der in den kursächsischen Ländern befindlichen Ritterorden, nämlich des deutschen und des Johanniterordens. Also ihre Besitzungen und Gerechtsame in Kursachsen, aber auch die Gerechtsame des Kurfürsten über dieselben. Ein 2ter Abschnitt dieser Hauptabtheilung ist, überschrieben: Von den kursächsischen

schen Ritterorden und ihren Gerechtsamen. Es ist aber nur der einzige Orden des heil. Heinrichs, und dieser blos zur Belohnung des Militairs bestimmt. Der jetzige Kurfürst hat noch nie neue Ritter ernannt, trägt aber als Großmeister das Ordenskreuz, um dadurch anzudeuten, daß der Orden seine Fortdauer haben soll.

Alles, was wir bisher in der Kürze ausgezogen, ist, so weit wir unterrichtet sind, ordentlich und gründlich ausgeführt; und wo ja noch Mängel und Lücken sich befinden, kann man sie bey einem so wohlgeordneten Fachwerk leicht ersetzen. Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen zum ersten und zweyten Theil, deren die Inhaltsanzeige erwähnt, finden wir wenigstens in unserm Exemplar nicht.

In einer Beylage (S. 283 — 319) theilt Herr v. R. den vorher ungedruckten Receß mit, der im Namen des Kurfürsten Friedrich Augusts des 2ten mit den sämmtlichen Grafen, Herren von Schönburg 1740 geschlossen worden ist; mit Anmerkungen, die im Schönburgischen wenig Beyfall finden werden.

Ein sehr vollständiges, von dem Verfasser selbst ausgearbeitetes Register (S. 320—404) macht den Beschluß und erhöhet die Brauchbarkeit des Werks.

Bk.

Reise durch Spanien in den Jahren 1786 und 1787, vornehmlich in Absicht auf Ackerbau, Manufakturen, Handlung, Bevölkerung, Abgaben und Einkünfte, nebst Anmerkungen bey der Durchreise durch Frankreich, von Joseph Townsend, A. M., übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. J. Volkmann. Mit Kupfern. Erster Band. 539 Seiten. Zweyter Band. 474 Seiten. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. 1792. gr. 8. 3 Rk.

Die Urschrift dieses Werks, durch dessen Verpflanzung auf deutschen Boden sich der berühmte Herr D. Volkmann ein

 neues

neues Verdienst erworben hat, erschien 1791 zu London in drey Bänden. Zwar haben wir erst vor wenigen Jahren die schätzbare Reisebeschreibung des Herrn Bourgoing erhalten; aber diese macht die neue Reise des Britten keinesweges überflüssig. Denn wir kennen Spanien noch lange nicht genug. Ueberdem besuchte Townsend manche Gegenden, welche Bourgoing nicht sah, und richtete seine Aufmerksamkeit vorzüglich mit auf den Ackerbau, welcher dem Statistiker so sehr wichtig ist. Wir glauben, vielen unserer Leser einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir die merkwürdigsten Angaben aus dieser Reise kürzlich mittheilen, und einige vorzügliche Bemerkungen anführen. Figueras ward, als der Verf. reisete, stark befestiget. Die innere Einrichtung der neuen Festung war vortrefflich, und man sagte, daß zu ihrer Vertheidigung 12,000 M. erfordert würden. Der V. meynt indessen wohl nicht mit Unrecht, daß man besser gethan hätte, wenn man das Geld zur Verbesserung des Landes verwandt hätte. Barcellona enthält, nach den Listen der Regierung, über 111,000 Einw. Der Nahrungsfleiß in dieser Stadt ist sehr groß. Es laufen hier jährlich ungefähr 1000 Schiffe ein, wovon die Hälfte Spanische, 100 Englische, 120 Französische, und 60 Dänische sind. — Die neuen Landstrassen, welche man in Spanien zu bauen angefangen hat, sind nicht nur schön, sondern im höchsten Grade vollkommen. Aber daher kosten sie auch so große Summen, und es geht mit dem Baue derselben nur sehr langsam. Hätte man sich damit begnügt, sie blos gut zu machen, so wären zwanzig Stunden Weges vollendet worden, wo itzt kaum eine fertig ist. So geht es aber in Spanien in mehreren Stücken. Man strebt immer nach Vollkommenheit, und erreicht daher, indem man zu viel sucht, oft zu wenig. — Der Verf. erhielt verschiedene Tabellen von den Einkünften Spaniens von fremden Gesandten. Sie weichen aber zum Theil gar sehr von einander ab, sind auch nicht vollständig. Von dem russischen Gesandten Zienowieff erhielt er auch eine Tabelle über die Ausgaben, welche mit den Nachrichten des englischen Gesandten Liston, auf dessen Genauigkeit er sich verlassen konnte, übereinstimmte. Wir wollen diese in einem Auszuge hierher setzen:

Real.

	Real. de Vellon
Königliche Hofhaltung	24,000,000
Jahrgehalt der Prinzen	10,000,000
Königliche Kapelle	2,000,000
Pensionen für alte Königl. Diener	3,000,000
Garderobe und Juwelen	8,000,000
Reisen nach den Lustschlössern	15,000,000
Die Ställe	12,000,000
Die Jagd	18,000,000
Almosen und allerley Geschenke	5,000,000
Gebäude	9,000,000
Geheime Ausgaben des Hofes	2,000,000
	108,000,000

Kriegswesen	204,202,194
Die Flotte	122,022,760
Ausländische Geschäffte	14,753,162
Die Porzellanfabrik zu Buen Retiro	436,188
Gobelins Tapeten und Persische Decken	397,100
An Maler, Baumeister und Pensionen	440,000
Akademie, Bibliothek und Cabinet	900,000
Hospitäler	400,000
Heerstraßen und Canäle	4,000,000
Pensionen an Ausländer und allerley	300,000
Zinsen von Staatsschulden und zur Abbezahlung derselben	30,000,000
	488,851,404

Nach genauer Untersuchung aller Nachrichten, welche der Vf. über die Finanzen einziehen konnte, ist er überzeugt, daß seit vielen Jahren die Einnahme den Ausgaben nicht gleich kommt. Bey seinem Aufenthalte zu Oviedo 1786 ergieng ein Cirkularschreiben des Finanzministers an alle Provinzen, worin die Einnehmer zum Fleiß und zu genauer Besorgung der Abgaben ermahnt wurden, weil die Ausgaben des Hofes die Einnahme um 40 Millionen Realen überstiegen. Seit der Abreise des Vf. aus Spanien sind die Einkünfte sehr gewachsen, und er versichert, aus zuverlässigen Quellen zu wissen, daß das letzte Verzeichniß davon, welches von dem englischen Gesandten Eden überschickt worden, 500 Millionen Realen oder 5 Mill. Pf. Sterl. beträgt; und daß

ist ein Ueberschuß vorhanden ist, um alle Schulden abzustossen. — Der Graf von Florida Blanka ist der Sohn eines Schreibers bey dem Bischofe von Murcia, er hat sich blos durch seine Talente emporgeschwungen. Aus Dankbarkeit beförderte er den Don Lerena, welcher in seiner Jugend das Schmiedehandwerk erlernte, und sich zuerst durch eine reiche Heyrath empor hob. Ueberhaupt werden in Spanien die wichtigsten Posten durch Männer bekleidet, die aus dem niedern Stande genommen sind. Die vornehmen Spanier sind dahin gestellt, wohin sie gestellt seyn müssen. Sie sind Kammerherren, Kammerjunker, Stallmeister, und nehmen am Glanze des Thrones Antheil. Die Ursache davon ist die träge Unthätigkeit der spanischen Großen. — Juan Bautista Munnoz, königlicher Historiograph, der den Auftrag hat, die Eroberung von Amerika zu beschreiben, hat sieben Jahre lang Materialien dazu gesammelt, und zu dem Ende alle Gegenden von Spanien bereiset, wo die Familien und Abkömmlinge der ersten Eroberer von Amerika wohnen, und wo öffentliche Archive anzutreffen sind. Seine Sammlungen machen viele Bände aus, und der Verf. glaubt, er werde sie mit der einem Historiker zukommenden Unpartheylichkeit, und mit dem schönen Vortrage, den man von einem Verfasser mit großen Talenten erwarten kann, der Welt mittheilen. Man darf daher nicht nur etwas Neues, sondern auch etwas höchst Interessantes erwarten. — In den an den Hof abgelieferten Tabellen wird die Anzahl der in der Sierra Morena angesiedelten Colonisten folgendergestalt angegeben:

Unverheyrathete männlichen Geschlechts	2388
— — weiblichen	1724
Verheyrathete Männer	1620
— — Frauen	1609
Wittwen	318
Wittwer	209
	7868

Der Mangel eines Marktes, wo die Colonisten ihre Produkte umsetzen könnten, hindert das Wachsthum der Colonie ungemein. — Seit 1780 sind aus der Tabaksfabrik zu Sevilla jährlich verkauft worden: 1,500,000 Pfund Brasilientabak, welchen man von den Portugiesen das Pfund für 3 Realen erhandelt, und 1,600,000 Pfund Schnupftabak, der

in

in den spanischen Colonien gebauet worden, ausser einer sehr beträchtlichen Quantität Cigarros. Mehr als 5 Millionen Pfund liegen unverkauft, die aber durch das Alter nicht leiden. — 1782 ließ die Inquisition zu Sevilla eine Nonne verbrennen, welche verschiedene Priester verführt, und endlich den Verstand verloren hatte. Der Verf. macht bey dieser Gelegenheit, wo er von der Inquisition redet, die sehr richtige Bemerkung, daß solche, unter dem Namen des geistlichen Gerichtshofes (the spiritual court) noch immer in England vorhanden ist. Nur scheint hier die Schlange das Gift verloren zu haben; aber sie liegt nur in einem unwirksamen Schlummer, und ist nicht todt. Sollte die englische Verfassung irgend einmal verändert werden, so kann sie wieder aufleben, und den Nachkommen so verderblich werden, als sie es den Vorfahren gewesen ist. — Die Zahl der Einwohner von Cadiz giebt der Verf. nur zu 65,987 an. Der ganze Ertrag der Gruben in Amerika belief sich 1776 auf 4½ Mill. Pf. St. Aber in 6 Jahren stieg er so ansehnlich, daß man ihn itzt auf 5,400,000 Pf. St. schätzt. Im Jahre 1784 war der Werth der Ausfuhr nach Amerika folgender: Spanische Waaren 1,958,849; fremde Waaren 2,389,229; zusammen 4,348,078 Pf. St. Die Abgaben davon betrugen 170,800 Pf. St. Der Werth der Ausfuhr aus Amerika betrug an baarem Gelde und Juwelen 9,291,237 Pf. St., an Waaren 3,343,936 Pf. St.; zusammen 12,635,173 Pf. St.: also noch einmal so viel, als Raynal angegeben hat. Die Abgaben davon beliefen sich auf 527,423 Pf. St. Der ganze Handel von Cadiz beschäfftigt ungefähr 1000 Schiffe, wovon etwa der zehnte Theil Spanische sind. Die Kaufleute sind in Spanien mancherley nachtheiligen Umständen unterworfen, welche nicht blos von der Regierung, die ganz despotisch ist, und von der Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Beamten, nicht blos von abgeschmackten Verboten, Monopolien und drückenden Auflagen herrühren, sondern auch von dem schlechten Betragen der Statthalter in den Provinzen, die sich bey Entscheidung streitiger Rechtshändel bestechen lassen. Der Verf. erzählt davon mehrere auffallende Beyspiele. — In Malaga laufen jährlich 800 bis 1000 Schiffe ein, wovon auch nur der zehnte Theil Spanische sind. — Die Schleichhändler durchstreichen das Land wohlbewaffnet, und oft 2 bis 300 Mann stark. Am Sattel des vordersten Pferdes führen sie gemeiniglich ein kleines mit Kugeln geladenes Feldstück.

In

In diesem Aufzuge passiren sie manchmal ungehindert das Militair vorbey, wenn dieses zu schwach ist, um einen Angriff auf sie zu wagen. — Die Einwohner von Granada schätzt der Vf., nach zuverlässigen Nachrichten, auf 80,000. — In Carthagena sind Wechsel- und faule Fieber am meisten endemisch. Im Jahr 1785 wütheten sie besonders in den Herbstmonaten. Als der Hof Nachricht davon erhielt, befahl er den Aerzten, den Kranken keine andre Arzney zu geben, als eine von Don Joseph Masdeval vorgeschriebene, welche dieser sein Opiat nennt, und wovon der Verf. das Recept mittheilt. Die Aerzte erklärten sich bereit, den Befehl zu befolgen, wenn sie überzeugt wären, daß die Medicin wirksam seyn könne; aber sie hielten es für Unrecht, daß ihnen in allen Fällen der Gebrauch andrer Mittel untersagt seyn sollte. Sie gaben daher Vorstellungen bey Hofe ein, erhielten aber die Antwort, daß, wenn sie nicht gehorchten, die Gefängnisse für sie offen, und die Garden zur Vollstreckung der Strafe bereit ständen. Nun gehorchten sie, und unterschrieben sogar ein Certificat, daß es keine wirksamere Mittel, als die vom Könige verordnete Medicin, gäbe. Aber die Kranken waren nicht so gehorsam, als die Aerzte; vielmehr weigerten sie sich, weil sie wußten, was den Aerzten befohlen war, diese zu Rathe ziehen. Als der Hof also erfuhr, daß die Aerzte in Gefahr wären, zu verhungern, und das Volk aus Mangel an Hülfe stürbe: so gab er nach, und erlaubte den Söhnen Aesculaps, nach ihrem Gutdünken zu verfahren, und zwang sie blos, den Kranken im königlichen Hospital das verordnete Mittel zu verschreiben. Die Aerzte in Carthagena hatten auch bey ihrer Weigerung sehr recht; denn daß viele Mittelsalze in Faulfiebern nicht dienlich sind, ist eine bekannte Sache; diese aber machen die Hauptbestandtheile des Recepts aus. — Das Sittenverderbniß in Ansehung der ehelichen Treue ist in Spanien sehr groß. Als Ursachen davon giebt der Verf. den ehelosen Stand der Geistlichen, und die Einführung der italienischen Sitten, die Carl III mit aus Neapel brachte, nebst dem vorhergegangenen Mangel einer vernünftigen Freyheit im Umgange zwischen beyden Geschlechtern, an. — In den Hafen von Alicante laufen jährlich gegen 1000 Schiffe ein, von denen bey weitem die meisten Katalonische sind. — Sobald die Provinzialstatthalter im Frühlinge Nachricht erhalten, daß sich irgendwo Heuschrecken gezeigt haben, so versammeln sie Soldaten und Bauern, theilen sie compagnie-

pagnieweise ab, und lassen den ganzen Distrikt umgeben. Jeder Mann hat einen langen Besen, womit er den Boden abkehrt, und dadurch die jungen Heuschrecken gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt treibt, wo ein großes Loch mit vielem Reisholz ist, und wo sie verbrannt werden. 1780 wurden 3000 Mann auf diese Weise 3 Wochen lang in der Gegend von Zamora beschäfftiget, und man rechnete, daß die gesammelte Menge von Heuschrecken über 10,000 englische Scheffel betrug. — Der Gehalt der Lehrer auf der Universität zu Valencia ist nicht, wie der Verf. sich auszudrücken beliebt, sehr mässig, sondern so höchst elend, daß man sich nicht wundern muß, wenn Leute von Kenntnissen diese Aemter nicht suchen. Der Rector hat 30 Pf. St. jährlich, der Vicerector halb so viel; die beständigen Professoren 40 Pf. Sterl., und der Professor der Chemie 60 Pf. St. 24 nur auf eine gewisse Zeit bleibende Professoren erhalten 15 Pf. St. Um die Professoren aufzumuntern, sind folgende Prämien festgestellt. Wenn Jemand sein Amt 12 Jahre mit unverdrossenem Fleisse verwaltet hat, wenn er in der Wissenschaft, die er lehrt, nützliche Bücher schreibt, so wird sein Gehalt mit 10 Pf. Sterl. vermehrt. Giebt er nach 20 Jahren ein nützliches Buch heraus, so erhält er 20 Pf. St. Zulage. Sollte er ein neues verbessertes System herausgeben, das in seinem Fache eingeführt werden kann: so darf er auf eine Zulage von 30 Pfund St. Anspruch machen, jedoch unter der Bedingung, daß er das Eigenthum seines Buches der Universität abtritt. Der Vortheil von der Universitätsbuchdruckerey soll fürs erste zu einem Fond von 3000 Pf. St. anwachsen. Von dem, was nachher übrig bleibt, sollen jährlich 60 Pf. St. zum Ankaufe neuer Bücher verwandt, und der Ueberfluß alle vier Jahre unter den Rectoren, Professoren, Buchhändlern und Correktoren zu gleichen Theilen vertheilt werden. Die Bibliothek besteht aus einigen 1000 Bänden, meistens neuer und wohlgewählter Werke, welche Don **Francisco Perez Bayer** geschenkt hat. Wie bey diesen Einrichtungen die Universität, nach den Versicherungen des Verf., zu einer der achtungswürdigsten in Europa sich erheben soll, begreift der Rec. nicht. — Die neuesten Bischöfe zu Valencia haben nach und nach eine Bibliothek gesammelt, welche 32,000 Bände enthält, und wozu die Büchersammlung der Jesuiten die erste Grundlage 1759 gelegt hat. Die Aerzte werden in Spanien so schlecht bezahlt, als die Professoren. Adeliche Familien geben dem Arzte

für

für die Besorgung einer ganzen Familie einen Jahrgehalt von 16 englischen Schillingen. Alle Aerzte und Wundärzte müssen einen Eid ablegen, daß sie die unbefleckte Empfängniß der Maria vertheidigen wollen. — Die Provinz Valencia ist von einigen drückenden Abgaben frey, unter welchen andre Gegenden Spaniens seufzen. Denn sie bezahlt jährlich 612,028 Pesos als ein Aequivalent für die Provinzialrenten, für die Verförgung und Fourage der Armee, und für die königlichen Monopolien von Branntwein und Salz. Diesem Umstande muß man zum Theil den blühenden Zustand des ganzen Königreichs Valencia zuschreiben. — Graf Campomanes versicherte den Verfasser, daß sich die Anzahl der Zigeuner über 10,000 belief, als man sich ihrer unter der vorigen Regierung an einem Tage bemächtigte, und sie gefangen setzte. Der Hof ward es aber bald überdrüssig, eine solche Menge Müssiggänger zu füttern, und ließ sie daher insgesammt wieder laufen. Indessen hatten doch diese Gefangensetzung und die nachher gemachten Einrichtungen die heilsamen Folgen, daß sie nicht länger haufenweise als Bettler herumzogen, und sich, wie bisher, in einsamen Wäldern aufhielten, um von Rauben und Morden zu leben. Aber es wurden zu der Zeit, als man sich ihrer bemächtigte, manche arbeitsame Familien, durch den Misbrauch des königl. Befehls, und unter dem Vorwande, daß sie von Eltern abstammten, welche Zigeuner gewesen, des Ihrigen beraubt und in Armuth gebracht, ohne daß sie sich wieder aufhelfen konnten. — Vergeblich bemühete sich T., auf seiner Rückreise in Barcellona die Gefängnisse der Inquisition zu sehen. So freundschaftlich die Inquisitoren auch sonst gegen ihn waren, so verweigerten sie ihm jenes Gesuch doch gänzlich. Uebrigens behaupteten sie, so lange dem Priesterstande das Heyrathen untersagt, und Beichtväter nicht frey vom Misbrauche des in sie gesetzten Vertrauens wären, so lange sey auch das Geheimhalten, die Klugheit, und erforderlichen Falls auch die Strenge der Inquisition das einzige wirksame Mittel, Ausschweifungen und allgemeines Sittenverderbniß der Geistlichkeit zu hindern. Die Furcht und der Eid, den alle in den Inquisitionsgefängnissen verhaftet gewesene Personen vor ihrer Loslassung schwören müssen, legt ihnen allen strenges Stillschweigen auf. — Ungekünstelte Aufrichtigkeit, edle Denkungsart, Betragen mit Würde, und strenge Begriffe von Ehre sind die vorzüglichsten Züge des spanischen Charakters. „Was ich, setzt der Verf. hinzu, gewohnt war,

„an

„an ihnen zu bewundern, das schreibe ich ihnen selbst und ih„rem innern Werthe zu, und was ich an ihnen getadelt habe, „muß man auf Rechnung des zufälligen Verderbnißes ihrer „Regierungsverfassung schieben."

Von der Uebersetzung ist es wohl kaum nöthig zu bemerken, daß sie ihres Urhebers vollkommen würdig ist. Auch hat Herr D. Volkmann den Werth derselben durch ein ziemlich vollständiges Register noch erhöhet, welches wohl bemerkt zu werden verdient, da unsere rüstigen Uebersetzer selten so viele Achtung für ihre Arbeit und das Publikum beweisen, daß sie sich dieser Mühe unterzögen. Ein paar Unrichtigkeiten sind uns indeßen doch aufgefallen. Der Uebersetzer schreibt ein paar Mal entledigt statt erledigt; es schmeichelte mich st. mir. Th. II. S. 115 in der Tabelle wird niemand errathen können, daß Gewinn im Auslande so viel heissen soll, als Werth der fremden Waaren. Th. II. S. 286 ist das Wort pilchards durch Sardellen übersetzt. Pilchards sind aber nicht Sardellen, sondern Makrelen. Einen ähnlichen Fehler in der Uebersetzung dieses Worts hat Rec. bey vielen deutschen Verfassern gefunden.

Ek.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines Freundes gezogen von dem Herausgeber. Sechstes Stück. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1793. 122 Seiten gr. 8. 9 gr.

Dieses Stück enthält den Anfang der Beschreibung einer Reise des Herrn Kütner von London durch die Grafschaften Cambridge (Northampton) Lincoln, York, Derby, Nottingham, Leicester und Warwick nach Oxford: Das kleine Dorf Welwyn ist durch Young verewigt, der einen großen Theil seines Lebens als Pfarrer in demselben zubrachte. So begierig seine Schriften gelesen wurden, so sehr ward er selbst vernachläßigt und vergeßen. Die Grafschaft Cambridge ist ein flaches, einförmiges, zum Theil sumpfiges, aber fruchtbares Land. Die Einwohner sind wohlhabend, ob sie gleich weder Handel noch Manufacturen haben. Die Stadt Cambridge,

ge, die Wollmann vor 10 Jahren mit Recht einen schmutzigen und schlecht gebauten Ort nannte, ist seit der Zeit ungemein verschönert und erweitert worden. Selbst das Straßenpflaster ist nicht älter. Die Bibliothek im Senathause ist 80,000 Bände stark, ohne die Handschriften. Die Kapelle des königl. Kollegiums hält Hr. K. für das schönste gothische Gebäude in Europa. Einige lesenswerthe Betrachtungen über die sogenannte gothische Baukunst. England hat mehr große und prächtige gothische Kirchen, als Frankreich, Holland und die Schweiz zusammen genommen. Die Glasmalerey blüht nicht nur bis diesen Augenblick in E. sondern ist auch daselbst nie verloren gewesen. Die Gemälde der noch jetzt lebenden Jervaße und Forester haben einen großen Vorzug vor den alten, denn sie sind wirklich Gemälde, und haben nicht nur Zeichnung sondern auch Haltung, da hingegen die Werke der alten Glasmaler sehr oft bloße Sammlungen von blendenden Farben waren. Ein und daßelbe gothische Gebäude ist mehrentheils zu verschiedenen Zeiten stückweise errichtet worden, z. B. die Cathedralkirche zu York: daher man oft an dem nämlichen Gebäude alle Arten des gothischen Styls sieht. — In England hat man die Kunst, Sumpfland brauchbar und einträglich zu machen, noch nicht zu dem Grad von Vollkommenheit gebracht, als in Holland, doch ist auch hier schon viel geleistet, und es giebt in wenig Theilen der Insel so viele und stark bewohnte Dörfer und so gut gebaute Häuser als in den Marschländern (feans) von Cambridgeshire, Suffolk, Norfolk und Lincolnshire. Alles scheint einen hohen Wohlstand zu geniessen, und jedes Dorf hat eine ansehnliche Kirche mit einem hohen steinernen Thurme. Das gute und ganz brauchbar gemachte Land verpachtet der Eigenthümer jährlich für 30 Schillinge den Acker (acre). Viele Striche geben gute Viehweide. Die ganze Grafschaft Lincoln ist einförmig und flach und zum Theil Marschland, aber reich, volkreich und berühmt durch ihre Schaafe und eine große Pferderace. Gegenwärtig schätzt man den jährlichen Werth der rohen Wolle auf 5 Millionen, und diese rohe Wolle, verarbeitet und zum Theil mit spanischer vermischt, soll jährlich über 20 Millionen Pf. St. betragen. Die spanische Wolle, welche eingeführt wird, rechnet man auf 600,000 Pf. Man spart keine Kosten, die Schaafzucht zu verbessern. Leute, die ihre Widder zum Bespringen ausleihen, gewinnen damit oft große Summen. Ein gewisser Bakewell gewann im J. 1789 mit 3 Widdern 1200 Gui-

neen,

nen, mit sieben 2000, und mit seinem ganzen Stamm von Widdern 2000 G. Eine Art Pferde in Lincolnshire (the black horse) sollen die größten und zugleich die stärksten in der bekannten Welt seyn. Sie werden meist zu Zugpferden gebraucht, da die englische Reiterey sie nach und nach aufgegeben hat, weil sie zu schwerfällig sind. Man hat Beyspiele, daß ein einziges solches Pferd die ungeheure Last von 3 Tonnen (60 Centner) eine Strecke weit gezogen hat. — Hull hat, wie alle Handels- und Manufacturstädte im nördlichen England, mehr Dißenters, als Verwandte der bischöflichen oder englischen Kirche. Der Handel dieser Stadt vermehrt und erweitert sich täglich. Scarborough wird wegen des Seebadens sehr besucht. York war sonst eine große, reiche und starkbewohnte Stadt, jetzt ist sie das alles weniger, und hat weder Handel noch Manufakturen. Es giebt hier keine reichen Leute, aber eine Menge Familien, die mit 500 — 800 Pf. jährlich leben. Wittwen, wohlhabende alte Jungfern, Leute, die keine Profession treiben, die Geld in den Fonds haben, alte oder auf halben Sold gesetzte Officiere schlagen hier ihren Wohnsitz auf. Die Stadt York ist eine Liberty in itself, und wird wie eine eigne Grafschaft betrachtet. Der Mayor der Corporation hat den Titel Lord, wie der zu London und Dublin. Hier lebt die berühmte Künstlerin Miß Morritt. Ihre Stickereyen sind um desto außerordentlicher, da sie nie zeichnen lernte, und nie ein Original verfertigen konnte. Aber ihre Copieen von guten Gemälden aller Art sind so genau, so wahr, und haben dabey so viel Stärke und Glanz der Farbengebung, daß sie in einer kleinen Entfernung Oelgemälde zu seyn scheinen. Sie sind auf groben Canvaß mit einer großen Nähnadel und wollenen Fäden gearbeitet; die Schattirungen, und besonders die Uebergänge von Licht und Schatten, sind sanft und fein, und doch ist die Arbeit keineswegs kleinlich, ja in den größern Gemälden sind viele Stiche an die zwey Zoll lang. Man muß sie also in einer Entfernung besehen, von welcher die Stiche nicht sichtbar werden. M. Morrit hat sich in alle Style der Kunst mit Erfolg gewagt, historische Gemälde, Landschaften, Seestücke, Früchte und Vögel. Unglücklicherweise sind diese kunstreichen Hände jetzt unfähig, sie an- oder auszukleiden, und können ihr selbst ihre Nahrung nicht an den Mund bringen. Sie ist in einem Alter von etwa 60 Jahren an allen Gliedern gelähmt, und selbst ihre Sprache so dadurch gehemmt, daß nur ihre Bekannten sie mit Leichtigkeit ver-

verstehen können. Uebrigens hat sie sich ein ansehnliches Vermögen erworben und genießt nebst ihren vier Schwestern, die alle zusammen leben, einer allgemeinen Achtung. — Die Stallfütterung ist in England nicht gebräuchlich, und Hr. K. behauptet, sie sey auch für dasselbe weder rathsam noch möglich, wenn man auf die ungeheuren Heerden von Rindvieh und Schafen sehe, die dort gehalten werden. (Aber wie konnte Hr. K. hinzusetzen: Auch der deutsche Bauer verliere bey derselben auf der einen Seite reichlich, was er auf der andern Seite gewinne?) Das Rindfleisch kostet seit einiger Zeit 8—9 Pense das Pfund, welches Theurung ist, und worüber das Volk seither entsetzlich gemurrt hat. — Mancher Engländer findet in der Nettigkeit und Eleganz seiner Stallbedienten, so wie überhaupt in allem, was zur Schönheit seines Stall- Pferde- und Schuppenwesens gehört, seine höchste Glückseligkeit, und will lieber in diesem Artikel der Pracht, der Eleganz und des Geschmacks sich hervorthun, als in irgend einem andern. — Rotherham; Eisen- und Stahlfabriken, die an 800 Hände beschäftigen, und von einem gewissen Walker angelegt wurden, der eins der außerordentlichsten Beyspiele glücklicher Industrie. Die Zahl der hier verfertigten Artikel steigt über tausend, und darunter befinden sich mehrere, die der Engländer sonst aus Deutschland zog, und die der Deutsche jetzt hier kauft, weil sie, des Transportes ungeachtet, wohlfeiler sind, als der Deutsche sie machen kann. Die fünf Söhne dieses Mannes sind alle auch schon reiche Leute. Außer dem Reichthum, den diese Walkers in den Fabriken haben, besitzen sie auch weitläuftige Ländereyen. Man versichert, daß das Land viele Meilen weit auf allen Seiten von Rotherham größtentheils dieser Familie gehöre. So wird in England der Kaufmann und Fabrikant allmälig ein Gutsbesitzer, ein sogenannter Gentleman, und bekommt als solcher ein Ansehn, einen Einfluß und eine Wichtigkeit, welche dort allemal dem Besitze liegender Gründe folgen, und von welchen man in andern Ländern keinen Begriff hat, weil man in denselben, um durch seine Ländereyen wichtig zu werden, auch ein Edelmann seyn muß. — Zustand der englischen Finanzen während den Jahren 1756 — 1790, nach Credit und Debet angegeben. Er enthält alle sowohl ordinaire als extraordinaire Artikel, sowohl der Einnahme als der Ausgabe. — —

Sa.


Pre-

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten von Ludewig Suhl, Archidiakonus an Petri (an der Petrikirche) in Lübeck. Lübeck, 1792. bey Donatius. Leipzig, bey Fleischer. 255 Seiten 8. Mit einer 30 Seiten langen Vorrede. 12 gr.

In der Vorrede sagt der Verf. zuerst etwas von der Veranlassung des Drucks dieser Predigten, und dann etwas über die wünschenswürdige Abänderung des bisherigen Gebrauchs der evangelischen und epistolischen Texte. Dies sind des Verf. eigne Worte, die er auf das Titelblatt hat setzen laßen, vermuthlich in der Absicht, daß die Vorrede sollte gelesen werden. Das hat Rec. gethan, aber doch nicht gefunden, was er suchte, und was sich nach dieser Aeußerung des Verf. auf dem Titelblatte vermuthen ließ. Man vermuthet nämlich, vom Verf. alles das Nachtheilige auseinander gesetzt zu finden, welches die immer fortwährende Beybehaltung der festgesetzten Perikopen mit sich führen muß, und dann dringende Aufforderungen an die Konsistorien zu lesen, endlich einmal den Predigern die so natürliche Freyheit zu geben, über jede ihnen beliebige Stelle der Bibel zu predigen. Dagegen schränkt sich aber der V. nur auf den Wunsch ein, daß doch, so lange alles übrige bleibt, wie es ist, wenigstens statt der noch geltenden Einrichtung mit den Evangelien und Episteln irgend eine beßere Veranstaltung möchte getroffen werden. Der Vorschlag, den der Vf. zur Prüfung vorlegt, daß die sämmtlichen Prediger eines solchen Orts, wo zwanzig und mehrere Prediger sind, (die Rede ist also nur von großen Städten) beym Anfange des letzten Quartals eines jeden Jahres im Allgemeinem anzeigten, welche Hauptmaterie sie im nächsten Kirchenjahre in allen ihnen zukommenden Predigtstunden zu wählen wünschten. Da würde denn Einer wählen die Lebensgeschichte Jesu; ein Zweyter die Bergpredigt und andere Reden Jesu; ein Dritter die Charaktere der biblischen Personen; ein Vierter die reine biblische Lehre von Gott und Gottes Vorsehung; ein Fünfter die biblische Lehre von Versöhnung, Unsterblichkeit und ewigen Leben; ein Sechster die ganze christliche Sittenlehre; ein Siebenter einzelne Abschnitte, Sittenlehre, Moral für Bürger, Kaufleu-

te, Väter und Mütter, Arbeitende, Dienende, Kinder u. s. w.; ein Achter einzelne Abschnitte aus der Geschichte der christlichen Kirche, aus der vaterländischen oder Weltgeschichte; ein Neunter solche physikalische Kenntniße, solche Offenbarungen, welche allgemein verständlich gemacht werden können und zur wahren Verehrung Gottes und Nachahmung Jesu Christi unmittelbar führen; ein Zehnter wählet sich den ganzen Katechismus, einzelne Theile desselben, das Gesangbuch, die öffentlichen Gebete und Collecten; ein Elfter die Landesgesetze, nicht um darüber viel zu raisonniren, sondern um sie den Leuten verständlicher und in Verbindung mit der Religion desto ehrwürdiger zu machen; ein Zwölfter wird lieber über ganze biblische Bücher, über gewählte Stellen, über die bildliche Sprache des Alten oder Neuen Testaments reden wollen u. s. w. Diese Wünsche sollten dann die Prediger am gehörigen Orte anzeigen, wenn dann eine Kirchencommission aus Deputirten der Obrigkeit, des Ministerii und der Bürgerschaft sich bemühet hätte, aus diesen Vorschlägen und Wünschen ein Ganzes zu bilden, so würde das Resultat der Commission der Obrigkeit zur letzten Prüfung vorgelegt, und von **Ihr**, so wie **Sie** es nach **Ihrer** Ueberzeugung gebilliget hätte, bestätiget und öffentlich in **gesetzlicher** Form bekannt gemacht. — Herr Sahl nennt selbst diesen Vorschlag einen flüchtig hingeworfenen Vorschlag, und das kann wohl nicht bloße Bescheidenheit seyn. Es wird ihm nicht möglich seyn, alle Schwierigkeiten zu heben, die sich bey näherer Beleuchtung desselben ergeben. Er kann unmöglich folgende Fragen befriedigend beantworten: Wie wird eine Vereinigung der Prediger über die Wahl der Materien zu Stande kommen können, da gewiß mehrere eine und eben dieselbe wählen werden? Ist es rathsam, über die Kirchen- vaterländische- und Weltgeschichte, über die Physik und Landesgesetze eigne Predigten zu halten? Was für Predigten über diese Materien werden am Ende des Jahrs zum Vorschein kommen, da nach dem Vorschlage des Verf. das ganze Jahr hindurch über eine Hauptmaterie soll gepredigt werden? werden nicht die Zuhörer bald müde werden, Sonntag für Sonntag im Grunde einerley zu hören? Werden da nicht bald Allotria auf die Kanzel kommen, wenn der Prediger eine Hauptmaterie zu behandeln hat, die ihm ihrer Natur nach so leicht dahin führt; besonders wenn es ihm an Talent fehlt, sie erbaulich zu behandeln? Wir könnten der Fragen mehrere aufwerfen, selbst in

Ab-

Absicht solcher Materien, welche zur eigentlichen Religion des Christenthums gehören, und dennoch, alle Sonntage von der Kanzel gehört, die lehrbegierigsten Zuhörer ermüden würden, wir glauben aber, den Verf. schon genug gefragt zu haben. Rec. ist wenigstens davon überzeugt, daß der Vorschlag des Verf., wie er hier buchstäblich gethan ist, schlechterdings nicht ausführbar sey. Am besten wird es immer seyn, dem Prediger unbedingte Freyheit in der Auswahl seines Textes zu geben. Verboten darf es ohnehin nicht werden, über die Evangelien und Episteln zu predigen. Wer also jene Freyheit nicht gebrauchen wollte oder könnte, (denn die Auswahl eines Textes wird manchem so schwer, daß ihm, ehe er wählt und sich bestimmt, die Zeit verloren geht) der würde doch immer beym Schlendrian bleiben. Nur scheint es gewiß zu seyn, daß diese Freyheit noch lange ein bloßer Wunsch bleiben, und immer noch nicht von den Consistorien werde beherziget werden. — Was die Predigten selbst betrifft, so müssen wir ihnen das Lob der Popularität und Gemeinnützigkeit geben. Sie enthalten viel vortrefliche moralische Winke und Belehrungen, die beym Hören und Lesen ihre Wirkung thun; halten sich bey keinen müßigen Speculationen auf, geben hin und wieder guten Aufschluß über manche Bibelstelle, und dringen oft tief in die Verhältnisse des Lebens und die menschliche Denkart ein. Nur nach den Regeln der homiletischen Kunst halten sie die Probe nicht aus. Die Disposition ist meistentheils vernachläßiget, und es scheint, als ob der Verf. auf richtige Anordnung und Vertheilung der Materialien wenig oder gar nicht gedacht habe, als ob es ihm nur allein darum zu thun gewesen sey, das zum Thema Gehörige zu sagen, unbekümmert, an welchem Ort es sey. Die Hauptsätze sind nicht immer auf den ersten Blick verständlich, oder man weiß auch nicht gleich die angegebene Abtheilung in ihnen zu finden. Herzlichkeit fehlt ihnen ganz, die Sprache ist durchaus trocken. — Der Predigten sind neune, fast alle über epistolische Texte.

1. Von der Vaterlandsliebe und von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen. Zwey Predigten in der Universitätskirche zu Erlangen, gehalten von Albrecht Bayer, Professor

der Philosophie. Erlangen, bey Palm. 1792. 8. 80 Seiten. 4 gr.

2. Predigten für die Bedürfnisse unserer Zeit in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten von Albrecht Bayer, Professor der Philosophie. Ebend. bey Palm. 1793. 8. 238 Seit. 12 gr.

Weil die beyden Predigten in Nr. 1 auch in Nr. 2 aufgenommen sind und auch sich sehr gut in diese Sammlung schicken, so dürfen wir nur über Nr. 2 allein einige Worte sagen. Das erste Bändchen dieser Predigten ist schon 1784 erschienen, aber aus Versehen nicht in der A. d. B. angezeigt worden. Absichtlich ist die Anzeige davon nicht unterblieben, denn diese Predigten sind allerdings des Bekanntwerdens und einer guten Aufnahme werth, wenn sie auch gleich nicht als Muster können aufgestellet werden. Sie werden bey denen, die sie lesen, die Absicht des Verf. erreichen, nämlich Belehrung und Erbauung zu befördern. Der Ton ist ruhig und faßlich, und liegt recht in der Mitte zwischen dem deklamirenden und dem allzutrocknen. Die Sachen selbst sind in einer natürlichen Ordnung aufgestellt, und laßen sich leicht übersehen. Dabey ist im Ganzen alles praktisch. Die Sprache ist geschmeidig, aber nicht durchaus rein, auch hat sich der Verf. einige Lieblingswörter zu sehr angewöhnt. Es sind 6 Predigten in diesem Bändchen, woraus man sehen kann, daß sie nicht kurz sind. Aber die Länge ist nicht sowohl durch Gründlichkeit als vielmehr durch Redseligkeit verursacht. Hier ist der Inhalt: 1) Von der Vaterlandsliebe. 2) Von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen. 3) Glückseligkeit ist Bestimmung des Menschen hienieden. (Ein geziertes Thema!) 4) Von dem Zweck der Ankunft Jesu auf Erden, die Sittlichkeit zu befördern. 5) Von der Sinnesänderung. 6) Wie lernt der Christ an dem Beyspiele Jesu sterben? Rec. hat die Hauptsätze dieser Predigten nicht ohne Absicht hergesetzt. Man vergleiche nämlich damit den Titel, und man wird auf die Bemerkung geführt werden, daß der Verf. wohl schwerlich bey dem prahlenden Zusatz: für die Bedürfnisse unserer Zeit, etwas Bestimmtes gedacht haben könne. Wenn man auch die beyden ersten Predigten unter diese Rubrik stellen konnte, ob gleich auch diese

diese Materie für alle Zeiten paßt, und auch zu allen Zeiten behandelt ist, so ist es doch nicht einzusehen, wie die vier letzten mit diesem Zusatz in Verwandtschaft stehen. Predigten über solche ganz alltäglichen Hauptsätze können unmöglich das seyn, was man sich bey jenem Zusatze denkt. Es ist hier der Ort nicht, die Erforderniße zu solchen Predigten anzugeben, aber ganz gewiß gehört mehr dazu, als der Vf. in der Vorrede dahin rechnet und in diesen Predigten liefert. Der Titel ist indessen Mode, und da darf man es denn so genau nicht nehmen.

Ao.

Fest- und Casualpredigten, von Heinrich Carl Alexander Haenlein, drittem ordentlichen Lehrer der Theologie, erstem Prediger der academischen Gemeine, und Direktor des Seminariums auf der königl. preußl. Friedrich-Alexanders-Universität. Erlangen, bey Palm. 1792. 404 Seiten, gr. 8. 1 Rh. 4 H.

Diese 15 Predigten gehören zu den äußerst wenigen, die wir als Meisterstücke empfehlen können. Recens. hat sie alle mit Vergnügen und Erbauung gelesen. Der Verf. gehört zu den gründlich gelehrten Schriftforschern; die Kern und Schale, Sache und Einkleidung, Zeit- und Ortverhältnisse wohl zu unterscheiden gelernt haben; die vernünftig genug sind, jede Lehre nach ihrem moralischen Einfluß ins Menschenleben zu würdigen, unbeschadet der demüthigen Bescheidenheit, die man einer Lehre von einem unbegreiflichen Gotte schuldig ist. Die dritte Predigt: Ueber weisen und frohen Lebensgenuß, ist voll großer und edler Vorstellungen; und die funfzehnte: Von den Hindernißen, die dem vernünftigen Gebrauch der Bußtage entgegen sind, kann nicht genug, selbst von Lehrern, erwogen werden.

Wie wenig der Verf. dem dürren Handwerksglauben hold sey, läßt sich aus seiner vortrefflichen Erklärung abnehmen, wenn er S. 199 sich also ausdrückt: „Jesus wollte das Licht „der Welt, das den Verstand der Menschen aufklären und „Willen und Leben bilden sollte. Kinder des Lichts, aufgeklärte, vernünftig und fromm handelnde Menschen sollten „seine

„seine Verehrer, — und Beförderer des Lichts, und der bessernden Aufklärung alle Lehrer seiner Religion seyn. Nicht den Menschenverstand zu verfinstern durch unnütze Grübeley, und todten Wortglauben, nicht seine Anwendung zu hemmen, und seine Kräfte zu lähmen durch Festhalten über hergebrachte Formeln, und durch Gewissenszwang, sondern durch Anwendung eignen Verstandes, und weiterer Prüfung besserer Einsicht, und sorgfältigere Scheidung des Menschlichen vom Göttlichen, des Unwirksamen und Unerklärbaren von dem was auf Tugend und Menschenwohl Beziehung hat." — Unstreitig stünde es mit Tugend und Glückseligkeit auf Erden ein grosses Theil besser, wenn immer also gelehrt worden wäre, und von Verfolgungsgräueln, die aus starrem Festhalten am Systemglauben von Menschen gebrütet sind, wüßten wir nicht.

In der 5ten Predigt bemühet sich der Verf. die Auferstehung Jesu zu vertheidigen, und ihren praktischen Nutzen zu erweisen, welches Rec. in Rücksicht des ungleich grössern Theils des Volks sehr billigt.

Die eilfte, zwölfte und dreyzehnte Predigt machen einen Versuch, die Lehre der Dreyeinigkeit nach biblischen und praktischen Vorstellungen zu entwickeln, um dem unnützen Streit über kirchliche Formeln, der mehr politisch als christlich ist, Schranken zu setzen, und dem schimpflichen Hader über Wortkram und Speculation ein Ende zu machen. Der Verf. gedenkt der innern Verbindung der Personen, die das alte System sehr polirt entwickelt, gar nichts; Rec. vermuthet, aus dem Grunde, weil er davon nichts wußte. Desto mehr hält er sich bey den äusserlichen wohlthätigen Handlungen eines göttlichen Vaters, und Sohnes, und des Geistes, in ihren Thaten, auf, um das Dankgefühl der Menschen aufzuregen. Wir erwarten nicht, daß hiebey irgend Jemand, wes Glaubens er auch seyn mag, über den Verf. seufzen werde. Also vorgetragen findet das Verbot Niemeyers in seiner populären Dogmatik, diese Lehre aus dem öffentlichen Vortrage zu verbannen, nicht statt. — Seite 388 hätten wir David nicht einen Meuchelmörder, Tyrann und Ehebrecher genannt, um der anderweitigen Achtung willen, die man ihm schuldig ist.

Die

Die Versuchung Jesu, ein Empörungsversuch jüdischer Priester. Hamburg, bey Bohn. 1793. 150 Seiten in 8. 12 gr.

Die Versuchung Jesu, als ein Gedankenspiel seiner Einbildung zu erklären, hat in den neuern Zeiten den meisten Beyfall gefunden. Unser Verf. glaubt, daß diese Erklärungsart weiter führe, als wir wünschen, und daß auf diese Weise keiner Historie ihre geschichtliche Wirklichkeit gesichert bliebe. Rec. hat über diese Erklärung der Versuchung Jesu, die in den Beyträgen zum vernünftigen Denken in der Religion befindlich ist, schon seine Meynung in der Bibl. gesagt, daß nämlich diese Art der Erklärung der Ehre Jesu zu nahe trit. Wer in seiner Ideenreihe mit so vielen Versuchungen zu kämpfen hat, dessen Herz und Tugendwandel ist wenigstens nicht fest. Eben die Erklärung, welche Rec., nach seiner Einsicht, für die natürlichste und schicklichste in der Bibl. vorgetragen hatte, empfiehlt hier der Verf., mit wohl durchdachten Gründen, und weiß ihr in einer hinreißenden Schreibart so viel Glaubwürdigkeit zu geben, als möglich ist. Ein vornehmer und kluger Pharisäer wurde vom geistlichen hohen Rath abgeschickt, Jesum zu beobachten, auszuforschen, und in ihr System einer Revolution, auf die bestmöglichste Art, einzuweben. Dieser angesehene und verschmitzte Versucher kam zu Jesu, als derselbe in der Einsamkeit seinen Gedanken nachhieng, zugleich aber auch durch karge Diät einen heftigen Hunger empfand. Dieser Gelegenheit bediente er sich, Jesum auf seine Vorzüge aufmerksam zu machen, und, weil er selbst davon gerne hätte überzeugt seyn mögen: so schlug er ihm vor, seine göttlichen Kräfte, in Verwandelung der Steine zu Brodt, an den Tag zu legen. Da dies fehl schlug, gieng er in gleichgültigen Gesprächen mit Jesu zur Stadt, und bestieg mit ihm das flache Dach eines Seitenflügels vom Tempel. Hier erinnerte er ihn an die Anhänglichkeit des Volks sowohl, welches nur noch eines einzigen auffallenden Wunders bedürfe, um Jesum zu ihren Herrn zu machen; als an die vorzügliche Aufsicht Gottes über ihn, wodurch es gewiß gut ablaufen würde, wenn er einen Sprung hinunter wagen wolle. Auch diese Versuchung hatte keine Gewalt über Jesum, daher der Pharisäer drittens, nach einigen Tagen, ihn auf einen Berg führete, und die Zusage, im Namen des Sanhedrin, that, daß

Jesus Herr der ganzen Gegend werden sollte, wenn er sich bequemen könne, die Plane und das Vorhaben zur Revolution zu begünstigen, und seine Verehrung dem hohen Rathe zuzuwenden. Da Jesus auch dies ablehnte, entstund die bittere Feindschaft der vornehmen Juden, die ihm endlich den Tod zuzog. — Wir müßen bekennen, daß der ungenannte Verfasser diese, an sich schon beßre Erklärung, sehr annehmungswürdig vorgetragen habe. Mit Recht merkt er an, daß die Erklärung vom Teufel alles verdirbt, daß alsdenn der Begriff einer Versuchung nicht mehr statt hat, und Jesus kein Muster für uns bleibt. — Aber, es sey uns erlaubt, ihn zu fragen, warum er, bey Annehmung der unnatürlichen Hypothese, daß der wesentliche Gott mit dem Menschen Jesus, bey seiner Entstehung, zwar vereinigt gewesen, daß Jesus selbst aber diese Verbindung mit der Gottheit erst bey seiner Taufe erfahren habe, — wir fragen ihn, warum er diese Hypothese heraus gequält, da durch selbige Jesus seine Beziehung auf uns als Muster und Vorgänger ebenfalls verliert.

Dgb.

Rechtsgelahrheit.

Nachricht die von K——— sche Untersuchung betreffend. Ein Beytrag über Verbrechen und Strafen. Königsberg, 1792. bey Nicolavius. 134 S. in 8. 9 gr.

Die traurige Geschichte dieser unglücklichen Person ist folgende: Margaretha von K——— war in Westpreußen in dem Dorfe Skurgiens im Julius 1761 geboren. Der größte Theil ihrer Erziehung war das Werk ihrer Mutter, da sie ihren Vater zeitig verlor. Ein catholischer Geistlicher, Walter, unterrichtete sie in der Religion und andern Kenntnissen, worinn sie auch nicht gemeine Fortschritte gemacht hatte. Sie war 23 Jahr alt, als sie im Jahr 1784 außer der Ehe schwanger ward, und sie war es, ohne daß sie diesen Umstand irgend jemanden entdeckte; vor ihrer Mutter wußte sie ihn besonders sehr sinnreich zu verheimlichen. Den 24sten Nov. 1784 empfand sie die ersten Geburtsschmerzen, die sie zu verbergen sich getrauete, ob sie gleich mit vier Dienstmägden in einem

einem Zimmer schlief. Sie ließ sich von einer jener vier Contubernalinnen, Agnes, unter einem nicht unschicklichen Vorwande ein Messer geben, welches sie heimlich zur Abschneidung der Nabelschnur bestimmte. Es war zehn Uhr Abends, als sich jene ersten Zeichen von Annäherung der Geburtsstunde anmeldeten, und als sie das Zimmer verlassen wollte. Agnes, ohne daß man weiß, ob das dem Fräulein behändigte Messer sie so ängstlich besorgt machte, drang sich ihr zur Begleiterinn auf, ohneråchtet aller Mühe, die sich das Fräulein gab, diese ungebetene Dienstfertigkeit abzuwenden. Je mehr sie aber dawider war, je unüberwindlicher blieb Agnes. Die Niederkunft erfolgte nicht, und die von K — — — legte sich, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, nieder, denn sehr bald überfielen sie die Geburtsschmerzen aufs neue. Jetzt verließ sie wieder Bett und Zimmer; Agnes verließ indeß ihr Fräulein so wenig, daß sie vielmehr noch Barben mitnahm. Beide fanden ihr Fräulein als Gebährerinn knieend bey einem großen Stein, der etwa 30 Schritte vom Hause entfernt war. Jene Stellung forderte Agnes und Barben zur genauern Beobachtung auf, und so entdeckten sie, daß die Geburt schon wirklich ihren Anfang genommen hatte. Die Entbindung ward in ihrem Beyseyn vollendet. Die Mutter lösete von dem Kinde mittelst des erhaltenen Messers die Nabelschnur ab. Zwar gab die unglückliche Mutter sich alle Mühe, Barben, welche das Kind sogleich ins Zimmer tragen wollte, von diesem Gedanken abzuleiten. Sie öffnete den Garten, warf sich auf die Erde, und hielt mit der einen Hand das Mädchen zurück, mit der andern scharrete sie Erde auf. „Hier, Barbe, „sagte sie, leg das Kind hin!" Doch wußte Barbe dieser rührenden Bitte, die durch eine so ungewöhnliche das Herz angreifende Handlung, verstärkt wurde, zu widerstehen, blieb kalt genug, das Kind ins Zimmer zu tragen, und, um entweder den Verdacht einer selbst eigenen heimlichen Geburt von sich abzuwenden, oder aber eine unnatürliche Mutter an ihre Pflicht zu erinnern, legte sie das neugeborne Kind gradezu auf das Bette ihres Fräuleins. Die Thränen des kleinen unschuldigen Geschöpfs erweckten seine Großmutter, die sich von allem unterrichten, das Kind in ihr Zimmer bringen, in Leinwand wickeln, und auf einen Kasten legen ließ. Dieser Kasten ward zuvor mit einem Pelz bedeckt, und hier war es, wo das Kind mit unverbundener Nabelschnur die ganze Nacht hindurch ohne Pflege und Wartung blieb, bis man es früh

Morgens auf Befehl der Großmutter in einen Pelz wickelte, und in ein kaltes Zimmer brachte. In diesen Umständen lag es wieder ohne Pflege und Nahrung. In der Abenddämmerung sahe erst die Mutter nach dem Kinde, sie fand es erstarrt und kalt, und vergrub es, ohne jemandes Zuziehung, im Garten, eben da, wo sie gleich anfänglich dem Kinde ein Grab zugedacht hatte. Die Kunstverständigen behaupteten, daß eine schleunige Erkältung dem Kinde den Tod verursacht hätte. Und seine Großmutter ward zum 8jährigen, die Mutter aber zum 6jährigen Festungsarrest verurtheilt, welchen beyde den 2ten Febr. 1786 in der Festung Pillau in Ostpreußen antraten. — Nach dem Tode der Mutter, welcher den 9ten Julius 1787 erfolgte, wandte sich die Tochter, und zwar den 21sten Octob. des nämlichen Jahrs an den König, und suchte einen noch größern Theil der Schuld auf die Rechnung ihrer verstorbenen Mutter zu bringen, um ihrem Begnadigungsgesuche ein größeres Gewicht beyzulegen. Sie blieb unerhört, da sich der Fall nach dem verlangten Berichte zu der angetragenen Milderung der Strafe nicht auszeichnete. Indessen wurde sie doch in ihrem Arrest sehr gelinde behandelt, und genoß vor andern Gefangenen manche Freyheit. Dadurch gerieth die Unglückliche mit einem Fähndrich von J — von dem dort stehenden Bataillon in eine so vertraute Bekanntschaft, daß er sie ungehindert besuchen konnte, und wenn gleich die Folgen dieser Vertraulichkeit ihnen beyden gewiß nicht unwahrscheinlich bleiben konnten; so fand die von K — — — es doch für gut, sie dem v. J — zu verbergen. Sie selbst war von ihrer Schwangerschaft überzeugt; wenn gleich sie solche vor dem Fähndrich v. J — und selbst zu einer Zeit noch läugnete, da sie schon von Geburtswehen überfallen ward. Als sie den 27sten Febr. 1790 den Lieutenant von Sch — besuchte, wo der Fähndrich von J — sie etwa um 5 Uhr Abends ins geheim fragte: ob sie nicht Mutter wäre? läugnete sie ihre Schwangerschaft noch grade hin, in einem Zeitpunkt der anhaltenden Geburtswehen, die sie dafür erkannte, und die ihre Worte so empfindlich widerlegten. Sie sahe sich dieser Wehen halber genöthigt, ihren Besuch abzukürzen, und konnte nicht einmal ihre Arrestwohnung erreichen. Nur bis in den vor ihrem Arrestzimmer liegenden Garten konnte die von Ka — — — kommen, als die Geburtsschmerzen zum höchsten Grade stiegen, und nun setzte sie sich auf die Fersen nieder, gebahr in dieser Stellung, und da sie während des Gebährens

ein

ein Loch in die Mauer Erde unter dem Strauche aufgescharret hatte; so gieng ihr Kind von einer Mutter zur andern, und fand bey seiner Geburt auch zugleich sein Grab. — Nach dieser schrecklichen Geburt und diesem gleich schrecklichen Begräbniß, (etwa um 8 Uhr Abends ward Geburt und Begräbniß vollzogen), gieng die von Ka — — wiederum zum Lieutenant von Sch —, blieb hier bey einer selbst eingestandenen ängstlichen Unruhe des Gemüths, ihres geschwächten Körpers ohngeachtet, bis gegen 10 Uhr. Eben war sie zu Hause beschäftiget, ihre Strümpfe vom Blut zu reinigen, als die Blutflecken, welche sie in der v. Sch — Wohnung, ohne ihr Wissen zurück gelassen hatte, einen so grossen Verdacht gegen sie erregten, daß der Lieut. von Sch —, seine Ehegattin und der Fähndrich von J — sich entschlossen, die von Ka — — — zu überfallen. Jene Blutspuren und die Beschäfftigung der Unglücklichen brachten alle zur einstimmigen Frage: ob sie nicht Mutter geworden? Diese rasche Frage ward zwar mit nein! erwiedert, indeß war ein bloßes Nein zu unvermögend, Gründe, zusammentreffende Umstände und den Augenschein zu entkräften, viel weniger zu widerlegen. Sie sah sich überwunden und gestand. Das Kind ward von zwey Wundärzten besichtiget, die Mutter auf die Anordnungen des Majors von K — noch in derselben Nacht vernommen, und das Gerichtsactum dem ostpreußischen Hofhalsgericht und Criminalcollegio zur fernern rechtlichen Veranlassung übergeben. Zwar fanden sich bey dieser Besichtigung an dem Körper des Kindes keine äußere Gewalt oder Verletzung, indeß war das Resultat, daß das Kind völlig reif gewesen und nach der Geburt geathmet hätte, mithin lebendig zur Welt gekommen, und an der durch das Verscharren im Sande erfolgten Erstickung gestorben sey. Die von Ka — — — gestand ihr Verbrechen sowohl bey der summarischen als speciellen Vernehmung; doch behauptete sie: sie hätte nicht den Vorsatz gehabt, ihre Niederkunft zu verheimlichen, und ihr Kind zu tödten, Gedankenlosigkeit und Angst wären die Veranlassung zur Verscharrung des Kindes gewesen, an dem sie kein Zeichen des Lebens entdeckt hätte, — ich weiß nicht, sagte sie, ob das Kind wirklich gelebt hat, oder nicht. Nachher erklärte sie sich noch bestimmter: daß sie keine Lebensspur des Kindes weder bey der Geburt desselben, noch während der Schwangerschaft vermittelst einiger Bewegung desselben bemerkt hätte. Diesen Umstand suchte vornehmlich ihr Vertheidiger zu nützen; allein das Cri-

 minal-

minalgericht in Berlin entschied: daß die v. K — — — mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, ihr Körper aber verscharrt werden sollte, welches Urtheil auch an ihr vollzogen worden ist.

Wir haben diese traurige Geschichte wörtlich aus der vor uns liegenden Nachricht genommen, und überlassen es unsern Lesern, darüber so viele Anmerkungen zu machen, als sie Lust haben, wenigstens werden sie dazu in den beygefügten Reflexionen des Herausgebers über Verbrechen und Strafen, und die deshalb sich vom Staate angemaßten Rechte Stoff genug finden, wenn auch gleich ihnen jene Reflexionen nicht scharfsinnig und durchdacht genug vorkommen sollten, und vornehmlich die Criminaljustiz sehr viel gegen sein Raisonnement einzuwenden haben dürfte. Wenn die Verhältnisse zwischen Verbrechen und Strafen so genau und so fein abgemessen werden sollten, als er es verlangt: so würden die Untersuchungen über strafbare Handlungen sehr selten zu Ende gebracht werden können, und mancher Verbrecher würde dann das ihm imputirte Factum selbst als einen Entschuldigungsgrund desselben gebrauchen, wenn jeder Umstand des Verbrechens, jede noch so versteckte Triebfeder und Veranlassung dazu, jede successive willkührliche und unwillkührliche Vorbereitung zu einem anfänglich nur ganz flüchtigen, nachher aber bestimmten strafbaren Entschluß jedesmal vom Richter psychologisch abgemessen und abgewogen werden sollte. — Die Befugniß des Staats, Verbrechen zu bestrafen, ist von Anbeginn der Gesetzgebung ausgemacht, wird von allen Vernünftigen anerkannt, und kann von dem obgleich sich selbst oft widersprechenden Verfasser nicht abgeläugnet werden. Wir geben es gerne zu, daß die Frage nicht leicht a priori entschieden werden kann: ob und wie weit die Straflosigkeit dem Gemeinwesen Schaden zugefügt hat, oder Gefahr zufügen würde? Allein diesen genauen Calculus kann der Staat nicht anstellen, wenn auch alle seine Richter und Sachwalter die scharfsinnigsten Philosophen wären, und hat es auch in den meisten Fällen nicht nöthig, wo das strafbare Factum vor Augen liegt; genug, daß er durch herbe Arzneymittel, zum Wohl des Ganzen, künftigen Schäden vorzubeugen sucht, und kraft seines Amts vorzubeugen suchen muß, der Verbrecher mag nun, wie die Floskel des Verfassers lautet, als Märtyrer des Staats sterben, oder nicht. Scheinbar, bloß scheinbar sind die Gründe des

der Verf., daß der Staat eigentlich kein Recht habe, Todesstrafen zu verhängen, und lächerlich ist der Gedanke, daß der Staat seine Bürger gewöhnen solle, sich über die Furcht hinwegzusetzen. Gott behüte uns vor einem solchen Staat, vor solchen Bürgern und vor solchen Schriftstellern! Wir geben es ferner zu, daß Strafgesetze die Menschlichkeit nicht aufgeben können, daß sie in eben dem Verhältnisse unwirksam bleiben, in welchem sie unmenschlich sind; allein diese Begriffe sind hier so wenig entwickelt, daß man nicht leicht begreift, was der Verf. nach den Gesetzen einer gesunden Logik darunter versteht. Seine Criminalprozesse würden ins Unendliche ausgedehnt werden, wenn die Strafgesetze so kalkulirt seyn müßten, wie er es S. 25. verlangt, und diese verlangte Arithmetik geht ohnstreitig über die Kräfte des Verfassers. Aus dem Vorhergehenden läßt sich leicht erklären, warum der Verf. durchaus nicht für die Todesstrafen ist, außer wenn die Unmöglichkeit einleuchtend wäre, daß der Staat dem Verbrechen durch eine gelindere oder andere Strafe nicht zuvorkommen könne. So weit das Raisonnement des Verf., welches er S. 31 mit Recht — Ideenbrocken nennt. Nun folgt die Geschichte der Kindermörderinn selbst, wie wir sie vorher angeführt haben, und dann die schlechte Vertheidigung der schlechten Sache; denn daß die Wöchnerinn die Absicht der Ermordung ihres Kindes leugnet, ist kein zureichender Grund ihrer Unschuld, da sie schon vorher so wenig mütterliche Gefühle verrathen hat, und wir erstaunen billig über die Allwissenheit des Verf., daß das Einscharren der Frucht ein völlig absichtsloses Spiel des thierischen Mechanismus, oder eine Folge dunkler verworrener Begriffe, woran die Spontaneität keinen Antheil hatte, gewesen sey. Auf diese Art ließen sich die größten Verbrechen entschuldigen, und ihre Bestrafungen aufschieben; weil es in den meisten Fällen unmöglich seyn würde, das sogenannte völlig absichtslose Spiel des vorher genannten thierischen Mechanismus bey jedem Verbrechen richtig anzugeben. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß ein warmes menschenfreundliches Herz — andere Localgründe sind dem Recens. nicht bekannt — den meisten Antheil an der Arbeit des Verf. gehabt hat; aber wie oft läßt sich nicht die gesunde Vernunft durch das warme Herz bestechen!

Ok.

Dr.

D. Carl Friedrichs Walchs, geheimen Justiz-Raths 2c. vermischte Beyträge zu dem deutschen Rechte. Achter und letzter Theil, nebst einem Glossario und Registern. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1793. 410 Seiten in 8vo. 18 Gr.

Der würdige Herausgeber liefert jetzt, nach einem langen Zeitraume, die Fortsetzung seiner Sammlung deutscher Rechte, und endigt zugleich mit diesem Theile ein Werk, das unstreitig zur Ausbreitung und Erläuterung der deutschen Rechtsgelehrsamkeit beförderlich ist. Es enthält dieser Theil:

I. Gerichtsordnung derer von Adelepsen vom Jahr 1545. Sie ist ein vortrefliches Bruchstück zur Erläuterung der Patrimonialgerichtsbarkeit in ältern Zeiten. Der Inhalt derselben enthält mehrere merkwürdige Rechtsgrundsätze, die von dem Herausgeber in verschiedenen Anmerkungen ausgeführet und erläutert sind. Der Abdruck ist nach einer alten gleichzeitigen und mithin allen Glauben verdienenden Abschrift geschehen. II. Policeyordnung derer von Adelepsen vom Jahr 1550. Nach dem Original abgedruckt. III. Herrn Graf Günthers zu Schwarzburg und Hohnstein Successionsedict vom Jahr 1551. Ist eigentlich die alte Schwarzburgische Successionsordnung, welche schon Ahasv. Fritsch bekannt gemacht hat. Der jetzige Abdruck ist nach einer alten Handschrift vom J. 1566. veranstaltet worden. Es wird aber heut zu Tage derselben nicht mehr nachgegangen, da 1769 eine neue Successionsordnung eingeführt ist. IV. Statuten der Stadt Schlaiz v. J. 1625, aus einer alten glaubhaften Handschrift. Der Herausgeber hält sie für die neueste Statutensammlung dieser Stadt, wobey jedoch die ältern zum Grunde gelegt sind. V. Statuten der Stadt Schmöllen (im Fürstenth. Altenburg) v. J. 1602. VI. Eine alte Wachtgerichtsordnung. Nach dem Inhalte derselben beschäftigte sich das Wachtgericht mit Baustreitigkeiten und deren Entscheidung, ingleichen mit Streitigkeiten zwischen Dienstherren und Dienstboten. Das Alter dieser Ordnung läßt sich nicht bestimmen, auch ist die Stadt nicht bekannt, welcher sie gehöret hat. Dem Rec. scheint das Wachtgericht ein städtisches, von

dem

dem eigentlichen Magistrat abgesondertes, und besonders eingerichtetes Policeicollegium gewesen zu seyn. VII. Statuten der Stadt Remda. Das Alter derselben läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. VIII. Alte Magdeburgische Schöppenurtheile aus dem XV. und XVI. Jahrh. Nach Abschriften von Originalien, die sich auf dem Rathhause zu Naumburg befinden. IX. Nachtrag von den Statuten zu Schmöllen. Erst nach dem Abdrucke ist dem Herausgeber das Original dieser Statuten mitgetheilt. Er hat damit seine Abschrift verglichen, und liefert hier die abweichenden Lesearten. X. Nachrichten von alten oder doch selten vorkommenden gedruckten deutschen Rechten. Sie betreffen die Ordnung der Reichsstadt Eslingen, die Landesarde. Der Grafschaft Tirol und der Stadt Basel Statuta und Gerichtsarde.

Hierauf folgt ein Glossarium über sämmtliche in den Beyträgen enthaltenen älteren Land- und Stadtrechte. Der Verf. ist dabey eben so, wie bey seinem Glossario über die P. G. O. verfahren, und die ganze Arbeit ist ein vortreflicher Beytrag zur ältern Sprachkunde. Den Beschluß machen die gewöhnlichen und darauf ein allgemeines Register über alle Theile.

Dw.

System der Gesetzgebung. Achter Band, welchen der verstorbene Verfasser völlig ausgearbeitet hinterließ. Aus dem Italienischen des Ritters Cajetan Filangieri. Anspach, 1793. 402 S. 8. 1 Rh.

Das fünfte Buch dieses Werks sollte von Religionsgesetzen handeln, und davon ist dieser Anfang noch von dem Verf. selbst ausgearbeitet worden; der größere Theil desselben enthält eine philosophisch ausgeführte Geschichte des Polytheismus, durchaus mit alten griechischen und lateinischen Schriftstellern belegt. So sehr sich der V. an mehreren Stellen wegen seiner Religion verwahrt, (da er z. B. S. 168 in der Note sagt: die einzige wahre katholische Religion, die der Verf. anerkennet und bekennt, hat keine andere Gesetzgeber als Christus und seine Kirche) so sehr leuchten doch überall seine

gesunde aufgeklärte Begriffe auch über diesen Punct durch, besonders in dem achten Kapitel, wo die Charactere der neuen Religion angegeben werden, welche man an die Stelle der alten setzen müßte. Der Gang der Ausführung des V. ist im Ganzen dieser: Der Gesetzgeber hat große Vortheile in der Religion, aber sie kann auch mit Uebeln verbunden seyn, welche der Gesetzgeber vermeiden und verhüten muß; diese Vortheile und Uebel muß er kennen lernen; daher untersucht der V. den Polytheismus, und dessen mancherley Nachtheile für die Gesetzgebung, und zieht aus diesen die Folge, daß der Polytheismus zerstört, und eine andere Religion an deren Stelle gesetzt werden müsse, bey welcher jene Uebel vermieden, und die zuerst angegebene Vortheile erreicht werden. Ewig Schade, daß wir von dem V. die weitere Ausführung der am Ende beygedruckten Inhaltsanzeige der weitern Fortsetzung nicht mehr erhalten können, in welcher er von den Mängeln der alten Religionen, den Mitteln, ihnen abzuhelfen, den Vortheilen des Christenthums, von den verderblichen Extremen, Irreligion und Aberglauben, von den Grundsätzen, nach welchen die Gränzen der Hierarchie und Staatsgewalt zu bestimmen sind, von den Mitteln und der Art jene Extreme zu verhüten, von der Wahl der Häupter und übrigen Glieder des Priesterstands, Erziehung und Unterhalt desselben, von Ausübung der Kirchengewalt und der kirchlichen Verrichtungen, vom öffentlichen Gottesdienst und Toleranz handeln wollte.

Az.

Arzneygelahrheit.

Neueste Annalen der französischen Arzneykunde und Wundarzneykunst; herausgegeben von D. Ch. W. Hufeland, Herzogl. Weim. Rath und Hofmedicus, d. Med. ord. öffentl. Lehrer zu Jena u. s. w. Zweyter Band. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, bey Böhme. 1793. 474 Seiten in 8vo. 1 Rthl. 12 gr.

Der vor uns liegende zweyte Band dieser, für den practischen Arzt und Wundarzt äußerst lehrreichen Annalen enthält

zuerst

zuerst 33 ausführliche Abhandlungen aus dem Journal de Medécine und der Histoire de Med. et Memoir. de la Soc. Roy. de med. mit glücklicher Auswahl ausgezogen, und zu dem Fache der ausübenden Arzney- und Wundarzneykunst gehörig; hierauf mehrere zwar kürzer gefaßte, aber nicht weniger interessante Anzeigen neuer Ideen, Beobachtungen, Entdeckungen und Instrumente aus allen Fächern der practischen Heilkunde in Frankreich. Auf der angehängten Kupfertafel sind: 1) Jurines Instrumemt zur Operation der Thränenfistel; 2) Hunters Werkzeug zur Ausziehung fremder Körper aus der Harnröhre, und 3) ein ausgebrochnes Insekt abgebildet, welche in den ausführlichen Aufsätzen dieses Bandes näher erläutert werden.

Bd.

Handbuch ausgesuchter neuer Arzneyvorschriften mit pharmaceutischen und klinischen Bemerkungen, in Hinsicht auf den jetzigen Zustand der Arzneymittellehre und practischen Heilkunde. Von einem Mitgliede des Londner Kollegiums der Aerzte. Aus dem Englischen (übersetzt) und mit Zusätzen vermehrt. Leipzig, bey Weygand. 1793. Ohne das Register 304 Seiten in 8vo. 16 gr.

Der Herausgeber — welcher viele Belesenheit auch in den Schriften deutscher Aerzte verräth — stellt hier die hauptsächlichsten würksamen, sowohl innerliche als äußerliche Arzneyvorschriften, vornehmlich Englischer Aerzte, nach ihren Heilkräften geordnet, in zwölf Klassen zusammen, zeigt die Würkungs- und Gebrauchsart, die Dosis derselben und die Vorsichtsregeln an, welche bey ihrer Anwendung zu beobachten sind. Da bey den angeführten Vorschriften auch die Auctoritäten ihrer berühmten Verfasser genau angegeben sind, und alles Gesagte auf Erfahrungen beruht: so können wir um desto mehr den deutschen practischen Aerzten die Uebersetzung dieses Handbuchs als ein nützliches Repertorium zum Nachschlagen empfehlen, welches durch das angehängte vollständige Register noch brauchbarer wird. — Ein Paar kurze Artikel, welche wir unsern Lesern zur Probe abschreiben, werden ihnen die Manier, in der diese Sammlung bearbeitet ist,

 deutlich

deutlich machen. — Aus der ersten Klasse, welche die ausleerenden (s. harntreibenden) Mittel enthält: „**Pulver mit** „**Wachholderbeeren.** Nimm getrocknete Wachholderbeeren 18 Gran, Meerzwiebel 2 Gran, mische es. Dreymal „des Tags zu nehmen in der Wassersucht, nach **Teden.** — „Cullen bemerkt, daß die Meerzwiebel, wenn sie stark auf „den Magen und die Gedärme würkt, weniger leicht ihre „harntreibende Kraft äußere. Durch Verbindung derselben „mit Opiate, fand er, daß ihre Brechen und Stuhl erregende „Kraft gehemmt werde, und daß sie dann vollkräftiger auf „die Nieren würke."

Aus der dritten Klasse, die Säure brechende Mittel enthaltend. „**Luftgeschwängerte Auflösung des Laugensalzes.** Nimm Weinsteinsalz anderthalb Unzen, destillirtes Wasser 5 Quart, schüttle alles wohl unter einander, „und laß es 24 Stunden stehn; dann gieße das Flüßige in „die mittelste Kugel des **Nooth**- (oder **Parker**-)schen Apparats, und sättige es völlig mit fixer Luft. Hat es 48 Stunden so gestanden, so kann es zum Gebrauch abgegossen und „in wohl verstopften, mit dem Hals nach unten gekehrten „Flaschen aufbewahrt werden. Ohngefähr ½ Pfund früh, „Mittags und Abends, wider den Stein und Gries. **Falconer.** — Dies ist die Aqua mephitica alcalina, und „unstreitig das würksamste unter allen Mitteln wider den „Stein. Im Anfange kann man kleinere Quantitäten, z. „B. nur ¼ Nössel, und nachher, je nachdem der Magen es „verträgt, mehr geben. In einigen Fällen ist diese Gabe „ein- oder zweymal des Tags schon hinreichend," u. s. w. —

Aus der vierten Klasse, welche die kühlenden Mittel enthält. „**Pulver aus Küchensalz.** Nimm vom gemeinen „Kochsalz 1 Eßlöffel voll; alle Tage zu wiederholen, bis der „Blutfluß steht. Im Blutspeien. **Rush.**" Auch aus **Boerhaave, Bang, Stolle, Collins, Rosensteins** und **Nicolais** Werken sind mehrere Arzneyformeln angeführt.

J. P. Michell's, D. d. Arz. und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglieds, medicinische Abhandlung von den Catarrhalfiebern. Eine von der seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Aus dem Holländischen über-

übersetzt. Coburg, bey Ahl. 1793. 8½ Bogen in 8. 8 gr.

Die Preisfrage, welche schon für das Jahr 1784. von der benannten Gesellschaft aufgegeben wurde, und deren (im September jenes Jahrs) gekrönten Beantwortung in der Uebersetzung vor uns liegt, lautete, wie folgt: „Was hat „man bisher in der holländischen Sprache über die Catarrhal„fieber, die sich seit einigen Jahren häufiger, wie jemals, „gezeigt haben, geschrieben? welches sind ihre gewöhnliche „Kennzeichen, Lauf, Symptome und Verwickelungen? kön„nen einige Gründe angegeben werden, warum diese Krank„heit öfterer als sonst vorkömmt? und welche ist die sichere „und zuverläßige Art, dieselben in allen ihren Verschiedenheiten zu heilen?" — Da nun aber in dieser gekrönten Beantwortung, ohne irgend eine neue erhebliche Bemerkung zu enthalten, bloß allgemein bekannte Wahrheiten äußerst unbestimmt in einem gedehnten Tone vorgetragen werden: so müssen wir billig die Verdeutschung dieser mittelmäßigen Brochüre zu den überflüßigen Händearbeiten rechnen, deren auch die letztere Messe nicht wenige uns geliefert hat. — Daß der Verfasser zu den Catarrhalfiebern alle im Herbst und Frühling nur vorkommende Fieber (von dem unbedeutendsten Flußfieber an, bis zum hitzigsten entzündlich oder gallichten Fieber) zähle, werden unsre Leser leicht einsehn, da sie wissen, daß die Aerzte zu jenen Zeiten gewöhnlich unter der höchst unbestimmten Benennung Catarrhalfieber alle diejenigen Krankheiten begriffen, welchen sie keinen andern Namen zu geben wußten.

Dh.

D. Vachier's, d. med. Facult. zu Paris Beysitzers, Behandlungsart aller Krankheiten. Neunter Theil. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1794. 8. 203 Seiten. 14 gr.

Enthalten und beschrieben sind in diesem Bande die Krankheiten des Blutumlaufs, der Nutrition &c. mit gleicher Aus-

führlichkeit und ermüdender Weitschweifigkeit, wie in den vorhergehenden. Nach unserm Bedünken, konnte die deutsche Medicin das voluminöse Werk ganz entbehren.

Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von Dr. C. G. Kühn und Dr. C. Weigel. Ersten Bandes erstes Stück. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. 1793. 8. 248 Seiten. 16 gr.

Italien, einst die Pflegerin der Medicin, seit einiger Zeit verlassen und in Deutschland verkannt, fängt nun auch wieder an, die Augen der Aerzte auf sich zu ziehen. Es liefert brauchbare Werke, Abhandlungen, in größern, aber bey uns seltenern Sammlungen zerstreuete Beobachtungen. Hier also der Anfang einer solchen theoretischen und practischen Ausbeute, deren Fortdauer wir ernstlichst wünschen müssen, zur Ehre unserer viel umfassenden Litteratur. Denn der deutsche Arzt will doch auch wissen, was man in Italien lehrt und schreibt. Diesmal werden siebenzehn Stücke mitgetheilt. 1) **Brugnone von der Lage der Hoden in ungebornen Kindern.** Aus den Turin. acad. Schriften, zur richtigen Kenntniß der angebohrnen Brüche sehr brauchbar. 2) **Zeviani über das Gift der Pilze.** Es wird von den eingelegten Eyern der Schmetterlinge abgeleitet, mit beygefügten practischen Anmerkungen. 3) **Bronioli über den Brand.** Zweckmäßig für die verschiedene Heilart, da der Verf. die Ursache in den Schlagadern oder Nerven, oder in der fehlenden Lebenskraft sucht. 4) **Zeviani über den Gebrauch der Fieberrinde in den Pocken.** Sie wird gegen das Zurücktreten der Eitermaterie empfohlen. 5) **Marino über die Wirkung des Baumöls in der rheumatischen laufenden Gicht.** Es befördert die Ausleerung, hoffentlich durch Hebung des Reizes. (Wir haben das Provenceröl einigemal in Koliken vom zurückgetretenen Chiragra mit Nutzen gegeben.) 6) **Marzari über einen Todtenkrampf.** 7) **Zandonella Anmerkungen.** 8) **Zulatti über einige**

Arten

Arten des Tetanus. Machen zusammen ein Ganzes über ein Krankheitssymptom, das jedoch noch manche Dunkelheiten hat.

Dk.

Theater.

Der Emigrant, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von P. L. Bunsen. Göttingen, bey Dieterich. 1793. 152 S. 8vo. 9 gr.

Ach! nur zu ergiebigen Stoff werden die Mord- und Jammerscenen des zerrütteten Frankreichs dem theatralischen Dichter der Folgezeit darbieten! Vorliegendes Stück hat indeß blos zur Absicht, durch Darstellung des traurigen Schicksals so vieler Emigranten, auch außerhalb ihres Vaterlandes, für diese bedauernswürdige Flüchtlinge etwas mehr Antheil und Menschenliebe zu erwecken. Die von dem Verfasser hierzu aufgestellten Charaktere sind freylich so ins Schöne gemalt, daß wer solchen exulirenden sein Mitleid versagen wollte, noch liebloser und barbarischer seyn müßte, als die Rotte von Bösewichtern selbst, die an dem unübersehlichen Elende Schuld sind. Mit einem Worte: der Hart- Schwach- und Schiefköpfe, die so viele Tausende von armen Emigranten in eine Classe werfen, und solche ohne Bedenken für ein äußerst verächtliches Völkchen erklären, bloß um der sauern Pflicht eines thätigen Mitleids aufs geschwindeste entübriget zu seyn; dieser hartherzigen Zuschauer giebt es überall noch so viel, daß Herr B. Dank dafür verdient, das Edle eines menschenfreundlichern Betragens durch eine Reihe rührender Vorfälle hier entwickelt und anschaulich gemacht zu haben.

In einer kurzen und anspruchslosen Vorrede gesteht der Verfasser selbst, daß von Seiten der dramatischen Kunst sein Stück mehr als eine Blösse gebe. Um den günstigen Augenblick zu benutzen, ward es von ihm für eine eben in Pyrmont spielende Gesellschaft verfertigt, und nicht ohne Beyfall aufgeführt. Dem Wunsche, jetzt und bald auch anderwärts wirken zu können, mußten die Verbesserungen aufgeopfert werden, deren Nothwendigkeit er selber fühlt, zu deren Anwendung es ihm aber an Zeit gebrach. Allerdings sind der

auftretenden Personen gar zu viel; ihre Charaktere daher zu wenig individualisirt, und die Veränderungen der Scene selten mit der nöthigen Kunst herbeygeführt. Im Ganzen ist die Sprache des Verf. rein und natürlich; letzteres jedoch nicht immer in dem Munde der Personen, die so eben zu sprechen haben; denn wie viel kommt nicht darauf an: Davusne loquatur an heros!

Da indeß dieses Stück Herrn B. (der, wie wir hören, zu Arolsen im Waldeckschen ein obrigkeitliches Amt bekleidet), erster Versuch ist, so wird er, oder jeder andrer, der eben diesen Gegenstand wieder zu behandeln Lust hat, auch ohne eine holländische Familie — die Scene ist an der schwäbischen Grenze — ohne die Dazwischenkunft des Magisters, ohne einen erstochenen und wieder aufgelebten Grafen, und dergleichen Flickrollen mehr, uns für die verstoßenen Söhne und Töchter eines noch bedauernswürdigern Vaterlandes zu interessiren wißen. Daß bey mehrerer Muße auch der ganze Dialog kürzer und gedrängter ausfallen werde, versteht sich alsdann von selbst.

Ea.

Hirngespinste, ein Lustspiel in vier Aufzügen von Lambrecht. Nürnberg, in der Felseckerschen Buchh. 1792. 112 S. 8. 5 gr.

Eine freye Bearbeitung des Lustspiels von Collin d'Harleville, les Châteaux en Espagne, welches auch schon von Vulpius bey seinen Luftschlössern zum Grunde gelegt wurde. Rec., der beyde Verdeutschungen kennt, giebt doch der gegenwärtigen bey weitem den Vorzug. S. 83. Z. 12. „ich habe sie mir genug gesehen,“ ein Provinzialismus. S. 89 ist wohl der Monolog des Thomas etwas zu lang. Stutterey statt Stuterey, grosen st. großen, Zähen st. zehen, sponn st. spann, u. dgl.

Bir.

So geht es in der Welt, ein Original-Lustspiel in 5 Aufzügen, von André Hanke. Wien, 1792. bey Goldhann. 8 Bogen. 8. 5 gr.

Wenn

Wenn es größtentheils in der Welt so hergienge, wie in diesem schlechten Lustspiele; so gienge es sehr elend in der Welt. Kein Schauspieldirektor wird wohl, so bald er nur ein paar Blicke in dies Stück gethan hat, in Versuchung gerathen, es aufzuführen; und zum Lesen ist es noch unerträglicher, da es, neben allen möglichen Unvollkommenheiten, auch mit Sprachfehlern reichlich ausgerüstet ist.

Der willkommene Gast, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Braunschweig, bey Schröder, 1793. 35 Seiten. 8. 2 gr.

Ein Stück, das nicht den geringsten Werth hat. Man nehme dagegen, was aus einem ähnlichen Süjet Göthe in dem kleinen Schauspiele: die Geschwister zu machen verstanden hat. So armselig aber ist das Genie dieses, noch obendrein in der Sprache unwissenden Verfassers, daß er, um das Paar Blätter mit unbedeutenden Scenen vollzufüllen, fünf unnütze Flickrollen eingeschoben hat.

Eg.

J. W. Zieglers Schauspiele. Dritter Band. Wien, bey Kaiserer. 1792. 16½ Bogen in 8. 12 gr.

Dieser Band enthält zwey Stücke: zuerst die Pilger, eine von den verwünschten Ritteractionen, aus den Zeiten des Faustrechts; eine alberne Vermischung von antikem und modernem Unsinne, geschrieben, wie alle Stücke dieser Art, um dem gaffenden Pöbel aller Classen, durch abgeschmacktes Spektakel die Augen offen zu erhalten; das zweyte Stück: Der seltene Oncle, ist leer von Handlung; die Intrigue ist kahl; in den Charakteren herrscht gar keine Haltung; nur der Dialog ist leidlich, und hie und da stößt man auf eine witzige Wendung.

Die guten Unterthanen, ein ländliches Sittengemälde mit Gesang, in fünf Aufzügen, von einem Freunde der Volkstugenden. Den Fürsten und

Großen gewidmet. München, bey Lentner. 1793. 7 Bogen 8. 5 Kr.

Es ist mit diesem Stücke herzlich gut gemeynt; allein der Plan desselben ist dürftig, die Ausführung gemein; die Charaktere sind grob verzeichnet, besonders der des Amtmanns. Die Poesie der Arien ist rauh und unmusikalisch. Schwerlich also wird ein Tonkünstler Beruf fühlen, zu diesem, fünf Aufzüge langen Singspiele Musik zu setzen. Dazu kömmt denn noch, daß der Verf. eine unerträgliche Menge Bayerscher Provinzialismen sich eigen gemacht hat. So sagt er z. B. Sackuhr statt Taschenuhr, beede st. beyde, bis Mittag st. um Mittag, Gerichtsdiener st. Amtmann, nimmer st. nicht mehr, nimm Er hin st. nehm Er hin, schiebt er das Wort halt oft ein, u. dgl. m.

Pk.

Weltweisheit.

Grundlinien der Vernunftlehre, Ontologie und Moralphilosophie. Zum Besten der Schulen herausgegeben, von J. C. Jahn. Nürnberg, bey Grattenauer. 1793. 220 S. 8. 8 Kr.

So weit Rec. entfernt ist, es einem Lehrbuch irgend eines Theils der philosophischen Wissenschaften zum Fehler anzurechnen, wenn es nicht nach dem neuesten System der Philosophie eingerichtet ist, so hält er es doch für eine unnachlaßliche Forderung an den Verfasser desselben, mit diesem System bekannt zu seyn, und seine Bekanntschaft wenigstens durch die Behandlungsart einzelner Gegenstände an den Tag zu legen; denn man mag von dem System des Königsbergischen Philosophen so ungünstig urtheilen, als man will, so kann man doch nicht leugnen, daß er viele einzelne Gegenstände genauer bestimmt und mehr aufgeklärt, und gegen manche Lehrsätze und Behauptungen, die bisher als ausgemachte Wahrheiten galten, wichtige Einwürfe erhoben hat. In dem vor uns liegenden Buch aber finden wir auch nicht die geringste Spur einer solchen Bekanntschaft, und man würde keine Ahndung haben, daß der Verf. etwas von den neuesten Begebenheiten in dem

Rei-

Reiche der Philosophie wüßte, wenn nicht der Name Kant ein paarmal darin vorkäme. Er ist vornehmlich dem Wolfischen System gefolgt; indessen würde es sehr ungerecht seyn, diesem alle Fehler zur Last zu legen, die er sich hat zu Schulden kommen lassen. Gleich im ersten §. soll die Existenz der Seele, als eines vom Körper verschiedenen Wesens, bewiesen werden; der Beweis ist aber so mangelhaft und kraftlos, daß es auch Schülern bey einiger Aufmerksamkeit nicht entgehen kann. Der Verf. will sich zwar damit entschuldigen, daß tiefsinnige Untersuchungen nicht für Anfänger gehören; warum ließ er aber alsdann nicht die ganze Sache in suspenso? Man befindet sich beym wissenschaftlichen Vortrage auf Schulen öfters in dem Fall, Beweise, die zu schwer sind, übergehen zu müssen; das kann man der Gründlichkeit unbeschadet, man muß es nur den Zuhörern selbst anzeigen, und sie auf die künftigen Zeiten, wo ihre Einsichten reifer seyn werden, vertrösten; aber ihnen nicht etwas für Beweis ausgeben, was keiner ist. — Die **Einbildungskraft** erklärt er §. 3. als das Vermögen, sich eine Sache nicht mehr so getreu vorzustellen, als man sie empfunden hat, und von dieser Vorstellung etwas wegzuthun oder hinzuzusetzen. — **Verstand** ist ihm das Vermögen zu untersuchen, was wahr und nicht wahr ist; Vernunft aber das Vermögen, das Allgemeine der Dinge und ihre genaue Verbindung zu untersuchen. — §. 4.: „Es giebt auch **innere Sinne**, wo wir empfinden, was in uns vorgeht, z. E. Schmerz, „Vergnügen, Krankheiten, die Güte einer Sache ꝛc.!!" — In einem kurzen Abriß der Geschichte der griechischen Philosophie §. 7. wird Pythagoras nach Plato und Zeno gesetzt! — Im 8. §., wo die Theile der Philosophie angegeben werden, wird die Moral und das Naturrecht durch folgende Bestimmungen charakterisirt: „jene **bittet und ermahnt**, dieses **befiehlt und droht**." — In der dürftigen Geschichte der Logik S. 21 wird des Aristoteles und seines Organons nicht gedacht; hingegen von Wolf gesagt: „er lehrte zuerst, wie man ordentlich denken soll." — Dies klingt fast, als hätte man vor Wolf nicht ordentlich zu denken gewußt. — Den Namen **Logik** leitet er von „λογικος suppl. τεχνη" her. — S. 23. heißt es gar, es giebt Vorstellungen, die nicht in die Seele kommen — das ist ja ein offenbarer Widerspruch gegen die vorhergehende Erklärung, nach welcher weder der Körper noch ein Theil desselben, sondern die Seele allein, das Vermögen besitzt, Vorstellungen zu haben. Und so ist der Verf. selbst ein

Be-

Beweis, daß man eine ganze Logik schreiben kann, ohne sich nur logisch richtig auszudrücken, und daß man auch nach Wolf nicht immer ordentlich denkt. — Die Ontologie ist nicht gründlicher abgefaßt, als die Logik; und die Moral besteht blos aus einzelnen moralischen Vorschriften, die in keine systematische Verbindung gebracht sind: z. B. mache dich so vollkommen, so glücklich, als es möglich ist; sorge für die Gesundheit deines Körpers ꝛc. ꝛc.

Sw.

Ueber Wahrheit und sittliche Vollkommenheit, von Adam Weishaupt. Regensburg, in der Montag- und Weißischen Buchh. 1793. 8. 19 Bog. 1 Rthl. 4 Gr.

In der Einleitung erklärt der Vf. die Absicht dieser Schrift. So verschieden auch die Meinungen der Menschen über unsere sittliche Natur und über unsern sittlichen Werth seyn mögen; so sehr sich unsere Urtheile in der Bestimmung von dem Werthe einzelner Handlungen widersprechen: so vereinigen sich doch alle Stimmen aller Zeiten, und aller vernünftigen Menschen, wenn von dem Werthe der Sittlichkeit und Tugend im Allgemeinen die Rede ist. Alle Menschen kommen darinn überein, daß die Sittlichkeit etwas Schönes und Erhabenes sey, daß es gute und böse Handlungen, Tugenden und sittliche Mängel gebe. Die Sittlichkeit ist zugleich ein Bedürfniß der Menschen. Auch arbeiten der Staat und die Kirche unaufhörlich mit vereinten Kräften an dem Zwecke, die sittlichen Mängel zu vermindern, die Bewegungsgründe der Handlungen zu veredlen, und auf diese Art die Menschen unschädlicher, besser, gleichförmiger und zuverlässiger zu machen. Bei der Besserung und Veredlung der Menschen aber kommt alles auf die Begriffe an, welche jeder von dem hat, was der Mensch werden kann, welchen Begriff sich jeder von einem gesunden und mangelfreyen Zustand der Seele macht, worinn jeder die Vollkommenheit setzt. Der Begriff von sittlicher Vollkommenheit ist daher der, um welchen sich die ganze Sittenlehre dreht, wodurch sich alle moralischen Systeme vorzüglich unterscheiden, von welchem die genauere und vollständige Kenntniß unserer Mängel abhängt, und welcher bei jeder Besse-

Besserungsanstalt zum Grunde liegt. Die Bemühungen des Verf. gehen nun dahin, den Begriff von Vollkommenheit zu bestimmen, auf diesen Begriff eine Physiologie der Seele zu gründen; zu zeigen, worinn eigentlich ihr gesunder Zustand, die Vollkommenheit bestehe; wie sich darinn alle Tugenden gründen, und im wahrsten Sinn nur eine einzige Tugend ausmachen; den Grundmangel zu erforschen, dessen abgeleitete Theile und Folgen alle übrige sittliche Mängel sind; diese Ableitung anschaulich und begreiflich zu machen; auf diese Art eine Pathologie der Seele zu entwerfen, und noch überdieß zu zeigen, auf welchen seichten Gründen unsere gegenwärtigen Tugenden beruhen; in welcher engen Verbindung sie mit unsern Mängeln stehen; wie unter so heterogenen Dingen eine Verbindung möglich ist; was sich an dem kranken Theile unserer Seele entweder dermalen schon, oder in der Folge, und durch welche Mittel heilen lasse. Da aber der Begriff von Vollkommenheit, auf welchen sich die ganze Sittenlehre gründet, keineswegs der **letzte** ist; da er nothwendig auf die Begriffe von **Endzweck** und **Bestimmung**, auf die Lehre von **Zwecken** und **Finalursachen**, führt, diese voraussetzt, und ohne solche keine Realität hat; da ferner die Lehre von den **Zwecken**, auf die Lehre von den **Grundursachen der Dinge**, auf den **Satz des zureichenden Grundes** führt, so sieht sich der Verf. bemüßiget, seinen sittlichen Untersuchungen die Erörterung der Fragen voranzuschicken: **Ob und welcher Gewißheit die letzten Gründe unseres Wissens fähig seyen? Ob die Gewißheit eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Erkenntniß sey?** — das vor uns liegende Buch ist daher blos eine Einleitung, Vorbereitung und Berichtigung der zur Hauptuntersuchung nöthigen Vorkenntnisse. Diesem ersten Versuch soll ein zweyter folgen, in welchem der Verf. die **objektive Gültigkeit des Satzes der Causalität** und der **Lehre von den Finalursachen aller Dinge**, auf das strengste untersuchen will. Erst nachdem sich der Verf. auf diese Art den Weg geebnet haben wird, will er den Begriff von sittlicher Vollkommenheit und Mängeln festsetzen, daraus folgern, die Abstammung unserer Tugenden und Mängel aus einer gemeinschaftlichen Quelle entwickeln, den Grund zu einer Lebensweisheit legen, und sie zur Würde einer Wissenschaft erheben.

Das vor uns liegende Buch besteht nun aus folgenden einzelnen Abhandlungen: **Erste Abhandlung, über die**

Grenzen des Zweifelns. Wahrheit und Gewißheit sind die dringendste Bedürfnisse verständiger Kräfte; da es aber unmöglich Gewißheit geben kann, wo entweder gar keine oder nur zufällige, und durchaus veränderliche Gründe sind: so ist das Nothwendige und Unveränderliche der Schwerpunkt, nach welchem alle menschliche Erkenntniß gravitirt. Es wird aber durch die tägliche Erfahrung bestätiget, daß die menschliche Meinungen sich widersprechen, und daß es wenig Gegenstände der Erkenntniß giebt, über welche sich alle Menschen vereinigen. Dieß macht, daß in unserer Erkenntniß noch sehr viel Ungewißheit herrscht. Diese Ungewißheit giebt uns ein gegründetes Recht, über sehr viele Gegenstände zu zweifeln. Niemand kann aber läugnen, daß es unter vielen gegründeten Zweifeln auch sehr unvernünftige geben könne: Niemand kann behaupten, daß unvernünftige Zweifel unsere Achtung und Aufmerksamkeit verdienen; und der Mensch ist daher nur zu vernünftigen Zweifeln berechtiget. Der Naturzweck alles Zweifelns ist der natürlichste und zuverlässigste Maßstab, um die Vernunftmäßigkeit aller Zweifel zu bestimmen. Dieser Naturzweck alles Zweifelns ist kein anderer, als die Wahrheit, die Berichtigung derselben, die Gewißheit. Alle Zweifel, welche diesen Zweck aufheben, oder vernichten, sind unvernünftig; so wie diejenigen Zweifel die einzigen vernünftigen sind, welche diesem Zweck entsprechen. Aus diesen Sätzen zieht der Verf. die Folgerung: es ist unmöglich mit Vernunft und im ganzen Ernste zu zweifeln, ob es eine Wahrheit gebe, ob von dem allem, was wir empfinden, denken und erkennen, etwas wahr sey. Man kann zweifeln, ob dieß oder jenes wahr sey, worinn der Grund der Wahrheit bestehe, ob nicht alles was wir als wahr erkennen, eine subjektive Täuschung sey, welcher es an aller objektiven Gültigkeit mangelt? Aber zweifeln, ob es in dem einen sowohl als dem andern Sinne eine Wahrheit gebe — diesem Zweifel zufolge glauben, daß alles, was wir erkennen, Irrthum und Betrug sey, — dies kann nie vernünftig heißen, indem es aller Vernunft und Erfahrung widerspricht. Hingegen könnte der Skeptiker erinnern, dies alles beweise nur, daß wir etwas für wahr halten müssen, es beweise aber nicht, daß etwas wahr sey; denn was der Eine für wahr halte, werde von hundert andern widersprochen. Um diesen Zweifel zu heben, sucht der Verf. zu beweisen, daß die Wahrheit und Gewißheit wesentliche Eigenschaften der menschlichen Erkenntniß seyen.

seyen. Diesen Beweis sucht er aus dem Zwecke der menschlichen Erkenntniß herzuleiten, u. also vor allen Dingen zu bestimmen, ob unsere Erkenntniß einen Zweck, und welchen sie habe?

Die zweyte Abhandlung handelt daher **von dem Zweck der menschlichen Erkenntniß.** Bey dieser Untersuchung geht der Verf. von der Beantwortung folgender Fragen aus: **Ich bin — aber was bin ich? und zu welchem Ende bin ich da? Was soll dadurch, daß ich wirklich bin, noch weiter geschehen? Nichts oder Etwas?** Hier zeigt der Verf. sehr auffallend, daß mit dem Zwecke unseres Daseyns (er seye welcher er wolle) unsere besten Einsichten und Erwartungen vernichtet werden; daß diese Vorstellung mit dem ganzen System unserer Gedanken und Begierden auf das innigste verflochten ist; daß unser ganzes Leben ohne einen solchen Zweck ein grundloses, elendes, planloses, thörichtes und widersprechendes Leben ist; daß mit diesem Zweck alle Dinge ihren Werth, und alle Begierden ihren Gegenstand verlieren, indem auf diese Art aller Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Nutzen oder Schaden, Gut oder Bös, Tugend oder Laster, sammt allen Regeln der Weisheit und Klugheit, sammt aller Vernunftmässigkeit unserer Handlungen, und folglich alle Sittlichkeit, alle Gründe unserer Handlungen, und mit diesen unsere ganze Thätigkeit aufgehoben wird; daß ein zweckloses Daseyn mit eben so zwecklosen Eigenschaften und unwirksamen Kräften ein wirkliches Nichtseyn ist; daß wir folglich, dieser Lehre gemäß, am Ende unser eigenes Daseyn läugnen, oder widersprechen müßten. Deswegen hält der Verf. die Lehre von dem Zwecke unseres Daseyns für die Fundamentallehre, und den Grundstein aller Sittlichkeit; für die Lehre, welcher nicht widersprochen werden kann, welche wenigstens eine subjective Gültigkeit haben muß, indem sie ein wahres Bedürfniß unserer Natur ist; für eine Lehre endlich, ohne welche keine Lebensweisheit möglich ist, nach welcher, alles Zweifelns und Widerspruchs ungeachtet, sich unser Leben doch immer richtet. — Da nun unser Daseyn einen Zweck haben muß, **welches ist nun dieser Zweck?** Eine successiv wachsende Entwicklung unserer Kräfte (Vervollkommnung) bis hinauf zur vollsten Entwicklung (Vollkommenheit, Vollendung) ist der Zweck von dem Daseyn aller Menschen. Da aber die Vollkommenheit Glückseligkeit wirkt: so ist die Glückseligkeit der letzte Zweck unseres Daseyns, um dessentwillen Alles geschieht, wozu sich alles, als ein untrügliches Mittel, verhält.

Unse-

Unsere Glückseligkeit hängt aber von unsern Vorstellungen, von einer gewissen Stimmung unseres Geistes ab, und daraus folgt: daß die Glückseligkeit ein innerer Zustand sey, welcher sich ganz nach der Erkenntniß und Vorstellungsart des Menschen richtet; daß nicht jede Vorstellungsart zu diesem Zustand führe; daß die Berichtigung unserer Erkenntniß das einzige und reelste Mittel zur Glückseligkeit sey; daß dem Menschen die Erkenntnißkraft verliehen worden sey, um zur Glückseligkeit zu gelangen; und daß folglich die Glückseligkeit der letzte Zweck all unseres Erkennens und Wissens sey. Wenn nun die Glückseligkeit der letzte Zweck ist, wozu sich unser Wissen und Erkennen als ein ausschliessendes Mittel verhält, so ergeben sich daraus folgende zwey Resultate: 1) Nach diesem Gesichtspunkt läßt sich der Werth aller einzelnen Kenntnisse beurtheilen. Nach ihm kann bestimmt werden, welche Kenntnisse von allen Menschen erworben werden müssen, welche diesen die nächsten sind, in welcher Ordnung von Werth oder Unwerth alle einzelne Kenntnisse auf einander folgen, welche unnütz, oder schädlich sind. 2) Nach diesem Gesichtspunkt können die Eigenschaften bestimmt werden, welche die menschliche Erkenntniß haben muß, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen, und die damit verbundenen Wirkungen hervorbringen soll. Diesen zwey Resultaten widmet der Verf. die zwey folgenden Abhandlungen. Deswegen handelt

die dritte Abhandlung von dem Werthe der menschlichen Kenntnisse insbesondere. Der Werth der menschlichen Kenntnisse richtet sich nach dem Nutzen, welchen uns unsere Begriffe mittelbar oder unmittelbar in der entferntesten Zukunft versprechen, nach der Möglichkeit durch ihre Vermittlung unsere gegenwärtigen Verhältnisse so zu übersehen, sie so zu benutzen, daß der Gebrauch derselben uns in der entferntesten Zukunft nie schädlich werden, oder größere Unlust erwecken kann. Welches sind aber solche Kenntnisse, welche die ersten aller möglichen seyn sollen, deren absoluter Werth den Werth aller übrigen bestimmt? Welche Kenntnisse im Gegentheil haben einen blos untergeordneten relativen Werth? und in wieferne ist dieser Werth relativ? — die vorzüglichsten aller Kenntnisse sind solche, welche unmittelbar auf den Zweck alles Wissens und Erkennens gehen, welche uns folglich lehren, wahrhaft glückselig zu seyn, welche uns unterrichten, worinn die wahre menschliche Glückseligkeit bestehe. Diese Merkmale der ersten aller Kenntnisse passen auf keine andere

so gut, als auf die Religion, oder auf die Glückseligkeits- oder Sittenlehre, auf die Lehre von den Zwecken der Dinge, von der Bestimmung des Menschen, von dem Werthe und der Unterordnung aller Güter, von der Kenntniß unserer allgemeinen sowohl als unserer individuellen Natur, der Verhältnisse und Umstände, unter welchen wir leben, von der Kenntniß und klugen Auswahl der Mittel, welche am sichersten zur Glückseligkeit führen. Daraus folgt, daß das eigene Studium der Menschen der selbst sey; daß alle übrigen möglichen Kenntnisse, wären es auch diejenigen, welche die Welt am meisten in Erstaunen setzen, bloße untergeordnete Kenntnisse, und, so zu sagen, Hülfswissenschaften seyen; daß alle Wissenschaften nichts weiter als nähere oder entferntere Beweise und Belege zu den Begriffen und Grundsätzen enthalten, ohne welche keine dauerhafte Seelenruhe und Zufriedenheit möglich ist; daß keine Erkenntniß zweckmäßig oder vollkommen genannt werden kann, wenn sie nicht wenigstens entfernter Weise auf den Willen wirkt, und die Bewegungsgründe unserer Handlungen veredelt. Hieraus ergiebt sich, a) daß alle Kenntnisse, welche blos allein den Verstand beschäfftigen, und dabey von der Art sind, daß davon gar keine Anwendung im thätigen Leben gemacht werden kann, welche sich folglich zum Glück oder Unglück der Menschen ganz gleichgültig verhalten — ganz unnütz und überflüssig sind, und gar keinen Werth haben. b) Daß alle Begriffe, Grundsätze, Vorstellungsarten und Gesichtspunkte, welche den Menschen ungesellig und mit seinem Schicksale unzufrieden machen, welche die Leidenschaften in dem Maaße begünstigen, als sie die Herrschafft der Vernunft schwächen; alle Vorstellungsarten, wodurch die Menschen kurzsichtiger, eigennütziger, unverträglicher, wodurch sie sinnlicher, furchtsamer, träger, gegen die Zukunft sowohl, als gegen alles wahrhaft Grosse, gleichgültiger werden, deren Folgen Stolz, Neid, Menschenhaß, Verzweiflung sind, welche überhaupt machen, daß der Mensch mit sich und der Welt in einem ewigen Streit lebt — daß alle diese Vorstellungsarten irrig und falsch sind, und nicht nur gar keinen Werth haben, sondern sogar höchst schädlich sind. Dagegen erhellet c) daß nur diejenigen Kenntnisse, welche die Bewegungsgründe veredeln, die Begierden mässigen, den Gesichtspunkt erhöhen, in unsere Handlungen Gleichförmigkeit, und in unsere Seele Ruhe und Zufriedenheit bringen, mit einem Wort, die zur wahren Weisheit führen, den höchsten Werth haben. Je unmittelbarer

 eine

eine Kenntniß zu diesem Zweck führt, je unentbehrlicher sie zu diesem Zweck ist, um so grösser ist ihr innerer Werth. d) Nach diesen folgen diejenigen Kenntnisse, die zur physischen und politischen Existenz und Wohlfahrt des Menschen mehr oder weniger beytragen, und wodurch man sich und andern die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verschafft. Je allgemeinere und wesentlichere Vortheile dieser Art eine Erkenntniß dem menschlichen Geschlechte, oder der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, um so höher ist ihr Werth, um so mehr verdient sie eine höhere Anstrengung unserer Kräfte, wenn anders unsere Fähigkeiten und individuellen Verhältnisse nicht von der Art sind, daß sie uns die Erwerbung anderer Kenntnisse zur individuellen Pflicht machen. d) Endlich kann man Kenntnissen auch noch einen besondern Werth beylegen, nach dem näheren oder entfernteren Verhältnisse, in welchem sie mit unsern Lieblingsbeschäftigungen stehen. Hieraus erhellet, daß alle Kenntnisse der Menschen in einem dreyfachen Verhältnisse stehen: 1) Im Verhältniß auf den Zweck alles Erkennens, auf die Glückseligkeit und Glückseligkeitslehre. Dieses Verhältniß ist ganz unwandelbar. 2) Im Verhältniß auf gewisse physische Vortheile, welche wir erreichen wollen. Hier haben alle Kenntnisse den Werth der Güter, zu welchen sie sich als Mittel verhalten, und folgen in dieser Ordnung auf einander. 3) Im Verhältniß zu einer bestimmten Erkenntniß oder Lieblingswissenschaft eines Menschen. Dieser letzte Maaßstab ist so verschieden, als der Geschmack und die Neigungen einzelner Menschen verschieden sind. Er ist die Ursache, daß Hauptwissenschaften als bloße Hülfskenntnisse, so wie bloße Hülfskenntnisse als Hauptwissenschaften erscheinen und als solche geschätzt werden.

Die vierte Abhandlung handelt von der Wahrheit und Gewißheit, als den wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Erkenntniß. Alle Eigenschaften unserer Erkenntniß müssen von der Art seyn, daß sie unserm Trieb nach Glückseligkeit nicht widersprechen. Nun ist aber entweder alle Glückseligkeit ein Traum, ein Unding, ein Einfall der Schwärmer und Schulen; oder sie kann unabhängig von aller Erkenntniß ganz in demselben Grade erhalten werden; oder unsere Erkenntniß muß in Dingen, welche auf unsere Glückseligkeit einen näheren Bezug haben, einer sehr hohen Gewißheit fähig seyn. Unter diesen drey Fällen ist nur der

letztere möglich. Es fragt sich also nur, worinn dann die Gewißheit bestehe? — Die Gewißheit entsteht bey jedem Menschen, sobald in seiner Seele, in Betreff gewisser Vorstellungen, das Gefühl von Nothwendigkeit entsteht. Wo Nothwendigkeit ist, wo diese Nothwendigkeit eingesehen und vorgestellt werden kann: da allein ist Gewißheit. Hieraus folgt, daß die Gewißheit sich durchaus nach der Nothwendigkeit, und nach dem Grade derselben richtet, und daß über ganz zufällige Gegenstände, oder über solche, welche das Ansehen von Zufälligkeit haben, so lange dieser Anschein von Zufälligkeit fortdauert, keine Gewißheit möglich sey. Der menschliche Geist, welcher so sehr nach Gewißheit strebt, strebt daher nach dem unbedingt Unveränderlichen und Nothwendigen, und deswegen wird er weder durch eine Hypothese, noch durch irgend eine Erkenntniß befriediget, deren Wahrheit blos relativ ist. Eben so wenig kann die Vorstellungsart — kraft welcher unsere ganze gegenwärtige Erkenntniß eine bloße, obgleich nothwendige Folge von der gegenwärtigen Einrichtung unserer Natur seyn soll, und welche behauptet, daß wir uns alle Dinge so und nicht anders vorstellen können, weil wir so gebaut und geformt sind — keine beruhigende Vorstellungsart seyn, welche zur Gewißheit führt. Auch die Vorstellungsart — welche die Sinnenwelt als den letzten reellen Grund unseres Wissens anerkennt, dabey aber diese Sinnenwelt als eine subjektive Erscheinung betrachtet, welcher entweder gar nichts objektives Uebersinnliches zum Grunde liegen soll, oder in welcher dieses Uebersinnliche zwar anerkannt, aber als eine bloße Idee, als ein bloßes Postulat der Vernunft, ohne erweisbare objektive Realität angenommen wird — ist nicht beruhigend; denn keine Erkenntniß kann gewiß und beruhigend seyn, von welcher wir uns nicht überzeugen können, daß sie wenigstens, so viel ihre letzten Gründe betrifft, objektive Gültigkeit habe. Nur die Vorstellung, daß etwas durch den Zusammenhang mit dem Unbedingten nothwendig sey, ist die ausschließende Bedingung einer höheren Gewißheit, und alles, was ganz zufällig ist, oder scheint, dessen Zufälligkeit nicht vermindert werden kann, ist keiner Gewißheit fähig. In allen Fällen hingegen, wo bei uns das Bewußtseyn von totaler Uebersicht entstehen kann, da ist, nachdem diese Totalität eingebildet oder reel ist, reelle oder eingebildete Gewißheit möglich. Diesem zufolge können wir zur vollen Gewißheit gelangen über alle Gegenstände, welche nicht zu konkret und complicirt sind, welche von der Art sind, daß sich ihr Mannich-

 falti-

faltiges vollständig entwickeln, u. mit einem Blick übersehen läßt. Dergleichen Gegenstände sind 1) Empfindungen und sinnliche Erfahrungen als solche betrachtet. Nicht minder 2) der Grund der geometrischen Wissenschaften. Auch 3) allgemeine Begriffe, Grundsätze und Gesichtspunkte. Je höher und allgemeiner sie sind, einer um so höheren Gewißheit sind sie fähig: denn unsere höchsten Begriffe und Grundsätze sind Resultate der frühesten, allgemeinsten, unaufhörlich wiederkommenden, durch keinen Fall noch zur Stunde widerlegten Erfahrungen; durch sie werden Eigenschaften und Fakta ausgedruckt, welche sich jedem Menschen aufdringen, weil sie an allen Gegenständen, zu allen Zeiten, und aller Orten gefunden werden, welche sich eben daher durch die unaufhörliche Wiederholung unserm Geiste früher und stärker eindrücken, allem Denken zum Grunde liegen, und aus dieser Ursache einen Anschein von Priorität haben. — In allem, was der Mensch denkt oder thut, führt er alles auf Einheit zurück, er beruhiget sich in dem Maaß, als er sich der wirklichen Einheit nähert; denn in so ferne er diese trifft, ist in seinen Vorstellungen Uebereinstimmung, folglich Wahrheit. Und der Mensch strebt eben daher wesentlich nach Einheit seiner Erkenntniß, indem er Uebereinstimmung, Wahrheit und Gewißheit sucht. Die höchste Einheit in unserer Erkenntniß wird aber nur durch Vorstellungen erhalten, welche **Einzig** sind. Und nichts ist **Einzig**, als das **Höchste, Letzte** und **Allgemeinste**. Das **Höchste, Letzte** und **Allgemeinste** ist daher dasjenige, bei welchem sich unsere Vernunft am meisten beruhigen kann. Solche zur Einheit im Denken unentbehrliche Begriffe, auf welche alle mögliche Begriffe am Ende zurückkommen, deren sich jeder Mensch bedienen muß, deren er nie entbehren kann, sind die Begriffe und Vorstellungen, **vom Dinge oder Seyn, von unserm eigenen objektiven Daseyn, von dem objektiven Daseyn anderer Gegenstände ausser uns, vom Ganzen und dessen Theilen: vom Objekt und Subjekt, vom Grund und Folge, von Ursache und Wirkung.** Es giebt also gewisse Vorstellungen und Sätze, bey welchen uns die Vernunft zwingt, sie als wahr und als Grundbegriffe alles Denkens anzuerkennen, und eben deswegen giebt es in der menschlichen Erkenntniß etwas, was nicht mit Vernunft bezweifelt werden kann. Jetzt entstehen aber die Fragen: woher haben die Grundvorstellungen der Seele ihre Wahrheit? Wodurch läßt sich beweisen, daß sie nothwendig und wahr sind? Folgt aus diesem Al-

lem

sein nicht vielmehr, daß sie höchst brauchbar, nicht aber gewiß sind? Haben diese Grundvorstellungen einen reellern Grund, als die gegenwärtige Einrichtung der menschlichen Natur? Kann die Uebereinstimmung, dieses Kriterium der Wahrheit, noch allgemeiner seyn, so daß nicht nur allein alle Vorstellungen der Menschen unter sich übereinstimmen, daß sich noch überdieß diese Uebereinstimmung auf die Gegenstände erstreckt, welche vorgestellt werden? der Beantwortung dieser Fragen ist die fünfte Abhandlung gewidmet, *über die Wahrheit und Gewißheit der letzten Gründe unserer Erkenntniß.* Da sich die Wahrheit und Gewißheit der letzten Gründe unserer Erkenntniß nicht aus andern Sätzen beweisen läßt, eben deswegen, weil sie die höchsten und letzten Gründe sind; so ist ihr einzig möglicher Beweis ihre durchgängige Anwendbarkeit, die Nothwendigkeit sich ihrer zu bedienen, oder gar nichts zu erkennen. Es frägt sich aber noch: läßt es sich auch beweisen, daß wenigstens einige unserer Vorstellungen der vorgestellten Sache entsprechen, daß sie folglich reell und im objektiven Sinne wahr sind? Soll diese Frage beantwortet werden, so muß erwiesen werden: a) daß es außer uns befindliche, in ihrer Wirklichkeit von unserer Vorstellungsart ganz unabhängige Dinge, oder sogenannte Dinge an sich gebe, und b) daß unsere Vorstellungen auf was immer für eine Art mit diesen Dingen an sich zusammenhängen, daß wenigstens unsere Vorstellungen vom objektiven Seyn, auch objektive Realität haben. Unsere Kenntniß hat entweder einen Realgrund, oder nicht. Hat sie keinen Realgrund, so ist außer den Vorstellungen gar nichts wirkliches, so sind wir selbst nicht, so hat auch die Vorstellung Ich keine Realität, und es giebt eben so wenig eine subjektive als objektive Erkenntniß. Unsere Erkenntniß muß also einen Realgrund haben. Dieser Realgrund unserer Erkenntniß ist entweder ganz objektiver, oder ganz subjektiver, oder vermischter Natur. Ist unsere Erkenntniß ganz objektiver Natur, und das vorstellende Subjekt trägt von seiner Seite nichts dazu bey: so giebt es Vorstellungen, ohne ein Subjekt, das vorstellt, so fällt alle Geistesthätigkeit weg, so haben wir höchstens das Daseyn eines Spiegels, sind das Spiel der Gegenstände außer uns, die einzigen blos leidenden Geschöpfe, ohne alle Thätigkeit und Kraft; ohne Tugend und Verdienst, ohne Laster und ohne Schuld. Ist aber der Realgrund unserer Erkenntniß ohne alle Einwirkung äußerer Gegenstände, ausschließend

 der

der Weise in der gegenwärtigen Natur unserer vorstellenden Kraft enthalten; oder ist der Realgrund unserer Erkenntniß ganz subjektiver Natur; so giebt es entweder gar keine Gegenstände, oder sie sind wenigstens ganz und gar überflüßig, und selbst unsere ganze Erkenntniß stürzt zu Boden. Es ist also wohl der Realgrund unserer Erkenntniß, und folglich sie selbst, vermischter Natur, d. h. der Realgrund unserer Erkenntniß ist theils in den Gegenständen außer uns, theils in der Empfänglichkeit des vorstellenden Subjektes enthalten. Unsere Vorstellungen sind das Resultat der Einwirkung außer uns befindlicher Gegenstände auf so organisirte Wesen, und obgleich diese Dinge an sich keine Gegenstände der sinnlichen oder äußern Anschauung sind, so erkennen wir sie doch in ihren Wirkungen, welche sinnlich sind; und da es uns unmöglich ist, Wirkungen ohne Ursachen zu denken, da wir den hinreichenden Grund dieser Wirkungen in der Sinnenwelt nicht finden: so sehen wir uns genöthiget, diesen Grund außer derselben aufzusuchen, weil wir sonst annehmen müßten, was wir nie annehmen können, daß wir selbst keine objektive Wirklichkeit hätten, daß unsere gesammte Erkenntniß ein ganz subjektives Blendwerk, ohne alle Realität und Wahrheit sey. Hieraus folgt also: 1) Wir selbst sind etwas Objektivwirkliches, und in eben diesem Sinne giebt es wirkliche Gegenstände außer uns, Dinge an sich. 2) Die Gegenstände außer uns wirken auf uns, und bestimmen unsere Vorstellungskraft. Unsere Vorstellungen stehen folglich mit dem Ding an sich in einem reellen Zusammenhang. 3) Alle unsere sinnlichen Vorstellungen sind folglich Verhältnisse, sie sind das Resultat solcher Gegenstände, auf so organisirte Wesen. 4) Der Schluß von dem Sinnlichen auf das Uebersinnliche muß objektive Gültigkeit haben. 5) Unsere Erkenntniß ist auf diese Art kein Traum, sie ist aller möglichen Arten von Wahrheit und Gewißheit fähig. — Sollte nun auch durch diese Gründe die objektive letzte Realität und Gewißheit unserer Erkenntniß noch nicht gegen alle Angriffe der Skeptiker gesichert seyn, so ist doch, sagt unser Verf. am Ende seines Buchs, so viel gewiß: Eine vermischte Erkenntniß ist nichts unmögliches; sie erklärt eben so viel, und noch mehr, als eine blos subjektive Erkenntniß; selbst eine blos subjektive Erkenntniß nöthiget uns, Dinge an sich anzunehmen, und als objektiv zu denken; diese Vorstellungsart kann also nicht unvernünftig seyn: sie ist sogar in unserer Subjektivität gegründet, und keine andere

dere Vorstellungsart stimmt mit ihr so gut überein. Es bleibt ferner so viel gewiß: daß es eine subjektive Gewißheit giebt, welche der objektiven durchaus ähnlich ist. Es giebt ein durchaus zusammenhängendes subjektives System; es giebt letzte subjektive Gründe unserer Erkenntniß, Grundsätze, ohne welche selbst alles subjektive Denken unmöglich ist. Diese Grundsätze sind in beyden Systemen dieselbigen; was mit diesen übereinstimmt, ist wahr, was daraus folgt, ist nothwendig, und folglich gewiß. Der Satz des Widerspruchs, des zureichenden Grundes, der Satz, daß alles einen Zweck hat, daß es reelle außer uns befindliche Gegenstände giebt — alle diese Sätze sind wenigstens im subjektiven Sinn als letzte Gründe unsers Denkens so gewiß, als etwas seyn kann. Wir können uns folglich mit allem Recht in jedem Fall auf diese Sätze als ausgemacht und ungezweifelt berufen. Das, was aus ihnen logisch folgt, ist sodann, obgleich nur im subjektiven Sinn, eben so gewiß. In unserer Erkenntniß ist folglich auf jeden Fall, Wahrheit und Gewißheit, es fehlt ihr nur an erweißlicher Objektivität. Diesen Beweis ersetzt aber ein unwiderstehlicher Vernunftzwang, und es ist daher bey aller Subjektivität, als ob alles objektiv wäre. Die totale Beruhigung und höchste Gewißheit abgerechnet, ist folglich in beyden Systemen alles gleich. — Wir haben uns bisher bemüht, unsern Lesern den Inhalt dieser Schrift, so kurz und so deutlich als möglich darzustellen, und sie mit dem Ideengang des Verf. bekannt zu machen. Aus dem angeführten werden nun unsere Leser selbst überzeugt seyn, daß der Verf. verdient, gehört und geprüft zu werden; und ob gleich durch diese Schrift der immer weiter um sich greifende Streit über die letzten Prinzipien alles Denkens und Handelns keinesweges beygelegt wird; so kann sie doch zur Beendigung dieses großen Streits mitwirken. Noch müssen wir bemerken, besonders da der Verf. so sehr darnach strebt, seinem Vortrag den höchst möglichen Grad von Popularität zu geben, daß er diese Absicht bisweilen gerade dadurch verfehlt hat, weil er sie zu ängstlich zu erreichen suchte. Bey diesen Untersuchungen ist, wie wir glauben, nicht sowohl der höchste Grad von Popularität, als vielmehr der höchste Grad von Bestimmtheit ein wesentliches Erforderniß, und wo jene nur mit Hintansetzung dieser erreicht werden kann, sollte billig diese immer vorgezogen werden. Unsere Leser werden in dem Auszug, den wir aus dieser Schrift geliefert haben, mehrere Data finden, wodurch

durch diese Beschuldigung begründet wird. Hätte der Verf. Bestimmtheit sein erstes Augenmerk seyn lassen, so hätte es ihm bey seiner Arbeit nicht entgehen können, daß er öfters mehr den Worten als dem Sinne nach von den Behauptungen einer gewissen Philosophie abweicht, die ihm bey der Ausarbeitung seines Buchs immer vorgeschwebt ist, ob er sie gleich niemals genennt hat. In Ansehung des Inhalts bemerken wir noch blos folgendes: Gesetzt auch, es wäre durch die Gründe des Verf. bis zur Augenscheinlichkeit erwiesen, daß unsere Kenntniß vermischter Natur, und zwar in dem Sinne des Verf. ist, was ist wohl dadurch gewonnen? Kann wohl bestimmt angegeben werden, was in unserer Erkenntniß objektiv, und was subjektiv ist, das heißt, nach dem Sinn, welchen der Verf. diesen Worten beylegt, was das Ding an sich, nicht in so weit es erscheint, zu unserer Erkenntniß beyträgt? Uns dünkt, es lasse sich sogar die Unmöglichkeit davon deutlich zeigen. Es giebt nur zwey Wege zu einer Erkenntniß von dem Ding an sich zu gelangen, entweder muß dies durch Anschauungen, oder durch Begriffe und Schlüsse geschehen. Der Weg durch Anschauungen zu dieser Erkenntniß zu gelangen, ist unmöglich: denn die Anschauungen sind sowohl durch das Anschauungsvermögen, als durch die Organisation, wodurch die Dinge auf das Anschauungsvermögen wirken, bestimmt, und man kann also durch sie zwar eine Erkenntniß von dem Verhältniß der Dinge zur Organisation und zum Anschauungsvermögen, niemals aber eine Erkenntniß von dem Dinge an sich erhalten. Der Weg aber durch Begriffe und Schlüsse zu dieser Erkenntniß zu gelangen, ist eben so unmöglich: denn zu allen Begriffen und Schlüssen müssen die Anschauungen die Data liefern, und aus diesen Datis kann nur auf das Verhältniß der Dinge zum menschlichen Erkenntnißvermögen geschlossen werden, weil in ihnen nicht mehr enthalten ist. Wollte man sagen, die Anschauungen sind Wirkungen der Dinge an sich, und aus den Wirkungen läßt sich auf die Ursachen schließen: so drückt man sich auf diese Art einmal sehr unbestimmt aus. Es ist wahr, die Anschauungen sind Wirkungen der Dinge an sich; aber wohl gemerkt, Wirkungen auf eine bestimmte Organisation und auf ein bestimmtes Anschauungsvermögen, und es läßt sich nicht unterscheiden, was in diesen Wirkungen dem Ding an sich, und was der bestimmten Organisation zugeschrieben werden müsse. Alsdenn läßt sich zwar aus der Wirkung auf

die Ursache schließen, aber nur auf die Existenz der Ursache, nicht auf ihre innere Beschaffenheit, denn die Wirkungen sind ja selbst wieder Anschauungen, und Anschauungen können nie eine Erkenntniß von dem Dinge an sich verschaffen.

G.

Erziehungsschriften.

Geist der Sokratik. Ein Versuch, den Freunden des Sokrates und der Sokratik geweiht, von Fr. Mich. Vierthaler. Salzburg, in der Mayrischen Buchhandlung. 1793. 15½ Bogen in 8v. 9 gr.

Die Absicht des Verf. ist, durch diesen Versuch das Studium der Sokratik und der Sokratischen Schriftsteller zu befördern, zugleich aber auch sich beym Publikum über die Grundsätze, die er in Betreff dieses Zweiges der Pädagogik seit ungefähr drey Jahren gelehrt hat, zu rechtfertigen. Wir halten dafür, daß der Verf. durch diesen so gut gerathenen Versuch diese gedoppelte Absicht gewiß erreichen werde. Dieser Versuch zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält folgende Paragraphen: §. 1. Einleitung. Von Sokrates, seinen berühmtesten Schülern, und seiner Lehrart überhaupt. §. 2. Darstellung der Sokratik. Sokrates Kunst, das Gespräch einzuleiten. §. 3. Sokrates Kunst, die Menschen gesprächig zu machen. §. 4. Art des Sokrates, das Gespräch zu unterhalten und zu erhitzen. §. 5. Von der Sokratischen Mäevtik. §. 6. Sokrates benutzt jede Antwort, und weiß aus ihr eine neue Frage zu ziehen. §. 7. Sokrates dringt auf Bestimmtheit. §. 8. Von der Sokratischen Popularität. §. 9. Warnung vor knechtischer Nachahmung und Affektation des Sokratismus. §. 10. Ironie des Sokrates. Ernster Ton. Muster von Beydem. §. 11. Sokrates spielt den Ernsten. Milderung dieser Rolle. Nothwendigkeit, den Vortrag herzlich zu machen. Zweyte Abtheilung. §. 12. Einleitung in die Sokratische Topik. §. 13. Von den Vergleichungen. §. 14. Von den Sokratischen Erzählungen. §. 15. Von Fabeln. §. 16. Vom weisen Gebrauche der Verse. §. 17. Von den Sprüchwörtern und

Sentenzen. §. 18. Anacephaläose. §. 19. Sokratische Klugheitsregeln. Jeden dieser Paragraphen erläutert der Verf. nicht nur durch die schicklichsten Beyspiele aus den Sokratikern, sondern giebt auch hier und dort Winke zur Anwendung derselben auf den religiösen Vortrag, und zeigt bisweilen die auffallende Aehnlichkeit der Sokratischen Methode mit der Lehrart Christi. In der Einleitung giebt der Verf. eine allgemeine Beschreibung von der Sokratischen Methode. Sokrates, sagt er, verstand sich auf die Kunst, die Gedanken Anderer auszuforschen, ihre Ideen, so dunkel, verworren und unreif sie auch in ihrem Kopfe liegen mochten, ans Licht zu bringen, und sie ihnen ganz entwirrt, deutlich und hell vors Auge hinzustellen; Er verstand sich auf die moralische Entbindungskunst. Die Methode des Sokrates legt der Vf. in diesem Versuche dar, und zwar nicht in abstrakten Regeln, sondern er führt den Sokrates selbst ein, so wie er beym Xenophon, Platon und Aeschines spricht, und stellt damit seinen Lesern Sokrates Ton, Manier und Eigenheiten ungleich lebhafter und fühlbarer dar, als es durch das trübe Medium abgezogener Regeln hätte geschehen können. Man hört in diesem Versuch überall den Sokrates selbst sprechen. In dem 18ten §. beantwortet der Verf. die Frage: Was ist die Sokratik, und was ist sie nicht? — Auch prüft er hier den Begriff, den Salzmann davon aufgestellt hat. Zur Beantwortung der eben angeführten Frage zieht der Verf. aus den vorhergehenden Paragraphen folgende Resultate: „Aehnlich einem der Götter, die, der griechischen Sage nach, oft ihren Olymp verließen, um unter den Menschen Menschen zu seyn, stieg Sokrates von seiner Höhe herunter, und sprach und handelte, unter den gewöhnlichen Menschen nicht als ein höheres Wesen, sondern als einer aus ihnen."

„So sehr er indessen den gewöhnlichen Menschen spielte, und immer und überall für den Mann gelten wollte, der stets eben dasselbe dachte und sprach: so war doch seine Methode nichts weniger als einförmig. Sie war kein Modell, in das er jede Materie zwängte. Er paßte sie dem Stoffe an, und forderte nicht eigensinnig, daß dieser sich jener anpassen sollte."

„Mit gleicher Klugheit und Sorgfalt richtete er sich nach seinen Zuhörern. Er ließ sich zu ihrer Schwäche herab, und behandelte sie auf eine Art, die ihrer Fassungskraft, ihren Bedürfnissen, und ihrem Charakter angemessen war. Er

sprach

sprach daher bald im Tone des Didaktikers, bald in dem des Mäeutikers: er forschte aus; er lehrte; er lockte Ideen hervor, und gab Ideen."

„Er mochte nun Dieses oder Jenes thun, so drang er immer auf Klarheit und Bestimmtheit. Dies ist das Charakteristische, die Seele seiner Methode. Wie er selbst dachte, hell und deutlich, suchte er auch Andere denken zu machen."

„Der Weg, auf welchem er zu diesem seinem vorgesetzten Ziele gieng, war der Weg der Analyse, der Versinnlichung, der Vergleichung des Unbekannten mit dem Bekannten, der höchsten und reinsten Popularität in Ideen und Worten."

„Es ist weder richtig noch bestimmt genug geurtheilt, wenn man die Methode des Weisen dem Sermo continuus entgegensetzt; denn sie ist ja oft selbst ein Sermo continuus. Die dialogische Form ist nur die gewöhnlichere Einkleidung."

„Die Mäevtik kann daher auch nur einen Theil, nicht das Ganze der Sokratik ausmachen. Mancher Stoff ist von der Art, daß er dieselbe gänzlich ausschließt."

„Ironie gehört zum Charakter des Sokratis, aber nicht der Sokratik; und die Maske des Ernsten, die Sokrates so gerne trug, nicht zu seinem, wohl aber zum Charakter seines Zeitalters. Beydes läßt, nur gemildert, dem christlichen Sokratiker gut."

„Noch weniger darf das Wesen der Sokratik auf jene Eigenschaft des Weisen reduzirt werden, ein Gespräch vom Unbedeutenden unvermerkt zum Ernsten und Wichtigen hinüber zu lenken. Dies war nur Eines von den vielen Talenten des Sokrates; und noch bey weitem das Schönste und Größte nicht."

„Salzmann irrte sich daher, da er als charakteristisches Kennzeichen, wodurch sich die Sokratische Methode von der gewöhnlichen katechetischen unterscheidet, den Umstand aufstellte, daß bey dieser letztern eine gewisse Wahrheit zum Grunde gelegt, und zergliedert wird, u. s. w. indeß man bey der erstern (der Sokratischen) von einer gleichgültigen Sache zu reden anfängt, das Kind darüber urtheilen läßt, und es bey dem gefällten Urtheil faßt, u. s. w."

„Freylich verfuhr Sokrates oft so, und mußte oft so verfahren. Er gieng darauf aus, Menschen zu suchen, und, wo er sie fand, da hörte er ihren, auch noch so unbedeutenden Gesprächen zu, mischte sich in selbige, und suchte sie nach und nach zu erhöhen, wichtig und lehrreich zu machen. Es würde

würde unschicklich und lächerlich gelassen haben; wenn der Sohn des Sophroniskos die gewöhnlichen Unterredungen der Menschen unterbrochen, und dafür auf einmal ein Gespräch von Tugend oder Weisheit angefangen hätte."

„Allein der Katechet ist mit Sokrates nicht in einem Falle. So oft er feyerlich vor seinen Kindern, oder vor dem Volke am Altar, oder auf der Kanzel erscheint, erwartet Alles, aus seinem Munde Reden zu hören, die die Religion und Moral zum Gegenstande haben. So wie er nun, anstatt dessen, Fragen vorbringen wollte, dergleichen der Salzmannische Lehrer seinem Fritz vorlegt, (s. über die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beyzubringen, 2te Aufl. S. 167.) so würden alle Zuhörer dieses eben so sonderbar finden, als es die Athenienser gefunden haben würden; wenn Sokrates unberufen und unerwartet ihre gewöhnlichen Unterhaltungen gestört, und sie dafür über Tugend und Weisheit katechisirt hätte."

„Wenn also Xenophon und Platon uns ihren Lehrer auch wirklich immer nur in der Lage vorstellen, in der er an den Gesprächen der Menschen Antheil nimmt, und sie sodann unvermerkt nach seiner Absicht lenkt; so könnte er hierin doch nur selten ein Gegenstand der Nachahmung für den christlichen Sokratiker seyn. Allein es ist falsch, daß sie uns den Sokrates immer in dieser Lage zeigen; daß Sokrates immer nur von gleichgültigen Dingen zu sprechen nothwendig gefunden habe, ehe er von wichtigen reden durfte."

Besonders verdienen auch die Sokratischen Klugheitsregeln, die der Verf. seinem Versuch am Ende angehängt hat, wohl beherziget zu werden. Es sind folgende:

Die Menschen können den nicht leiden, der sich unter ihnen auszeichnet; deswegen zeiget so selten, als Sokrates, den außerordentlichen Mann! spielet den gewöhnlichen Menschen, wie er.

Strebet nicht nach Celebrität! der Preis, um welchen sie erkauft wird, sind unruhige Tage, und manche schlaflose Nacht. Und dieses Preises ist sie nicht werth.

Werdet nicht ungehalten, wenn andere erndten, was ihr gesäet habt; überlasset ihnen vielmehr die Ehre und das Vergnügen, zu glauben, manches Gute zuerst unternommen und bewirkt zu haben.

Thut alles mit so wenig Geräusch als möglich, und legt die Früchte eures Fleißes nicht zur Schau aus.

Seyd

Seyd tolerant gegen anders Denkende; zumal gegen ältere. Sie hatten eine andere Erziehung, einen andern Unterricht; in den Tagen ihrer Jugend herrschten andere Grundsätze. Es ist kein Wunder, daß sie anders denken, als ihr; es wäre ein Wunder, wenn sie dächten, wie ihr.

Dringet niemand eure Gesinnungen auf; und suchet ja nicht, Andern die ihrigen zu entreißen. Sie sind oft ruhig und zufrieden dabey; und was kann man mehr seyn?

Ein junger Mann von Kopf und Herz, der plötzlich unter Menschen versetzt wird, deren Kopf voll Vorurtheile, und deren Herz kalt ist, staunet bey diesem Anblick: der Zelus Domus Dei ergreift ihn; und er will die falschen Opinionen mit einmal aus dem Tempel Gottes jagen. Allein er sollte bedenken, daß Christus, da er etwas Aehnliches thät, es mit Käufern und Verkäufern zu thun hatte: diese jagte er hinaus, und das Handeln hatte ein Ende. Hätte er die Juden beym Götzendienste angetroffen; hätte er gesehen, wie sie dem Baal oder Moloch opferten: gewiß würde er da nicht zur Geißel gegriffen haben: Mitleiden hätte er mit ihnen gehabt, er hätte über sie geweint.

Es ist ein häßlicher Fehler um die Aufklärungssucht: Sie macht eben so intolerant, als der Fanatismus, denn oft geben ganz verschiedene Dinge dieselben Resultate.

Wer unter gebildete Menschen als Lehrer gesetzt wird, betrachte sich nicht als Reformator, sondern als Arzt. Dieser sucht vor allem die Krankheit und die Quelle derselben zu entdecken; beobachtet ihren Gang; hilft ihrem Ausbruch; und sucht nur nach und nach die Heilung zu bewirken.

Sind die Menschen, unter denen du wohnst, träg und faul, und was fast immer damit verbunden ist, arm, sittenlos, niederträchtig: so kläre sie nach und nach auf, das ist, mache sie besser. Sind sie aber von alter Treue und Redlichkeit, gottesfürchtig, der Obrigkeit gehorsam, häuslich und gut: so braucht es des Aufklärens nicht; und sollten auch ihre Meynungen nach alter Sitte hier und dort mit etwas Aberglauben tingirt seyn.

Sokrates glaubte, alte Meynungen respektiren zu müssen, wie alte Freunde. Vielleicht, dachte er, liegt mehr Gutes in ihnen, als ich wohl glaube; und die Form ist nur Form: Beyde, alte Meynungen und alte Freunde lassen oft ehrwürdiger im antiken Zuschnitt.

Der

Der Skeptizismus des Sokrates war von ganz besonderer Art. Er flößte ihm nicht so fast Mißtrauen gegen die Wahrheit, als vielmehr Toleranz gegen die Vorurtheile ein, der Weise scheute sich nicht, Dinge mitzumachen, die keinen andern Grund, als das Alterthum, und die allgemeine Opinion für sich hatten.

Mangelhaft und unzulänglich ist alle Kenntniß des Menschen; beschränkt sein Gesichtskreis, und blöde sein Auge. Manches ist wahr, ohne wahrscheinlich zu seyn; Manches ist falsch, und scheint es nicht.

Der Weise ist ein Zweifler; aber er macht nicht gern Zweifler. Er greift selbst Irrthümer nie ohne Furcht und Behutsamkeit an. Ist das aber auch wirklich Irrthum, was mir so scheint? frägt er sich selbst: und reutte ich nicht mit demselben vielleicht manches Gute aus? Ist nicht der Irrthum selbst oft der Moral wegen verzeihlich, die der Schwache daraus zieht?

Die meisten Irrthümer herrschten von jeher in Betreff der Religion; und eben hierin verfuhren die alten Weisen am behutsamsten. Sie schränkten ihre Bemühungen darauf ein, den heiligen Mythen einen vernünftigen Sinn unterzuschieben; dem Volke den Standpunkt zu weisen, aus welchem es diese oder jene schiefe Vorstellung zu betrachten hätte; es dort geheime Weisheit ahnden zu lassen, wo offenbar keine war.

Sokrates war noch behutsamer, als die übrigen Philosophen des Alterthums. Er glaubte, wer darauf ausgehe, den Volksaberglauben zu stürzen, lade sich eine Arbeit auf, zu deren Vollendung seine ganze Lebenszeit nicht zureiche; und vernachläßige dabey das, was ihm ungleich näher liege, ihn ungleich näher angehe.

Er machte sichs also zu seinem ordentlichen und heiligsten Geschäffte, sich selbst zu beobachten, sich selbst zu vervollkommnen, dem nachzuforschen, was gut, recht und schön ist. Er machte den Lehrer der Wahrheit, nicht den Bestürmer des Aberglaubens: er beschränkte diesen, ohne ihn doch geradezu anzugreifen. Denn so wie sich der Glanz der Wahrheit verbreitet, verschwinden die Wolken der Superstition von selbst. — G.

Gemeinnützige Spatziergänge auf alle Tage im Jahr, für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher,

her, von Ch. C. Andre und J. M. Bechstein. Braunschweig. 1791. 5ter Theil. 385 S. in 8. 6ter Theil. 1792. 492 S. 7ter Theil. 1793. 390 S. 2 Rg. 6 gr.

Wir zeigen diese 3 Bände blos namentlich an, um unsern Lesern die Fortsetzung des Werks bekannt zu machen, das sich in seiner Einrichtung und in seinem Werth immer gleich bleibt.

Bh.

Naturlehre für meine Elevin. Ein Beytrag zur Bildung des Verstandes junger Frauenzimmer. Von C. C—l. Hamburg und Kiel, bey Bohn. 1793. 183 S. in 8. 16 gr.

Der Verf. hatte die gute Absicht, jungen Frauenzimmern durch dieses Buch eine nützliche und lehrreiche Lektüre in die Hände zu geben, und sie mit den vornehmsten Gegenständen der Naturlehre, von denen wohl ein jeder gebildete Mensch einige Kenntniß haben sollte, etwas näher bekannt zu machen. Er bestimmte sein Buch nicht sowohl zum ersten Unterricht — dazu würde es zu kurz seyn — sondern vielmehr zur Wiederholung eines mündlichen Vortrags, oder zur Belehrung für solche Personen, die schon einige Kenntniß in der Geographie, Naturgeschichte, im Rechnen, und selbst in der Naturlehre besitzen. Die Astronomie und Geographie hat er von seinem Plan ausgeschlossen, weil sie ihm schwerer als die übrigen Theile der Naturlehre zu seyn schienen, und überdies als besondere Wissenschaften leicht in einem eigenen Büchelchen vorgetragen werden könnten. Der Form nach ist das Ganze in Stunden oder Lektionen abgetheilt, und diese bestehen in Dialogen zwischen dem Lehrer und seiner Elevin. Da das Buch hauptsächlich zur Wiederholung dienen soll, so würde es vielleicht zweckmäßiger gewesen seyn, wenn es in fortlaufender Rede geschrieben wäre. Der Dialog ist eine schwere Form, wenn er wirklich zur Belebung des Vortrags und zur besseren Entwickelung und Erläuterung der Begriffe dienen soll. Die Sachen selbst sind indessen ziemlich faßlich und richtig erklärt, und die Auswahl der Gegenstände so gut getroffen, daß wir dem

dem Buche viele Leser und Leserinnen wünschen. Von den Mängeln, quos incuria fudit etc. wollen wir einige bemerken, damit sie bey einer zweyten Auflage verbessert werden können. Gleich im Anfange theilt der Verf. die Dinge in sichtbare und unsichtbare, und läßt die letztern die Geisterwelt ausmachen. Auf die Art gehörte die Luft, die magnetische Materie und andere unsichtbare Stoffe zu den Geistern. — Zu den nothwendigen Eigenschaften des Feuers gehört nicht, daß es brennt, dies ist blos eine Wirkung, die es unter gewissen Umständen hervorbringt; in Verbindung mit dem Eis macht es Wasser, in Verbindung mit dem Wasser Dämpfe u. s. w. — Eben so ist es mit dem Licht, zu dessen nothwendigen Eigenschaften das Leuchten nicht gehört; denn Licht, d. i. Lichtmaterie, hört nicht auf Licht zu seyn, wenn es gleich nicht mehr leuchtet. — Luft und Wasser können in Rücksicht ihrer Elastizität nicht, wie S. 19., einander gleich gestellt werden. Die Elastizität der Luft ist überaus leicht, die des Wassers hingegen sehr schwer, und durch einen solchen Versuch mit einer gefüllten Blase, wie dort angegeben wird, gar nicht zu bemerken. — Die Erklärung der Geschwindigkeit S. 23. ist sehr unvollkommen. — S. 27. werden Schwere und Gewicht nicht gehörig unterschieden, und der Begriff der eigenthümlichen oder specifischen Schwere ganz unrichtig bestimmt. Man kann nie von der specifischen Schwere eines Körpers an sich, sondern nur in Vergleich mit einem andern sprechen. Specifische Schwere (besser, Gewicht) ist das Verhältniß des absoluten Gewichts eines Körpers zu dem absoluten Gewicht eines andern Körpers von gleichem Umfange. — S. 28. „Je schwerer ein Körper ist, desto stärker ist sein Fall" — soll stärker so viel seyn als geschwinder, oder so viel als wirksamer? Das erstere wäre falsch. — Vom Dampf heißt es S. 41. „er bestehe aus lauter feinen aufgelösten Wassertröpfchen" — worinn sind denn diese aufgelöst? — An der Ausdehnung des Eises (S. 41.) hat die Luft sicherlich den geringsten Antheil. — S. 114. wird unrichtig zwischen Sonnen- und Küchenfeuer unterschieden. Wo wir nur Feuer antreffen, da ist es immer einerley Art von Feuer, nur mit sehr verschiedenen Stoffen vermischt und verbunden; von der Sonne aber kommt gar kein Feuer, sondern nur Licht.

Nr.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Zweytes Stück Sechstes Heft.
und Intelligenzblatt No. 26. 1794.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Deutsches Provinzialwörterbuch, von Anton Edeln von Klein, des heil. R. R. Ritter (Rittern) ꝛc. ꝛc. Erste Lieferung. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, 1792. 291 Seiten in 8. (Auch unter dem Titel: Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim. Sechster Band.) 16 ℛ.

Kaum bedarf irgend eine literarische Unternehmung die Beyhülfe sachkundiger Männer mehr, als eine vollständige Sammlung der idiotischen Wörter, die in den so zahlreichen Provinzen unsers Vaterlandes gewöhnlich sind; aber auch kaum zu irgend einer literarischen Unternehmung bieten sich so viele ganz unbrauchbare Hände zum Mitarbeiten an, als zu dieser. Wer ein Paar Ohren zum Hören, ein Paar Augen zum Lesen und ein Paar Hände zum Schreiben hat, glaubt auch die Fähigkeit zu besitzen, die Wörter, die er in seiner Provinz hört, und in den gangbaren Lese- und Unterhaltungsbüchern nicht findet, aufzeichnen und ihren Sinn bestimmen zu können. Ein flüchtiger Reisender, dem ein unbekanntes Wort vor die Ohren kommt, glaubt die Bedeutung desselben erforscht zu haben, wenn ihm der Provinziale, der gewöhnlich nicht im Stande ist, Worterklärungen von sich zu geben, auf Fragen und Suggestio-

gestionen mit Ja antwortet, und ihn versichert, daß das Wort den Sinn habe, den ihm der Reisende beylegt; dieser trägt es in sein Journal ein, und theilt die Sammlung, wenn sie zu ein paar Dutzend angewachsen ist, dem Publikum mit. — Wenige erwägen, welche Kenntniß der Muttersprache überhaupt und des Provinzialdialektes insbesondere, welche Einsicht in die verwandten und die alten Sprachen, welch gründliches Studium der allgemeinen philosophischen Sprachlehre, welcher Scharfsinn in Bestimmung der Bedeutung sinnverwandter Wörter, welche Fertigkeit endlich sich kurz und richtig auszudrücken, dazu erfordert wird. Wenn nun schon derjenige, welcher bloß die Wörter einer Provinz sammeln und ihren Sinn genau angeben will, so viele gerechte Forderungen zu erfüllen hat: wie viel größer, zahlreicher und unnachläßlicher werden diejenigen seyn, welche man an den Sammler eines allgemeinen deutschen Idiotikons zu machen berechtigt ist! Ohne eine der genannten Kenntnisse entbehren zu können, bedarf er ihrer vielmehr in den ausgebreitetsten und vollkommensten Grade; ihm müssen die Vertauschungen verwandter Buchstaben so gegenwärtig seyn, daß er die gleichen Wörter in den verschiedenen Provinzen auch unter den entstellendsten Aussprachen alsbald entdeckt; er muß so vielen Scharfsinn, einen so feinen Tact besitzen, daß er die Fehler der Provinzialidiotiken, aus denen er das Ganze zusammensetzt, zu verbessern weiß; er sollte wohl auch in den meisten, wenigstens in den vorzüglichsten Provinzen eine Zeitlang mit Hinsicht auf diesen Zweck zugebracht haben. Sollte man diese Erfordernisse nicht leicht beysammen finden, so dürfen wir von dem Idiotikographen wenigstens eine Annäherung zu dieser Vollkommenheit verlangen. Aber auch noch zu allen diesen Eigenschaften muß er sich von der zweckmäßigen Einrichtung eines Idiotikons bestimmtere Begriffe machen, als bisher zu herrschen scheinen. Noch werden idiotische Stamm- und Ableitungswörter, provinzielle Bedeutungen allgemein deutscher Wörter, Pronunciationsverderbungen, idiotische Sprichwörter, alles durch einander geworfen, zu wenig der Stamm der abgeleiteten Wörter, die Aehnlichkeiten der Formen mit verwandten Sprachen, und die Ursachen der idiotischen Metaphern angegeben, zu selten endlich die etymologische und syntaktische Grammatik der Provinzialdialekte erläutert. — Doch Rec. bricht hier ab, und glaubt, die ausführliche Darstellung seiner Gedanken über diesen Gegenstand der Prüfung der Kenner bey einer schicklichern

Gele-

Gelegenheit, die ihm mehr Raum gestattet, vorlegen zu dürfen: denn jetzt schon erkennt man den Reitz und Gewinn dieses Studiums für den Philosophen zu sehr, als daß Untersuchungen dieser Art einer Entschuldigung bedürften, und man würde dieses bey einer richtigern Behandlungsart noch mehr erkennen.

Hr. v. K. hat sich seine Arbeit nicht so schwer gemacht; was er, gedruckt und ungedruckt, zusammentreiben konnte, hat er dem Klange nach in alphabetische Ordnung gestellt, und uns diese Sammlung mit oft unbestimmten, oft weitläuftigen, bisweilen unrichtigen Erläuterungen ohne ächte Kritik, mit seltenen und unbedeutenden Hinweisungen auf Verwandtschaft der Ableitungen und Bedeutungen mitgetheilt. Selbst den von ihm gerügten Fehler, daß Wörter, die nur durch provinzielle Dialekte entstellt sind, von Manchen für idiotisch gehalten werden, begeht er häufig, ohne bey Aufzeichnung derselben durch Bemerkung der Regel, wornach die Aussprache der Provinz von der allgemeinen Pronunciation abweicht, dem Leser wenigstens den Vortheil zu verschaffen, den Provinzialdialekt genauer kennen zu lernen. So hätte z. B. bey Aar, Aas billig bemerkt werden sollen, daß nach dem bayrischen und österreichischen Dialekte ei insonderheit im Anfang eines Wortes in aa verwandelt werde; dann würde Aas unter Ais oder Eis vorkommen müssen, und sich ergeben haben, daß dasselbe Wort auch in Schwaben unter der dialektischen Aussprache Ois, weil die Schwaben ei in oi verwandeln, z. B. Oier statt Eier, vorkommt. Stellt man solche allgemeine Regeln auf, so bedarf es dann im Wörterbuche selbst nicht der Aufzeichnung mehrerer Wörter, die sich von den in der allgemeinen Büchersprache gebräuchlichen nur durch die Pronunciation unterscheiden. Die eben angeführte Regel, vereinigt mit der, daß die harte Aussprache nach m ein b oder p einschiebt, wie z. B. kommpt, Kammb, Kammber sollte mit Recht bey dem Wort Amper statt Eimer angebracht, und bey Ada statt Atter (und dieses statt Natter, wie Ast und Nast) bemerkt worden seyn, daß die Bayern die Endsylbe er häufig wie a aussprechen, z. B. Vata, Muoda, Bruoda, Bloda statt Vater, Mutter, Bruder, Blätter. Wir können, den Raum zu schonen, nicht mehrere Beyspiele geben, wie wir glauben, daß die Regeln der dialektischen Aussprache, so weit sich diese mit Worten bezeichnen läßt, in die Provinzial-

wörterbücher aufgenommen werden müssen; man sieht aber aus diesem schon deutlich genug, theils wie es geschehen müsse, theils wie viele Wörter alsdann als idiotisch wegfallen, theils endlich, wie der Ausländer nur auf diese Weise zu einem richtigen und vollständigen Begriffe von den Provinzialdialekten gelangen kann.

Aber dieser so wie mehrere andere Fehler hat Hr. v. K. mit andern Idiotikographen gemein. Er nimmt Interjectionen auf, die sich doch keinesweges in ein Idiotikon qualificiren, da es Töne der Empfindung sind, die nicht nur in den Provinzen eines Landes, sondern in allen Ländern und zu allen Zeiten aus begreiflichen Ursachen einander sehr ähnlich und nur der ursprüngliche Stoff der eigentlichen Wörter, nicht Wörter selbst sind. Aus einem verwandten Grunde sollten auch nur wenige Wörter aus der Kindersprache aufgenommen werden; Denn diese sind entweder bloße Empfindungswörter, denen erst durch Ton und Gesticulation ihre volle bestimmte Bedeutung aufgeprägt wird, oder Empfindungswörter, die durch einige Bildung den Schein wirklicher Wörter erhalten haben, oder endlich allgemein deutsche nur durch kindischlallende Pronunciation entstellte Wörter. Taufnamen, die man schimpfsweise braucht, wie z. B. Jakel, Hans, Hiesel u. s. w. sind auch keiner Aufnahme fähig, da diese Gewohnheit überall Statt findet. Die verwandten Buchstaben sollten nicht getrennt, wie sie im Alphabet vorkommen, sondern bey und unter einander stehen. Alsdann würden nicht einerley Wörter mehrmals vorkommen, wie z. B. **Kläubeln**, **Kleibeln**, **Kleybeln**, **Abfli**, **Abvli**, **Baffeesen**, **Boffeesen**, **Posseesen**, **Bär**, **Ber**, **Diendl**, **Dienel**, **Gluf**, **Kluf**, **Glüfterl**, **Klüfterl**, *awa*, *aber*, *apern* (welche drey letztern Worte im Bayrischen, Appenzellischen und Tyrolischen vom Schnee gebraucht werden, wenn er weggeschmolzen ist) u. dgl. m. Wozu nun gar noch ein C und ck? Die zusammengesetzten Wörter sollten unter demjenigen, welches in der Zusammensetzung das Hauptwort ist, die Verba composita unter den einfachen stehen; dadurch würde theils die Bedeutung klarer, theils Wiederholung verhütet, wie z. B. hier Abendjause und Jause. Eben so wenig sollten die Wörter mit den unzertrennlichen Vorwörtern (Vorschlagswörtern) be, ge, ver, zer, unter b, g, v, z, sondern unter dem Stammworte zu finden seyn, z. B. gäb nicht in g, sondern in a, weil das

Wort

Wort von ab, wovon wir noch äbig haben, herkommt, und g'äb geschrieben werden sollte, denn das Ulmische g'äbsch in der Bedeutung (verkehrt) und im Stamme gleich ist. (Wir haben in der allgemeinen deutschen Sprache noch mehrere Wörter mit diesen abbrevirten Vorschlagssylben b', g', die ohne dieselben nur noch hie und da gebräuchlich sind, z.B. G'leis, G'ram, B'rücke, B'ram u. dgl.) Für den weniger unterrichteten Leser müßte ein solches Wort freylich auch unter seinem Anfangsbuchstaben zu finden seyn, aber jedesmal auf den Stamm gewiesen werden. Den zu diesen Hinweisungen erforderlichen Raum gewänne man durch Vermeidung der Wiederholungen, wie sie bey der gewöhnlichen Anordnung unvermeidlich sind, und selbst in Fulda häufig angetroffen werden, reichlich wieder. Manche Bedeutungen werden als provinziell angegeben, welche doch allgemein sind, z. B. sich prächtig aufführen, ausklügeln, ausposaunen, abjagen u. dgl. Auch findet man Participia, wie z. B. gesalzen, und späterhin gar g'salzen, wodurch eine unnöthige Weitläuftigkeit entsteht, indem doch auch das Verbum aufgenommen werden muß. Oefters fehlen Erklärungen, wo sie gar wohl hätten gegeben werden können, z. B. Couleute, Oestr. Eheleute: von keunen, zeugen. Bazerl, Angehenke: von Bazen, weil Kindern ein kleines Stückchen Geld, z. B. ein Bazen, angehängt wird. Dräberl, Kräusel, weil er sich drehet u. dgl. m. Oefters sind sie weitläufig, z. B. Bachlienl, Bachsimperl; bisweilen undeutsch, z. B. Auspanken; bisweilen falsch, z. B. Huzelbrühe, Würt. Caffee: denn man versteht hierunter nicht schlechtweg Caffee, sondern schwachen, der nur die Farbe davon hat, gleich einer Brühe von gedörrten Birnen, welche in Schwaben Huzeln genannt werden.

Nur noch einige einzelne Bemerkungen! Man sagt nicht: auf dem **umgekehrten** Bänkle finden, sondern auf dem ungekehrten, d. i. nicht abgeleerten, auf welchem man alles hat liegen lassen. Warum heißt ein Segensprecher im Oesterreichischen Bockschicker? Boedel, Danz. Bankerut, heißt es, werde dem Holländischen gemäß, aus welchem es herkomme, Budel ausgesprochen; allein boedel heißt im Holländ. nicht Bankerut, sondern Erbschaft. Boher, Baar, ist nur Pronunciation, das aa wird in ein gedehntes oo verwandelt, und dadurch entsteht der Schein von zwo Sylben. Broad, breit, ist auch nur Provinzialdialekt, wobey die auf-

fallende Aehnlichkeit mit dem Engl. broad bemerkt zu werden verdient, von welcher Aehnlichkeit überhaupt im Oberdeutschen viele Beyspiele vorhanden sind. Doppeln steht doppelt da, Faunzen dreyfach nach einander, und so viele Wörter; wozu das? Bedeutet Hartmond zu Coblenz wirklich den Jenner? sonst, z. B. im Bremischen, ist es der Februar. Kneif, Taschenmesser, auch Kneiper, wobey bemerkt wird, daß dies letztere das Stammwort des Engl. Knife sey. Wie ungeschickt sich doch Hr. von K. ausdrückt! Eher wäre es Kneif; allein auch dieses läßt sich nicht sagen: denn Knife und Kneif sind einerley Wörter, keines ist der Stamm des andern, und Kneiper ist ein Derivativum. Sehr charakteristisch ist es, daß im Bayrischen im Terminizen der Bettelmönch Bettelherr genannt wird. Nicht weniger bedeutende Kennzeichen des Nationalcharakters sind die zahlreichen Benennungen für allerley Eßwaaren, insonderheit Fleischspeisen, die in ein paar Provinzen, deren Namen wir nicht herzusetzen brauchen, geläufig sind, als da sind: Aepfelmandel, Aepfelspaltl, Baffeesen, Baunzen, Beigel, Magenbeigel, Nußbeigel, Bluuzen, Bockshörnl, Brät, Brügelbrod, Brügelkrapfen, Brus, Bschoadessen, Datschen, Dunstfleisch, Eintrapfts, Farteol, Fosch, Fischoli, Fläck, Flahnen, Gatsch, Gebetwürstel, (die man unterwegs ißt, wenn man in die Kirche geht!!) gewickeltes Rindfleisch, Gfätterrübl, Ghak, Grammeln, Grammelsterz, Gschnattl, Gschnatschwanzl, Gschraat, Hasenöhrnl, Jungfernbretl, Junge, Kamp, Kerschenrester, Kipfl, Kollatschen, Bissenkrapfen, Ceebraten. Wer da nicht, bey so großem Vorrathe und bey so einladenden Namen, Appetit bekäme! — Nicht unbemerkt können wir lassen, daß im Oesterreichischen ein eigner Name für den Lieblingsknaben eines Jesuitenmagisters gewöhnlich ist, er heißt Kümerle. Hr. v. K., der selbst Jesuitenschüler war, ist uns hinlänglicher Bürge für die Benennung und die dadurch bezeichnete Sache. Ebennächtig, im Hohenlohischen, für äquinoctial, verdient in die allgemeine Sprache aufgenommen zu werden. Schön heißt bey den Appenzellern frey, sehr gut! vielleicht hatte das Holländ. fraay, welches ebenfalls schön heißt, ehemals auch den Begriff von Freyheit an sich.

Dieser Band geht von A bis E, ihm soll noch einer folgen, welcher die erste Lieferung ausmacht, und dergleichen Lieferun-

ferungen sollen wir drey erhalten; die erste habe man als den Grundriß anzusehen. Grundriß eines Provinzialwörterbuchs? was doch das für Begriffe sind! Man wird also, wenn man sich des Hrn. v. K. Wörterbuchs bedienen will, in drey Bänden nachschlagen müssen. Er hätte auch angeben sollen, welcher gedruckten Hülfsmittel er sich bedient, und was für schriftliche Beyträge er erhalten habe. Fulda's Idiotikensammlung, die zwar unvollkommen, aber doch noch immer sehr brauchbar ist, hat er entweder nicht oder höchst nachläßig benutzt. Am reichhaltigsten ist dieser Band an Oesterreichischen, Bayrischen, Elsaßischen und Pfälzischen Wörtern.

Eb.

Ueber deutsche Sprache und Litteratur. Ein Aufruf an sein Vaterland von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche in Berlin. Nebst einer ausführlichern Nachricht von dem öffentlichen Auftritte der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu Berlin. Berlin, bey Franke, 1793. 32 Seit. 8. 3 gr.

Wenn der viel versprechende, kurz aburtelnde Verf. dieser Blätter Recht hätte, so sähe es in diesen Regionen der deutschen Litteratur noch sehr öd und wüste aus. Noch kein deutscher Sprachforscher und Litterator habe bis jetzt sich um den Begriff und Umfang der deutschen Sprache und Litteratur bekümmert, noch weniger diese Hauptbegriffe mit einer gewissen Kritik und dem hier allein zuläßigen Geschmacke (?) untersucht. Diese ganz vage, unbedeutende und undeutsch geschriebene Declamation über den Mangel würdiger Nachfolger der Morhofe, Schilter, Leibnitze, Wachter, Scherze, Frische und anderer Vorgänger „in dem Fache der Deutschheit" — über die Unthätigkeit der deutschen Gesellschaften — über die Leichtigkeit, mit der jeder den Namen eines deutschen Litterators und Sprachforschers erlange, der „mit einer gewissen Oscitanz den Namen Ottfried buchstabiren könne, und eine deutsche Grammaire für Damen, Kinder und Zwerge schreibe" — über die Unwissenheit und Trägheit unserer Zeiten, sich „durch Bibliothekär-Chikanen durchzukämpfen und so vor-

 zudrin-

zudringen zu den thatenlosesten und verschlossensten Schätzen unserer berühmten und öffentlichen Bibliotheken und Manuscriptenkammern" — über die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit unsers Zeitalters, das nicht die leiseste Ansprache des Kritikers verdiene, in dessen Seele Harmonie und in dessen Kraft Festigkeit herrsche u. s. w. — Alles das scheint nur vorausgeschickt zu seyn, um die Aufmerksamkeit desto stärker auf die neue Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu ziehen, die Hr. K. gestiftet hat, und die er hier im Posaunenton ankündigt. Die Hauptzwecke dieser Verbindung sind (um Hrn. Kochs Worte zu brauchen) „Revision der bisherigen Bemühungen für deutsche Sprache und Litteratur, und Versuche ganz neuer bisher noch nicht geahndeter Entdeckungen in diesen Fächern." Die Mittel hiezu sollen seyn, 1) eine Vierteljahrsschrift, welche auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und zur Unterhaltung derselben öffentlich verkauft wird. 2.) Preißaufgaben, die die Gesellschaft jährlich bekannt machen wird. 3) Ein rascher und ununterbrochener Briefwechsel, welchen die Ges. auf ganz eigne Kosten nach den fernsten Gegenden Deutschlands und des Auslandes führt. Berlin ist der Wohnsitz dieser Gesellschaft, und wird immer der Stammsitz derselben bleiben. Sie geht auf „Entdeckungen und solche unerbitt„lichstrenge Untersuchungen aus, bey denen sie weder „die Gnade noch den Zorn der ganzen Welt und aller „Menschen von jeder Geburt, Connexion und Auto„rität irren sollen und können." Die Herausgeber haben sich die strengste Ungebundenheit zuzusichern gewußt, „„daher sie unabhängig von Verleger, Publikum und Recensenten arbeiten und herausgeben wollen."" (Eine kleine Bedenklichkeit erlaube uns Hr. Koch hier zu äußern. Oben hieß es, die Vierteljahrsschrift der Gesellschaft solle zu ihrer (d. Ges.) Unterhaltung verkauft werden, gesetzt nun, das Publikum hätte keine Lust, die Vierteljahrsschrift zu kaufen, und dies ist leider mehr als wahrscheinlich, zumal wenn es so unwissend und geschmacklos ist, als Hr. K. es selbst schildert. Wie stände es dann um die Unterhaltung der Gesellschaft? Wie kann Hr. K. sagen, die Herausgabe ihrer Arbeiten, die sich doch ohne ihre Existenz nicht wohl denken läßt, sey unabhängig von dem Publikum? Dies scheint freylich ein arger Widerspruch zu seyn; allein, wie könnte Hr. Koch sich widersprechen? Gleichwohl sehen wir nur Einen Ausweg aus die-

diesem Labyrinth — die Voraussetzung, daß die Gesellschaft gesonnen sey, ihre Vierteljahrschrift herauszugeben, nicht um davon unterhalten zu werden, sondern um sich damit zu unterhalten: pas, pour en tirer ses fonds, mais pour s'en amuser?) Jedes Mitglied macht sich verbindlich, 1) bey seinem Eintritt einen Louisd'or, 2) monatlich einen Thaler zu erlegen, 3) der Gesellschaftsbibliothek alle Dupletten seiner Bibliothek zu schenken, 4) ihr in seinem Testament einen beliebigen Theil seiner Bibliothek zu vermachen!! — Wem diese Proben Lust machen, noch näher mit der Einrichtung dieser Ges. bekannt zu werden, der lese das Weitere bey unserm Vf. nach. Wir warten es ganz ruhig ab: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

H.

Katholische Gottesgelahrheit.

1) Jakob Mazzioli, ehemaligen Dompredigers an der hohen Metropolitankirche zum heil. Stephan in Wien, Predigten für die heilige Fastenzeit auf drey Jahre. Mit Bewilligung der Obern. Augsburg, bey Doll. 1793. 8. 19 Bog. 10 gr.

2) Blasius Hiller, Weltpriesters, Gelegenheitsreden bey verschiedenen Feyerlichkeiten. Dritter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandl. 1793. 8. 22 Bog. 10 gr.

3) P. Jukundin Muzners, Franziskaners der oberdeutschen Provinz, sittliche Kanzelreden auf alle Sonntage des Jahres, zum Unterricht des gemeinen Volkes. Dritter Band. Vom siebenten bis auf den vier und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. Benehmigt vom Hochwürdigsten Ordinariat. Augsburg, in der Wolfischen Buchh. 1793. 8. 49 Bog. 16 gr.

4) Katechetische Predigten über die heil. Sakramente, dem christlichen Landvolke vorgetragen, von

Joseph Polykarp Schilcher, landesfürstlichem Lokal-Kaplan zu Laßing in Niederösterreich. Linz, bey Stohrmoser und Bergmeister. 1793. 8. 21 Bogen. 16 gr.

5) Predigt von der Nothwendigkeit des göttlichen Verstandes, wenn unsere Bemühungen den erwünschten Erfolg haben sollen. Vorgetragen am dritten Sonntage im Advent, von Johann Baptist Weber, der Gottesgelahrheit Doktor, und akademischem Prediger in Wien. Augsburg, bey Merz. 1793. 8. 2 Bog. 1 gr.

Wir nehmen diese katholischen Predigtsammlungen zusammen, weil sie auch ihrem innern Werthe nach nicht gar sehr von einander verschieden sind. Sie gehören zwar nicht zu den schlechtesten katholischen Predigten; sie erreichen aber auch kaum die Klasse der mittelmäßigen.

Nr. 1.) Enthält drey Jahrgänge Fastenpredigten. Jeder Jahrgang besteht aus sieben Predigten. Der Vortrag in diesen Predigten ist so ziemlich allgemein verständlich, auch beschäftiget sich der Vf. größtentheils mit moralischen Gegenständen; aber wir vermissen überall geläuterte Begriffe. Wir wollen unser Urtheil nur mit einem Beyspiel bestätigen. In der zweyten Predigt, S. 17, über 1 Cor. 1, 23. 24. führt der Vf. folgende zwey Punkte aus: a) Was den Heiden in Rücksicht auf den Urheber unseres Glaubens eine Thorheit schien, das ist die größte Weisheit. b) Was aber bey den Witzlingen in Ansehung desselben eine Weisheit seyn soll, das ist die größte Thorheit. Im zweyten Theil dieser Predigt redet der Vf. zu den Witzlingen, wie folgt: S. 25. „Ich rede „von jenen Menschen, welche eine geoffenbarte Religion glau„ben, welche von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt „sind, und dem Ansehen des geoffenbarten Gottes zwar den „Verstand, aber nicht die ganze Vernunft unterwerfen. Sie „unterwerfen zwar den Verstand: allein sie wollen das, was „sie glauben, mit ihrer Vernunft durchgrübeln. Elende Witz„linge! ihr wollet weise, philosophische Christen seyn, und „eure Weisheit ist die größte Thorheit. In was besteht denn „diese Thorheit? Erstlich in dem, daß sie über die Geheimnisse

der

„der Religion vernünfteln. Zweytens daß sie unter den Ar„tikeln der Religion einen Unterschied machen, und einige glau„ben, in andern aber dennoch wanken. Es besteht ihre Thor„heit erstlich in dem, daß sie über die Geheimnisse der Reli„gion vernünfteln. Bey Geheimnissen, welche so erhaben „sind, wie die Geheimnisse unserer Religion, ist nichts unver„nünftigers, als wenn man sie gar zu vernünftig glauben will, „das ist, wenn man den Grund auf seine Vernunft steuret; „weil diese verderbte Vernunft die Finsterniß für Licht, den „Schein für Wahrheit nur gar zu oft hält. Der, welcher „über die Geheimnisse mit seiner schwachen Vernunft urtheilen „will, gleicht demjenigen, den das Evangelium einen Thoren „nennt, weil er sein Haus auf einen Sand bauet: denn ein „solcher Vernünftler bauet seine Religion in Ansehung der Ge„heimnisse auf seine Vernunft, welche doch sogar in natürli„chen Sachen sich gröblich irrt. Heißt das nicht thöricht ge„handelt? Nebst dem setzt sich ein solcher durch das Vernünf„teln über die Geheimnisse der Gefahr aus, in Zweifel, und „endlich in Unglauben zu fallen. Jener aber, welcher sich „der Gefahr aussetzt in Zweifel und Unglauben zu verfallen, „kann der wohl etwas anders, als ein Thor seyn? Zweytens „dergleichen Leute, welche so weise seyn wollen, machen einen „Unterschied zwischen den Artikeln des Glaubens. Welche „Thorheit! Ja, heißt es, man muß nicht alles blindlings „glauben, ich bin auch ein katholischer Christ; aber ich muß „meine Lehre mit Vernunft suchen; nur der dumme Pöbel „muß blind glauben. Doch, Witzling! der Pöbel ist weiser „als du. Ich will dich davon handgreiflich überzeugen. War„um glaubt der dumme Pöbel einen Artikel wie den andern? „Er sagt, er habe Ursache, keinen Unterschied unter ihnen zu „machen: weil nämlich alle von Gott ihren Ursprung haben, „wie die heil. Schrift und das Zeugniß einer untrüglichen Kir„che beweise. Mithin hat er für alle Artikel einen festen „Grund, und also keine Ursache, an Einem derselben zu zwei„feln. Wie? findest du da, mein Witzling, bey dem Pöbel „nicht eine größere Weisheit, als bey dir? Oder, warum „glaubst du denn nur jenen Artikeln, welchen du beypflichtest, „und warum nicht auch die übrigen? Glaubst du einen Artikel „bloß deswegen, weil dir ihn die Vernunft als glaubwürdig „vorstellt, so hast du keinen göttlichen Glauben; denn du glau„best nur der Vernunft, und nicht dem Worte Gottes; folg„lich hast du nur einen menschlichen Glauben. Wie weißt du

nun,

wörterbücher aufgenommen werden müssen; man sieht aber aus diesem schon deutlich genug, theils wie es geschehen müsse, theils wie viele Wörter alsdann als idiotisch wegfallen, theils endlich, wie der Ausländer nur auf diese Weise zu einem richtigen und vollständigen Begriffe von den Provinzialdialekten gelangen kann.

Aber dieser so wie mehrere andere Fehler hat Hr. v. K. mit andern Idiotikographen gemein. Er nimmt Interiektionen auf, die sich doch keineswegs in ein Idiotikon qualificiren, da es Töne der Empfindung sind, die nicht nur in den Provinzen eines Landes, sondern in allen Ländern und zu allen Zeiten aus begreiflichen Ursachen einander sehr ähnlich und nur der ursprüngliche Stoff der eigentlichen Wörter, nicht Wörter selbst sind. Aus einem verwandten Grunde sollten auch nur wenige Wörter aus der Kindersprache aufgenommen werden; Denn diese sind entweder bloße Empfindungswörter, denen erst durch Ton und Gesticulation ihre volle bestimmte Bedeutung aufgeprägt wird, oder Empfindungswörter, die durch einige Bildung den Schein wirklicher Wörter erhalten haben, oder endlich allgemein deutsche nur durch kindischlallende Pronunciation entstellte Wörter. Taufnamen, die man schimpfsweise braucht, wie z. B. Jakel, Hans, Hiesel u. s. w. sind auch keiner Aufnahme fähig, da diese Gewohnheit überall Statt findet. Die verwandten Buchstaben sollten nicht getrennt, wie sie im Alphabet vorkommen, sondern bey und unter einander stehen. Alsdann würden nicht einerley Wörter mehrmals vorkommen, wie z. B. **Kläubeln**, **Kleibeln**, **Kleybeln**, **Abfli**, **Abvli**, **Baffeesen**, **Boffeesen**, **Poffeesen**, **Bär**, **Ber**, **Diendl**, **Diendl**, **Gluf**, **Kluf**, **Glüfterl**, **Klüfterl**, **awa**, **aber**, **apern** (welche drey letztern Worte im Bayrischen, Appenzellischen und Tyrolischen vom Schnee gebraucht werden, wenn er weggeschmolzen ist) u. dgl. m. Wozu nun gar noch ein C und CK? Die zusammengesetzten Wörter sollten unter demjenigen, welches in der Zusammensetzung das Hauptwort ist, die Verba composita unter den einfachen stehen; dadurch würde theils die Bedeutung klarer, theils Wiederholung verhütet, wie z. B. hier Abendjause und Jause. Eben so wenig sollten die Wörter mit den unzertrennlichen Vorwörtern (Vorschlagswörtern) **be**, **ge**, **ver**, **zer**, unter **b**, **g**, **v**, **z**, sondern unter dem Stammworte zu finden seyn, z. B. **gab** nicht in **g**, sondern in **a**, weil das Wort

Wort von ab, wovon wir noch äbig haben, herkommt, und g'äb geschrieben werden sollte, denn das Ulmische g'äbsch in der Bedeutung (verkehrt) und im Stamme gleich ist. (Wir haben in der allgemeinen deutschen Sprache noch mehrere Wörter mit diesen abbrevirten Vorschlagssylben b', g', die ohne dieselben nur noch hie und da gebräuchlich sind, z.B. G'leis, G'ram, B'rücke, B'ram u. dgl.) Für den weniger unterrichteten Leser müßte ein solches Wort freylich auch unter seinem Anfangsbuchstaben zu finden seyn, aber jedesmal auf den Stamm gewiesen werden. Den zu diesen Hinweisungen erforderlichen Raum gewänne man durch Vermeidung der Wiederholungen, wie sie bey der gewöhnlichen Anordnung unvermeidlich sind, und selbst in Fulda häufig angetroffen werden, reichlich wieder. Manche Bedeutungen werden als provinziell angegeben, welche doch allgemein sind, z. B. sich prächtig aufführen, ausklügeln, ausposaunen, abjagen u. dgl. Auch findet man Participia, wie z. B. gesalzen, und späterhin gar g'salzen, wodurch eine unnöthige Weitläuftigkeit entsteht, indem doch auch das Verbum aufgenommen werden muß. Oefters fehlen Erklärungen, wo sie gar wohl hätten gegeben werden können, z. B. Couleute, Oestr. Eheleute: von keunen, zeugen. Bazerl, Angehenke: von Bazen, weil Kindern ein kleines Stückchen Geld, z. B. ein Bazen, angehängt wird. Dräherl, Kräusel, weil er sich drehet u. dgl. m. Oefters sind sie weitläufig, z. B. Bachlienl, Bachsimperl; bisweilen undeutsch, z. B. Auspanken; bisweilen falsch, z. B. Huzelbrühe, Würt. Caffee: denn man versteht hierunter nicht schlechtweg Caffee, sondern schwachen, der nur die Farbe davon hat, gleich einer Brühe von gedörrten Birnen, welche in Schwaben Huzeln genannt werden.

Nur noch einige einzelne Bemerkungen! Man sagt nicht: auf dem umgekehrten Bänkle finden, sondern auf dem ungekehrten, d. i. nicht abgeleerten, auf welchem man alles hat liegen lassen. Warum heißt ein Segensprecher im Oesterreichischen Bockschicker? Boedel, Danz. Bankerut, heißt es, werde dem Holländischen gemäß, aus welchem es herkomme, Budel ausgesprochen; allein boedel heißt im Holländ. nicht Bankerut, sondern Erbschaft. Boher, Baar, ist nur Pronunciation, das aa wird in ein gedehntes oo verwandelt, und dadurch entsteht der Schein von zwo Sylben. Broad, breit, ist auch nur Provinzialdialekt, wobey die auf-

fallende Aehnlichkeit mit dem Engl. broad bemerkt zu werden verdient, von welcher Aehnlichkeit überhaupt im Oberdeutschen viele Beyspiele vorhanden sind. Doppeln steht doppelt da, Faunzen dreyfach nach einander, und so viele Wörter; wozu das? Bedeutet Hartmond zu Coblenz wirklich den Jenner? sonst, z. B. im Bremischen, ist es der Februar. Kneif, Taschenmesser, auch Kneiper, wobey bemerkt wird, daß dies letztere das Stammwort des Engl. Knife sey. Wie ungeschickt sich doch Hr. von K. ausdrückt! Eher wäre es Kneif; allein auch dieses läßt sich nicht sagen: denn Knife und Kneif sind einerley Wörter, keines ist der Stamm des andern, und Kneiper ist ein Derivativum. Sehr charakteristisch ist es, daß im Bayrischen im Terminiren der Bettelmönch Bettelherr genannt wird. Nicht weniger bedeutende Kennzeichen des Nationalcharakters sind die zahlreichen Benennungen für allerley Eßwaaren, insonderheit Fleischspeisen, die in ein paar Provinzen, deren Namen wir nicht herzusetzen brauchen, geläufig sind, als da sind: Aepfelmandel, Aepfelspaltl, Bafferfen, Baunzen, Beigel, Magenbeigel, Nußbeigel, Blunzen, Bockshörnl, Brät, Brügelbrod, Brügelkrapfen, Brus, Bschoadessen, Datschen, Dunstfleisch, Eintrapfts, Farteol, Fosch, Fischoli, Fläck, Flahnen, Gatsch, Gebetwürstel, (die man unterwegs ißt, wenn man in die Kirche geht!!) gewickeltes Rindfleisch, Gfätterrübl, Ghak, Grammeln, Grammelsterz, Gschnattl, Gschnatschwanzl, Gschraat, Hasenöhrnl, Jungfernbretl, Junge, Kamp, Kerschenrester, Kipfl, Kollatschen, Bissenkrapfen, Ceebraten. Wer da nicht, bey so großem Vorrathe und bey so einladenden Namen, Appetit bekäme! — Nicht unbemerkt können wir lassen, daß im Oesterreichischen ein eigner Name für den Lieblingsknaben eines Jesuitenmagisters gewöhnlich ist, er heißt Kümerle. Hr. v. K., der selbst Jesuitenschüler war, ist uns hinlänglicher Bürge für die Benennung und die dadurch bezeichnete Sache. Ebennächtig, im Hohenlohischen, für äquinoctial, verdient in die allgemeine Sprache aufgenommen zu werden. Schön heißt bey den Appenzellern frey, sehr gut! vielleicht hatte das Holländ. fraay, welches ebenfalls schön heißt, ehemals auch den Begriff von Freyheit an sich.

Dieser Band geht von A bis E, ihm soll noch einer folgen, welcher die erste Lieferung ausmacht, und dergleichen Liefe-

ferungen sollen wir drey erhalten; die erste habe man als den Grundriß anzusehen. Grundriß eines Provinzialwörterbuchs? was doch das für Begriffe sind! Man wird also, wenn man sich des Hrn. v. K. Wörterbuchs bedienen will, in drey Bänden nachschlagen müssen. Er hätte auch angeben sollen, welcher gedruckten Hülfsmittel er sich bedient, und was für schriftliche Beyträge er erhalten habe. Fulda's Idiotikensammlung, die zwar unvollkommen, aber doch noch immer sehr brauchbar ist, hat er entweder nicht oder höchst nachläßig benutzt. Am reichhaltigsten ist dieser Band an Oesterreichischen, Bayrischen, Elsaßischen und Pfälzischen Wörtern.

Eb.

Ueber deutsche Sprache und Litteratur. Ein Aufruf an sein Vaterland von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche in Berlin. Nebst einer ausführlichern Nachricht von dem öffentlichen Auftritte der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu Berlin. Berlin, bey Franke, 1793. 32 Seit. 8. 3 gr.

Wenn der viel versprechende, kurz aburtelnde Verf. dieser Blätter Recht hätte, so sähe es in diesen Regionen der deutschen Litteratur noch sehr öd und wüste aus. Noch kein deutscher Sprachforscher und Litterator habe bis jetzt sich um den Begriff und Umfang der deutschen Sprache und Litteratur bekümmert, noch weniger diese Hauptbegriffe mit einer gewissen Kritik und dem hier allein zulässigen Geschmacke (?) untersucht. Diese ganz vage, unbedeutende und undeutsch geschriebene Declamation über den Mangel würdiger Nachfolger der Morhofe, Schilter, Leibnitze, Wachter, Scherze, Frische und anderer Vorgänger „in dem Fache der Deutschheit" — über die Unthätigkeit der deutschen Gesellschaften — über die Leichtigkeit, mit der jeder den Namen eines deutschen Litterators und Sprachforschers erlange, der „mit einer gewissen Oscitanz den Namen Ottfried buchstabiren könne, und eine deutsche Grammaire für Damen, Kinder und Zwerge schreibe" — über die Unwissenheit und Trägheit unserer Zeiten, sich „durch Bibliothekar-Chikanen durchzukämpfen und so vor-

 zudrin-

zudringen zu den thatenlosesten und verschlossensten Schätzen unserer berühmten und öffentlichen Bibliotheken und Manuscriptenkammern" — über die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit unsers Zeitalters, das nicht die leiseste Ansprache des Kritikers verdiene, in dessen Seele Harmonie und in dessen Kraft Festigkeit herrsche u. s. w. — Alles das scheint nur vorausgeschickt zu seyn, um die Aufmerksamkeit desto stärker auf die neue Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu ziehen, die Hr. K. gestiftet hat, und die er hier im Posaunenton ankündigt. Die Hauptzwecke dieser Verbindung sind (um Hrn. Kochs Worte zu brauchen) „Revision der bisherigen Bemühungen für deutsche Sprache und Litteratur, und Versuche ganz neuer bisher noch nicht geahndeter Entdeckungen in diesen Fächern." Die Mittel hiezu sollen seyn, 1) eine Vierteljahrsschrift, welche auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und zur Unterhaltung derselben öffentlich verkauft wird. 2.) Preißaufgaben, die die Gesellschaft jährlich bekannt machen wird. 3) Ein rascher und ununterbrochener Briefwechsel, welchen die Ges. auf ganz eigne Kosten nach den fernsten Gegenden Deutschlands und des Auslandes führt. Berlin ist der Wohnsitz dieser Gesellschaft, und wird immer der Stammsitz derselben bleiben. Sie geht auf „Entdeckungen und solche unerbitt„lichstrenge Untersuchungen aus, bey denen sie weder „die Gnade noch den Zorn der ganzen Welt und aller „Menschen von jeder Geburt, Connexion und Auto„rität irren sollen und können." Die Herausgeber haben sich die strengste Ungebundenheit zuzusichern gewußt, „„daher sie unabhängig von Verleger, Publikum und Recensenten arbeiten und herausgeben wollen."" (Eine kleine Bedenklichkeit erlaube uns Hr. Koch hier zu äußern. Oben hieß es, die Vierteljahrsschrift der Gesellschaft solle zu ihrer (d. Ges.) Unterhaltung verkauft werden, gesetzt nun, das Publikum hätte keine Lust, die Vierteljahrsschrift zu kaufen, und dies ist leider mehr als wahrscheinlich, zumal wenn es so unwissend und geschmacklos ist, als Hr. K. es selbst schildert. Wie stände es dann um die Unterhaltung der Gesellschaft? Wie kann Hr. K. sagen, die Herausgabe ihrer Arbeiten, die sich doch ohne ihre Existenz nicht wohl denken läßt, sey unabhängig von dem Publikum? Dies scheint freylich ein arger Widerspruch zu seyn; allein, wie könnte Hr. Koch sich widersprechen? Gleichwohl sehen wir nur Einen Ausweg aus die-

diesem Labyrinth — die Voraussetzung, daß die Gesellschaft gesonnen sey, ihre Vierteljahrschrift herauszugeben, nicht um davon unterhalten zu werden, sondern um sich damit zu unterhalten: pas, pour en tirer ses fonds, mais pour s'en amuser?) Jedes Mitglied macht sich verbindlich, 1) bey seinem Eintritt einen Louisd'or, 2) monatlich einen Thaler zu erlegen, 3) der Gesellschaftsbibliothek alle Dupletten seiner Bibliothek zu schenken, 4) ihr in seinem Testament einen beliebigen Theil seiner Bibliothek zu vermachen!! — Wem diese Proben Lust machen, noch näher mit der Einrichtung dieser Ges. bekannt zu werden, der lese das Weitere bey unserm Vf. nach. Wir warten es ganz ruhig ab: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

H.

Katholische Gottesgelahrheit.

1) Jakob Mazzioli, ehemaligen Dompredigers an der hohen Metropolitankirche zum heil. Stephan in Wien, Predigten für die heilige Fastenzeit auf drey Jahre. Mit Bewilligung der Obern. Augsburg, bey Döll. 1793. 8. 19 Bog. 10 gr.

2) Blasius Hiller, Weltpriesters, Gelegenheitsreden bey verschiedenen Feyerlichkeiten. Dritter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandl. 1793. 8. 22 Bog. 10 gr.

3) P. Jukundin Muzners, Franziskaners der oberdeutschen Provinz, sittliche Kanzelreden auf alle Sonntage des Jahres, zum Unterricht des gemeinen Volkes. Dritter Band. Vom siebenten bis auf den vier und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. Benehmigt vom Hochwürdigsten Ordinariat. Augsburg, in der Wolfischen Buchh. 1793. 8. 49 Bog. 16 gr.

4) Katechetische Predigten über die heil. Sakramente, dem christlichen Landvolke vorgetragen, von

Joseph Polykarp Schilcher, landesfürstlichem Lokal-Kaplan zu Laßing in Niederösterreich. Linz, bey Stohrmoser und Bergmeister. 1793. 8. 21 Bogen. 16 kr.

5) Predigt von der Nothwendigkeit des göttlichen Verstandes, wenn unsere Bemühungen den erwünschten Erfolg haben sollen. Vorgetragen am dritten Sonntage im Advent, von Johann Baptist Weber, der Gottesgelahrheit Doktor, und akademischem Prediger in Wien. Augsburg, bey Merz. 1793. 8. 2 Bog. 1 kr.

Wir nehmen diese katholischen Predigtsammlungen zusammen, weil sie auch ihrem innern Werthe nach nicht gar sehr von einander verschieden sind. Sie gehören zwar nicht zu den schlechtesten katholischen Predigten; sie erreichen aber auch kaum die Klasse der mittelmäßigen.

Nr. 1.) Enthält drey Jahrgänge Fastenpredigten. Jeder Jahrgang besteht aus sieben Predigten. Der Vortrag in diesen Predigten ist so ziemlich allgemein verständlich, auch beschäftiget sich der Vf. größtentheils mit moralischen Gegenständen; aber wir vermissen überall geläuterte Begriffe. Wir wollen unser Urtheil nur mit einem Beyspiel bestätigen. In der zweyten Predigt, S. 17, über 1 Cor. 1, 23. 24. führt der Vf. folgende zwey Punkte aus: a) Was den Heiden in Rücksicht auf den Urheber unseres Glaubens eine Thorheit schien, das ist die größte Weisheit. b) Was aber bey den Witzlingen in Ansehung desselben eine Weisheit seyn soll, das ist die größte Thorheit. Im zweyten Theil dieser Predigt redet der Vf. zu den Witzlingen, wie folgt: S. 25. „Ich rede „von jenen Menschen, welche eine geoffenbarte Religion glau„ben, welche von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt „sind, und dem Ansehen des geoffenbarten Gottes zwar den „Verstand, aber nicht die ganze Vernunft unterwerfen. Sie „unterwerfen zwar den Verstand; allein sie wollen das, was „sie glauben, mit ihrer Vernunft durchgrübeln. Elende Witz„linge! ihr wollet weise, philosophische Christen seyn, und „eure Weisheit ist die größte Thorheit. In was besteht denn „diese Thorheit? Erstlich in dem, daß sie über die Geheimnisse

„der Religion vernünfteln. Zweytens daß sie unter den Ar„tikeln der Religion einen Unterschied machen, und einige glau„ben, in andern aber dennoch wanken. Es besteht ihre Thor„heit erstlich in dem, daß sie über die Geheimnisse der Reli„gion vernünfteln. Bey Geheimnissen, welche so erhaben „sind, wie die Geheimnisse unserer Religion, ist nichts unver„nünftigers, als wenn man sie gar zu vernünftig glauben will, „das ist, wenn man den Grund auf seine Vernunft steuret; „weil diese verderbte Vernunft die Finsterniß für Licht, den „Schein für Wahrheit nur gar zu oft hält. Der, welcher „über die Geheimnisse mit seiner schwachen Vernunft urtheilen „will, gleicht demjenigen, den das Evangelium einen Thoren „nennt, weil er sein Haus auf einen Sand bauet: denn ein „solcher Vernünftler bauet seine Religion in Ansehung der Ge„heimnisse auf seine Vernunft, welche doch sogar in natürli„chen Sachen sich gröblich irrt. Heißt das nicht thöricht ge„handelt? Nebst dem setzt sich ein solcher durch das Vernünf„teln über die Geheimnisse der Gefahr aus, in Zweifel, und „endlich in Unglauben zu fallen. Jener aber, welcher sich „der Gefahr aussetzt in Zweifel und Unglauben zu verfallen, „kann der wohl etwas anders, als ein Thor seyn? Zweytens „dergleichen Leute, welche so weise seyn wollen, machen einen „Unterschied zwischen den Artikeln des Glaubens. Welche „Thorheit! Ja, heißt es, man muß nicht alles blindlings „glauben, ich bin auch ein katholischer Christ; aber ich muß „meine Lehre mit Vernunft suchen; nur der dumme Pöbel „muß blind glauben. Doch, Witzling! der Pöbel ist weiser „als du. Ich will dich davon handgreiflich überzeugen. War„um glaubt der dumme Pöbel einen Artikel wie den andern? „Er sagt, er habe Ursache, keinen Unterschied unter ihnen zu „machen: weil nämlich alle von Gott ihren Ursprung haben, „wie die heil. Schrift und das Zeugniß einer untrüglichen Kir„che beweise. Mithin hat er für alle Artikel einen festen „Grund, und also keine Ursache, an Einem derselben zu zwei„feln. Wie? findest du da, mein Witzling, bey dem Pöbel „nicht eine größere Weisheit, als bey dir? Oder, warum „glaubst du denn nur jenen Artikeln, welchen du beypflichtest, „und warum nicht auch die übrigen? Glaubst du einen Artikel „bloß deswegen, weil dir ihn die Vernunft als glaubwürdig „vorstellt, so hast du keinen göttlichen Glauben; denn du glau„best nur der Vernunft, und nicht dem Worte Gottes; folg„lich hast du nur einen menschlichen Glauben. Wie weißt du

nun,

„nun, daß dieser oder jener Artikel, welchem du beyfällst, „wahr sey? du antwortest vielleicht, weil es die Kirche sagt. „Allein die Kirche sagt, daß sie alle wahr seyn; warum fällst „du also nicht allen bey? Wie dumm handelst du also? du „glaubst, daß Gott barmherzig ist; allein du glaubst nicht, „daß die Hölle ewig daure, oder wenn sie ewig dauret, so „glaubst du nicht, daß man wegen eines einzigen sündhaften „Gedanken die Hölle verdiene? Warum glaubst du denn einen „Artikel, und nicht auch die übrigen? Lehrt nicht Christus „und seine untrügliche Kirche einen wie den andern? Du hast „bey allen einen gleichen Grund, warum ist also dein Glaube „nicht gleich? Siehst du, wie thöricht du handelst? Sage „mir doch: Kann die Kirche fehlen, oder nicht? (denn damit „du nicht irrest in der Schrift, mußt du eine Auslegerin, „nämlich die Kirche, haben.) Kann also die Kirche fehlen „oder nicht? Kann sie fehlen; wie kannst du ihr auch nur ei„nen einzigen Artikel glauben? Kann sie nicht fehlen, warum „glaubst du ihr nicht alle Artikel? Merke dir dieses, du thö„richter Weiser!“

Nr. 2.) Diese Predigten haben mit den vorigen ohngefähr gleichen Werth. Dieser Band enthält dreyzehn Predigten, die von dem Vf. bey verschiedenen Gelegenheiten gehalten worden sind. Auch ist diesen Predigten noch angehängt: **Lobrede auf den heiligen Augustin, von P. A. N. Gehalten in dem Hochlöblichen Chorherrenstift zu den Wengen in Ulm**, 1792. Auch diese Lobrede taugt eben so wenig, als die Predigten, denen sie angehängt ist. Wir wollen unser Urtheil durch ein Beyspiel aus der ersten Predigt auf das **Titularfest der sogenannten Benediktsbruderschaft**, über Esaias 28, 15. bestätigen, das Thema des Vf. bey dieser Gelegenheit ist: die benediktinische Todtenbruderschaft ist eine sichere Schutzwehre gegen das Schrecken des Todes, weil sie uns a) durch öftere Erinnerung an denselben dazu vorbereitet, b) weil sie uns vor den Aengsten desselben schützet. Diese Todtenbruderschaft ist nach der Angabe des Vf. vorzüglich auch ein sicheres Mittel gegen die Sünden des Fleisches. Der Vf. führt dies S. 12 auf folgende Art weiter aus: „Wer seinen fleischlichen Begierden sich überläßt, der „wandelt auf einem Wege, welcher zu dem erschrecklichsten „Tode führt. Daß doch dieser Tod nicht auch uns zu Theil „werde! — Daß dieses verzehrende Feuer der Unlauterkeit

„nicht

„nicht auch uns ergreife! — Ist dieser Wunsch euer baarer
„Ernst? So folget der dritten Satzung eurer Brüderschaft?
„— Bewaffnet euch mit dem Gedanken des Todes! — Die-
„ser ist ein sicherer Wetterableiter, welcher dieses wilde Feuer
„ohnfehlbar von euch ableiten wird. Seyd ihr aber schon
„wirklich davon getroffen, so wird eben dieser Gedanke ein kal-
„ter Streich seyn, welcher die Flamme glücklich löschen, und
„das weitere Umsichfressen derselben verhindern wird. Gehen
„wir hin mit unsern Gedanken auf die geweihte Freythöfe,
„wo die traurigen Ueberbleibseln der zerfallenen Hütten unserer
„Vorfahrer, in grauenvoller Stille ruhen. Da will ich
„schweigen, und unsere Väter, Mütter und Geschwisterte,
„wie sie Job nennt, reden lassen. Diese stummen Prediger
„werden mit einer eindringlichern Beredsamkeit, als die mei-
„nige ist, uns die Wollüste des Fleisches verleiden, und ekel-
„haft machen. Oefnen wir die Gräber, und schauen wir hin-
„unter in die finstern Todtengruften; Was sehen wir? —
„O! — Das ist entsetzlich! — Welcher Mensch wird es da
„aushalten? — Das ist ein unausstehlicher Gestank! — Ein
„unerträglicher Anblick! — Da ist nicht zu bleiben! — O
„ja! Geliebte! Bleiben wir da! — Diese Abgründe müssen
„das Feuer der Unlauterkeit verschlingen, es mag uns erst dro-
„hen, oder schon wirklich getroffen haben. Wir sehen nichts,
„als ungestalte Asche, scheusliche Würmer, dürre Gebeine
„und Knochen, faulenden Moder, garstigen Unrath und stin-
„kenden Schleim. Und diese ungeschmaken Prediger sagen
„uns, daß sie das, was wir jetzt sind, ehedem auch waren;
„und daß wir das, was sie jetzt sind, über kurz oder lang auch
„seyn werden. Sie sagen, sie seyn das getroffenste Portrait
„jener Fleischgötzen, denen wir den stinkenden Weyhrauch der
„Wollust anzünden. Sie sagen, daß jene schmachtende Au-
„gen, die nach Art der Brenngläser das geile Feuer in uns
„aufziehen, bald verdunkeln, und gräßliche Hölungen der Wür-
„mer seyn werden; daß jene Schönheiten, jene wohlgebildete
„Leiber, die uns so bezaubern, bald werden in abgehäutete
„und ausgefressene Kahlköpfe, in abgeschundene Gerippe ver-
„wandelt werden. — Wie! — Ist es möglich, daß neben
„dem kalten Schauer des Grabes, der uns bey dessen Anden-
„ken durch alle Glieder fährt, noch ein Funken des unreinen
„Feuers in uns auflodern, ja nur glimmen kann? — Können
„wir an einem Körper, der nichts als lakirter Thon, gefärbter
„Staub und glänzender Leim ist, noch eine Ergötzung, noch

„eine

„eine Herzenslust, eine Augenweide finden? — Heiliger Ge-
„danke des Todes! — durchzittere alle unsere Glieder! er-
„fülle unser Herz ganz und thue jene Wirkungen darinnen,
„die du in dem Herzen des heil. Benedikt gethan hast. Ja!
„liebste Brüder und Schwestern, dieser ist es, welcher das
„Laster der Unzucht, den gefährlichsten Feind eines guten To-
„des meisterlich besiegt hat. Dieser war von jenem, was wir
„in Zukunft seyn werden, dermaaßen durchdrungen, daß er
„den Stachel des Fleisches mit stechenden Dornspitzen zu bre-
„chen, und die geile Fackel des Asmodeus mit seinem eigenen
„Blute zu löschen nicht nur kein Bedenken getragen, sondern
„für ein wahres Vergnügen gehalten hat. Dieser ist jenes
„glänzende Muster, welches wir diesfalls um so mehr nachzu-
„ahmen verpflichtet sind, weil wir uns seine Pflegkinder nen-
„nen, und er der Schutzpatron unserer heiligen Bruderschaft
„ist. — Scheint es uns hart, wider die Unlauterkeit bis
„zum Blutvergießen, wie er, zu streiten: so streiten wir da-
„wider doch wenigst durch stete Erinnerung an den Tod. Wer
„ist, der dieses kann? — Aber genug von diesem Laster gere-
„det, wovon der heil. Paulus nicht einmal den Namen unter
„Christen dulden will." — Noch ein paar Worte aus dem
Eingang der Predigt, auf das Fest der unbefleckten Em-
pfängniß Mariä. Seite 45: „Die erste und vortrefflichste
„Eigenschaft, womit Gott Mariam vor allen Menschen vorzüg-
„lich auf eine ganz besondere und unbegreifliche Art ausgezeich-
„net hatte, war ihre unbegreifliche Empfängniß, deren hohes
„Geheimniß die katholische Kirche auf den heutigen Tag in der
„ganzen Christenheit feyerlichst zu begehen, verordnet hat.
„Durch diese ihre unbefleckte Empfängniß ist sie jenem erschreck-
„lichen Fluche, der das ganze menschliche Geschlecht getroffen
„hatte, entgangen, und sie allein war es, die von dem allge-
„meinen Gesetze ausgenommen war, welches die ganze Nach-
„kommenschaft des Adams der Sünde unterwarf. Alle Ab-
„stämmlinge des Adams werden in dessen seiner Sünde em-
„pfangen und geboren; Maria aber ganz allein, wurde nicht
„nur, wie Jeremias im alten, und Johannes der Vorläufer
„im neuen Bunde, ohne die Erbsünde geboren, sondern auch
„schon ohne alle Makel derselben empfangen. Schon der erste
„Augenblick ihrer Wirklichkeit, ihres Daseyns, welcher sonst
„für alle andere Menschen so spöttlich und unglücklich ist, war
„für sie höchst beglückt, mit Segen erfüllt und voll der Gnade.
„So hoch hat Gott diejenige zu ehren gewußt, die mit der

„Zeit

„Zeit die Mutter seines eingebornen ewigen Sohnes werden „sollte. Da nun der Allerhöchste Mariam gleich dort, wo sie „zu werden anfieng, mit so hohen Ehren und Gunstbezeu„gungen, die vor und nach ihr noch nie keinem Menschen zu„gestanden worden, so ausnehmend begnadiget hat; ist sie es „nicht würdig, daß auch wir arme Sterbliche, und zwar nach „allem unserm Vermögen sie verehren? Da sie nun wirklich als „eine von Gott selbst gekrönte, großmächtige Königin des Him„mels und der Erde ihrem göttlichen Sohne zur Seite sitzet? „Oder kann man hierinfalls zu viel thun? Kann man in der „Verehrung Mariä zu weit gehen? Wenn wir die Anbetung „ausnehmen, gewiß nicht. Sagen und behaupten es die heu„tigen überklugen Religionsfeger noch so dreist, daß man die „Verehrung Mariä übertreibe, daß man gegen sie zu viel, und „gegen Gott zu wenig Vertrauen hege, daß man mit den so „vielen allerhand ihr zu Ehren angestellten Nebenandachten, „die Haupt- und zur Seligkeit allein nothwendige Andacht, „die Anbetung und Verehrung Gottes vergesse, und auf die „Seite setze: dennoch werde ich mich heute bestreben, euch zur „beständigen und inbrünstigen Verehrung dieser übergesegneten „Jungfraumutter nach allen meinen Kräften anzueifern, und „zu diesem Ende in zween Theilen zu beweisen, daß die Ver„ehrung Mariä billig und nützlich sey."

Nr. 3.) Die Predigten dieses Franziskaners sind unter den bisher angezeigten die vorzüglichsten. Er behandelt lauter praktische Materialien, auf eine allgemein verständliche Art. Freylich finden sich auch hin und wieder Auswüchse der Mönchsmoral. Die erste Predigt, die in diesem Band vorkommt, steht ganz am unrechten Orte, indem ihr Inhalt das gemeine Volk, für welches diese Predigten zunächst bestimmt sind, gar nicht interessirt. Auch gereicht gerade diese erste Predigt dem Vf. zur Schande, weil er darin über alle jene lästert, welche die Auswüchse der Mönchsreligion nicht billigen wollen. Er nennt sie falsche Propheten, ja wohl gar Gotteslaügner, weil sie den Aberglauben in seiner Blöße darstellen. Der Text zu dieser Predigt ist, Matth. 7, 15. und das Thema heißt: Die falschen Propheten unserer Zeit verdienen keinen Glauben, weil sie erstlich nicht reden im Namen Gottes; zweytens nicht reden aus dem Munde Gottes: drittens nicht reden für die Ehre Gottes. Es mangelt ihnen also an der Gewalt, an der Wahrheit und an der reinen Absicht. Wir wollen einige Stel-

len

len aus dieser Predigt abschreiben: S. 12: „Ist aber diese „schädliche Wolfsbrut mit den falschen Propheten des A. T. „ausgestorben, nachdem der gute Hirt für seine Schaafe das „Leben gegeben, und mit seinem Blute den neuen Bund ge„stiftet, und einen Schaafstall errichtet, in welchem er seine „Auserwählte versammelt? Ach, warum kann ich nicht auf „diese Frage mit einem sichern Ja antworten? Leider! alle „Kirchengeschichten überzeugen uns, daß schon von Anbeginn „unseres Christenthums, und in allen folgenden Zeiten falsche „Propheten, Rottmeister der Irrthümer aufgestanden, die „unter dem schönen Namen Religionsaufklärer unter der Heer„de Christi die gräulichste Verwüstung durch ihre Schwärme„reyen angerichtet, davon unser Deutschland selbst ein unglück„seliger trauriger Zeuge ist.. Warum sind wir Deutschen in „der Glaubenslehre so sehr getheilt? Warum sind wir nicht „alle noch uraltkatholisch wie unsere Voräftern waren? War„um nennen sich einige Evangelische, andere Reformirte Chri„sten? Nur deswegen, weil sie sich durch einen falschen Schein „der reinen evangelischen Wahrheit haben blenden lassen. Es „krochen aus unserm kalten Norden Wölfe hervor, die das „Band der Einigkeit im Glauben erbärmlich zerrissen, witzige, „aber eigensinnige, unruhige Köpfe, die die Kunst sich zu ver„stellen, aus dem Grund verstunden, sie hüllten ihre argen „Absichten in das Lammfell ein, und machten das arme Volk „glauben, als suchten sie nichts anders, als ihnen das wahre „Licht anzuzünden; sie führten nichts anders im Munde, als „Wort Gottes, Wort Gottes, Evangelium, Evangelium. „Von dieser Schutzwehre bedeckt, warfen sie ganze Ströme „Lästerungen auf das Pabstthum, und die Häupter der Kirche „hin, sie lasen und dollmetschten die Schrift nach ihrem Ei„gendünkel, ohne ihre besondere Meinungen dem Urtheil der „Kirche zu unterwerfen, stolz auf ihre Wissenschaft verwarfen „sie die Auslegungen der heiligen Väter, und die Aussprüche „allgemeiner Kirchenversammlungen. Kurz, sie machten sich „selbst eigenmächtig zu neuen Aposteln, und Evangelisten, da „sie doch ihren apostolischen Beruf weder durch ein Wunder, „noch durch eine andere überzeugende Art beweisen konnten; „sondern aus eigener Macht maaßten sie sich des Rechts an, „in Glaubenssachen mit einem entscheidenden Tone zu sprechen. „So giengen die Urheber der Religionsverwirrung, die wir „noch mit weinenden Augen sehen, zu Werke. Doch was „klagen wir über die alten Wunden, die wir wirklich nur an

„unserm

„unserm deutschen Kirchenkörper bluten sehen, die weit gefähr„licher, denn die alten: denn die alten Glaubensfälscher wa„ren doch noch so ehrlich, daß sie die heilige Schrift als ein „göttliches Buch, als den Grund und Begriff der Glaubens„wahrheiten, als die Stimme des redenden Gottes gelten lies„sen. Aber die falschen Propheten unserer Zeiten wollen nichts „wissen von einer göttlichen Schrift, von einer Offenbarung, „von einer Erblehre oder Uebergab; sondern sie verwerfen ge„radezu alle Grundsätze, und Geheimnisse der christlichen Re„ligion; nach ihrem Urtheil giebt es weder eine Unsterblich„keit der Seele, noch ewige Belohnung oder Bestrafung, we„der Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel. Bey ih„nen sind die Aussprüche des geoffenbarten Wortes Gottes, „die Zeugschaften der Propheten mehr nicht, als eitel Mär„chen, und Träume blödsinniger Köpfe, die eben so wenig „Glauben verdienen, als die Gedichte der alten Heiden. Sie „erfrechen sich zu behaupten, der Mensch sey an keine Religion „gebunden, sondern ein Jeder könne glauben, was ihm die „Vernunft glaubwürdig vorstellt. Leute von dieser Denkungs„art könnet ihr genug finden, wenn ihr euch in die große Welt, „und zu gewissen Gesellschaften wagen wollt. Denn in un„sern Tagen lassen sich der Menge große und kleine Propheten, „Gelehrte und Ungelehrte, halbe Philosophen und Viertel„Theologen antreffen, die sich der Freyheit anmaaßen, alles, „was bis hieher die ganze Christenwelt geglaubt, mit ihren „Machtsprüchen umzustoßen. Wer kann aber glauben, daß „Gott, der allmächtige und unendlich weise Gott, solche stolze „und eigensinnige Geister zu Verkündiger und Lehrmeister der „reinen Wahrheit soll gewählt haben? Sollen diese der taug„liche Werkzeug seyn, dessen er sich bedienen will, seine gött„liche Religion aufzuklären, oder vielmehr zu verkehren? Sie „sind also falsche Propheten, die keinen Glauben verdienen, „weil sie nicht im Namen Gottes, sondern aus muthwillig „angemaaßter Gewalt reden. Ja, sie verdienen nicht einmal „angehört zu werden, weil kein guter Geist aus ihnen redet. „— — Seit. 30. In der That, Gott hat nach dem Sa„tan keine größere Feinde auf der Welt, als die falschen Pro„pheten unserer Zeit, die ihre Frechheit so weit treiben, daß sie „sich nicht scheuen, der Religion selbst an das Herz zu greifen, „und ihre wesentlichsten Glaubensartikel anzutasten, und als „eitel Phantasterey auszuschreyen. Von Christo unserm gött„lichen Glaubensstifter reden sie nicht anders, als von dem

 groß-

„größten Weltbetrüger. An seine Gottheit glauben, heißen sie
„die dummste Leichtgläubigkeit. Alles was von seinen Offen-
„barungen, von seinen Wundern, von seiner Lehre, von einem
„künftigen Gerichte, von einer ewigen Strafe, oder Beloh-
„nung geschrieben worden, und gepredigt wird, ist nach ihrem
„Wahn nichts als eitel Blendwerk, Pfaffengedicht, mönchi-
„sches Fabelgezeug. Ja sie gehen in ihrer Ruchlosigkeit so weit,
„daß sie sich in gewissen Gesellschaften zusammenrotten, die sie
„Maurerzünften, oder Logen nennen, in der That aber sind
„sie nichts anders als Aufrührer, die sich zusammengeschwo-
„ren, das ganze Christenthum über einen Haufen zu werfen;
„denn die Arbeit dieser Maurer ist nicht aufzubauen, sondern
„nur niederzureißen, was der Sohn Gottes durch seine Apo-
„stel aufgebauet hat. Sie wagen sich an Gott selbst und an
„seine unendliche Vollkommenheiten, indem sie ihm die Welt-
„beherrschung streitig machen," u. s. w. Was läßt sich wohl
hiebey anders denken, als das bekannte Sprüchwort: Ca-
lummiari audacter, semper aliquid haeret.

Nr. 4.) Warum diese Predigten katechetische Predig-
ten heißen, verstehen wir nicht: vermuthlich deswegen, weil
darin lauter solche Materien behandelt werden, die im Kate-
chismus vorkommen. Diese Sammlung enthält 21 Predig-
ten, über folgende Gegenstände: Von dem heil. Sakramente
der Taufe: Von den Taufgelübden und Pflichten der Taufpa-
then: Von den Zeremonien bey Ausspendung des heil. Sakra-
ments der Taufe: Von dem heil. Sakrament der Firmung:
Von der Vortrefflichkeit des allerheiligsten Altarssakraments:
Von der würdigen Vorbereitung zur heil. Communion: Von
der unwürdigen Communion: Von der Pflicht das heil. Al-
tarssakrament öfters zu empfangen: Von dem heil. Meßopfer:
Von dem heil. Sakramente der Buße: Von der Gewissener-
forschung: Von der Reue und dem steifen Vorsatze: Von der
Beicht: Von der Genugthuung: Von dem Ablasse: Von dem
heil. Sakramente der letzten Oelung: Von dem heil. Sakra-
mente der Priesterweihe: Von dem heil. Sakramente der
Ehe: Von den Pflichten der Eheleute gegen einander: Von
der körperlichen Erziehung der Kinder: Von der moralischen
Erziehung der Kinder. Der Vf. redet über diese Gegenstände
ganz nach den Vorschriften des Katechismus, und wir glauben
daher, daß diese Predigten katholischen Geistlichen bey ihren
Christenlehren nützlich seyn könnten; vorausgesetzt, daß sie das
darin

darin enthaltene Nützliche von dem Untauglichen gehörig abzusondern verstehen. Wir wollen einige Beyspiele geben. In der ersten Predigt, von dem heil. Sakrament der Taufe, zeigt der Vf. in drey Theilen: a) worin eigentlich das heil. Sakrament der Taufe bestehe; b) welche Wirkungen es in dem getauften Menschen hervorbringe, c) was man zu beobachten habe, um rechtmäßig und gültig zu taufen. In diesem dritten Theil sagt der Vf. S. 16: „Um rechtmäßig und gültig zu „taufen, muß man folgende drey Stücke pünktlich beobachten. „Erstlich, derjenige welcher taufet, muß die Person, welche „das heil. Sakrament der Taufe empfangen will, mit einem „am Charsamstage, oder am Samstage vor Pfingsten eigens „hiezu geweihten Wasser begießen, und zwar soll das Wasser „in Gestalt eines Kreutzes über das Haupt des Täuflings ge„gossen werden. Indessen gleichwie im Fall der Noth jedes „natürliche Brunnen- Bach- oder Regenwasser, zum Taufen „gut ist, so ist auch im Nothfall die Taufe gültig, wenn an„statt des Hauptes eine Hand, ein Fuß, oder ein anderer an„sehnlicher Theil des Leibes mit dem Wasser begossen wird. „Zweytens muß der Taufende unter dem Ausgießen des Was„sers zugleich diese Worte aussprechen: Ich taufe dich in dem „Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. „Und zwar muß die Aussprechung dieser Worte, und die Aus„gießung des Wassers zu gleicher Zeit, und von einer und „eben derselben Person geschehen; denn wenn eine Person diese „Worte ausspräche, und eine andere das Wasser ausgießete; „oder wenn diese Worte vor oder nach dem Ausgießen des „Wassers erst ausgesprochen würden, so wäre die Taufe un„gültig, und mithin ohne Wirkung. Auf gleiche Weise wäre „auch die Taufe ungültig, wenn Jemand während dem Aus„gießen des Wassers nur sagte: Ich taufe dich in dem Namen „der allerheiligsten Dreyfaltigkeit; weil die drey göttlichen „Personen ausdrücklich müssen genannt werden. Drittens „endlich muß derjenige, welcher taufet, die Meinung haben, „das heil. Sakrament der Taufe so zu ertheilen, wie es Chri„stus der Herr eingesetzet hat, und wie es in der katholischen „Kirche gebräuchlich ist." Da es nun leicht geschehen kann, „daß der taufende Priester entweder die vorgeschriebenen Worte „nicht vollständig ausspricht, oder sonst ein wesentliches Stück „bey der Taufhandlung aus Unachtsamkeit unterläßt, in wel„chem Fall die Taufe ungültig wäre, so warne, und ermahne „ich euch hier alle, meine L. Z. daß ihr öfters in eurem Leben

„und wenn es seyn kann, alle Tage, bevor ihr schlafen gehet,
„eine vollkommene Reue und Leid über eure Sünden erwecket,
„und mit diesem Beysatze: daß wenn ihr vielleicht ohne eure
„Schuld nicht rechtmäßig getauft wäret, ihr dasselbe noch ein-
„mal empfangen, und in dem wahren katholischen Glauben
„leben und sterben wollet. Durch diese Begierdtaufe ersetzet
„ihr nicht nur die allenfalls ungültig erhaltene Wassertaufe,
„sondern ihr entgehet auch der Gefahr der ewigen Verdamm-
„niß, wenn ihr anders den Geboten Gottes und den Pflichten
„des Christenthums gemäß lebet. — O wie viele Millionen
„Menschen leben und sterben ohne Taufe dahin, und sind also
„für die ganze Ewigkeit unglücklich? Wie viele Kinder, selbst
„christlicher Eltern, läßt Gott aus gerechten Absichten zur hei-
„ligen Taufe nicht gelangen, indem einige gleich bey der Ge-
„burt, andere noch im Mutterleibe von dem Tode hingeraffet,
„und mithin eine Beute der Hölle werden?" —

Nr. 5.) Die Veranlassung zu dieser Predigt sind die öf-
fentlichen Andachten, die in Wien wegen dem Krieg angeord-
net worden sind. Der Vf. zeigt darin einige gute Anlagen
zur Kanzelberedsamkeit, besonders verräth er gute Darstellungs-
gaben, verbunden mit einem herzlichen Vortrag; aber es man-
gelt ihm in der Materie, worüber er redet, noch an aufge-
klärten, wahrhaft christlichen Vorstellungen.

Kj.

Weltgeschichte.

Allgemeine Weltgeschichte zur Unterhaltung für Lieb-
haber und Ungelehrte. Erster Theil. Simul et
jucunda et idonea dicere vitae. *Horat.* Frank-
furt am Mayn, bey Hermann, 1793. 519 S.
in gr. 8. — Zweyter Theil. 1793. 536 Seit.
Mit einer chronologisch-synchronistischen Tabelle
über die Geschichte bis auf Christi Geburt. 3 Rg.

Herr M. Johann Christoph Mayer, der sich unter der
Zuschrift nennt, versichert, seit mehr als zehn Jahren den
Gedanken mit sich herum getragen zu haben, eine für den
größern Theil des lesenden Publikums genießbare Weltgeschichte
aus-

auszuarbeiten; die mehr zur Unterhaltung, als zum eigentlichen Studiren eingerichtet wäre; die interessantesten Begebenheiten der Welt auf eine angenehme Weise darstellte, und das Nützliche mit dem Angenehmen unvermerkt verbände. Er hatte sie nach diesem Plan bald zu bearbeiten angefangen; die völlige Ausführung desselben aber verschob er auf eine ruhigere Lage. Da er unterdessen seit funfzehn Jahren in der Welt herumgetrieben ward, und selbst fast diese ganze Zeit hindurch von dem größten Theil seiner Bücher getrennt war, ohne daß es ihm noch gelungen wäre, auf einem Fleck in Deutschland ein Obdach zu finden, das er in gewissem Verstande sein nennen dürfte: so hat er vor einiger Zeit die fertigen ersten Theile aufs neue umgearbeitet, und schickt sie nun auf gutes Glück in die Welt. Er hofft von der Nachsicht, die man seinen bisherigen Schriften, besonders seiner Beschreibung von Venedig erwiesen hat, daß man auch diese nicht vor ganz überflüßig halten werde. — Die Wahrheit zu gestehen, gefallen uns diese Phrasen nicht sonderlich. Es ist traurig, wenn ein Schriftsteller bloß auf Nachsicht, nicht auf Gerechtigkeit hofft; das Publikum kann endlich müde werden, ihm jene zu erzeigen. Doch das Beste ist, daß Hr. M. nicht einer bloßen Nachsicht bedarf.

Er fängt sein Werk mit einer Einleitung an, in welcher zuerst über das Alter der Erde, und ihre muthmaaßlichen Revolutionen durch Feuer und Wasser, viel gesammelt ist; das aber mehr in eine physische Geschichte der Erde gehört. Nach ihm „existirt sie zuverläßig nicht erst seit 6000 Jahren, und „ihr Daseyn reicht weit über unsere ohnehin mangelhafte, un„ergänzbare, und wenn vom Entstehen der Planeten die Rede „ist, ganz unbrauchbare Zeitrechnung hinaus." Unter den sehr entscheidend vorgetragenen Naturveränderungen, welche dieses bewähren sollen, steht auch S. 3 „eine außer allem Zweifel liegende Begebenheit, welche die ältesten Geschichtschreiber, vornehmlich Justinus, Strabo, Ptolemäus, Pomponius Mela einstimmig erzählen sollen: ein großer Brand in Spanien, welcher alle Städte, Dörfer und Wälder in einen einzigen großen Aschenhaufen verwandelte, und sich endlich auf alle Gebürge und das ganze Land erstreckt habe, wodurch es 800 Jahre lang unbewohnt geblieben sey." Hier hat den Vf. die historische Kritik ganz verlassen. Um nichts mehr von den unglücklich angeführten Schriftstellern zu

sagen, als daß Strabo selbst (Geogr. L. III. p. 217 sq. ed. Almelov.) diese Erzählung deutlich genug vor eine Fabel erklärt, hätte er sich von diesem wundervollen Erdbrande, durch welchen so große Silbermassen zusammengeflossen seyn sollen, schon aus Diodor von Sicilien (Biblioth. Hist. L. V. p. 358 ed. Wesseling) belehren können, daß derselbe nicht so abentheuerlich gewesen sey, sondern nur die Gegend der pyrenäischen Gebürge, wo die Wälder von den Hirten angezündet wurden, betroffen haben soll. So nöthig ist es, daß man, wenn man auch nur zur Unterhaltung schreibt, doch die Quellen der Geschichte für sich studire! Mosis Schöpfungsgeschichte wird hierauf durchgegangen, und nach ihm werden auch die ersten Spuren menschlicher Erfindungen aufgesucht. Daß er die Erfindung der Kleidung dem Schöpfer unmittelbar zueignen sollte, wie der Vf. glaubt, wird nicht jeder in den Worten: Gott machte ihnen Kleider, finden. Eben so wenig kömmt es uns mit ihm wahrscheinlich vor, daß es schon vor der Sündfluth Schreibekunst gegeben habe. Er sucht ferner zu zeigen, es habe keinen philosophischen Grund, daß bey der Sündfluth eine übernatürliche wirkende Ursache Statt gefunden habe; Gott habe den Endzweck der Veredlung der Menschen mit dem verbinden können, was die Natur damals aus andern Absichten vermöge der ihr von ihm vorgeschriebenen Gesetze zu thun Willens war. Uebrigens wird noch in dieser Einleitung die Entstehung der ersten Staaten, der Religion, des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Schiffart, u. dgl. m. erläutert.

Mit S. 43 nimmt im ersten Abschnitte die erste ordentliche Völkergeschichte in Afrika und Asien, in folgender Ordnung ihren Anfang: Aegyptier, Assyrer, Phönizier, (dabey auch Carthaginenser) Hebräer und Perser. Im zweyten Abschnitte aber wird die Geschichte der Griechen und des Macedon. Reichs, auch der aus diesem entstandenen Reiche, S. 247 fg. beschrieben. Bey jeder dieser Nation wird zuerst von der Geographie ihres Landes, und den Quellen ihrer Geschichte gehandelt; nach dieser aber folgen Verfassung, Religion, Sitten, Handelschaft u. dgl. m. Das Zweckmäßige ist größtentheils gut gewählt, und auch bis auf einige niedrige oder nachläßige Ausdrücke, geschickt erzählt. Einzelne Stellen giebt es genug, bey welchen manches zu erinnern wäre. Eine solche ist die allgemeine Charakterisirung der

Grie-

Griechen, S. 245 fg. die an der Spitze ihrer Geschichte, mithin am unrechten Orte steht: denn der Geschichtschreiber charakterisirt erst nach und aus beygebrachten Thatsachen und Handlungen; sonst wird es ein Gemälde in der Luft. So wird auch hier von den Griechen gesagt: „Bey ihnen dauerte die Gelehrsamkeit 2000 Jahre hindurch ununterbrochen fort; allein sie trieben bloß das Angenehme, und über diesem vernachläßigten sie die wichtigen und ernsthaften Wissenschaften. (Also haben sie wohl in der Philosophie, Mathematik, Arzneykunde und Geschichte nichts Treffliches geleistet? Oder welches sind denn dem Vf. wichtige und ernsthafte Wissenschaften?) In der **Religion**, **Naturgeschichte**, **Naturlehre** und **Politik** waren ihre Kenntnisse gleich elend. (Freylich waren sie keine Christen; aber doch philosophirten manche von ihnen über Gott und seine Verehrung klüger als manche Kirchenväter; und über Naturgeschichte und Politik haben sie doch die ersten guten Bücher geschrieben.) Sie hatten weder **Newtone** noch **Montesquieus**, (und hatten doch auf der Bahn von beyden schon längst einige glückliche Schritte gethan, während **Newtons** und **Montesquieu's** Nationen noch in der dicksten Unwissenheit begraben waren;) deren Bücher doch ungleich wichtiger als alle griechischen Komödien und Gedichte sind. (Wem ist es denn jemals eingefallen, um den Werth von einem Trauerspiel des **Euripides** zu bestimmen, zu untersuchen, ob es so wichtig sey, als es **Newtons** Optik an Erfindungen ist? Ja, was noch mehr ist, jenes kann für Herz und Sitten leicht wichtiger seyn, als alle mathematische Demonstrationen.) Sie hatten keine fremde Litteratur, und lasen nur griechische Bücher, welches die weitern Fortschritte in der Gelehrsamkeit gewaltig hinderte. (Hier fehlt weiter nichts, als daß die vielen Babylonischen, Chaldäischen, Phönizischen, Aegyptischen u. a. Schriften angegeben worden wären, welche die Griechen hätten lesen sollen.) In der Cultur sind sie gegen andere Nationen noch sehr weit zurück; (wird wohl heißen sollen: sie reifte bey ihnen später) denn lange vor ihnen gab es Phönizier, Aegypter, Hebräer, die schon auf der (wiederum vermuthlich, ihrer) höchsten Stufe der Cultur standen, als die Griechen noch Eicheln aßen. Selbst von Seiten der angenehmen Wissenschaften sind sie die Leute nicht, für die man sie gemeiniglich hält. (!!) Sie haben nichts erfunden, (das ist selbst eine neue Entdeckung) sondern nur das bereits Erfundene verschönert und vollkommener ge-

 macht.

machte. (Glücklicherweise widerspricht sich der Vf. weiter unten, S. 415, da er gesteht, daß doch die Griechen die dramatische Poesie erfunden haben, und auf der folgenden Seite räumt er sogar ein, daß sie auch das Nützliche nicht vernachläßigt haben; gleichwohl gab er ihnen oben das Gegentheil Schuld. Und freylich hat er von den Verdiensten ihrer Philosophen einen äußerst seichten Begriff gegeben.) Es ist uns lieb, daß es nicht mehrere so sehr verunglückte Stellen in diesem Buche giebt; sonst müßten wir sagen, das Unterhaltende sey darinne auf Kosten des Wahren und Gründlichen gesucht worden.

Im zweyten Theil ist die Römische Geschichte bis auf den Tod des ältern Theodosius enthalten; im Ganzen recht lesbar und gut gerathen; wenn man gleich gegen einzelne Stellen, auch gegen die affektirten Ueberschriften, z. E. Geschichte der Römischen Imperatoren und Despoten, der Römischen Völkerräubereyen, u. dgl. m. einiges erinnern könnte. Hätte der Vf. in dem ganzen Werke mehr für die Zeitbestimmung und chronologische Uebersicht gesorgt: (welchem Mangel durch die beygefügte Tabelle wenig abgeholfen wird), so würde es noch um einen hohen Grad brauchbarer für die kleinen Liebhaber der Geschichte seyn.

Ow.

Die Bürgerschule, ein Lesebuch für die Bürger- und Landjugend. Dritter Band, von Joh. Christoph Fröbing, Conrektor an der Neustädterschule zu Hannover. Hannover, im Helwingischen Verlage. 1793. 500 Seit. in 8. 1 Rt. 8 gr.

Den größten Theil des Werkes füllet die Weltgeschichte, in der jetzt so beliebten Manier der sogenannten Lesebücher erzählt. Sie fängt ab ovo an. —— „Da stand er (Adam) „jetzt in seinem Gebiet, der erste König (? — so sind wir ja alle wohl königliche Prinzen) „und überschaute das junge „Land mit alle (allem) dem, was darin lebte und webte. Der „Löwe machte sich ihm neugierig und brüllte ihm seinen „Gruß; der mächtige Elephant scherzte vor ihm; der Tyger „und das Panterthier tändelten neben ihm; das Roß wie„herte ihm entgegen; der getreue Hund leckte ihm den Fuß;

„der

„der Adler schwebte über ihm, (dient zur Heraldik) und „alles bewillkommte den Erstling der Monarchen." (Das Dokument von dem Daseyn einer solchen Menagerie um den Adam, wo ganz instinktwidrig placidis coeunt immitia, und wo Hr. Fr. wie ein andrer Orpheus weiß lenire tigres rabidosque leones, ist wohl kein anderes als die Bilderbibel.) — „Staunend betrachtete er die Schönheit der Thiere, aber kei„nem reichte er die Hand: denn unter allen tausenden, die „da vor ihm scherzten, war keines, das er Freund nennen, „das er an seinen Busen drücken, dem er seine Gefühle mit„theilen konnte. Da bauete der Allmächtige ein zweytes „menschliches Geschöpf. Das große blaue Auge dieses We„sens blitzte jugendliches Feuer, der Mund lächelte Unschuld; „die Wangen mit Rosenroth und Lilienweiß gemalt, „(doch wohl nicht gar geschminkt?) die wie Elfenbein glänzen„den Zähne, das volle runde Kinn (immer besser als ein „spitzes) „und die goldgelben, am weißen Nacken sanft „hinabfließenden Locken verkündigten Gesundheit und frohe ju„gendliche Scherze. Schlank war der Bau dieses Geschöpfes, „seine Gestalt jugendlich und seine Blicke sanft und holdselig. „Jetzt trat es aus den Händen des Schaffenden hervor, gieng „neugierig auf den Mann zu, betrachtete ihn mit stillem „Staunen, und rief ihm mit einer silberhellen Stimme „den ersten Grus (Gruß) zu." Ohe! Das kann Hr. Fr. unmöglich alles aus einem alten Porträt abgesehen haben, wenigstens doch die silberhelle Stimme nicht. Man sieht wohl, rem variare cupit prodigialiter. Es kommen auch noch allerley dogmatische Brocken; der Teufel z. E. gab der Eva Gedanken ein, wovon doch Moses kein Wort sagt, u. dgl. mehr. Nicht eine einzige neue Ansicht in der Urgeschichte, wodurch sie erhellet würde, und wozu doch so viel vorgearbeitet ist.

„Das römische Volk gab ihm (dem Octavianus Cäsar) den Namen Mehrer des Reichs oder lateinisch Augustus." Den deutschen Mehrer des Reichs hätte der Vf. immer dem Curialstyl überlassen sollen; wenn er sich den lateinischen Namen nicht besser erklären konnte. Aber es scheint, der lieben Landjugend ist das alles gut genug.

„Wer dies Wunder der Allwissenheit Jesu im neuen Testamente liest, und gleichwohl behauptet, daß Christus nicht Gott seyn müsse, der begeht die größte Lüge gegen sich selbst, der spricht sich allen Verstand ab." (Ey pfuy doch, Herr

Conrector! Wer wollte die liebe Bürger- und Landjugend noch in unsern Zeiten von forn wieder so polemisch, so intolerant, so voll eingebildeten Dünkel machen? denn religiös kann das unmöglich heißen, wenn Sie anders wissen, was wesentlich Religion ist. Und das noch dazu unter der verdeckten Maske eines Historikers. Ist es wirklich ihr Ernst, daß sich so manche fromme und gelehrte Forscher, die Ihnen, wenn Sie sie kennten, ehrwürdig seyn müßten, selbst allen Verstand absprechen sollen? Sie sind ja grausam, oder — grob. Freylich dergleichen Leute mögen wohl das im N. T. nicht lesen, was Sie darin lesen. Sie reden von der Weißagung Jesu, daß sich die jüdische Nation nun noch, schon beynahe 2000 Jahre, erhalte und ferner erhalten werde. Wo hat denn das Jesus geweißaget, wenn man bitten darf? Meinen Sie etwa Matth. 25, 34? Unmöglich etwas anders! Da spricht Jesus aber vorher beständig von der Revolution des jüdischen Landes und Staates: also auch eine Weißagung und ein Wunder der Allwissenheit, das geben wir zu; aber von einer ganz andern Art und gerade nicht die, die Sie einzuflicken belieben. Nun setzt Jesus hinzu: dies Geschlecht (γενεα, Generation, Menschenalter) werde nicht vergehen, bis das alles geschehe. So müßte ja das alles, die Zerstörung Jerusalems noch nicht geschehen seyn, oder nicht geschehen zu seyn brauchen, weil noch ein Rest der Nation besteht. Wer hat Ihnen denn eine so grundlose Exegese aufgebunden? Und läßt sich denn das Phänomen der fortdaurenden Absonderung der Juden, ihrer Anhänglichkeit an väterliche Sitten, gar nicht anders erklären, als durch ein göttliches Wunder? So muß ja auch wohl die Fortdauer der Zigeuner, Halloren oder ähnlicher Reste früherer Volksstämme ein göttliches Wunder seyn.) — „Jesu Tod war das Mittel, wodurch alle Menschen von den Strafen ihrer Sünden befreyt werden.“ O, Herr Fröbing, pfuschen sie doch nicht als Geschichtserzähler in die Dogmatik!

„Wirklich zeigte sie (die Lehre Jesu) sich auch gar bald „durch ihre Wirkungen, als eine göttliche Religion. Die „Regenten wurden sanfter, die Gesetze billiger, die Unter„thanen gehorsamer, die Kriege menschlicher. Die Sitten „der Völker milderten sich, und Künste und Wissenschaften „keimten und blühten schöner auf. Die Ehen wurden fester „geknüpft, die Kinderzucht wurde veredelt, (wenn sich die

Zucht

Zucht veredelt, pflegt man sonst etwas anders zu verstecken.) „Die Schulen wurden verbessert und jede gesellige Tugend ver„breitete sich: kurz, diese Religion machte jeden Staat dauer„hafter und glücklicher." — Allerliebst! und das alles gar bald? Getrauen Sie sich dieses mit der Geschichte in der Hand an den früheren Jahrhunderten, an den Begebenheiten der Morgenländischen und Abendländischen Monarchie, an dem Mittelalter, durchzuführen? Ey ey, wo bleibt die Weltgeschichte? —

Von den jetzigen Juden zu sagen, daß viele von ihnen in Gefängnissen und Zuchthäusern, ein grosser Theil durch die Hand des Henkers sterben, ist doch auch eine sehr gehäßige Uebertreibung und Unwahrheit. — Hundsfott kommt her von *Hunnus fuit*: denn so beschrieben seit dieser Zeit die Römer einen schädlichen Menschen. (Das wäre!) —

„Allein nun wurde ihm (dem Mahomed) sein Wesen „von der Obrigkeit untersagt. Auch dies kümmerte ihn noch „nicht im geringsten, bis man ihm endlich mit dem Tode dro„hete: denn — Narrenhäuser hatte man damals noch „nicht." (Ists möglich, in einen so unartigen, pöbelhaften Ton zu verfallen, wenn man Geschichte mit Würde erzählt? So etwas würde kein Muselmann reciprociren. Argwöhne Hr. Fr. nur nicht, daß Rec. wohl gar heimlich einer ist. Wir glauben so wenig als Hr. Conr. Fr. an die göttliche Sendung Mahomeds, und alle übrigen Züge seines fanatischen Eifers. Aber entweder müssen wir alle Vorsehung und Weltregierung Gottes, die wir in thesi behaupten, in praxi wieder abläugnen, und so wäre die ganze Erde Narrenhauses genug. Oder die Vorsehung hat auch ihre wichtige Zwecke, daß sie durch ihn die Entstehung und grosse Ausbreitung und Fortdauer einer neuen Religionsparthey wenigstens zugelassen, wo nicht begünstiget hat. Und freylich diese wichtigen Zwecke hätte man damals durch ein einziges Narrenhaus, wenn man eines gehabt hätte, vereiteln können.)

Rec. konnte nicht umhin, diese Flecken zu rügen, und darf nun nicht weitläuftiger in der Ausstellung einiger ähnlichen werden. Ueberhaupt glaubt er, daß die Auswahl und Darstellung der Geschichte nicht so recht für die Bürger- und Landjugend (es müßte wohl heißen entweder Bürger- und Bauerjugend, oder Stadt- und Landjugend) geeignet sey, wenn

wenn man nämlich darunter diejenigen versteht, die zu den mechanischen Verrichtungen producirender Stände bestimmt bleibt. Denn für die ist die Geschichte viel zu sehr mit Namen überladen. Was soll sie z. E. sich die Namen der Kirchenschriftsteller, Justinus Martyr, Athenagoras, Tertullian, Origenes, Eusebius, und auch noch so viele andere Namen der politischen Geschichte merken? Für die ist sie noch viel zu reichhaltig, zu systematisch und dadurch wieder zu zerstückelt. So ist die Geschichte nach Christi Geburt z. B. in sechs Zeiträume abgetheilt. In jedem Zeitraume kömmt nun fast wieder jede Nation bald an dieser, bald an jener Stelle vor; das einemal ihr Ursprung, das anderemal ihre weitere Ausbreitung u.s.f. Lieber hätte der Vf. die Nationen nach der Reihe ihrer Entstehung (ich rede bloß von diesem Zwecke einer populären Methode) angeben, gleich bey jeder eine Skizze ihrer ganzen Geschichte, ihres Ursprungs, der Entstehung ihrer jetzigen Verfassung, u.s.w. folgen lassen; dann um der chronologischen Ansicht willen die sechs Zeiträume angeben, jeden erst im Allgemeinen nach seinem Charakteristischen schildern, und dann wieder nach den Zeiträumen die einzelnen allerwichtigsten Begebenheiten, Revolutionen, Erfindungen und dergleichen Nummerweise anführen und erklären sollen.

Der Vf. führt die Geschichte ganz bis auf das laufende Jahr aus, und berührt also auch die Geschichte der französischen Revolution, aber hin und wieder mit verfehlten, einseitigen und übertriebenen Zügen. So erwähnt er zwar, daß gleich beym ersten Ausbruche eine allgemeine Flucht der Vornehmen nach Deutschland entstand; aber nicht, daß hier die Brüder des Königs ein ordentliches Hof- und Waffenlager, mit Erlaubniß deutscher Fürsten, in der Hoffnung und Absicht einer Contrerevolution hielten. Und doch hinc illae lacrumae. So sagt er, daß sich unterdessen, da man den König von Versailles wie einen Missethäter (?) nach Paris schleppte, in Paris eine Nationalversammlung gebildet hätte. Unterdessen? war denn die Nationalversammlung nicht schon zu Versailles gebildet? So sagt er: „derjenige, der ehegestern noch „Galeerensclave war, ward gestern Minister, und heut „trug man seinen Kopf als den Kopf eines Ungeheuers auf „Lanzen zur Schau." Uns ist ein dergleichen Factum von drey so verschiedenen Aufzügen in drey Tagen wenigstens nicht bekannt. Und in einer solchen Geschichte sollten

rhetor-

rhetorische Figuren, wenn es denn etwa eine seyn soll, gar nicht gelten.

So weit bis S. 380. Hier findet sich eine neue Ankündigung einer zweyten Abtheilung des dritten Bandes, in welcher aber die neuere Geschichte einiger Reiche, als Englands, Schwedens, Polens, Rußlands, Preußens ꝛc. erst geendigt wird. Wenn Hr. Fr. S. 440 von Friedrich dem Zweyten, K. v. Preußen sagt: „seine Fehler bewiesen, daß er ein Mensch „war, und hätte er deren keine gehabt, so würde er „keine Bewunderung verdienen:" so ist das letztere ein sehr unglücklich verfehlter Gedanke.

S. 457 folgt ein zweyter Abschnitt mit der Aufschrift einer kleinen Gesundheitslehre. Es ist der Faustische Gesundheitskatechismus, bloß von seiner katechetischen Form entkleidet. Ein vierter Band soll noch nachfolgen und das Ganze beschließen. Sein Inhalt wird seyn eine ausführliche Technologie, und ein Auszug aus den Hannöverischen Landesgesetzen.

Mfg.

Ueber den Wohnsitz der Kynesier oder Kyneter, Herodot. II, 33. IV, 49. ein Beytrag zur Aufklärung der alten Erdbeschreibung. Hrn. Hofr. und Prof. Gatterer, zu Göttingen, gewidmet, von H. Schlichthorst, Subrector des Gymn. zu Stade. Göttingen, bey Vandenh. und Ruprecht, 1793. 8. 1½ Bogen.

Die Römer nannten die westliche Spitze Lusitaniens Cuneus, und die Einwohner derselben Cuneer. Ohngeachtet der Name ihnen selbst lateinischen Ursprungs zu seyn dünkte, und sie durch den Namen bewogen wurden, sich den Landstrich bis zum Promontorium sacrum oder Cabo St. Vincente, keilförmig vorzustellen, so war doch eines Theils die wahre Gestalt der Küste und andern Theils auch die Geschichte des Volks und seines Namens darwider, indem unläugbar der Name desselben schon vorhanden war, ehe die Römer jene Gegend kennen lernten und ihr einen lateinischen Namen geben konnten. Daher hat Vossius schon in seinen Anmerkungen zum

Mela

Mela die höchst wahrscheinliche Vermuthung vorgetragen, daß der Volksname Kuneer einerley sey mit dem Namen Κυνητες, der im Herodot IV, 49. vorkommt, und daß er hernach erst durch Lateiner eine lateinische Form und Ableitung erhalten habe. In einer andern Stelle Herodots, II, 33. kommt dasselbe Wort in einer andern Form vor; allein vielleicht nur durch einen Fehler der Abschreiber, die aus Κυνησι, durch Anticipation des folgenden, Κυνησιοισι gemacht haben. Schon Valkenaer scheint diesen Schreibfehler zu vermuthen. Die Beschreibung, welche Herodot von dem Wohnplatze der Kyneter macht, paßt vollkommen zu dem Wohnplatze der Kuneer; und die den Römischen Geschichtschreibern eigene Verstümmelung oder Umformung fremder Namen erläutert und rechtfertigt Vossius Vermuthung noch mehr. Cellarius hat von dieser ganz einleuchtenden Entdeckung einer der Geschichte gemässern Ableitung jenes Namens bereits Gebrauch gemacht. (Notit. Orb. ant. I. p. 63.) Nach ihm hat Mannert (Geogr. der Gr. und R. Th. I. S. 315) die Sache bloß als Problem hingeworfen: „Oder sind diese Kunier, (Kuneer) etwa die Kynesier (Kyneter) Herodots?" Hr. Schlichthorst hat das Verdienst, alles was von andern beyläufig bemerkt, vermuthet oder erläutert worden war, in der angezeigten Schrift zusammengetragen und durch den verbundenen Vortrag und durch weitere Ausführung dessen, was Vossius zuerst entdeckt hatte, besser in das Licht gestellt zu haben. Das Resultat bleibt folgendes: Die Kuneer der lateinischen Geschichtschreiber und Geographen sind keine andern, als die Kyneter des Herodots, und ihr Wohnplatz war das heutige Algarbien; folglich ist die Ableitung der alten Lateiner von cuneus, und die keilförmige Vorstellung des Landes der Kuneter, unhistorisch, ungeographisch, sprachwidrig und durchaus falsch. — Da wir übrigens des Vf. Fleiß und Einsichten schätzen, so können wir aus Achtung für ihn selbst den Wunsch nicht bergen, daß er die Anmerkung S. 7 aus Bescheidenheit andern überlassen haben möge. Es macht einen widrigen Contrast, wenn junge Gelehrte Winke geben, die auf sie selbst zurückweisen, und vorzüglich angehenden Gelehrten das beste Muster vorstellen oder den rechten Weg empfehlen wollen.

Die Abhandlung stand zuerst in dem Magazin für Schullehrer B. III., woraus der Vf. sie besonders hat abdrucken lassen.

Ar.

Hand-

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Handbuch der kaufmännischen Jurisprudenz, oder Beyträge zur Kenntniß einheimischer wie auch auswärtiger Handlungsrechte, Gesetze und Gebräuche die den Kaufmann interessiren. Herausgegeben von Johann Chr. Schedel. Leipzig, bey Schladebach. 1793. 19 Bog. 8.

Nach dem Begriffe, den sich Rec. von einem Handbuch der kaufmännischen Jurisprudenz macht, soll dasselbe dem Kaufmann eine kurze jedoch gründliche Anleitung geben, wie er sich in Handlungsgeschäften, besonders bey kritischen Vorfällen zu verhalten habe, um Prozesse zu vermeiden, oder wenn er darein gerathen ist, beurtheilen zu können, ob die Gesetze für oder wider ihn sind, und darnach seine Maaßregeln zu nehmen. Ein solches Buch zu schreiben, welches in der That dem Kaufmann sehr nützlich seyn würde, ist aber nicht einmal das Werk eines jeden Rechtsgelehrten, vielweniger eines Kaufmannes oder Ungelehrten wie Hr. S., denn es erfordert einen Mann, der in einem großen Handels- und Wechselplatz, wie z. B. Hamburg, bereits praktische Kenntnisse sich im Handlungsfach erworben, und nicht nur die Gesetze, sondern auch die Usanzen in der Handlung der mehresten wo nicht aller handelnden Nationen kennt. Das vor uns liegende Buch ist eine Compilation mehrentheils aus franz. Schriftstellern, die wörtlich mit allen Citationen übersetzt sind. Hat der Kaufmann Lust, das was man ihm zu seiner Belehrung mit wenig Worten sagen könnte, hier an manchen Stellen mit zu großer Ausführlichkeit zu lesen, so weiß er am Ende doch noch nicht, was in diesem oder jenem Fall in Deutschland oder in andern Handelsreichen Gebrauch sey. Die Anzeige der Rubriken wird dieses beweisen. 1) Ueber die Abtretung des Vermögens an die Gläubiger nach Frankreichs Grundsätzen und Gebräuchen; vom Hrn. Rogue. — Nur der Name des Vf. wird angeführt, da doch billig der Titel des Buchs auch hätte genannt werden müssen, aber der ist bey allen Aufsätzen verschwiegen. 2) Ueber das Risico bey Bodmereyen, insonderheit die Gefahren, wofür der Geber auf Bodmerey und Respondentia

zu stehen hat. Ohne Anzeige des Vf. aber aus Emerigon Traité des assurances et des contracts à la grosse Tom. 2. p. 503. Eine besondere Flüchtigkeit im Uebersetzen bemerket Rec. S. 13, wo der Ausdruck in der ordonnance L. 3. Tit. 5. Art. 16. den er S. 10 übersetzt hatte: so fern nicht etwa ein Vertrag diesem zuwider gemacht worden ist; in französischer Sprache ohne Grund angeführt wird. Auch bey Citationen des Valin und anderer schreibt er dem Emerigon die Buchstaben h. t. nach; dieser hatte schon im vorigen Buch und Titel der Ordonnance, worauf sich seine Abhandlung beziehet, genannt, konnte also mit hoc titulo dahin verweisen. Hr. S. aber mußte doch seinen Lesern billig im Anfang nähere Nachweisung geben. 3) Ueber die Erlöschung und Nullität der Bodmerey und Respondentiakontracte. Ebenfalls aus Emerigons genanntem Werke Tom. 2. p. 541. 4) Ueber die eisernen Briefe oder Anstandbriefe vom Hrn. Nicodeme. (Der Titel des Werks wird nicht genannt.) 5) Ueber die Assecuranz, welche entweder nach dem Verlust oder Untergang der versicherten Sache, oder auch nach ihrer glücklichen Ankunft an Ort und Stelle geschehen ist. Von Emerigon, der hier genannt wird. 6) Ueber Revindicationen, insonderheit bey Falliten, und in Rücksicht auf Frankreichs Brauch und Gewohnheiten; ohne Anzeige des Vf., vielleicht vom Hrn. Nicodeme, von welchem der 7) Aufsatz: Bemerkungen über die Befugniß revindiciren zu können. 8) Bemerkungen über Hypotheken und deren Wirkung nach französischem Recht und Brauch; vom Hrn. Rogue. 9) Ueber Societäten unter Handelsleuten, insonderheit nach franz. Rechte. Ohne Namen des Vf. 10) Ueber die Admiralitätsgerichte in Frankreich; ohne Namen des Vf. 11) Ueber Hamburgs neue Fallitenordnung und die Zusätze von 1772. Eine fast wörtliche Uebersetzung des Essai sur le droit de Hambourg touchant les faillites von zwey Hamburgischen Gelehrten, den Brüdern Misler. 12) Ueber die Oesterreichische oder Wiener Wechselordnung, die Rechte, die sie mit andern solchen Ordnungen gemein hat, die besondern Dispositionen, die ihr eigen sind, und endlich die Zusätze, die sie in neuerer Zeit erhalten hat; vermuthlich von einem Wiener Schriftsteller. 13) Ueber Wechselbriefe allerhand Rechnungen, Kommerzpapiere und Empfangscheine, wie auch die Kautelen, welche in Ansehung solcher nach franz. Recht zu beobachten sind; ohne Namen des Verfassers.

Wenn

Wenn Hr. G. mit mehrerer Beurtheilungskraft und weniger Eilfertigkeit arbeitete, so würde er im Stande seyn, brauchbare und nützliche Sachen zu liefern: und wir bitten ihn daher, wenn er ferner etwas in Druck geben will, diese Fehler zu vermeiden.

Ak.

Vollständiges Rechenbuch, worin sowohl gemeine als andere kaufmännische Rechnungsarten, so wie auch die möglichst vorkommende Waaren, Gold, Silber und Wechselcalculationes nach der kürzesten und neuesten Manier enthalten sind: nebst Beschreibung der Verhältnisse in Münzen, Gewichten und Wechselarten der vornehmsten Europäischen Handelsplätze für alle Stände brauchbar gemacht, von J. H. Gerhardt dem jüngern, Kön. Preuß. Hauptbancobuchhalter. Zweyter Theil. Berlin, bey Matzdorf. 1793. 8. 28 Bog. 1 Rh. 8 gr.

Der Titel verspricht nicht mehr, als das Buch wirklich liefert. Der Vf. handelt von der Gewinn- und Verlustrechnung beym Wechselhandel, von den Wechselarbitragen, von den Wechselcommissionen und vom Pari; von den Waarenberechnungen, wobey er ausländische Factoren mittheilet, die Rec. in Ansehung der Unkosten u. s. w. mit andern verglichen und sehr richtig gefunden. Von der Tauschrechnung, von der Gesellschaftsrechnung, von der Gold- und Silberrechnung. Bey derselben liefert er eine Tabelle zu Auffindung des Werths für 1 Friedrichsd'or nach dem jedesmaligen Agio in Pr. cour. die im ersten Theil ausgelassen worden. Ihr folgt eine sehr weitläuftige und genaue Tafel zur Vergleichung der Rechnungs-, Gold- und silbernen Münzen, die sehr schätzbar ist. Demnächst Gold und Silbercalculationen — die Regel Allegationis und Conti — und eine Nachricht von dem Maaße und Gewicht der vornehmsten Länder und Oerter, nebst 6 Tafeln zur Vergleichung des fremden Ellen- und Fußmaaßes, des Maaßes trockner und flüßiger Waaren und des fremden Gewichts gegen das Berliner; imgleichen des fremden Gold- und Silbergewichts gegen Cölnisches.

Dieses Rechenbuch hat vor vielen andern den Vorzug eines faßlichen, gründlichen und ausführlichen Vortrags; alles was bey den angeführten Rechnungsarten zu bemerken ist, wird deutlich erkläret, und dann folgen Beyspiele, wodurch das vorgetragene bestätigt wird. Selbst Lehrer in Schulen, wo andre Rechenbücher im Gebrauch sind, können sich dieses Buchs mit Nutzen bedienen, ihren Schülern wegen aller Rechnungsarten deutliche Begriffe beyzubringen, und ihren Unterricht gründlicher zu machen.

H.

Praktisches Handbuch für Künstler, aus dem Englischen, nach der zwoten verbesserten und vermehrten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Dresden, 8. in der Waltherischen Buchhandlung. Zweyter Theil. 1793. 15 Bog. über ein Alphabet. 1 Rh. 12 gr.

Auch dieser Theil ist reich an nützlichen Vorschriften, und verräth den Mann, der meistens selbst gearbeitet hat, selten (doch sind uns einige Beyspiele dieser Art, z. B. bey den Glasuren, vorgekommen, wo es übrigens der Vf. selbst gesteht) Andern bloß nachbetet. Hier und da sind wir freylich auf Behauptungen gestoßen, deren Wahrheit uns nicht einleuchten will, oder gar nicht erwiesen werden kann. So führt z. B. der Vf. S. 337 Frauenglas unter den Materialien zum künstlichen Glase auf; so schreibt auch er (S. 139) noch, (und wie lange werden das empirische Künstler einander noch nachschreiben, und schläferige Uebersetzer dazu stillschweigen?) man könne mit calcinirtem Bismuth sympathetische Dinte machen; so leitet er (S. 128) die Kraft der Galläpfel bey der Dinte von einem wesentlichen Oele ab. Sonst handelt er hier im zweyten Theile (S. 1 — 37) von den verschiedenen Mitteln, Zeichnungen nach der Natur oder nach Gemälden zu entwerfen, Güsse und Abdrücke zu machen; im dritten Theil (S. 37 — 121) vom Vergolden, Versilbern, Bronziren, japanischen Firnissen, Lackiren und Beitzen mit allerley Farben; ferner (S. 122 — 163) von Dinten, Cementen und Siegellack. S. 163 — 324 vom Stechen, Aetzen, Mezzo tinto, Holzstich. S. 324 — 443 vom Glase, auch von gefärbten, künstlichen

lischen Edelsteinen und Pasten. S. 443 — 471 vom Porcellan, dem Glasiren, Malen und Vergolden desselben. S. 471 — 491 von der durchsichtigen Glasur auf steinerner und irdener Waare. S. 491 — 505 vom Papiermaché und leichter japanischer Waare, und endlich in einem Nachtrage von marmorirtem Papiere, von Papiertapeten, von einem Firniß auf Pfähle und Latten, vom Belegen der Spiegel und von der Kunst Oelgemälde von Malertuch oder Holz abzunehmen.

Der Uebersetzer hat sich bey diesem zweyten Theile sowohl in der Schreibart und in der Wahl der Ausdrücke, als in seinen Anmerkungen, selbst im Anhange manche Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, welche leicht Mißverständniß erregen könnte. So sagt er z. B. immer statt: nicht allein, sondern auch, nicht sowohl, als. Noch können wir, da wir das Original nicht vor uns haben, nicht errathen, was seine Weinegiggranaten (S. 439) seyn sollen. Statt der dem deutschen Künstler geläufigeren Ausdrücke Orlean, Tusche, Berlinerblau, Grundriß gebraucht er die Worte Aniotta, (S. 439) indische Dinte, preußisch Blau, Entwurf; (S. 285) den Flint der Engländer, unsern deutschen Feuerstein, übersetzt er (z. B. S. 336) mit Kies, die Ambre, unsern Bernstein (z. B. S. 92, 127) mit Amber, den Aquamarin (S. 404) mit Meeradler; S. 448 und 452 verwechselt er gar Feldspath mit Bleyspath. Wie kann der Uebersetzer S. 343 in der Anmerkung sagen, Salpeter finde sich nur in Indien von Natur krystallisirt, anderer werde aus Pflanzen gezogen? das letztere ist wenigstens sehr unbestimmt ausgedrückt, vom erstern zeigt uns Apulien und Franken auf das zuverläßigste das Gegentheil. Auch von den neuern Nachrichten, die Naturgeschichte des Borax betreffend, scheint er nichts zu ahnden; und wer wird dieses kostbare Salz je, wie der Uebersetzer anführt, zur Verfertigung des Glaubersalzes anwenden?

Eg.

Ueber Vereinzelungen der Domanialgüter und einige einschlagende Materien, von Johann Arnold Reinbold, Oberamtmann zu Lettenburg. Göttingen, bey Vandenhök und Ruprecht. 1792. 8. 96 Seit. 4 Gr.

Der Streit zwischen denen, welche die Vereinzelung der Domaingüter wollen und denen, welche ihr widersprechen, ist durch die hier aus dem Hannöverischen und Hildesheimischen Magazin ausgehobene Abhandlungen, und einen hinzugefügten noch ungedruckten Aufsatz nicht im mindesten seiner Entscheidung näher gebracht worden. Der auf dem Titel genannte Vf. des ersten und letzten Aufsatzes tritt der verneinenden Meinung bey und hält sich an die allergewöhnlichsten Gründe, deren Darstellung eben so wenig ein tiefes Eindringen in die Sache verräth. Die Gründe, die ein ungenannter Anhänger derselben Parthey im Hildesheimischen Magazin aufstellt (sie stehn hier Nr. 2.) sind in der That die ungleich wichtigern. Aber dennoch bleibt in der vierten Abhandlung der Vf. noch immer bey seinen oberflächlichen Behauptungen stehn, und sucht sie gegen den nicht genannten Vf. des hier an der dritten Stelle stehenden auch im Hannöverischen Magazin vorher abgedruckten Aufsatzes zu retten. — Gewiß liegt auch hier, wie bey vielen Streitigkeiten, die Wahrheit in der Mitte: gewiß muß Lokal und Zeit anrathen, manche Domainengüter aufzuheben, andre beyzubehalten: aber bey den meisten, sie einzuschränken und zum Theil an Privatpersonen abzugeben, denen die bessere Kultur, wenn ihr sonst an sich keine Hindernisse im Wege liegen, gewiß leichter wird, als sie in jener grössern Ausdehnung in den Händen der Kammern und Pachter ist.

Se.

Vermischte Schriften.

Kleine ökonomische und kameralistische Schriften von August Hennings. Dritte Sammlung. — Auch unter dem Titel: Vorurtheilsfreye Gedanken über Adelsgeist und Aristokratismus, von August Hennings. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1792. 172 Seiten gr. 8. Auf Schreibpapier 16 gr. auf Druckpap. 12 gr.

Es thut wohl, einen Mann, welcher sich durch eigene Kraft zu den höhern Ständen im Staate emporgearbeitet hat, ohne

Vor-

Vorurtheile freymüthig und mit Wärme wider Adelsgeist und Aristokratismus reden zu hören. Je seltener ein solches Beyspiel in unsern Tagen ist, und je öfterer wir das Gegentheil sehen und fühlen, desto mehr gereicht eine Schrift, wie diese, ihrem Verf. zur Ehre. Gegen Mißdeutungen sichert er sich in der Vorrede durch eine offne und männliche Erklärung, welche sophistische Ankläger und hämische Verläumder, die leider! seit einiger Zeit in gelehrten Blättern, bey der Anzeige freymüthiger Schriften über Staatseinrichtungen und politische Begebenheiten unsers Zeitalters, ihr Wesen treiben, beherzigen mögen. „Die Deutschen," sagt der Herr Kammerherr S. 2. mit Recht, „welche so lange mit Freyheit pralten, sind jetzt diejenigen, welche der Sclaverey am meisten huldigen." Um desto nöthiger sind ihnen auch Zurechtweisungen von aufgeklärten und freymüthigen Schriftstellern.

Alles wird in der Welt mit Aristokratismus betrieben, von den geringsten Scenen bis zu den größten. In Hypothesen, in Dogmen, in Systemen, in Secten, in Meinungen, in Gesetzen herrscht aristokratischer Geist. Nur der Despotismus ist neben dem Aristokratismus gegründet. Von den Gesinnungen geht der Aristokratismus in die Sprache über. Majestät, Heiligkeit, Hoheitsrechte, Ehrfurcht für Vorurtheile, Geburt, Adel, Geistlichkeit, Kirche, sind lauter Worte von altherkömmlichen Ansehen, vor denen der größte Gelehrte sich beugt, und für die Nationen sich zermalmen lassen; von denen aber der unpartheyische Prüfer, so viel er auch darüber reden hört, keinen vernünftigen Gedanken abstrahiren kann. Dennoch regieret ein leerer Schall die Welt! Die Hauptwörter: Aufklärung, Rechte der Menschheit, Volksfreyheit, Patriotismus, Freyheit des Denkens und der Presse, Vernunft, Nation, hatten kaum einigen Eingang gefunden, als sie schon durch neue aristokratische Wörter überwältiget wurden. Man schlug sie mit vermeinter Aufklärung, Ungebundenheit des Volks, blindem Eifer, Preßfrechheit, blödsinnigem Verstande, Eingeschränktheit der Vernunft, Tyranney der Repräsentanten einer Nation, sonst auch 1200 Könige genannt, zu Boden. Desto glänzender aber war und ist wohl noch die Rolle, welche der Adel in voller Stärke des aristokratischen Ansehens und Ausdrucks sich angemaaßt hat. Wir wissen, was edel ist, aber wer kann mit dem Worte Adel, so wie es einen Rang in der Menschheit bezeichnet, irgend ei-

hat sich der Adel, wie in einem Netze, zu verwehen gesucht, und der Regent kann ihr nicht entgehen. So ist der neuere Begriff des Adels entstanden; der sogenannten großen Familien oder der Vornehmen, die sich durch Geburt im Besitze der ersten Würden des Staats, und des Rechts zu herrschen, glauben. Alter und neuer Adel gelten hier gleich; der Geist des Adels bleibt immer derselbe. Der neue Adel gleicht meistens den Renegaten: je neuer, desto eifriger! Flittergröße bethörte die Welt. Pracht eines auf Verarmung des Volks gegründeten Luxus, Ceremonien, leerer Pomp, Curialien, Etikette, Ordenständeleyen, Vorgemächer, Courtage wurden das Gewand der Größe. Man erfand die lächerlichste aller Kindereyen, die weibische Auszierung mit einigen Ellen Band, das Tragen eines wilden Thiers u. s. f., lächerlicher wahrhaftig, als der Lingam der Indianer. Menschen sind so niedrig geworden, in diesen Kleinheiten Stolz zu finden, oder sich vor ihnen zu bücken. In dieser Schellentracht suchte der Adel seine Größe; und wie gewann, wie gebrauchte er sie? Die neuere Geschichte Frankreichs hat uns dazu Bruchstücke geliefert, die uns einen sichern Begriff vom Ganzen geben. Wir kennen die Waffen der Verläumdung, der Schmeicheley, des Betrugs aller Art, mit denen der Adel focht. Und ist auch nicht aller Adel so tief gesunken und so elend geworden, wie der Französische: so ist doch an allen Höfen das Spiel oder Intrigue einerley. Nirgends dringen Verdienste durch; selbst das Verdienst erhält sich nur durch Cabalen. Der Adliche ist nicht mehr Held, um der erste im Staate zu seyn; aber noch bekleidet er oft die ersten Stellen, und ist so unwissend, als immer jene Helden des rohesten Zeitalters seyn konnten. Seine Unfähigkeit ist so gäng und gäbe, daß sie nicht mehr befremdet, und daß das gewohnte Auge ihm vorüber auf den bürgerlichen Gehülfen sieht, der die ganze Last seines Geschäftes trägt.

Wie entsetzlich sind daher alle Geschäfte des großen Kreises in Europa betrieben worden! Alles, was den höchsten Grad der reifen Ueberlegung und der vorurtheilsfreyen Vernunft erfordert, hat Tollheit und Raserey entschieden. So sind Religion und Regierungsformen begründet; so werden Richterstühle bekleidet. Das Volk sehnt sich nach nützlichen Reformen; es arbeitet daran im Stillen; der einfältigste Lütticher heutiger Zeit beurtheilt sein Priesterregiment richtig. Die

Gub

Guisen und Montmorency bewaffnen sich dagegen; der Pöbel unter dem Adel klatscht in die Hände bey einem ungerechten Urtheile, und hohnlächelt, wenn der Proceß eines Aiguillon niedergedrückt, eine la Motte räuberisch gestäupt, und ein Fangbrief erlassen wird, um einen adelichen Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen, oder einen Unschuldigen im Elende zu vergessen. Kein Wunder, wenn nirgends ein vernünftiges politisches und Religionssystem gebildet ist, wenn in den wichtigsten Begebenheiten immer ein unvorhergesehener Zufall entschied, wenn noch kein Volk glücklich und weise regiert worden ist. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß, je mehr der Adel auf die Gesetzgebung Einfluß hatte, desto mehr die wahren Zwecke einer unpartheyischen und richtigen Gesetzgebung verfehlt wurden. Unrecht wäre es, die Schuld davon auf die Regenten zu schieben. Ihre Unbedeutenheit entschuldigt die meisten; und diese entstand durch den Adel. So wenig ein Cäsar unter den Esquimaux, eben so wenig konnte ein guter und großer Fürst unter der Anarchie oder dem Despotismo des Adels gebildet werden. Schweden und Polen haben in neuern Zeiten gezeigt, wie unfähig der Adel ist, ein Land zu regieren. Und nirgends erscheinen Menschen in einem verächtlichern Lichte, als zu unsern Zeiten der Französische Adel da, wo er noch als Adel auftreten will. Er floh, zeigte sich aller Verbesserung unfähig, und fühlte, daß er entweder verdorben bleiben, oder ausgeworfen werden mußte. Keines guten Gedankens, keiner edeln Entschließung, keiner männlichen That für sein Vaterland fähig, wählte er das Letztere. Nur zur Intrigue gewöhnt, legte er dem Wohl seines Vaterlandes im Auslande Fallstricke, und hetzte fremde Mächte gegen seine Mitbürger auf. Lächerlich ist es, wenn er sich das Ansehn geben will, als eile er einem bedrängten Könige zu Hülfe. Denn es gehört mit zu den Lehrsätzen, womit die Welt Jahrhunderte lang betrogen worden ist, daß der Adel dem Throne zur Schutzwehr diene. Wo schwache Könige sind, da herrscht der Adel; aber unter Selbstherrschern und Volksregenten empört er sich, wenn er nicht zur Ohnmacht gezwungen wird.

Nicht der Adel, kein Stand, kein Rang in der Menschheit ruft Fürsten zur Mäßigung und das Volk zur Ordnung. Das thun allein Gesetze. Diese sind das einzige Band, welches im Ganzen Ordnung erhält, der Schutz des Regenten

sind. Wird eine wichtige oder kleine Staatsreform oder Polizeyverbesserung durch Abwegung der gegenseitigen Gründe vorbereitet, so reformirt ein Volk sich selbst. Die größten Veränderungen entstehen alsdann unmerklich, und werden dem Lande anpassender, als durch plötzliche Vorschriften und Umwälzungen. Dann findet eine bessere Constitution nicht den Widerstand eines Rzewußky, dann schmerzen Keinen mehr heilsame Menschenrechte.

Setzen wir gesunde Vernunft auf den Thron der Menschheit, öffnen wir ihr das freye Feld der Verdienste: dann haben wir wahren Adel, und Keiner verliert dadurch etwas, selbst der Stand nicht, den man jetzt Adel nennt. Benennungen und Titel können nur im Zeitalter der Blindheit leere Köpfe und Herzen vergnügen; im Zeitalter der Aufklärung erröthet man vor dem vernunftlosen Stolz, sich dadurch auszuzeichnen. Wer glaubt, daß der Ruhm seiner Voraltern einen Glanz auf eigene Tugend werfe, und zur Nacheiferung ermuntere, kann dieses Vorzugs nicht beraubt werden. Ein Mann von Ansehen, Verdiensten und Vermögen, wird, auch ohne das Vorurtheil des Adels, immer einen Vorsprung vor dem behalten, der sich aus der Verborgenheit empor arbeiten muß. Aber wie muß das Kind in der Wiege dem ausgebildeten Manne, wie der ungebildete Jüngling dem verdienstvollen Manne vorgezogen werden, weil jener seine Unfähigkeit mit eingebildetem Adel verbrämet, und dieser sein Verdienst ohne eine solche Auszierung besitzt. Wenn keine Adel- und Familienusurpationen mehr Statt finden, wenn es nicht mehr zwey Maaße giebt, mit denen man Menschen ausmißt, hier das Kind zum Kammerjunker und künftigen Minister oder General, dort den geschickten Jüngling zum Copisten oder Secretair bestimmt: dann wird dem Verdienste freye Concurrenz eröffnet.

Aus diesem kurzen Auszuge mögen unsere Leser von dem Werthe einer Schrift urtheilen, welche offenbar die edle Absicht hat, durch den langsamen aber dabey sichern und ruhigen Gang der Aufklärung Freyheit und Menschenwohl zu befördern. Wir haben manche beyläufige Bemerkungen des Verf. über Begebenheiten und Schriftsteller, z. B. sein lesenswürdiges Urtheil über Necker, in einer langen Note S. 135. ff. übergehen müssen, so sehr auch manche hier berührt zu werden verdient hätten. Um indessen völlig unpartheyisch zu seyn, müssen wir noch bemerken, daß diese Schrift

noch

noch sehr viel gewonnen haben würde, wenn der Verf. sie in gewisse Abschnitte getheilt hätte. Dann würde er manche Wiederholungen vermieden und manchen Lesern eine leichtere Uebersicht seiner Gedanken verschafft haben. Auch hätten wir bey einer so ernsten und wichtigen Untersuchung den Ton etwas kälter, weniger deklamatorisch, und die Schreibart nicht preciös gewünscht.

Rw.

Amathusia oder über die Geheimnisse der Toilette, ein Geschenk für Damen, von Adelbert. Leipzig, bey Reinicke, ohne Jahrzahl. 236 Seiten in 8. 20 K.

Dieses Schriftchen soll ein Unterricht für Damen seyn, ihre gegenwärtige Schönheit zu erhalten, und die verlohrne zu ersetzen, oder herzustellen. Das Ganze ist in einen Roman eingehüllt. Eine Schrift von dieser Art würde nicht unschicklich seyn, nur müßte der Hauptzweck die Frauenzimmer vor schädlichen Schmink- und andern Mitteln zu warnen, nicht vernachläßigt, und nicht, wie hier geschehen ist, selbst schädlichen Schminken ein Platz eingeräumt werden. Es müßten auch mehr diätetische Vorschriften, angenehm eingekleidet, vorkommen. Gegenwärtige Schrift verdient daher eine scharfen Rüge, weil der Nachtheil, welchen die Bekanntmachung dergleichen schädlicher Dinge nach sich zieht, nicht geringe ist, zumal in einer Schrift, wo der Titel für Frauenzimmer so anziehend ist.

Nun zur Schrift selbst. Abaka, der Sohn eines Arabischen Arztes, lernt von seinem Vater die Arzneykunst, und geht nach Constantinopel um sich noch mehrere Kenntnisse zu erwerben. Hier heilt der junge Arzt schon Kranke, welche die größten Männer aufgegeben hatten. — Durch seine Bescheidenheit und Wißbegierde bringt er es dahin, daß er sich aller Aerzte Achtung und Liebe, und keines Neid zuzieht. (Wenn doch alle junge Aerzte eben so leicht durch Bescheidenheit und Wißbegierde den Neid und der Verfolgung ihrer ältern Kollegen vermeiden könnten! In der wirklichen Welt aber geht es anders. Ueberhaupt scheint der Verf. mit der Welt und Wahrscheinlichkeit nicht gar zu bekannt zu seyn,

wovon

wovon ihr viele Stellen deutliche Zeugnisse liefern.) Abaka wird zum Sultan Mahomet gerufen, welcher, von allen Aerzten schon verlassen, eben sterben will. Er läßt sich vor dem halbtodten Sultan auf die Knie nieder, untersucht den Puls, und giebt nach einigem Nachsinnen ein Brechmittel in Pillenform. (!!) Der Sultan kann zum größten Erstaunen der Umstehenden noch schlucken, bricht sich in sehr kurzer Zeit, und — wird gesund. Abaka schreibt die Gesundheit des Sultans ganz der Behandlung der erstern Aerzte zu, (welche den Sultan doch schon als unheilbar verlassen hatten!) Er wird nun mit Geschenken vom Sultan überhäuft, von ihm umarmt und dreymal geküßt — wird sein Liebling, Leibarzt und Arzt des Serails, darf ungehindert ins Serail gehen, denn die Verschnittenen haben den Befehl ihm als dem Sultan selbst zu gehorchen. (Sehr viel von einem eifersüchtigen Sultan Mahomet.) Zuerst geht er zu Irenen, der Favoritin des Sultans, und dann in die Zimmer der übrigen Odalisken. Hier sieht er Fatmen, ein Georgisches Mädchen, welche der Verf. enthusiastisch beschreibt. Zur Probe von des Verf. Schreibart mag folgende Stelle dienen: „O Schönheit, „Schönheit, wie soll ich dich preisen! Dein Anblick erhebt „mich zu den Freuden des Paradieses, du ziehst mich in die „Sphären seeliger Geister, du führst mich bis an das Ende „der Welt.“ (siste pedem!) In diesem Tone declamirt er sehr oft, und wehe den häßlichen Damen, wenn sie hier Abhandlungen von der Schönheit als dem höchsten Gute lesen.) Abaka verliebt sich nun in Fatmen und Fatme in Abaka. Wenn der Verf. Abaka's Schönheit beschreibt, so sagt er: „Die Schönheit eines Adonis und die Stärke eines Herkules „schien in ihm zusammen zu fließen. Die Nachahmung der „Morgenländischen Schreibart gelingt dem Verf. selten gut. Der Begriff, den Abaka seiner Fatme S. 11. u. f. von der Schönheit giebt, dürfte weniger gefallen. Die faden Fragen, welche die geistreich seyn sollende Fatme ihrem Abaka vorlegt, müssen die Geduld der Leser äußerst scharf auf die Probe setzen. Zum Beweis nur eine Stelle, S. 21. u. f. „Woher kommt es, daß wir eine zu große, zu fette, zu kleine, zu magere Person nicht schön nennen? Weil sie nicht in „den gehörigen Verhältnissen mit uns selbst und mit dem gewöhnlichen steht — und eben so fiel Fatme ein, mißfällt „mich eine zu braune oder gar sprenglichte Haut? Richtig, „das Inkarnat ist der höchste Trumpf, antwortete Abaka.

„Und

„Und nicht wahr? — fragt Fatme wieder, zwey Nasen oder „nur ein Auge in der Mitte wären ebenfalls häßlich, daran „ist kein Zweifel. Und eine zu lange Nase oder zu kleine Au„gen, oder ein großer Kopf auf einem kleinen Körperchen, „oder krumme Beine, oder schiefe Achseln, oder — oder — „oder — fiel Fatme ein — hängende Brüste, dicke Lippen, „schiefe Hüften, Hauzähne, borstenartige Haare — nicht „wahr Abaka! das ist alles häßlich? Du übertriffst dich selbst, (wodurch? woran?) „so schnell begreifst du. — Nun fängt Abaka seine Vorlesungen bey Fatmen an.

Im 11ten Kapitel wird die Lehre von der Fetthaut, dem Zellengewebe u. s. w. abgehandelt. Im 12ten Kapitel wird von der zu starken Fettigkeit und ihren Ursachen der schönen Fatme erzählt. 13tes Kapitel. Mittel wider die Fettigkeit. Hier wird der schönen Georgianerin demonstrirt, was Eccaprotica, Panchymagoga, Diuretica sind. 14tes Kapitel. Verliebter Monolog des Abaka. 15tes Kapitel. Abaka schickt Fatmen ein Blatt, worauf von zu schlaffen und zu großen Brüsten, von zu starkem Unterleibe geschrieben steht. 16tes Kapitel. Von Fatmens niedlichem Fuß. Er sagt von ihm: „Thronen möchten vor ihm niedersinken! „Rosen und Nelken unter ihm aussprießen." (Welche Dame von einigem Geschmacke kann hieran Vergnügen oder Unterhaltung finden!) 17tes und 18tes Kapitel. Von der Magerkeit und ihren Ursachen. Etwas besser als die vorhergehenden. Am Ende aber folgt ein empfindsames Krankengeschichtchen, worüber Fatme weint, Abaka zu ihren Füßen sinkt und ihre Hände mit seinen Küssen bedeckt, und dann von der wie vom Donner erschrecktem Fatme dafür zur Thür hinausgeschoben wird. 19tes Kapitel. Ein Sclave bringt Abaka Befehle heute nicht zu erscheinen, sondern seinen Vortrag schriftlich zu überschicken. Hier wird die Abhandlung über die Magerkeit fortgesetzt, zugleich werden ihre Ursachen erörtert.

Diese Abhandlung möchte zu gelehrt und wegen vieler Dinge, welche nicht erklärt werden, zu unverständlich seyn. Rec. ist zu gut mit den Schwierigkeiten eines populären Vortrags der Arzneygelahrheit bekannt, als daß er zu strenge hier urtheilen sollte, aber jedermann sieht ein, daß eine Dame sich ohne Erklärung keinen Begriff von Nahrungssaft und Magensaft wird machen können, und daß also alle daraus hergeleitete Schlußfolge unverständlich seyn müssen. Hätte

es doch dem Verf. gefallen, etwas von den verliebten Säufzerchen wegzulassen, und dafür lieber eine Erklärung dieser beyden Flüßigkeiten beyzufügen. — 20stes Kapitel. Mahomet zieht in Krieg. 21stes und 22stes Kapitel. Mahomets Besuch bey Fatmen. Fatime ist krank, und Abaka giebt ihr im Bade Unterricht! Ein wohllüstiges Gemälde. 23stes Kapitel. Von den Hautfarben und ihren Ursachen. Hier ist auch einiges Gute, besonders in Ansehung der Diät gesagt. 24stes Kap. Von Bädern, von warmen, kalten, aromatischen, Milchbädern u. a. m. Beym Abschied verspricht er ihr ein Receptbuch zur Verschönerung des Gesichts, u. s. w.

Zweytes Buch, 1stes Kap. Eine nächtliche Visite bey Fatmen. Sie ist zu wohllüstig aufgestellt, als daß wir sie jungen und unverdorbenen Mädchen können zum Lesen empfehlen. Wenn ein Frauenzimmer noch irgend Gefühl hat, so muß sie bey dieser schlüpfrigen Scene erröthen. 2tes Kap. Von einigen Hautfehlern. Hier sollte der Verf. mit mehrerer Wärme den innerlichen Gebrauch von reinigenden Mitteln, Ulmrinde u. s. w. empfohlen haben, ehe er zu den Gebrauch der zurücktreibenden Mittel übergeht. Jedem Arzte ist ja bekannt, welche höchstnachtheilige Folgen von dem zu frühzeitigen Gebrauche der zurücktreibenden Mittel entstehen, Schlagflüsse, Blindheit, Lähmung u. s. w. Ist der Verf. ein Arzt, so ist es ihm unter keiner Bedingung erlaubt, so unbestimmt zu schreiben, ist er kein Arzt, so hätte er das Ne sutor ultra crepidam bedenken sollen. 3tes — 5tes Kap. Mahomet opfert seine Favorite Irene der Wuth des Volks auf, indem er ihr selbst den Kopf abschlägt. Die bekannte Geschichte nur mit einiger Abänderung. 6tes Kap. Mahomet wählt Fatmen zu seiner Favorite, sie beschlüßt mit Abaka zu entfliehen. 7tes Kap. Abaka tröstet Fatmen über ihr bleiches Aussehen, und bepinselt sie im 8ten Kap. mit Pflanzenschminke. 9tes Kap. Mahomet, der zur Armee verreißt war, kommt wieder. Nach 14 Tagen erst sieht Abaka Fatmen, und unterhält sie von den Zähnen. Hier kommen ganz alltägliche Dinge vor. Man schreyt: Mahomet kommt. Fatime wird zum Schein ohnmächtig. Abaka wird gerufen, und vom Sultan befehligt bey ihr zu bleiben. 11tes Kap. Die Flucht wird verabredet. 12tes Kap. Fatime spaziert auf der Terrasse, findet in einem alten Sclaven ihren

ren Vater, dem man sie in ihrer Jugend geraubt hatte, wieder. Als sie eben ihrem Vater zu Füßen sinken will, wird sie von Verschnittenen umringt, ihr Vater, Zamor, rettet sich über die Mauer durch einen Sprung ins Meer. 14tes Kap. Der alte Zamor hatte erfahren, daß seine Tochter im Serail sey, und hatte sich als Gartenarbeiter bey dem Bostangi vermiethet. 15tes Kap. Abaka wird von Chrysolithen, Fatmens Vertrauten, zu den Kerker der letztern geführt. Hier wird nochmals die Flucht verabredet, und Chrysolithe erhält das Versprechen mitgenommen zu werden. 16tes Kap. Abaka geht an den Hafen, um ein Schiff zu suchen, hier findet er Fatmens Vater und Chrysolithe. Der erstere erzählt, daß ihn ein Englisches Schiff gerettet habe, und führt Abaka zu dem Engländer, welcher ihnen verspricht, sie alle mitzunehmen. 17tes Kap. Abaka's Plan zur Flucht. Chrysolithe erhält ein Zettelchen zur Nachricht für Fatmen. 18tes Kap. Der erzürnte Sultan läßt Fatmen vor sich bringen, und da sie ihm trotzig begegnet, wird sie abgeführt, weil Mahomet beschlossen hatte: sie soll sterben oder mich lieben. Chrysolithe drückt ihr bey dem Abgehen Abaka's Zettelchen in die Hand. 19tes Kap. In der Nacht entsteht Feuer, und so entfliehn Zamor, Fatme, Abaka und Chrysolithe, und werden von dem Engländer aufgenommen.

Nun folgen Recepte, welche ein wahres Chaos von schädlichen und nützlichen, wahren und falschen Dingen sind, öfters sind sie Damen gänzlich unverständlich. Rec. kann sich unmöglich in genaue Beurtheilung dieses elenden Gemisches einlassen, denn er gesteht offenherzig, daß seine Geduld nicht zureicht. Also nur einiges. S. 100. Adstringentia, (was das für Mittel sind, werden die Damen von selbst errathen müssen) dann folgt folgende Stelle: „Hier findet sich „in meinem Original eine lateinische Anmerkung, die unüber„setzt geblieben ist, weswegen ich mich für verpflichtet halte, „sie eben so zu lassen. Si mulierum — heißt es, sinus pu„doris nimium sit dilatatus tum propter partum, tum pro„pter frequentes coitus, debent mulieres tunc uti sequen„tibus remediis." Nun folgt ein Verzeichniß von den stärksten zusammenziehenden Mitteln, ohne alle Auswahl hingestellt. Jeder Sachkundige sieht leicht ein, daß, wenn eine Dame grünen Vitriol, Tormentillwurzel u. dgl. zu dem oben angeführten Endzweck, ohne gehörige Rücksicht brauchen woll-

te, gewiß unangenehme Folgen daraus entstehen müßten. Unter den Schönheitsmitteln sind immer zusammenziehende und zurücktreibende Mittel die ersten bey dem Verf. Die Compositionen sind öfters aus vielen Dingen zusammengesetzt. S. 106. wird als Schönheitsmittel folgendes empfohlen: Man nimmt im Maymonat 2 Kannen Milch, am liebsten von einer schwarzen Kuh, füllt sie in eine Bouteille, thut dazu 8 Citronen und 4 Orangen, scheibenweiß geschnitten, eine Unze Candiszucker, und eine halbe Unze Borax, destillirt alles im Sandbad. Die Schminkmittel S. 113. und 117., welche der Verf. so sehr lobt, sind auf jeden Fall schädlich, denn sie enthalten Hausblase oder Fett, welches man auf die Haut einreiben soll, dadurch wird die so nöthige Ausdünstung unterdrückt und mancherley Schaden verursacht. Frauenzimmer, denen ihre Gesundheit lieb ist, müssen sich alles Einreibens von Fett und Oel gänzlich enthalten. Unverzeihlich aber ist es, daß der Verf. S. 120. u. f. Schminken aus Wismuth, Zinnober, Mennig u. s. w. ganz umständlich beschreibt. Der Verf. sagt zwar: „Wem seine Gesundheit lieb ist, der schminke sich nicht;" allein dies ist viel zu wenig, und nur im Vorübergehn gesagt, dergleichen Warnungen fruchten bey eiteln und leichtsinnigen Frauenzimmern nichts. Hier mußten Beyspiele von den Nachtheilen angeführt und überhaupt mit mehrerer Wärme mußte die ganze Sache behandelt werden. Des Verf. Entschuldigung, daß er dergleichen schädliche Mittel beschreibt, ist in der Note S. 120. enthalten. Er sagt, er habe es um der Vollständigkeit willen (diese müßte man in diesem Buche mit Diogenes Laterne suchen) und für gewisse Damen gethan. (Welches sind denn diese Damen, wenn man fragen darf, welchen man zum Ruin ihrer Gesundheit dergleichen Sächelchen empfehlen soll?) S. 170. 172. rühmt der Verf. rauchenden Salpetergeist und Spießglasbutter, um die Warzen wegzubeitzen, denkt aber gar nicht daran, den Unwissenden die nöthige Vorsicht anzuempfehlen. S. 173. empfiehlt der Verf. wider das Hereinwachsen der Haare ins Gesichte Katzenkoth in Essig aufgelöst. — Die Beylagen enthalten größtentheils elendes Gewäsche! Rec. verliehrt die Geduld sich durch dieses Gemisch durchzuarbeiten.

Ni.

Dr.

Dr. Anton Friedrich Büschings — Magazin für die neue Historie und Geographie, fortgesetzt, und mit den nöthigen Registern über alle Theile versehen, von Benjamin Gottfried Weinart, Churfürstl. Sächs. auch Oberlausiz. immatricul. Advocaten, Hochgräfl. Reußischen Gerichtsdirektor und Amtmann zu Ruhland, und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Drey und zwanzigster Theil. Halle, bey Curts Erben. 1793. 22 Bog. in 4. für die Fortsetzung, und 24½ Bog. für das Register. 1 Rh. 18 gr.

Was man nach der Aufschrift dieses Theils erwarten sollte, daß Hr. W. uns mit einer fernern Fortsetzung des Büschingschen Magazins beschenken würde, das nimmt er in der Vorrede deswegen zurück, „weil ein würdigerer Gelehrter als er, ein neues Magazin dieses Inhalts angefangen habe." Nun glauben wir zwar, daß sich Hrn. W. Fortsetzung auch neben diesem mit Ehren würde behaupten können. Doch da er seinen Fleiß nunmehr auf die Erörterung der Rechte und Gewohnheiten der Markgrafthümer Lausiz zu wenden gedenkt, und uns darüber vieles bisher noch in Handschriften Verborgenes, auch die allgemeinen deutschen Rechte Erläuterndes hoffen läßt: so begnügen wir uns an dem, was er noch in diesem Theil beygetragen hat, und was immer schätzbar genug ist.

Es ist nach folgenden Rubriken vertheilt: **I. Sachsen**, Auszug der in dem Fürstl. Hause Sachsen Ernest. Linie von 1481—1697. errichteten Recesse und Verträge. Aus den in dem Fürstl. Archiv zu Weimar befindlichen Urkunden gefertigt von **Joh. Joach. Müller**, Fürstl. Sächs. geheimen und Lehns-Sekretär, wie auch gesammten Archivar. S. 3—130. Ob es gleich nur ein bloßes Verzeichniß ist; so hat es doch seiner Vollständigkeit wegen für die Freunde der Sächs. Geschichte seinen guten Werth.

II. Herrschaft Schönburg. Das erste Stück sind **Ernsts**, Herrn von Schönburg, aufgerichtete Statuten und Ordnung der Stadt Glaucha ertheilt, vom J. 1533. Es folgt des Kaisers **Ludwig** Lehnbrief für Markgr. Frie-

drich von Meißen. wegen des Schlosses und der Stadt Waldenburg, auch des Schlosses Rabenstein, vom J. 1336. (Eine kleine Erläuterung wäre über Lutwig, wo er gegeben seyn soll, und über die Mittwoche nach dem obirsten, von der er datirt ist, dienlich gewesen.) Das letzte Stück ist ein Recognitionsbrief zweyer Brüder von Schöneburg, vom J. 1361., daß sie das Städtchen Mare und Zubehör von der Krone Böhmen zur Lehn tragen. Es ist etwas fehlerhaft gedruckt; gleich das erste Wort Vos muß Nos heißen; bald darauf hona für bona; in der Mitte vermuthlich Regum statt Regnum Bohemiae, und was ist am Ende: in die Saucti Domini?

III. Hennebergische Urkunden. Ihrer sind drey und zwanzig; die meisten freylich von geringfügigem Inhalte. Zu den erheblichern gehört Kön. Karls IV. Verschreibung der Städte Friedberg und Gelnhausen für 15000 Gulden an Kraften von Hohenlohe, vom J. 1347. (S. 156.) Noch merken wir an, daß die eilfte Urkunde (S. 153.) wohl nicht vom J. 1330. wie sie überschrieben ist; sondern von 1331. seyn dürfte. Denn so endigt sie sich: Datum anno Dni M° CCC° XXX° primo feria secunda post diem omnium sanctorum.

IV. Pommern. 1) Der Pommerschen Ritterschaft Privilegien von 1560. 2) Excerpta aus den Pommerschen Landconclusis von 1619. ex tit 2. de Feudis Pomeranicis.

Das vierfache Register über alle Theile dieses Magazins, dessen ein so reichhaltiges Werk gar sehr bedurfte, ist nicht allein vollständig und genau gearbeitet; sondern auch mit möglichster Ersparniß des Umfangs eingerichtet.

Mg.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Wilh. Friedr. Hezel's, Fürstl. Hess. Geh. Reg. R. und Prof. zu Gießen, allgemeine Nominalformenlehre der hebräischen Sprache; zur Sicherung und Erleichterung dieses Sprachstudiums. Halle, bey

bey Gebauer. 1793. XVI. und 320 Seiten in 8.
1 Rg.

Wer einigermaaßen mit der Literatur der hebräischen Sprache und Philologie bekannt ist, dem muß durch dieses Buch des Hrn. Geh. Reg. R. Hezels, das ältere und größere Werk, welches wir über diesen Gegenstand haben, des seel. Simonis Arcanum formarum nominum Hebraeae linguae (Halae Magd. 1734. 4.) in das Gedächtniß gebracht werden; und der natürlichste und nächste Gedanke muß seyn, durch Vergleichung zu sehen, worin beyde Bücher sich von einander unterscheiden. Wir wollen unsern Lesern in dieser Untersuchung oder Gegeneinanderhaltung zweyer dem Inhalte nach verwandter Werke zu Hülfe kommen, und sie auf diese Art auf das, was Hr. Hezel neues und eigenes behauptet, aufmerksam machen. Wenn auch das Neue und Eigene beträchtlich ist, so bleibt der Verf. des neueren Buches demohngeachtet dem Verf. des älteren, das er dabey benutzt hatte, Dank schuldig. Und wir müssen zur Ehre des Hrn. H. erwähnen, daß er von dem Werke seines Vorgängers mit Achtung und Bescheidenheit geredet habe. Daß aber Simonis Arcanum formarum nominum einen entschiedenen Werth behauptet habe, läßt sich, wenn man es nicht aus eigener Prüfung und Erfahrung weiß, aus dem Urtheil erkennen, das der seel. Ritter und Prof. Michaelis in sein Exemplar geschrieben hatte. Zur Schätzung jenes Werks setzen wir es hieher: Plus in libro praestat, quam in fronte promittit Simonis meus. Possis enim hoc libro uti loco praestantissimi et eruditissimi *lexici*, non quidem verborum, ***nominum*** tamen ***omnium*** Hebraicorum; ad quae et recentiorum cogitata congessit. Hier ist daran gelegen, nur Rücksicht auf die Formenlehre allein zu nehmen, und alles übrige, was Simonis zur Erklärung der Bedeutungen beygetragen hat, als Nebensache zu betrachten und zu übergehen. Schon vor Simonis hatten andere Grammatiker ihre Aufmerksamkeit auf die Formen der hebräischen Nennwörter gerichtet. Es ist bekannt, daß es ein eigenes Stück der berühmten Danzischen Methode ausmachte, in der Analysis immer anzuzeigen, nach welcher Form jedes Nomen gebildet sey. Der Grammatik des seel. Danz waren Paradigmata nominum angehängt, in welchen die Schüler der Danzianer immer die Form auffinden muß-

 ten,

ten, um ähnlich mit ähnlich zu vergleichen. Allein dies ganze Ding, so nützlich es hätte seyn können, artete in den gedankenlosesten Mechanismus aus. Simonis hatte das Verdienst, Geist und Absicht in die Formenlehre der hebräischen Nominum zu bringen, und die Schüler dieser Sprache auf eine angenehm unterhaltende Sprachphilosophie zu leiten, indem er die Abstammung von dem Hauptworte und die Zusammensetzungsart oder Form zusammen verband, und durch beydes Grundsätze der Bedeutungen und eine allgemeine Theorie des Nomens abstrahirte. Von dem Hauptworte liegt immer die Grundbedeutung in dem abgeleiteten Nomen; die äußere Form aber und die angesetzten Nebenbuchstaben geben die Neben- oder Nominalbedeutung unter mancherley Modificationen. Das Allgemeine hierüber betrifft theils die Abtheilung oder Classifikation der Formen in einfache und zusammengesetzte u. s. w. theils die in den Formen liegenden Nominalbedeutungen, welche auf folgende acht Hauptbegriffe zurückgeführt werden: Handlung, Zustand, Beschaffenheit, Würkung, Objekt, Subjekt, Mittel, Werkzeug. Nachdem Simonis dies in einem vorbereitenden Abschnitte seines Werks vorausgesetzt hat, sondert er die Formen der Nominum selbst in zwey Hauptklassen; er handelt in einer Classe die **einfachen**, und in der andern die **zusammengesetzten** Formen ab; in jeder unterscheidet er die vorkommenden verschiedenen Arten und Varietäten, und sammlet die Wörter, welche vorkommen, vollständig, erklärt sie auch, doch aber ohne sie nach einer festgesetzten Methode oder Regel im näheren Verhältniß zu dem Zeitworte und dessen Theilen vorzustellen, ohngeachtet es beyläufig bey einzelnen geschieht.

Hr. Hezel hat Simonis Arcanum als Vorarbeit und Collectaneenbuch gebraucht, aber eine ganz andere Theorie zum Grunde gelegt, die folgende Sätze enthält: 1) alle Nennwörter kommen ursprünglich von einem Zeitworte her. In Rücksicht darauf, daß die Stammbuchstaben sich im Zeitworte am reinsten absondern lassen, ist der Satz ohnfehlbar richtig, ob wir gleich zweifeln, daß derselbe sich auf die Bedeutung durchaus anwenden läßt, indem ohnstreitig mehrere Nennwörter eher, als das Zeitwort gedacht und gebraucht worden sind. 2) Die einzelnen Theile der hebräischen Conjugation hatten selbst, nach Hrn. H. Vorstellung, vielerley Flexionsarten; zum Theil solche, die in dem kleinen Codex

der

der Bibel nicht vorkommen; von diesen einzelnen Theilen der Conjugationen sind alle Nominalformen abgeleitet. 3) Als Stammformen der Nennwörter nimmt er, in jeder so genannten Conjugation, nur den Infinitiv, das Futurum und das Participium an. Indessen getraut er sich nicht, diejenigen eines Irrthums zu beschuldigen, welche einige Gattungen der Nennwörter als ursprüngliche Präterita ansehen. Nur glaubt er, daß sie sich, sowohl ihrer Form, als ihrer Bedeutung nach, eben so natürlich, entweder aus dem Particip, oder aus dem Infinitiv ableiten lassen. 4) Die den Nominalformen anklebenden Nebenbedeutungen (d. i. die sie als Nomina annehmen, und die mit der Grund- und Hauptidee des Zeitworts verbunden werden,) bringt Hr. Fxzel mit Simonis unter gewisse Fächer, die er selbst so bestimmt: a) Handlung oder Leiden, Qualität, Zustand, Amt u. s. w. b) Subject. c) Objekt. d) Effekt. e) Instrument oder Mittel. f) Zeit. g) Ort. — Dieser Theorie gemäß ordnet der Verf. alle Nennwörter, nicht wie Simonis, nach ihren einfachen und zusammengesetzten Formen, sondern durchaus nach den Conjugationen, auf welche Simonis keine besondere Rücksicht genommen hatte, und nach einigen andern Bestimmungen auf folgende Art: I. Nennwörter aus der ersten oder Hauptconjugation Kal. A) Formen des Infinitivs. S. 19 — 145. Er legt 10 verschiedene, zum Theil ganz ungewöhnliche, Formen des Infinitivs zum Grunde, und derivirt davon die einfachen Formen der Nennwörter, sowohl des verbi perfecti als imperfecti; alle unter ihre Wurzelformen geordnet. Nächstdem aber bildet er auch zusammengesetzte Formen, theils durch angehängte regelmäßige und unregelmäßige weibliche Endungen ה ָ, ת ַ, ית ִ, ות, ות, theils durch ein vorgesetztes מ und א, theils durch die paragogischen Sylben ן ָ, ין, ון, ון; so daß auf diese Weise 14 Hauptformen des Infinitivs unterschieden werden. Unter jeder sind die in der Bibel vorkommende Nennwörter verzeichnet, aber zugleich wieder nach den Classen der Nominalbedeutungen gestellt, die wir vorhin angezeigt haben. B) Formen des Futuri. S. 146 — 165. Der Verf. leitet vom Futuro ab: theils Nennwörter mit einem vorgesetzten מ, das er aus מִי oder מָה oder מַה־עַל und der dritten Person erklärt, so daß z. B. מִסְתָּר so viel seyn soll, als vollständig: מָה יִסְתָּר ubi loci abscondit se aliquis? i. e. latibulum; theils

Nennwörter mit einem vorgesetzten י aus dem Futuro, theils Nennwörter mit dem vorgesetzten waiblichen Präformativ ת. C) Participialformen, S. 166—216., sowohl einfache, aus beyderley Participien der Hauptconjugation oder Kal, auch zusammengesetzte mit dem מ vor dem ersten Stammbuchstaben in Instrumentalbedeutung. Ueberall werden Wörterverzeichnisse, als Beyspiele, nicht nur des Verbi perfekti sondern auch imperfekti unter ihren Fächern eingeschaltet. II. Nennwörter aus der zweyten Conjugation Pihhel, nach gleicher Methode, auch mit Anwendung auf zusammengesetzte Formen, wie in der ersten Ableitungsklasse. III. Nennwörter aus allen übrigen Conjugationen, 3—20. S. 239—256. IV. Nennwörter mit ם oder י am Ende. S. 256—258. Der Verf. sieht sie als Ableitungen von andern Nennwörtern an, die durch diesen Zusatz nur eine Verstärkung oder eine andere Nebenidee annehmen.

Durch diese mitgetheilte Uebersicht beyder Werke wird es dem Leser leicht werden, mit dem Geiste der Hezelschen Formenlehre bekannt zu werden und einzusehen, wodurch es sich von dem Simonischen Arcanum unterscheide. Das Materiale enthält Simonis älteres Buch ohnstreitig weit vollständiger, und in dieser Rücksicht sowohl, als in Hinsicht auf die beygefügten Erklärungen der Worte, und auch darum, weil Simonis zuerst die Lehre von den Formen der hebräischen Nennwörter genauer aus einander gesetzt hat, wird sein Buch allemal einen eigenen Werth und Gebrauch neben dem Hezelschen behalten. Hingegen was die Theorie und Grundsätze betrifft, so sind beyde Werke ganz von einander verschieden. Hrn. Hezels Methode ist die Frucht seines eigenen Studiums, enthält viel Eigenes im Allgemeinen wie im Einzelnen, und gewiß darunter manches richtiger, (z. B. daß er die Nomina mit dem vorgesetzten ת aus dem Futur der ersten Conjugation ableitet, ist gewiß natürlicher und der Bedeutung angemessener, als sie mit Simonis als Formen der Conjugation Hithpahhel anzusehen, da sie doch weder ein Passivum, noch ein Reciprocum bedeuten); sie führt auch zu einer gründlicheren Kenntniß der hebräischen Sprache, und erleichtert zugleich das Studium derselben, und besonders der Bedeutungen des Nennworts. Demohngeachtet aber bekennen wir, daß es uns scheine, sie sey in verschiedenen Stücken auf unerwiesene Hypothesen gebaut. Sogar scheint uns das, worauf alles

les beruht, eine bloße willkührliche Voraussetzung zu seyn, daß es gar keine ursprüngliche Nominalformen gebe, sondern daß alle Nomina ihre Formen vom Verbo erborgt besitzen. In der Natur der menschlichen Sprache liegt dies gewiß nicht; vielmehr widerspricht demselben der Ursprung der Sprachen und das Beyspiel anderer Sprachen.

Ar.

Olai Gerhardi Tychsen Elementale syriacum, sistens Grammaticam, Chrestomathiam et Glossarium, subiunctis novem tabulis aere expressis. Rostochii, ex officina libraria Koppiana. 1793. 12 Bog. Text in 8. und 9 Kupfer meist in 4. 1 Rg.

Ohngeachtet wir in neuern Zeiten mehrere syrische Grammatiken und Chrestomathien, mit und ohne Vokabularien erhielten, man denke nur an **Michaelis**, **Adler**, **Kirsch**, **Hezel**, **Hasse**, **Jahn** u.s.w.: so ist dieses Buch gewiß nichts weniger als überflüßig, sondern es empfiehlt sich vielmehr sehr vortheilhaft. Es vereinigt das, was der Lehrer zu einem Collegio syriacae linguae fundamentali, und der Anfänger zur Erlernung dieser Sprache brauchen, und was der Titel angiebt, gut in sich beysammen. Die Grammatik ist freylich sehr kurz, da sie nicht ganz zwey Bogen beträgt, davon noch die Zahlwörter, die Namen der Monate und Wochentage fünf Seiten einnehmen, doch giebt sie das Nothwendigste. — **Die Chrestomathie**, der größere Theil des Buchs, fünf Bogen, liefert etliche vierzig kürzere und längere Stücke, welche Zweckmäßigkeit und Mannichfaltigkeit an sich tragen, und größtentheils aus sonst ungedruckten oder doch äußerst seltenen Schriften entlehnt sind, wozu dem gelehrten Hrn. Verf. theils dessen eigener handschriftlicher Vorrath, theils die ihm von de Rossi, Adler, Lancillotto Castello mitgetheilten Manuscripte dienten. Von dieser Seite betrachtet, wird diese Chrestomathie selbst von den Kennern dieser Sprache mit Vergnügen gelesen werden. So findet man aus des Vf. eigenthümlichen Handschriften z. E. S. 43. den Anfang des Codex von den Taufregeln der Jakobiten; S. 45. die Einsegnungsgebräuche des Taufwassers; S. 46. die Taufregel

des h. Basilius von Cäsarea; S. 52. Ephraems Gebet; S. 106. Carschunische Proben u. dgl. m. S. 63. stehen Auszüge aus Barhebräi witzigen Reden, die der Verf. von dem Hrn. Adler zum Theil abschriftlich erhielt. Andere Stücke sind aus dem Bruns-Kirschischen Barhebräus, aus der Bibliotheca apost. vaticana, aus Assemann, Hyde u. s. w. Auch sind einige Pröbchen des palmyrenischen und mendaischen Dialekts aufgenommen worden. — Das Glossarium erstreckt sich, wie billig, auf die in der Chrestomathie enthaltenen Pensa. Dessen Gebrauch wird dadurch unbequem, daß die Worte in einem fort, ohne Absätze, gedruckt sind; obgleich einige Blätter Papier erspart wurden. — Von den neun Kupfertafeln sind acht bereits bekannt, indem sie sich in dem Adlerschen Werke: Novi test. versiones syr. etc. Kopenhagen, 1789. gr. 4 befinden, aber hier eben so sauber wie dort nachgestochen sind. Sie bilden mehrere syrische Schriftproben genau nach den Handschriften ab, so wie sie Hr. Adler in Rom vorfand, abzeichnete und jenem gedachten Buche beyfügte. Hr. Tychsen bat den Hrn. Adler um die Erlaubniß sie hier beyfügen zu dürfen, welches dieser jenem zugestand, wodurch dieses Buch allerdings gewonnen hat; nur wäre zu wünschen gewesen, daß er sie im Buche mit gewöhnlichen Buchstaben nochmals hätte abdrucken lassen, da sie in der gegenwärtigen Gestalt selbst dem Geübtern Schwierigkeiten übrig lassen. Bey der eben gerühmten Genauigkeit dieser acht Kupfer finden sich doch, bey der Vergleichung mit jenen im Adler selbst einige Verschiedenheiten, z. E. Tab. I. in der vorletzten Zeile. Die neunte Kupfertafel giebt einige palmyreische und mendaische Schriftzüge, die aber von Seiten des Stichs größtentheils rudi Minerva ausfallen. Am Ende finden sich noch zehn Seiten corrigenda et addenda, die zu des Hrn. Vf. elementale arabicum gehören, und den Besitzern jenes Buchs willkommen seyn werden.

X.

Lehrbuch zur gründlichen Erlernung der jüdischdeutschen Sprache für Beamte, Gerichtsverwandte, Advokaten und insbesondere für Kaufleute; mit einem vollständigen ebräisch- und jüdischdeutschen Wörterbuche, nebst einigen in Kupfer gestochenen und

und gedruckten Tabellen. Leipzig, bey Voß und Leo, 1792. 1 Alph. 4 Bog. 1 Rthl. 8 gr.

Dieses Buch läßt alles andere, was über diesen Gegenstand bisher gedruckt war, weit hinter sich, und liefert dem, welchen die jüdischdeutsche Sprache interessirt, eine schätzbare Anleitung zur Erlernung derselben, deshalb der Vf. allen Dank verdient. Dabey ist aber dieses Buch noch nicht so vollkommen, daß man nichts mehr fordern dürfte, vielmehr hat es noch manche Flecken und Fehler, deren wir nachher einige erwähnen wollen. Schon 1767 gab der Vf. desselben, Herr Gottfried Selig, Lector in Leipzig, eine Anleitung zur Erlernung dieser Sprache heraus, die den beschränkten Zweck hatte, um redende Juden zu verstehen; dieses Lehrbuch aber erstreckt sich auch darauf, um jüdische Dokumente, Briefe und andere Schriften lesen, verstehen und übersetzen zu lernen. Auch ist es in Absicht auf Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit jener sehr vorzuziehen. Sonst widmete man dieser Sprache zu wenig Aufmerksamkeit, obgleich der Nutzen für Kaufleute, Juristen, Theologen und Sprachforscher oft beträchtlich ist, theils um Gutes zu stiften, theils um Uebel zu verhüten. Das Buch zerfällt in folgende Theile. Zuerst giebt es eine kurze Anleitung zur ächt hebräischen Sprache, dieselbe nach der jetzt üblichen jüdischen Aussprache lesen zu lernen, die aber den Kenner am wenigsten befriedigen kann. Er zählt S. 3 acht und zwanzig hebräische Buchstaben, wo er die Endbuchstaben-Gestalten für besondere Buchstaben zählt, und zwar aus dem Grunde, weil „manche liebe Regel erspart, und eine große „Erleichterung bewirkt werde." Die einzige Regel, die dadurch erspart werden konnte, steht aber dennoch S. 19 sehr ausführlich. S. 50 im Gegentheil zählt er 27 Buchstaben, wo er, sich selbst ungleich, Sin und Schin für einen Buchstab annimmt. Daß durch jene Verwechselung einer Figur mit einem Buchstaben die Zahlenfolge zerrüttet werde; fällt jedem leicht in die Augen. Beth ohne Dagesch giebt der Vf. bald durch V, bald durch W, bald durch F, ohne die Gründe dafür anzuführen. Auch Vav ist willkührlich bald V, bald W. Andere Ungleichheiten sind: S. 7 spricht der Vf. Ahachaar, eben so mit sich selbst nicht übereinstimmend S. 8, 23 u. a. m. Das Tsere soll wie zwey E hinter einander lauten. Mehrere dabey vorkommende witzig seyn sollende Wendungen, wie S. 6 „von der

der Eskadron Hebr. Accente, die er in ihren Quartieren lassen will," auch S. 2, 21 u. a., so wie die nur zu oft sichtbare Redseligkeit von dem, was er für die Leser thut, z. E. S. 14, 17, 26, 38, 58 u. a. dürften wenig Beyfall finden. Die literas *quiescentes* übersetzt er *schweigende*, statt die verschwiegen oder nicht ausgesprochen werden. Der zweyte Abschnitt giebt Anleitung das Jüdischdeutsche, sowohl geschriebenes als gedrucktes, lesen, verstehen und sprechen zu lernen. Zum Geschriebenen gehören zwey sauber gestochene Tabellen in Folio, die außer den Buchstaben, Abbreviaturen einen Wechselbrief und ein Handlungsschreiben liefern, welche im Buche selbst erklärt werden. Zwar wird S. 29 und 33 auch einer Tabelle der gedruckten Judenschrift erwähnt, die aber Rec. bey seinem Exemplar nicht findet. Diesem ist ein mit vielem Fleiß zusammengetragenes Verzeichniß von den hebräischen Abbreviaturen angehängt, das eben so zweckmäßig ist, als es das richtige Verständniß der Schriften erleichtert. Der dritte Abschnitt giebt ein hebräisch-jüdischdeutsch- und deutsches Wörterbuch, worin das, was die Juden in ihren Reden und Schriften gewöhnlich einzuschalten pflegen, sehr sorgfältig nach dem hebr. Alphabet gesammelt ist. Hier sieht man augenscheinlich, was das Judendeutsch für ein Gemengsel von derb ausgesprochenen und schlecht geschriebenen deutschen, polnischen, französischen, lateinischen, selbst erdachten und hebräischen Worten enthält, unter welchen besonders die hebräischen durch deutsche Anfangs- und Endsylben gar sonderbar verunstaltet werden. Wer bemerkt im ersten Augenblick z. E. in den Ausdrücken, „er hot gekinjent, geganft, geachelt, geschaßjent rc. die hebr. Stammwörter קנה, גנב, אכל, שתה rc. kaufen, stehlen, essen, trinken? rc.

Dadurch, daß der Vf. die Worte nach dem hebräischen Alphabet gestellt hat, dürfte zwar manchem das Aufschlagen erschwert werden, indessen hat diese Ordnung ohnstreitig mehr Nutzen, und läßt mehrere Gründlichkeit zu, als da, wo die Worte nach dem deutschen Alphabet, wie z. E. in dem „Jüdischen Sprachmeister. Frankf. 1742" u. a. geordnet worden sind. Das angehängte deutsche Register kann die Sache auch erleichtern; indessen finden sich auch hin und wieder unrichtige Citate, z. E. Monat gehört nicht zu S. 180, sondern zu S. 178 rc. Das Wörterbuch ist, so viel Rec. sieht, vollständig; doch kann es bey solchen Arten von Schriften nicht an Nach-

trä-

trägen fehlen. So vermißt Rec. z. E. Achas achas, eins nach dem andern, obschon Achas leachas da steht. — An Druckfehlern fehlt es nicht, besonders in dem Jüdischdeutschen, S. 47, 48; häufig ist Teß und Schin verwechselt, S. 101, welches nebst mehrern andern in der Druckfehlerliste nicht angemerkt worden ist. Wenn endlich der Vf. seine jüdische Aussprache und Accentuation immer die richtige nennt, so sollte das eigentlich die unter den Juden jetzt herrschende heissen, denn man kann doch ganz gewiß beweisen, daß selbst das S. 128 angeführte accentuirte Beyspiel nichts weniger als dem Sinne der alten Masorethen gemäß, ausgesprochen werde.

A.

Auszug aus D. Robert Lowth's, Lordbischofs zu London, Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer, mit Herders und Jones Grundsätzen verbunden. Ein Versuch zur Beförderung des Bibelstudiums des A. T. und insbesondre der Propheten und Psalmen. Nebst einigen vermischten Anhängen, entworfen von Carl Benj. Schmidt, des Pred. Amts Candidat. Danzig, 1793, bey Troschel. 300 Seiten in 8. 20 gr.

Die Verdienste der im Titel dieses Buches genannten Gelehrten um die hebräische Poesie, und die richtige Schätzung und ein zweckmäßiges Studium derselben, sind allgemein bekannt. Es ist daher nur nöthig, hier anzuzeigen, was der Vf. dieses Auszuges bey demselben geleistet habe. Im Ganzen findet Rec. denselben seinem Endzwecke angemessen, Jünglingen, die sich der Theologie widmen, eine Art von Einleitung zum Studium der hebräischen Dichter und Propheten, die zur vollständigen Uebersicht desselben dienen könnte, zu verschaffen. Er legte dabey Lowth's Vorlesungen nach Michaelis Ausgabe zum Grunde, ließ weg, was unsern Zeiten nicht mehr wichtig, oder gar nicht mehr angemessen war, (z. B. die ganze eilfte Vorlesung, de Allegoria mystica, wenn er gleich das stehen ließ, was Lowth über das Hohelied von der Art geschrieben hatte, um davon auch einen Begriff zu geben) fügte

von

von Michaelis Anmerkungen dasjenige bey, was die hebräische Poesie besonders angeht, mit Weglassung dessen, was sich darauf nicht zunächst bezog; benutzte Herders vortreffliche Schrift vom Geist der hebräischen Poesie und Iones Commentarios de Poësi Asiatica, und die Bemerkungen, welche gelegentlich von Eichhorn in seiner Einleitung ins A. T. und von andern gelehrten Auslegern der Bibel gemacht waren. Schwer ists, das Mehr oder Weniger genau zu bestimmen, worauf es bey einer solchen Schrift ankommt. Wir wollen daher nicht mit dem Vf. darüber rechten, daß er nicht hie und da neuere Versuche wenigstens angeführt hat, wenn sie ihm auch den rechten Punct nicht zu treffen schienen, z. E. Antons Versuche, das Metrum der hebräischen Poesie wieder herzustellen, bey der Abhandlung vom Sylbenmaaße und Metrum. Wir wünschen nur, daß diese Arbeit, wodurch der Vf. eine rühmliche Probe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, von jungen Theologen fleißig benutzt werde. Eine beygefügte Inhaltsanzeige erleichtert die Uebersicht des Ganzen und dessen Anordnung. Nach der Einleitung, die vom Zweck und Nutzen der Poesie und dem allgemeinen Charakter der hebräischen das Nöthige erinnert, handelt der erste Theil vom Sylbenmaaße, von alphabetischen Gedichten, und vom poetischen Dialect. Der zweyte Theil, vom poetischen Styl, vom parabolischen, sententieusen und figürlichen Vortrage und seinen Theilen, von den Bildern der hebräischen Poesie, theils von allgemein bekannten Dingen, theils von Licht und Finsterniß, vielleicht auch vom Chaos, von Nationalbildern, von Bildern aus dem Naturreiche, dem gemeinen Leben, von Künsten und Sitten, von der Unterwelt, von der Religion und ihren heiligen Gebräuchen, von der israelitischen Gesetzgebung, vom Chaos und der Schöpfung, von Sodoms Vertilgung, vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten, und von der Gesetzgebung auf Sinai. Dann von der Allegorie, der eigentlichen Parabel, der Vergleichung, Prosopopoese, Erhabenheit, Begeisterung, Beziehung des Sublimen auf Bewunderung, und den Begriff des Erhabenen in der hebräischen Poesie. Der dritte Theil handelt von den verschiedenen Arten der Gedichte, als der prophetischen Poesie, der Hymne, Ode, Elegie und didactischen Poesie, dem Idyl und der dramatischen Poesie. Bey dem, was zuletzt über das Buch Hiob gesagt ist, hätten Hufnagel und Ilgen genannt und benutzt werden mögen.

Die

Die vermischten Anhänge enthalten 1) Gedanken über die Verwandtschaft der Sprache der alten Welt mit der Poesie, 2) über den Zustand der Litteratur unter den Hebräern; 3) über die Geschichte der Dichtkunst unter den Hebräern. Die beyden letzten Aufsätze sind mehr Entwurf als Ausführung des Gegenstandes.

Abg.

Handbuch der biblischen Litteratur, von Johann Joachim Bellermann. Dritter Theil. Fortgesetzte biblische Geographie. Uebriges Asien. Erfurt, bey Keyser. 1793. 459 S. in 8. 1 Rt.

Der Vf. geht seinen Gang muthig und unverdrossen fort, mit dem unverrückten Gesichtspunct, den angehenden Exegeten die ihnen nöthigen Hülfswissenschaften in einer angenehmen und instructiven Kürze darzustellen. Diesmal beschließt er den Artikel der Geographie, und liefert den Rest der Beschreibung von Palästina, die Beschreibung von Arabien und Mesopotamien, von Armenien, Kolchis, Iberien und Albanien, von Babylonien, Chaldäa und Assyrien, von Medien, Persien und Parthien, von Judien und dem übrigen Nord- und Ostasien. Die Hauptsache bleibt immer bloß die Sammlung der geographischen Notizen, von den Strichen, Gegenden und Orten, die in der Bibel vorkommen: aber dieser Zweck ließ sich öfters nicht vollständig erreichen, ohne hie und da über die Gränze hinauszugehen, welche die Bibel dem Geographen zieht; daraus muß man sich manche eingetragene Nachricht erklären, die man vielleicht mehr in einer allgemeinen Alterthumskunde erwartet hätte. Mittelst des 2ten und 3ten Bändchens dieses Handbuchs kann man nun leicht die ganze Länderkunde, welche die alten Hebräer bis auf ihr Exilium hatten, übersehen, und wir hätten gewünscht, daß der Vf. eine eigene Karte dazu entworfen hätte. Wenn der Vf. einst für ein gutes Register sorgt, so wird das Handbuch bücherarmen jungen Theologen vortrefflich dienen.

Ueber die Erklärung dunkler geographischer Namen wollen wir mit dem Vf. nicht rechten, da hierüber immer verschiedene Meinungen bleiben werden; für die von ihm ange-

nom-

kommene Erklärungen kann er ohnehin meistens einen berühmten Alterthumsforscher anführen. Doch fehlt es ihm auch nicht an eigenen Vorstellungen. Dahin rechnen wir z. B. die von ihm abgeänderte Vorstellung von Gog und Magog, (S. 453) die eine weitere Verbreitung verdient. Er hält es für die terra incognita der Orientaler, von deren Einwohnern nur schwache, und daher schwankende und fabelhafte Nachrichten umhergiengen. Sie wohnten ihnen in Nordwesten, und waren ein Volk von seltener Größe und Stärke. So wie der Nordosten von Asien weiter bekannt wird, so rückt ihr Wohnsitz weiter zurück. Zu Mosis Zeit dachte man sich dieselben näher an Palästina, zu Ezechiels Zeit ungleich östlicher, zur Zeit des Verfassers der Offenbarung Johannis am östlichsten, und die ihnen von Bochart und Michaelis bestimmt angewiesenen Gränzen scheinen der Wahrheit nicht zu entsprechen. (Doch, wie wir eben sehen, so hat auch Eichhorn in seinem Commentar über die Apokalypse ähnliche Gedanken von ihnen T. II. p. 291.) Einen ähnlichen Gesichtspunct hat der Vf. auch bey den Chasdim (in manchen Stellen der Bibel) gefaßt: sie sind zuweilen das äußerste Volk im Norden: wir hätten gewünscht, dies S. 345 weiter ausgeführt zu lesen. Dagegen haben wir uns gewundert, daß der Vf. auf die Stelle beym Jonas, daß zu Ninive 120,000 Kinder wären, die nicht die Rechte von der Linken unterscheiden können, mit Goguet und andern Alterthumsforschern eine Berechnung von der Bevölkerung dieser assyrischen Kayserstadt bauen mochte. Wenn gleich Dichter bey Geschichtsdatis Wahrheit beobachten, so ist ja die Zahl rund, nur nach Bausch und Bogen angegeben, und sicher auf keine genaue Zählung gegründet, weil die Alten noch keine Volkszählungen vorzunehmen pflegten: wie viel läßt sich nun mit Sicherheit darnach calculiren?

L.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek

Zehnten Bandes Zweytes Stück Siebentes Heft.
und Intelligenzblatt No. 27. 1794.

Haushaltungswissenschaft.

I. Praktische Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in den preußischen Staaten. Ein Accessit. Nebst Anmerkungen über die vom Herrn Curator der Akademie am 27sten September 1792 diesen Gegenstand betreffend, gehaltene Vorlesung. Von dem geheimen Commerzienrath von Wolff. Berlin, 1793. bey Vieweg dem Aeltern. 150 S. 8. 12 ℛ.

II. Zwey Preisschriften über die von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegebene Frage: von der Anwendbarkeit, dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg. nebst einigen Schriften, welche das Accessit erhalten haben, und Bemerkungen des Etatsministers Grafen von Herzberg über eben diesen Gegenstand, mit Beantwortung der Anmerkungen, welche der Herr geheime Commerzienrath v. Wolff dagegen drucken lassen. Berlin, 1793. Im Verlage der königlichen Realschule. 18 ℛ.

III. Untersuchung, ob die Koppelwirthschaft in den preußischen Staaten anwendbar sey, oder nicht? von Gottfried Ludolf Graßmann, Prediger derer Dörfer Singlow und Kartenhagen in Pommern. Berlin, 1793. In der Paulischen Buchhandlung. 382 S. 8. 20 gr.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte auf ausdrücklichen königl. Befehl die Preisfrage aufgegeben: „ob die in Holstein und Meklenburg übliche sogenannte Koppelwirthschaft dem Staate überhaupt nützlich oder schädlich, ob sie auf die Mark Brandenburg, bey ihrem meistentheils hohen, leichten und wenig grasigten Boden anwendbar und besonders der Bevölkerung nachtheilig sey, oder nicht?" Die Verfasser der vorliegenden Schriften haben diese Hauptfrage in folgende vier Unterabtheilungen zergliedert:

1. Unter welchen Umständen ist die Koppelwirthschaft überhaupt betrachtet einem Staate nützlich oder schädlich?

2. Kann die Mark Brandenburg bey ihren größtentheils hohen, leichten und zum natürlichen Graswuchs wenig geschickten Feldern die Koppelwirthschaft dennoch mit Vortheil einführen? und wie muß sich der Landmann dabey nehmen?

3. Worinn kann der Nutzen der Einführung der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg für den Privateigenthümer und für den Staat bestehen?

4. Ist das Vorgeben gegründet, daß die Einführung der Koppelwirthschaft der Bevölkerung in der Mark schädlich sey, oder kann das Gegentheil erwiesen werden?

Die Pflicht des Rec. ist es also, dem Leser den Gang der Untersuchungen, den die Verfasser auf verschiedenen Wegen genommen haben, vorzulegen.

I. In der Vorrede sagt H. v. Wolff, daß seine Bemerkungen keine allgemeine Empfehlung der Koppelwirthschaft seyn sollen, sondern er will dadurch nur blos den Unkundigen in den Stand setzen, sich, durch Ausstellung seines Beyspiels, von der nützlichen Anwendung derselben auch in den preußischen Staaten zu überzeugen. Der Verf. glaubt dies um so zuversichtlicher thun

thun zu können, da er 19 Jahr seine Güter selbst verwaltet, und sie seit eilf Jahren mit dem besten Erfolg in Schlägen gelegt hat. Alsdann bestimmt er in der Einleitung zuerst den allgemeinen Ausdruck: **Koppelwirthschaft**, und zeigt die Abweichung der meklenburgischen Schlagwirthschaft von der holsteinschen Koppelwirthschaft, welches durch ein Schema einer eilfschlägigen Wirthschaft für beyde erläutert wird. Das Resultat, welches der Verf. aus diesen Reflexionen zieht, ist dies, daß: **bey gleichem Boden** eine meklenburgische Wirthschaft mit ihrer Ruhebraache, nebst dazwischen liegender Mistbraache einen grössern reinen Körnerertrag geben müsse, als die holsteinsche, indem bey jener das Land mit mehrern Kräften zur Ruhe und Weide kommt, als beym Holsteiner, der alle Trachten nach einander nimmt; auch wird bey der Meklenburgischen Wirthschaft die Schaafzucht mehr begünstigt, (wegen der Aussenschläge) die bey der holsteinschen fast nichts bedeutet. Der Verf. setzt also letztere hier ganz bey Seite, und beschäftigt sich blos mit der meklenburgischen. Zur Beantwortung der ersten Frage setzt der Verf. die beyden Grundsätze fest: a) Zu einer vollkommenen Wirthschaft gehört ein gerechtes Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau; b) nur Ruhe des Ackers mit der gehörigen Düngung verbunden, giebt den größtmöglichen Ertrag. Hieraus wird also die richtige Folge gezogen, daß die dreyfeldrige Wirthschaft in dem Fall verdiene beybehalten zu werden, wenn so viel Nebenabtrifften vorhanden sind, daß so viel Vieh gehalten werden kann, als nöthig ist, um eine dreyjährige, oder allenfalls nur sechsjährige Winterdüngung anzustellen. Selbst Stallfütterung und Kleebau hält der Verf. nicht für hinreichende Mittel, dem Acker Kräfte zu geben, indem das Gedeihen des Klees mißlich ist, und Espersette und Luzerne gar nicht empfohlen werden können, weil sie selten einen passenden Boden finden. Raygras, das von andren Oekonomen sonst so sehr empfohlen wird, soll nach des Verf. Versicherung dem Vieh gar kein angenehmes Futter seyn. Aus allen diesen ausführlichen Betrachtungen werden folgende Resultate abstrahirt: „**Beständige** „**Bearbeitung**, auch beym besten Dung, **verringert**, **Brache** „**hingegen vermehrt** den reinen Körner-Ertrag." Der Vf. leugnet zugleich alle Verbesserung der Felder durch Anbau des rothen Klees, empfiehlt dagegen aber desto mehr den weissen Klee zur Weide.

Zur Beantwortung der zwoten Frage giebt der V. einen sechsjährigen Durchschnitt, indem er zwischen der vormaligen dreyschlägigen und der nachmaligen Koppelwirthschaft die Parallele zieht. Die Bilance fällt hier ausserordentlich zum Vortheil der letzten aus. Es war nämlich vormals bey der dreyschlägigen Wirthschaft im sechsjährigen Durchschnitt die Aussaat um 40 Wispel 7 Scheffel 3 Metzen grösser als bey der Koppelwirthschaft, dagegen überstieg bey letzterer die Erndte der vorigen Jahre in diesem Zeitraum um 492 Wispel 6 Schfl. 13 Metzen. Der Viehstand war um 152 Haupt Rindvieh und 378 Schaafe vermehrt, und der vergrösserte Gewinn aus der Molkenpacht betrug 11796 Rthl. Alles dieses ist mit eidlichen Zeugnissen der Rechnungsführer bestätigt.

Aus allen diesen Datis abstrahirt der Verf. die Beantwortung der dritten Frage, die also allerdings zur Empfehlung der Koppelwirthschaft entschieden wird, indem sie sich durch erhöheten Körnertrag bey verringerter Aussaat, durch verbesserten Viehstand, verbesserten Wohlstand des Privateigenthümers, mithin auch des ganzen Staates, empfiehlt. Eben daraus folgt dann auch die Beantwortung der vierten Frage: daß nämlich die Koppelwirthschaft der Bevölkerung nicht hinderlich sey, sondern sie im Gegentheil vermehre.

Als ein Anhang folgen nun die Anmerkungen über die vom Herrn Grafen von Herzberg in der königlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede.

II. In den hier gesammelten kleinen Schriften findet man zuerst die

Bemerkungen über diese Preisfrage in der öffentlichen Versammlung der Akademie zur Feyer des Geburtstages des Königs vorgelesen von Herzberg, die sehr interessante Winke enthält, und in welcher vorzüglich bewiesen wird, daß die Koppelwirthschaft der drey- oder vierschlägigen nachstehen müsse, indem erstere nur bey wenigen, ohne Noth zu grossen Gütern für den Gutsherrn, der seine Güter nicht zerstückeln will, einigermaßen nützlich und nöthig, für das Ganze des hoch und trocken liegenden Schlesiens, Pommerns und der Mark hingegen nicht anwendbar, vielmehr für Kornbau und Bevölkerung nachtheilig sey. Hierauf folgt die schon einmal gedruckte Abhandlung eben dieses Verfassers, über die Stallfütterung, und alsdann die Bemerkungen

gen gegen die vorgenannten etwas harten Aeusserungen des Herrn von Wolff, wovon sich in einem kurzen Auszuge nichts weiter sagen läßt, als daß sie den Leser, der beyde Abhandlungen mit Kaltblütigkeit gegen einander abwiegt, sicher nicht unbefriedigt lassen werden.

Der nun folgende Aufsatz:

Ueber die Anwendbarkeit und den Nutzen der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg von Friedrich Wilhelm Dreyer. Auf Veranlassung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und von derselben gekrönte erste Preisschrift. Berlin, 1793. in der Realschulbuchhandlung. 176 S. 8.

Enthält in der Einleitung die Erklärung der Koppelwirthschaft, die auf folgenden Gründen beruhen soll:

1. Die Luft giebt der Erde die Fruchtbarkeit zur Ernährung der Pflanzen, daher das Pflügen öfterer oder weniger oft angewendet werden muß. 2. Die Luft allein ist nicht hinreichend, es muß Dünger hinzu kommen. 3. Die Ruhe muß dem Acker ersetzen, was ihm am Dünger abgeht, denn wegen der mannichfaltigen Beschaffenheit des Ackers würde es unmöglich seyn, dem Acker hinreichenden Dünger in Absicht der Quantität und Qualität zu geben; doch hilft einjährige Ruhe nichts. 4. Abwechselung der Früchte ist ein Haupterforderniß. 5. Der Landmann muß sich sein jährliches Einkommen möglichst sichern, da nun eine Quelle unsicherer ist, als mehrere, so ist es vernünftig, Ackerbau und Viehzucht mit einander zu verbinden. Beym Mangel des ganz hinreichenden Düngers muß also Ruhe und Abwechselung der Früchte den Abgang desselben ersetzen, mithin muß so viel Acker in Ruhe gelegt werden, als man 1) wegen Düngermangel nicht zum reichlichen Einkommen bestellen kann, und als man 2) zur Weide für so viel Vieh bedarf, als bey einer gegebenen Ruhe zu seiner Düngung nöthig ist, und zwar muß diese Ruhe so lange dauern, als er gute Weide geben kann. Der Verfasser macht hierauf eine Dünger-Berechnung nach der Zahl des Viehes, und giebt einige Vorschläge, wie den Acker am vor-

 theil-

der Eskadron Hebr. Accente, die er in ihren Quartieren lassen will," auch S. 2, 21 u. a., so wie die nur zu oft sichtbare Redseligkeit von dem, was er für die Leser thut, z. E. S. 14, 17, 26, 38, 58 u. a. dürften wenig Beyfall finden. Die literas *quiescentes* übersetzt er schweigende, statt die verschwiegen oder nicht ausgesprochen werden. Der zweyte Abschnitt giebt Anleitung das Jüdischdeutsche, sowohl geschriebenes als gedrucktes, lesen, verstehen und sprechen zu lernen. Zum Geschriebenen gehören zwey sauber gestochene Tabellen in Folio, die außer den Buchstaben, Abbreviaturen einen Wechselbrief und ein Handlungsschreiben liefern, welche im Buche selbst erklärt werden. Zwar wird S. 29 und 33 auch einer Tabelle der gedruckten Judenschrift erwähnt, die aber Rec. bey seinem Exemplar nicht findet. Diesem ist ein mit vielem Fleiß zusammengetragenes Verzeichniß von den hebräischen Abbreviaturen angehängt, das eben so zweckmäßig ist, als es das richtige Verständniß der Schriften erleichtert. Der dritte Abschnitt giebt ein hebräisch-jüdischdeutsch- und deutsches Wörterbuch, worin das, was die Juden in ihren Reden und Schriften gewöhnlich einzuschalten pflegen, sehr sorgfältig nach dem hebr. Alphabet gesammelt ist. Hier sieht man augenscheinlich, was das Judendeutsch für ein Gemengsel von derb ausgesprochenen und schlecht geschriebenen deutschen, polnischen, französischen, lateinischen, selbst erdachten und hebräischen Worten enthält, unter welchen besonders die hebräischen durch deutsche Anfangs- und Endsylben gar sonderbar verunstaltet werden. Wer bemerkt im ersten Augenblick z. E. in den Ausdrücken, „er hot gekinjent, geganft, geachelt, geschaßjent 2c. die hebr. Stammwörter קנה, גנב, אכל, שתה 2c. kaufen, stehlen, essen, trinken? 2c.

Dadurch, daß der Vf. die Worte nach dem hebräischen Alphabet gestellt hat, dürfte zwar manchem das Aufschlagen erschwert werden, indessen hat diese Ordnung ohnstreitig mehr Nutzen, und läßt mehrere Gründlichkeit zu, als da, wo die Worte nach dem deutschen Alphabet, wie z. E. in dem „Jüdischen Sprachmeister. Frankf. 1742" u. a. geordnet worden sind. Das angehängte deutsche Register kann die Sache auch erleichtern; indessen finden sich auch hin und wieder unrichtige Citate, z. E. Monat gehört nicht zu S. 180, sondern zu S. 178 2c. Das Wörterbuch ist, so viel Rec. sieht, vollständig; doch kann es bey solchen Arten von Schriften nicht an Nach-

trä-

trägen fehlen. So vermißt Rec. z. E. Achas achas, eins nach dem andern, obschon Achas leachas da steht. — An Druckfehlern fehlt es nicht, besonders in dem Jüdischdeutschen, S. 47, 48; häufig ist Teß und Schin verwechselt, S. 101, welches nebst mehrern andern in der Druckfehlerliste nicht angemerkt worden ist. Wenn endlich der Vf. seine jüdische Aussprache und Accentuation immer die richtige nennt, so sollte das eigentlich die unter den Juden jetzt herrschende heissen, denn man kann doch ganz gewiß beweisen, daß selbst das S. 128 angeführte accentuirte Beyspiel nichts weniger als dem Sinne der alten Masorethen gemäß, ausgesprochen werde.

A.

Auszug aus D. Robert Lowth's, Lordbischofs zu London, Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer, mit Herders und Jones Grundsätzen verbunden. Ein Versuch zur Beförderung des Bibelstudiums des A. T. und insbesondre der Propheten und Psalmen. Nebst einigen vermischten Anhängen, entworfen von Carl Benj. Schmidt, des Pred. Amts Candidat. Danzig, 1793, bey Troschel. 300 Seiten in 8. 20 Kr.

Die Verdienste der im Titel dieses Buches genannten Gelehrten um die hebräische Poesie, und die richtige Schätzung und ein zweckmäßiges Studium derselben, sind allgemein bekannt. Es ist daher nur nöthig, hier anzuzeigen, was der Vf. dieses Auszuges bey demselben geleistet habe. Im Ganzen findet Rec. denselben seinem Endzwecke angemessen, Jünglingen, die sich der Theologie widmen, eine Art von Einleitung zum Studium der hebräischen Dichter und Propheten, die zur vollständigen Uebersicht desselben dienen könnte, zu verschaffen. Er legte dabey Lowth's Vorlesungen nach Michaelis Ausgabe zum Grunde, ließ weg, was unsern Zeiten nicht mehr wichtig, oder gar nicht mehr angemessen war, (z. B. die ganze eilfte Vorlesung, de Allegoria mystica, wenn er gleich das stehen ließ, was Lowth über das Hohelied von der Art geschrieben hatte, um davon auch einen Begriff zu geben) fügte von

der Eskadron Hebr. Accente, die er in ihren Quartieren lassen will," auch S. 2, 21 u. a., so wie die nur zu oft sichtbare Redseligkeit von dem, was er für die Leser thut, z. E. S. 14, 17, 26, 38, 58 u. a. dürften wenig Beyfall finden. Die literas *quiescentes* übersetzt er schweigende, statt die verschwiegen oder nicht ausgesprochen werden. Der zweyte Abschnitt giebt Anleitung das Jüdischdeutsche, sowohl geschriebenes als gedrucktes, lesen, verstehen und sprechen zu lernen. Zum Geschriebenen gehören zwey sauber gestochene Tabellen in Folio, die außer den Buchstaben, Abbreviaturen einen Wechselbrief und ein Handlungsschreiben liefern, welche im Buche selbst erklärt werden. Zwar wird S. 29 und 33 auch einer Tabelle der gedruckten Judenschrift erwähnt, die aber Rec. bey seinem Exemplar nicht findet. Diesem ist ein mit vielem Fleiß zusammengetragenes Verzeichniß von den hebräischen Abbreviaturen angehängt, das eben so zweckmäßig ist, als es das richtige Verständniß der Schriften erleichtert. Der dritte Abschnitt giebt ein hebräisch-jüdischdeutsch- und deutsches Wörterbuch, worin das, was die Juden in ihren Reden und Schriften gewöhnlich einzuschalten pflegen, sehr sorgfältig nach dem hebr. Alphabet gesammelt ist. Hier sieht man augenscheinlich, was das Judendeutsch für ein Gemengsel von derb ausgesprochenen und schlecht geschriebenen deutschen, polnischen, französischen, lateinischen, selbst erdachten und hebräischen Worten enthält, unter welchen besonders die hebräischen durch deutsche Anfangs- und Endsylben gar sonderbar verunstaltet werden. Wer bemerkt im ersten Augenblick z. E. in den Ausdrücken, „er hot gekinjent, geganft, geachelt, geschaßjent rc. die hebr. Stammwörter קנה, גנב, אכל, שתה rc. kaufen, stehlen, essen, trinken? rc.

Dadurch, daß der Vf. die Worte nach dem hebräischen Alphabet gestellt hat, dürfte zwar manchem das Aufschlagen erschwert werden, indessen hat diese Ordnung ohnstreitig mehr Nutzen, und läßt mehrere Gründlichkeit zu, als da, wo die Worte nach dem deutschen Alphabet, wie z. E. in dem „Jüdischen Sprachmeister. Frankf. 1742" u. a. geordnet worden sind. Das angehängte deutsche Register kann die Sache auch erleichtern; indessen finden sich auch hin und wieder unrichtige Citate, z. E. Monat gehört nicht zu S. 180, sondern zu S. 178 rc. Das Wörterbuch ist, so viel Rec. sieht, vollständig; doch kann es bey solchen Arten von Schriften nicht an Nach-

trä-

trägen fehlen. So vermißt Rec. z. E. Achas achas, eins nach dem andern, obschon Achas leachas da steht. — An Druckfehlern fehlt es nicht, besonders in dem Jüdischdeutschen, S. 47, 48; häufig ist Teß und Schin verwechselt, S. 101, welches nebst mehrern andern in der Druckfehlerliste nicht angemerkt worden ist. Wenn endlich der Vf. seine jüdische Aussprache und Accentuation immer die richtige nennt, so sollte das eigentlich die **unter den Juden jetzt herrschende** heissen, denn man kann doch ganz gewiß beweisen, daß selbst das S. 128 angeführte accentuirte Beyspiel nichts weniger als dem Sinne der alten Masorethen gemäß, ausgesprochen werde.

A.

Auszug aus D. Robert Lowth's, Lordbischofs zu London, Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer, mit Herders und Jones Grundsätzen verbunden. Ein Versuch zur Beförderung des Bibelstudiums des A. T. und insbesondre der Propheten und Psalmen. Nebst einigen vermischten Anhängen, entworfen von Carl Benj. Schmidt, des Pred. Amts Candidat. Danzig, 1793, bey Troschel. 300 Seiten in 8. 20 gr.

Die Verdienste der im Titel dieses Buches genannten Gelehrten um die hebräische Poesie, und die richtige Schätzung und ein zweckmäßiges Studium derselben, sind allgemein bekannt. Es ist daher nur nöthig, hier anzuzeigen, was der Vf. dieses Auszuges bey demselben geleistet habe. Im Ganzen findet Rec. denselben seinem Endzwecke angemessen, Jünglingen, die sich der Theologie widmen, eine Art von Einleitung zum Studium der hebräischen Dichter und Propheten, die zur vollständigen Uebersicht desselben dienen könnte, zu verschaffen. Er legte dabey **Lowth's** Vorlesungen nach Michaelis Ausgabe zum Grunde, ließ weg, was unsern Zeiten nicht mehr wichtig, oder gar nicht mehr angemessen war, (z. B. die ganze eilfte Vorlesung, de Allegoria mystica, wenn er gleich das stehen ließ, was Lowth über das Hohelied von der Art geschrieben hatte, um davon auch einen Begriff zu geben) fügte

von

von Michaelis Anmerkungen dasjenige bey, was die hebräische Poesie besonders angeht, mit Weglassung dessen, was sich darauf nicht zunächst bezog; benutzte Herders vortreffliche Schrift vom Geist der hebräischen Poesie und Iones Commentarios de Poësi Asiatica, und die Bemerkungen, welche gelegentlich von Eichhorn in seiner Einleitung ins A. T. und von andern gelehrten Auslegern der Bibel gemacht waren. Schwer ists, das Mehr oder Weniger genau zu bestimmen, worauf es bey einer solchen Schrift ankommt. Wir wollen daher nicht mit dem Vf. darüber rechten, daß er nicht hie und da neuere Versuche wenigstens angeführt hat, wenn sie ihm auch den rechten Punct nicht zu treffen schienen, z. E. Antons Versuche, das Metrum der hebräischen Poesie wieder herzustellen, bey der Abhandlung vom Sylbenmaaße und Metrum. Wir wünschen nur, daß diese Arbeit, wodurch der Vf. eine rühmliche Probe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, von jungen Theologen fleißig benutzt werde. Eine beygefügte Inhaltsanzeige erleichtert die Uebersicht des Ganzen und dessen Anordnung. Nach der Einleitung, die vom Zweck und Nutzen der Poesie und dem allgemeinen Charakter der hebräischen das Nöthige erinnert, handelt der erste Theil vom Sylbenmaaße, von alphabetischen Gedichten, und vom poetischen Dialect. Der zweyte Theil, vom poetischen Styl, vom parabolischen, sententieusen und figürlichen Vortrage und seinen Theilen, von den Bildern der hebräischen Poesie, theils von allgemein bekannten Dingen, theils von Licht und Finsterniß, vielleicht auch vom Chaos, von Nationalbildern, von Bildern aus dem Naturreiche, dem gemeinen Leben, von Künsten und Sitten, von der Unterwelt, von der Religion und ihren heiligen Gebräuchen, von der israelitischen Gesetzgebung, vom Chaos und der Schöpfung, von Sodoms Vertilgung, vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten, und von der Gesetzgebung auf Sinai. Dann von der Allegorie, der eigentlichen Parabel, der Vergleichung, Prosopopoeie, Erhabenheit, Begeisterung, Beziehung des Sublimen auf Bewunderung, und den Begriff des Erhabenen in der hebräischen Poesie. Der dritte Theil handelt von den verschiedenen Arten der Gedichte, als der prophetischen Poesie, der Hymne, Ode, Elegie und didactischen Poesie, dem Idyl und der dramatischen Poesie. Bey dem, was zuletzt über das Buch Hiob gesagt ist, hätten **Hufnagel** und **Ilgen** genannt und benutzt werden mögen.

Die

Die vermischten Anhänge enthalten 1) Gedanken über die Verwandtschaft der Sprache der alten Welt mit der Poesie, 2) über den Zustand der Litteratur unter den Hebräern; 3) über die Geschichte der Dichtkunst unter den Hebräern. Die beyden letzten Aufsätze sind mehr Entwurf als Ausführung des Gegenstandes.

Abg.

Handbuch der biblischen Litteratur, von Johann Joachim Bellermann. Dritter Theil. Fortgesetzte biblische Geographie. Uebriges Asien. Erfurt, bey Keyser. 1793. 459 S. in 8. 1 Rf.

Der Vf. geht seinen Gang muthig und unverdrossen fort, mit dem unverrückten Gesichtspunct, den angehenden Exegeten die ihnen nöthigen Hülfswissenschaften in einer angenehmen und instructiven Kürze darzustellen. Diesmal beschließt er den Artikel der Geographie, und liefert den Rest der Beschreibung von Palästina, die Beschreibung von Arabien und Mesopotamien, von Armenien, Kolchis, Iberien und Albanien, von Babylonien, Chaldäa und Assyrien, von Medien, Persien und Parthien, von Judien und dem übrigen Nord- und Ostasien. Die Hauptsache bleibt immer bloß die Sammlung der geographischen Notizen, von den Strichen, Gegenden und Orten, die in der Bibel vorkommen: aber dieser Zweck ließ sich öfters nicht vollständig erreichen, ohne hie und da über die Gränze hinauszugehen, welche die Bibel dem Geographen zieht; daraus muß man sich manche eingetragene Nachricht erklären, die man vielleicht mehr in einer allgemeinen Alterthumskunde erwartet hätte. Mittelst des 2ten und 3ten Bändchens dieses Handbuchs kann man nun leicht die ganze Länderkunde, welche die alten Hebräer bis auf ihr Exilium hatten, übersehen, und wir hätten gewünscht, daß der Vf. eine eigene Karte dazu entworfen hätte. Wenn der Vf. einst für ein gutes Register sorgt, so wird das Handbuch bücherarmen jungen Theologen vortrefflich dienen.

Ueber die Erklärung dunkler geographischer Namen wollen wir mit dem Vf. nicht rechten, da hierüber immer verschiedene Meinungen bleiben werden; für die von ihm ange-

nom-

kommene Erklärungen kann er ohnehin meistens einen berühmten Alterthumsforscher anführen. Doch fehlt es ihm auch nicht an eigenen Vorstellungen. Dahin rechnen wir z. B. die von ihm abgeänderte Vorstellung von Gog und Magog, (S. 453) die eine weitere Verbreitung verdient. Er hält es für die terra incognita der Orientaler, von deren Einwohnern nur schwache, und daher schwankende und fabelhafte Nachrichten umhergiengen. Sie wohnten ihnen in Nordwesten, und waren ein Volk von seltener Größe und Stärke. So wie der Nordosten von Asien weiter bekannt wird, so rückt ihr Wohnsitz weiter zurück. Zu Mosis Zeit dachte man sich dieselben näher an Palästina, zu Ezechiels Zeit ungleich östlicher, zur Zeit des Verfassers der Offenbarung Johannis am östlichsten, und die ihnen von Bochart und Michaelis bestimmt angewiesenen Gränzen scheinen der Wahrheit nicht zu entsprechen. (Doch, wie wir eben sehen, so hat auch Eichhorn in seinem Commentar über die Apokalypse ähnliche Gedanken von ihnen T. II. p. 291.) Einen ähnlichen Gesichtspunct hat der Vf. auch bey den Chasdim (in manchen Stellen der Bibel) gefaßt: sie sind zuweilen das äußerste Volk im Norden: wir hätten gewünscht, dies S. 345 weiter ausgeführt zu lesen. Dagegen haben wir uns gewundert, daß der Vf. auf die Stelle beym Jonas, daß zu Ninive 120,000 Kinder wären, die nicht die Rechte von der Linken unterscheiden können, mit Goguet und andern Alterthumsforschern eine Berechnung von der Bevölkerung dieser assyrischen Kayserstadt bauen mochte. Wenn gleich Dichter bey Geschichtsdatis Wahrheit beobachten, so ist ja die Zahl rund, nur nach Bausch und Bogen angegeben, und sicher auf keine genaue Zählung gegründet, weil die Alten noch keine Volkszählungen vorzunehmen pflegten: wie viel läßt sich nun mit Sicherheit darnach calculiren?

L.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Zweytes Stück Siebentes Heft.

und Intelligenzblatt No. 27. 1794.

Haushaltungswissenschaft.

I. Praktische Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in den preußischen Staaten. Ein Accessit. Nebst Anmerkungen über die vom Herrn Curator der Akademie am 27sten September 1792 diesen Gegenstand betreffend, gehaltene Vorlesung. Von dem geheimen Commerzienrath von Wolff. Berlin, 1793. bey Vieweg dem Aeltern. 150 S. 8. 12 ℊℊ.

II. Zwey Preisschriften über die von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegebene Frage: von der Anwendbarkeit, dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg. nebst einigen Schriften, welche das Accessit erhalten haben, und Bemerkungen des Etatsministers Grafen von Herzberg über eben diesen Gegenstand, mit Beantwortung der Anmerkungen, welche der Herr geheime Commerzienrath v. Wolff dagegen drucken lassen. Berlin, 1793. Im Verlage der königlichen Realschule. 18 ℊℊ.

III. Untersuchung, ob die Koppelwirthschaft in den preußischen Staaten anwendbar sey, oder nicht? von Gottfried Ludolf Graßmann, Prediger derer Dörfer Sinzlow und Kartenhagen in Pommern. Berlin, 1793. In der Paulischen Buchhandlung. 382 S. 8. 20 gr.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte auf ausdrücklichen königl. Befehl die Preisfrage aufgegeben: „ob die in Holstein und Meklenburg übliche sogenannte Koppelwirthschaft dem Staate überhaupt nützlich oder schädlich, ob sie auf die Mark Brandenburg, bey ihrem meistentheils hohen, leichten und wenig grasigten Boden anwendbar und besonders der Bevölkerung nachtheilig sey, oder nicht?" Die Verfasser der vorliegenden Schriften haben diese Hauptfrage in folgende vier Unterabtheilungen zergliedert:

1. Unter welchen Umständen ist die Koppelwirthschaft überhaupt betrachtet einem Staate nützlich oder schädlich?
2. Kann die Mark Brandenburg bey ihren größtentheils hohen, leichten und zum natürlichen Graswuchs wenig geschickten Feldern die Koppelwirthschaft dennoch mit Vortheil einführen? und wie muß sich der Landmann dabey nehmen?
3. Worinn kann der Nutzen der Einführung der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg für den Privateigenthümer und für den Staat bestehen?
4. Ist das Vorgeben gegründet, daß die Einführung der Koppelwirthschaft der Bevölkerung in der Mark schädlich sey, oder kann das Gegentheil erwiesen werden?

Die Pflicht des Rec. ist es also, dem Leser den Gang der Untersuchungen, den die Verfasser auf verschiedenen Wegen genommen haben, vorzulegen.

I. In der Vorrede sagt H. v. Wolff, daß seine Bemerkungen keine allgemeine Empfehlung der Koppelwirthschaft seyn sollen, sondern er will dadurch nur blos den Unkundigen in den Stand setzen, sich, durch Ausstellung seines Beyspiels, von der nützlichen Anwendung derselben auch in den preußischen Staaten zu überzeugen. Der Verf. glaubt dies um so zuversichtlicher thun

thun zu können, da er 19 Jahr seine Güter selbst verwaltet, und sie seit eilf Jahren mit dem besten Erfolg in Schlägen gelegt hat. Alsdann bestimmt er in der Einleitung zuerst den allgemeinen Ausdruck: **Koppelwirthschaft**, und zeigt die Abweichung der meklenburgischen **Schlagwirthschaft** von der holsteinschen Koppelwirthschaft, welches durch ein Schema einer eilfschlägigen Wirthschaft für beyde erläutert wird. Das Resultat, welches der Verf. aus diesen Reflexionen zieht, ist dies, daß: **bey gleichem Boden** eine meklenburgische Wirthschaft mit ihrer Ruhebraache, nebst dazwischen liegender Mistbraache einen grössern reinen Körnerertrag geben müsse, als die holsteinsche, indem bey jener das Land mit mehrern Kräften zur Ruhe und Weide kommt, als beym Holsteiner, der alle Trachten nach einander nimmt; auch wird bey der Meklenburgischen Wirthschaft die Schaafzucht mehr begünstigt, (wegen der Aussenschläge) die bey der holsteinschen fast nichts bedeutet. Der Verf. setzt also letztere hier ganz bey Seite, und beschäftigt sich blos mit der meklenburgischen. Zur Beantwortung der ersten Frage setzt der Verf. die beyden Grundsätze fest: a) Zu einer vollkommenen Wirthschaft gehört ein gerechtes Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau; b) nur Ruhe des Ackers mit der gehörigen Düngung verbunden, giebt den größtmöglichen Ertrag. Hieraus wird also die richtige Folge gezogen, daß die dreyfeldrige Wirthschaft in dem Fall verdiene beybehalten zu werden, wenn so viel Nebenabtrifften vorhanden sind, daß so viel Vieh gehalten werden kann, als nöthig ist, um eine dreyjährige, oder allenfalls nur sechsjährige Winterdüngung anzustellen. Selbst Stallfütterung und Kleebau hält der Verf. nicht für hinreichende Mittel, dem Acker Kräfte zu geben, indem das Gedeihen des Klees mißlich ist, und Espersette und Luzerne gar nicht empfohlen werden können, weil sie selten einen passenden Boden finden. Raygras, das von andren Oekonomen sonst so sehr empfohlen wird, soll nach des Verf. Versicherung dem Vieh gar kein angenehmes Futter seyn. Aus allen diesen ausführlichen Betrachtungen werden folgende Resultate abstrahirt: „Beständige „Bearbeitung, auch beym besten Dung, verringert, Brache „hingegen vermehrt den reinen Körner-Ertrag.“ Der Vf. leugnet zugleich alle Verbesserung der Felder durch Anbau des rothen Klees, empfiehlt dagegen aber desto mehr den weissen Klee zur Weide.

Zur Beantwortung der zwoten Frage giebt der V. einen sechsjährigen Durchschnitt, indem er zwischen der vormaligen dreyschlägigen und der nachmaligen Koppelwirthschaft die Parallele zieht. Die Bilance fällt hier ausserordentlich zum Vortheil der letzten aus. Es war nämlich vormals bey der dreyschlägigen Wirthschaft im sechsjährigen Durchschnitt die Aussaat um 40 Wispel 7 Scheffel 3 Metzen größer als bey der Koppelwirthschaft, dagegen überstieg bey letzterer die Erndte der vorigen Jahre in diesem Zeitraum um 492 Wispel 6 Schfl. 13 Metzen. Der Viehstand war um 152 Haupt Rindvieh und 378 Schaafe vermehrt, und der vergrösserte Gewinn aus der Molkenpacht betrug 11796 Rthl. Alles dieses ist mit eidlichen Zeugnissen der Rechnungsführer bestätigt.

Aus allen diesen Datis abstrahirt der Verf. die Beantwortung der dritten Frage, die also allerdings zur Empfehlung der Koppelwirthschaft entschieden wird, indem sie sich durch erhöheten Körnertrag bey verringerter Aussaat, durch verbesserten Viehstand, verbesserten Wohlstand des Privateigenthümers, mithin auch des ganzen Staates, empfiehlt. Eben daraus folgt dann auch die Beantwortung der vierten Frage: daß nämlich die Koppelwirthschaft der Bevölkerung nicht hinderlich sey, sondern sie im Gegentheil vermehre.

Als ein Anhang folgen nun die Anmerkungen über die vom Herrn Grafen von Herzberg in der königlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede.

II. In den hier gesammelten kleinen Schriften findet man zuerst die

Bemerkungen über diese Preisfrage in der öffentlichen Versammlung der Akademie zur Feyer des Geburtstages des Königs vorgelesen von Herzberg, die sehr interessante Winke enthält, und in welcher vorzüglich bewiesen wird, daß die Koppelwirthschaft der drey- oder vierschlägigen nachstehen müsse, indem erstere nur bey wenigen, ohne Noth zu grossen Gütern für den Gutsherrn, der seine Güter nicht zerstückeln will, einigermaßen nützlich und nöthig, für das Ganze des hoch und trocken liegenden Schlesiens, Pommerns und der Mark hingegen nicht anwendbar, vielmehr für Kornbau und Bevölkerung nachtheilig sey. Hierauf folgt die schon einmal gedruckte Abhandlung eben dieses Verfassers, über die Stallfütterung, und alsdann die Bemerkun-

gen

gen gegen die vorgenannten etwas harten Aeusserungen des Herrn von Wolff, wovon sich in einem kurzen Auszuge nichts weiter sagen läßt, als daß sie den Leser, der beyde Abhandlungen mit Kaltblütigkeit gegen einander abweist, sicher nicht unbefriedigt lassen werden.

Der nun folgende Aufsatz:

Ueber die Anwendbarkeit und den Nutzen der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg von Friedrich Wilhelm Dreyer. Auf Veranlassung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und von derselben gekrönte erste Preisschrift. Berlin, 1793. in der Realschulbuchhandlung. 176 S. 8.

Enthält in der Einleitung die Erklärung der Koppelwirthschaft, die auf folgenden Gründen beruhen soll:

1. Die Luft giebt der Erde die Fruchtbarkeit zur Ernährung der Pflanzen, daher das Pflügen öfterer oder weniger oft angewendet werden muß. 2. Die Luft allein ist nicht hinreichend, es muß Dünger hinzu kommen. 3. Die Ruhe muß dem Acker ersetzen, was ihm am Dünger abgeht, denn wegen der mannichfaltigen Beschaffenheit des Ackers würde es unmöglich seyn, dem Acker hinreichenden Dünger in Absicht der Quantität und Qualität zu geben; doch hilft einjährige Ruhe nichts. 4. Abwechselung der Früchte ist ein Haupterforderniß. 5. Der Landmann muß sich sein jährliches Einkommen möglichst sichern, da nun eine Quelle unsicherer ist, als mehrere, so ist es vernünftig, Ackerbau und Viehzucht mit einander zu verbinden. Beym Mangel des ganz hinreichenden Düngers muß also Ruhe und Abwechselung der Früchte den Abgang desselben ersetzen, mithin muß so viel Acker in Ruhe gelegt werden, als man 1) wegen Düngermangel nicht zum reichlichen Einkommen bestellen kann, und als man 2) zur Weide für so viel Vieh bedarf, als bey einer gegebenen Ruhe zu seiner Düngung nöthig ist, und zwar muß diese Ruhe so lange dauern, als er gute Weide geben kann. Der Verfasser macht hierauf eine Dünger-Berechnung nach der Zahl des Viehes, und giebt einige Vorschläge, wie den Acker am vor-

 theil-

theilhaftesten eingetheilt werden kann. Die Eintheilung in 15 Schläge, wo in Verbindung mit dem rothen Kleebau der Acker 7 Jahre ruhet und 8 Jahre trägt, wird hier als die vortheilhafteste angepriesen.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen schreitet der Vf. zur Beantwortung der Fragen:

1. Schädlich ist die Koppelwirthschaft, a) wenn Wiesewachs und Weide, die beyde wegen natürlicher Nässe nicht zum Ackerbau zu gebrauchen, in so hinreichender Menge vorhanden sind, daß die Viehzucht hinreichend ist den vorhandenen artbaren Acker so vollkommen mit Dünger zu bestellen, daß er jährlich mit Getreide besäet werden kann. Nur möchten einige wenige Fälle eine Ausnahme machen. b) Wenn der Acker so vortrefflich wäre, daß er bey alljährlicher Bestellung gar keines Düngers bedürfte, und wenn alsdann der Getreidebau grösseren Nutzen abwürfe, als die Viehzucht. c) Bey einer so natürlich guten und gut kultivirten Beschaffenheit des Ackers, daß er bey würklich bestehender Stallfütterung jährlich, oder doch bey einjähriger Ruhe sieben Jahre hindurch reiche Getreide-Erndten abwerfen kann. Oder könnte d) eine solche Bestellungsart mit Sicherheit eingeführt werden, so würde diese allerdings vortheilhafter seyn, als die Koppelwirthschaft; in allen Fällen aber, wo vorgenannte Umstände nicht passen, wäre die Koppelwirthschaft nützlicher.

Bey der Beantwortung der zwoten Frage sucht der Vf. es möglichst anschauend zu machen, daß bey der Art, wie die dreyfeldrige Wirthschaft betrieben wird, und größtentheils betrieben werden muß, die Koppelwirthschaft allerdings große Vorzüge hat, indem die einjährige Braache nicht gehörig zur Winterfrucht bestellt, und das auf derselben von selbst wachsende Unkraut nicht getilgt werden kann. Die beständig zur Weide liegenden Distrikte geben schlechteres Gras, und das zum beständigen Kornbau bestimmte Feld schlechteres Getreide, dadurch wird wiederum die Düngermasse vermindert, die durch nichts als durch die Ruhe ersetzt werden kann. Alles dies hätte den dreyfeldrigen Landwirth auf den Gedanken leiten müssen: „Man müsse das Land, um reicheres Getreide „und mehrere Grasung davon zu haben, nicht beständig Ge„treide und beständig Gras tragen lassen, sondern beydes mit„einander auf eine nützliche Art abwechseln;“ und dies ge-

schieht

schieht durch die Koppelwirthschaft, die also auf jedem Boden, folglich auch in der Mark Brandenburg vortheilhafter sey, als die Wirthschaft in drey Feldern. Der Vf. giebt indessen auch gerne zu, daß es bey hohen und schlechten Feldern nie zu erzwingen seyn wird, sie blos durch die Koppelwirthschaft dem bessern holsteinschen und meklenburgischen Boden gleich zu machen, aber einen reichern Ertrag als vormals bey der dreyschlägigen werden sie gewiß abwerfen. Um den Vorrath des Düngers zu vermehren, werden einige künstliche Düngermaterialien, vorzüglich der Gyps angepriesen, auch werden verschiedene Futterkräuter namhaft gemacht, so wie sie nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens am besten gedeihen.

Nachdem nun der Verf. wiederum eine kurze und recht anschauende Uebersicht des Gesagten vorgelegt hat, giebt er allgemeine Regeln an, wie bey der Eintheilung in Schlägen verfahren werden müsse, die durch Tabellen für eine neunzehn- und dreyzehnschlägige Wirthschaft erläutert werden. Als eine Hauptvorsicht räth der Vf. an, lieber weniger als mehr Jahre zur Ruhe zu wählen.

Aus allem diesem beantwortet sich also **die dritte Frage** von selbst. Die Summe des jährlichen Ertrages aus dem Getreidebau und aus der Viehzucht wird ansehnlich, bis aufs alterum tantum, erhöhet, natürlich gewinnen also dadurch Bevölkerung und Reichthum der Staaten.

Bey Gelegenheit der **vierten** Frage untersucht der Verf. ob der Vorwurf gegründet sey, den man Meklenburg gewöhnlich macht, daß die dortige Koppelwirthschaft die Bevölkerung vermindere, und zeigt sehr richtig, daß die Ursachen der geringen Bevölkerung dieses Landes aus ganz andern Quellen, als aus der Koppelwirthschaft entspringen, vielmehr vermehre die Koppelwirthschaft die Beschäfftigung und würke also auf die sich dadurch vermehrende Bevölkerung.

Zum Beschluß untersucht der Verf. noch die Frage: **ob in der Mark Brandenburg die Wirthschaft in drey Feldern ohne vorher gegangene Koppelwirthschaft in die Wirthschaft von vier Feldern allgemein oder doch zum Theil nützlich übergehen könne?** Dies wird, ohngeachtet der vielen und grossen Vortheile, die durch den Anbau der Futterkräuter, Stallfütterung, Düngervermehrung und Vermehrung des Getreides erhalten werden können, dennoch

noch verneinet. Nur einige Lokalumstände mögen eine Ausnahme machen, welches alles hier sehr genau abgewogen und mit überzeugenden Gründen unterstützt wird.

Nun folgt in der Ordnung der Aufsatz:

Ueber die Anwendbarkeit und den Nutzen der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg vom Amtsrathe Karl August Hubert. Zweyte Preisschrift, welcher von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Hälfte des Preises zuerkannt worden ist. Berlin, 1793. in der königl. Realschulbuchh. 48 S. 8.

Dieser Verf. ist nun ganz andrer Meynung, als seine Vorgänger. Ohne sich auf das nähere Detail von der mannichfaltigen Einrichtung der Koppelwirthschaft einzulassen, erzählt er nur blos die Vortheile derselben, die in der Verbesserung der Weide und der Getreidefelder durch die Ruhe besteht, und vergleicht sie mit den Nachtheilen eben dieser Wirthschaftsmethode auf folgende Art:

Man setzt in den Anschlägen über die Koppelwirthschaft die Abnutzung der Kühe, den höhern Kornertrag und die Ersparung des Zugviehes, im Vergleich mit anderen Feldbestellungen, zu hoch an. Er sucht also zuförderst einige Vorurtheile wegzuräumen, die darinn bestehen:

1. Daß ein bey der Koppelwirthschaft geruheter Acker mehr Saat aufnehmen kann, als ein Acker, der entweder Klee getragen, oder braach gelegen oder zur ersten Frucht gedüngt worden.

2. Erklärt er es für ein Vorurtheil, daß man glaubt, der Acker müsse ruhen, und eben so sey auch die Meynung einiger ungegründet, die da behaupten: daß der Getreidebau, im Ganzen genommen, abnähme. Er giebt zu, daß ein braach gelegenes Land bessere und mehr Körner hervorbringe, als das, was ununterbrochen Getreide trägt, aber für absolut nothwendig hält er diese Ruhe nicht. Ob er es gleich an sich für richtig hält, daß eine solche durch Dünger erzwungene Fruchtbarkeit des Ackers nicht so reichlich lohnt als braach gelegenes Land, so kommt doch hier der merkwürdige Um-

Umstand in Betrachtung, daß man dafür in Zeit von 6 Jahren zwo Erndten mehr, folglich mehr Korn und Stroh als durch zweyjährige Ruhe erhält. Wenn also nicht andere Wirthschaftsverhältnisse die Ruhe des Ackers nothwendig machen, so wird der Vortheil immer auf dessen Seite fallen, der seinen Acker jährlich bestellt. Abwechselung der Früchte, neues, von andern Gegenden gekauftes Saatgetraide, sorgfältige Bestellung und reichliche Düngung sind der Braache völlig gleich zu rechnen.

3. Ein Irrthum ist es, wenn man glaubt, daß bey drey Schlägen nur ⅔ des Feldes besäet werden, und ⅓ braach liegen müsse. Vielmehr ist dies nur eine seltene Ausnahme von der Regel, und an vielen Orten fordert die Hütung gar keine Braache und der Acker trägt doch jährlich.

4. Der Vf. giebt eine Berechnung, daß sowohl der Landmann als der Staat Schaden leide, wenn bey der Koppelwirthschaft in Vergleichung mit der dreyfeldrigen ein grosser Theil des zum Getreidebau bestimmten Ackers als Hütung bleibt. Es könnte vielleicht die vermehrte Viehzucht diesen Schaden ersetzen, allein es ist die grosse Frage: ob die Benutzung einer Kuh so viel einbringt als die Quadrat-Ruthenzahl Weide an Getreide geben würde, da sie ohnedies nicht einmal Winterfutter abwirft. Gesetzt auch, der Vortheil fiele wirklich für die Kuh aus, so frägt sich doch: ob die mit der Viehzucht verknüpfte grössere Gefahr und die Zinsen des Kapitals für die Kuh nicht den Vortheil weit übersteigen. Noch mehr: ein Produkt verliert an seinem Werth, wenn ein ganzes Land die Kräfte dazu anstrengt. Bey ganz unentbehrlichen Bedürfnissen, wie beym Getreidebau kann dies aber nie der Fall seyn. Aus allen diesen sehr scharfsinnig aus einander gesetzten Betrachtungen abstrahirt er das Hauptresultat: „Bey der Koppelwirthschaft ist der Verlust des zu großen Flächeninhalts „zum Getraidebau durchaus nothwendig, folglich bey gleichen „Erndten von einem und demselben Flächeninhalt schädlich und „dem Staat gefährlich," und nun erklärt sich der Verfasser ausführlicher über den anscheinenden Widerspruch seiner Behauptungen, daß die Koppelwirthschaft reiche Erndten giebt, und dennoch schädlich seyn soll; denn:

Wenn nun auch der Koppelwirth wirklich bey jeder Erndte zwey Körner mehr, als bey drey Feldern gewinnt, so bleibt doch bey der ersten Einrichtung immer gewisser Scha-

Schaden, weil doch in diesen ersten Jahren kein reichlicher Ertrag zu hoffen, indem keine längere Ruhe vorher gegangen. Dazu kommt noch: Mangel des Strohes im ersten Jahr für den vergrösserten Viehstand; dieser vergrösserte Viehstand verlangt Verlag, und doch wird nur die Weide schmal ausfallen, wo man nicht Klee zu Hülfe nimmt, der aber auch einen tauglichen Boden verlangt. Auf alle Fälle will also die Koppelwirthschaft in den ersten Jahren eine Kasse, um den Ausfall zu decken, da auch Zufälle die einmal bestimmte Ordnung stöhren können, da denn der Wirth den Verlust tragen muß.

Nicht minder wichtig ist der Nachtheil bey der Koppelwirthschaft, daß selten der Boden von einerley Güte ist; bleibt also grade ein grosser Theil des besten Ackers zur Weide liegen, so ist der Ausfall noch beträchtlicher. Nicht weniger ansehnlich ist der Verlust an Graben, Hecken und Wegen und die dazu nöthige Auslage an Kapital. Da überdies bey der Koppelwirthschaft schlechthin die Auseinandersetzung der Gemeinheiten erforderlich ist, so würden diese Ausgleichungen, die nun auch selbst von den Unterthanen vorgenommen werden müßten, nur mit vielen Schwierigkeiten ins Werk gesetzt werden können, ja in vielen Fällen unmöglich seyn; schon aus diesem einzigen Gesichtspunkt betrachtet, ist also der Vorschlag: die Koppelwirthschaft allgemein einzuführen, bedingt unmöglich. Ausser vielen andern Unbequemlichkeiten, die durch die Koppelwirthschaft bewürkt werden sollen, rechnet der Verf. dahin auch dies: daß die einmal feststehende Ordnung derselben keine Theilung bey Familien gestattet, mithin hier die Menschenvermehrung durch Ansetzung neuer Familien wegfällt; daß die feststehenden Einkünfte aus den Domainen, wenigstens im Anfange, beträchtlich leiden würden; durch die Einschränkung der Arbeiten würde Beschäftigung und daher die Bevölkerung leiden; indem die Schaafzucht eingeschränkt wird, leiden die Wollmanufakturen; ꝛc. Endlich werden einige Ausnahmen angeführt, unter welchen Umständen die Koppelwirthschaft nützlich seyn kann, und durch eine ausführliche Berechnung zeigt der Verf., wie die Erndten in 7, 9, 11, 13 und 15 Schlägen, gegen die dreyfeldrige differiren.

Daraus wird also das Hauptresultat abstrahirt: „daß „die Koppelwirthschaft im Allgemeinen in der Mark Bran„denburg nicht anwendlich sey, ob es gleich einzelne Ausgaben

„ge-

„geben könne.“ In diesen wenigen hier genannten Fällen würde zwar der Privatmann gewinnen, da durch den erhöheten Ertrag aus den Produkten der Viehzucht, die in der Mark noch selten und theuer sind, und deren Transport verhältnißmäßig leichter ist, als der Getreidetransport, Schiff und Geschirr, imgleichen Dienste erspart würden, mithin Hand- und Spanndienste auf Geld gesetzt werden könnten. Dagegen müßte der Staat leiden, indem viele kleine Häusler und Familien, die bisher sich kümmerlich Kleinigkeiten von Früchten in der Braache erbauet, ausser Brod gesetzt würden, da dies bey der Schlagwirthschaft nicht weiter möglich wäre. Durch die Verwandlung der Frohnen in Dienstgeld müßten aber viele nun überflüssige Knechte und Büdner Beschäfftigung und Verdienst verlieren. Aus allen diesen Betrachtungen folgt also das Finale: daß durch die Einführung der Koppelwirthschaft der Getreidebau in der Mark Brandenburg abnehmen, folglich die Bevölkerung leiden würde.

Der nun folgende Aufsatz enthält die

Beantwortung der von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgeworfenen Fragen, die Einführung der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg betreffend. Von dem ritterschaftlichen Deputirten Herrn von Buggenhagen, auf Buggenhagen in Schwedisch-Pommern, welchem das Accessit von dem Preise zuerkannt worden. Berlin, 1793. im Verlage der königlichen Realschule. 38 S. 8.

Dieser Vf., der allenthalben tiefe praktische Kenntnisse zeigt, fängt seinen Vortrag mit folgenden allgemeinen Untersuchungen an:

Alles was dem Kornertrag hinderlich ist, ist dem Staate schädlich, wäre es auch die Viehzucht. Letztere gewinnt immer durch erstern, aber nicht umgekehrt, daher wird hier der Grundsatz aufgestellt:

Ackerbau und Viehzucht im gehörigen Verhältnisse gegen einander bestimmen den Werth einer guten und dem Staat angemessenen Landwirthschaft. Um aber dies Verhältniß zu be-

bestimmen, ist durchaus eine richtige Eintheilung der Felder nothwendig.

Im Anfange war die Eintheilung des Ackers in drey Schläge vortrefflich, so lange nämlich alle Jahre ⅓ ganz gedüngt werden konnte, und Nebendistrikte genug zur Weide vorhanden waren. Als aber die Begierde nach grösserem Gewinn die Nebenweiden in Aecker verwandelte, und auch die Wälder aus eben der Ursache verschwanden: so ist es eine Seltenheit, auf ein dreyfeldriges Feld die Braache nur halb gedüngt zu sehen. Mehrere Landwirthe sehen zwar das Fehlerhafte einer solchen Wirthschaft ein, aber der Mangel an Futter zwingt sie, nichts unbearbeitet liegen zu lassen. Hieraus folgt natürlich: Abnahme des Düngers sammt dem Ruin der Wiesen, die nun zugleich Hütungsplätze seyn müssen. Es muß also nicht nur der Getreideertrag abnehmen, sondern es folgt auch daraus ein andrer grosser Nachtheil für den Staat, nämlich der Ruin der Waldungen, die wegen Mangel an Weide mit Vieh betrieben werden, mithin wird der junge Anwuchs vernichtet. Vergrösserte Aussaaten vermehren also nicht den Gewinn des Landmanns, wenn sie nicht zugleich zur Vermehrung des Düngers führen. Es ist also sichtbar, daß die dreyschläigige Wirthschaft nicht mehr für unsere Zeiten paßt; soll also der Acker wieder zum vorigen ergiebigen Ertrage gebracht werden, so ist eine Veränderung der Aussaat und eine dadurch bewirkte Ruhe durchaus nothwendig. Doch setzt der Verf. ausdrücklich fest: daß sich alles hier Gesagte nur auf leichte Felder erstreckt; schwerer und von Natur fruchtbarer Boden bedarf der Ruhe nicht.

Der Grund der Koppelwirthschaft ist also: den Acker durch Ruhe zu verbessern, denn der Vorwurf: daß die dadurch verringerten Aussaaten dem Staate Getreide entziehen und die Menschenzahl vermindern, wird dadurch erledigt: daß die Aecker nunmehro im Getreidebau ungleich ergiebiger werden. Freylich möchte es bedenklich seyn, die Koppelwirthschaft auf einmal allgemein zu machen, allein bey gehöriger Vorsicht werden alle Bedenklichkeiten wegfallen. Das Hauptaugenmerk muß nämlich darauf gerichtet werden, daß bey jeder Eintheilung in Koppeln eine Separation des guten und schlechten Ackers vorgenommen wird. Die Verbesserung des letztern ist die Hauptsache, und der gute Acker muß nicht eher durch die Ruhe dem Getreidebau entzogen werden, bis der schlech-

schlechtere diesen Verlust der verringerten Aussaat ersetzen kann. Man bringt also den schlechten Acker zuerst in Außenschläge, ehe die Koppelwirthschaft allgemein eingerichtet wird, daher muß der Kammeralist, wenn auch anfangs wirklich einiger Verlust zu fürchten wäre, sich dadurch nicht abhalten lassen, diese Verbesserung auch im Grossen vorzunehmen, nur daß es nicht auf einmal geschehe, sondern allmählig, von Distrikt zu Distrikt.

Ueber Kleebau und Stallfütterung erklärt der Verfasser sich so: Die Unmöglichkeit der allgemeinen Stallfütterung ist nach seiner Meinung hinreichend bewiesen, weil der Hauptzweck: **Vermehrung des Düngers** bey der Stallfütterung wegfällt, wenn nicht Streu genug vorhanden ist. Fehlende Streu verursacht einen Verlust des Düngers, der durch das grüne Futtern verloren geht, anstatt daß das grüne Futter zu Heu gemacht im Winter zur Düngervermehrung beygetragen hätte. Wegen der Unmöglichkeit der gehörigen Abwechselung an Futter verlieren Milch und Butter an Güte; nur blos beym Fett- und Arbeitsvieh gesteht der Verf. die Nützlichkeit des Stallfütterns, auch nach lokaler Beschaffenheit allenfalls die halbe Stallfütterung zu. Nur auf Vermehrung des Winterfutters muß also der Wirth aus allen Kräften bedacht seyn, damit das Vieh im Frühjahr und Herbst nicht zu früh oder zu spät zur Weide kommt. Vom Kleebau behauptet der V., daß er allerdings bey **richtiger** Anwendung den Getreidebau zum höchsten Flor erhebe, so wie er hingegen bey unrichtiger Behandlung den größten Schaden bringe. Den Klee bey drey Schlägen in der Braache zu nutzen, hält der Verf. aus zwölfjähriger Erfahrung schädlich, indem ein Acker, der ohne Aufhören so kultivirt wird, endlich in Unkraut verwildert. In vier Schlägen hingegen ist er vortheilhafter, jedoch nur in der ausdrücklichen Voraussetzung, wenn so viel Dung vorhanden ist, den vierten Theil ganz abzudüngen.

Nun wird die Frage: ob die Koppelwirthschaft der Bevölkerung schade, indem sie durch kleinere Aussaaten weniger Hände beschäfftigt, so untersucht: Auf von Natur fruchtbaren Feldern, die wegen ihrer innern Güte und hinreichender Düngung die Hülfe der Ruhe nicht bedürfen, und wo also nur $\frac{1}{7}$ oder gar nur $\frac{1}{8}$ zur Braache gebraucht werden darf; oder auch, wo bey drey Schlägen die ganze Braache gedüngt werden kann, da wäre die Einführung der Koppelwirthschaft allerdings

dings ganz schädlich. Auch würde hier der Tagelöhner weniger Arbeit haben, folglich verlieren. Wird aber dagegen, wie der Verf. vorhin bewiesen zu haben glaubt, bey leichten Feldern, welchen es an gehöriger Düngermasse und Wiesenwachs fehlt, der Getreidertrag durch die Koppelwirthschaft vermehrt, so vermehren sich auch alle landwirthschaftliche Arbeiten. Dadurch, daß nun der Acker mehr bearbeitet werden muß, werden mehr Hände beschäfftigt. Mehrere Flecke, die vormals nicht aus der Weide entbehrt werden konnten, können nun zur Heuwerbung genutzt werden, auch dadurch werden mehr Hände in Thätigkeit gesetzt, folglich ist allenthalben Gewinn für die Bevölkerung.

Da nunmehr auch der Wirth ohne Nachtheil des Getreidebaues in den Weideschlägen freye Hände hat, so gewinnt der Kleebau, und zwar vorzüglich durch diejenige Behandlung, die der Verf. eine vermischte Koppelwirthschaft nennt, und die er seit 1740 auf seinen Gütern mit grossem Vortheil eingeführt zu haben versichert. Da ihm nämlich die Versuche, Roggen in zweyjähriger Kleekoppel zu säen, immer misriethen, so schließt er daraus: daß der Roggen immer eine reiche Braache haben muß. Nach seiner Behauptung giebt die im zweyten Jahre umgebrochene einjährige Bestellung wegen der jungen Kleewürzeln einen zu lockern Acker, den der Roggen nicht haben will; steht der Klee aber 3 Jahre, und wird dann der Acker wie ordentliche Dreeschbraache behandelt, so erhält der Acker mehr Festigkeit, und von den stärkern Kleewurzeln Dung. Nun stellt der Verf. sein eignes Wirthschaftssystem auf: Der Acker liegt in zehn Schlägen: 1) Gedüngte Dreeschbraache, 2) Roggen, 3) Sommerkorn, 4) Fettbrache, 5) Roggen, 6) Sommerkorn, 7) Hafer, Flachs, Kartoffeln. 8) Hier hebt sich die vermischte Koppelwirthschaft an: $\frac{1}{3}$ des besten Ackers Gerste mit Klee, $\frac{1}{3}$ des mittlern gebraacht und gedüngt, $\frac{1}{3}$ des schlechtsten, Weide. 9) $\frac{1}{3}$ Klee, $\frac{1}{3}$ Roggen, $\frac{1}{3}$ Weide. 10) $\frac{1}{3}$ Klee, $\frac{1}{3}$ Sommerkorn, $\frac{1}{3}$ Weide. Durch diese Feldbestellung ward nach der Versicherung des Verf. der Einschnitt so sehr vermehrt, daß so wenig die vormaligen Gebäude als die bisherige Anzahl der Arbeiter mehr zureichte, mithin neue Kornbehältnisse und mehr Wohnungen für Menschen erbaut werden mußten. Das Hauptresultat aus diesem allen ist also: Vermehrung des Dungs und einst die Abschaffung der Braache ist die Hauptquelle zum erhöhten Ertrag.

Hier-

Hieraus abstrahiren sich nun die Beantwortungen der Fragen von selbst:

1) Die Eintheilung der Felder muß nach der Güte des Ackers und der Menge des Düngers bestimmt werden. Nach diesem Gesetz würde also die Koppelwirthschaft nützlich seyn: auf allen leichten Feldern, die bey drey Feldern nur die Hälfte der Braache abdüngen; nur ist Behutsamkeit bey der Eintheilung nöthig, daß nämlich die Schläge nicht so geordnet werden, daß der bey drey Schlägen schon ausgebauete Acker schon gleich aus der Ruhe tragen soll. Ferner: auf fruchtbarem Boden, wo es aber an Nebenweide und Wiesewachs fehlt. Kehrt man also diese Fälle um: ist hinreichende Weide und Wiesewachs vorhanden und kann $\frac{1}{3}$ ganz gedüngt werden, so wäre es schädlich, die Koppelwirthschaft einzuführen. Selbst da, wo schon $\frac{2}{3}$ der Braache abgedüngt werden können, würden vier Schläge nützlicher seyn. Wollte also der Wirth auf schweren Feldern bey hinreichender Nebenweide und Wiesewachs aus Bequemlichkeit seinen Ertrag lieber aus der Holländerey nehmen, so würde allerdings der Kornertrag vermindert und die arbeitende Menschenklasse müßte verlieren.

2) Die Antwort dieser Frage folgt also aus vorigen Betrachtungen von selbst bejahend.

3) Da durch den vermehrten Ertrag der Privatmann und durch vermehrte Beschäftigung der Staat gewinnt, so ist der Nutzen der Koppelwirthschaft klar.

4) Falsch ist es also, daß diese Wirthschaftsmethode der Bevölkerung nachtheilig sey, nur wird für eine übereilte Einführung gewarnt.

Endlich folgt noch unter den hier gesammelten Aufsätzen die letzte

Abhandlung über die Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg, welche das Accessit erhalten hat, von dem Amtsrathe Haake zu Frauendorf bey Frankfurt. 8 S. 8.

Der Verf. dieser wenigen Blätter läugnet zwar nicht die Nützlichkeit der Koppelwirthschaft für Holstein und Meklenburg als volkarmen Länder, die es auf Fabriken nicht gegeben noch geben können; Brandenburg hingegen würde seine Schäfereyen ruiniren, darüber würden Fabriken, folglich auch Industrie und Bevölkerung leiden.

III.

III. Diese sehr viel richtige Urtheile enthaltende Abhandlung würde noch belehrender seyn, wenn Herr Graßmann die Gabe der Deutlichkeit und eines kurzen bündigen Vortrages hätte. Da man dies aber leider! in allen seinen Schriften vermißt, so muß es der Leser sich schon gefallen lassen, sich durch die weitschweifigen Umwege so gut hindurch zu winden als er kann.

Nachdem der Verf. sich sehr weitläuftig über die Schädlichkeit beständiger Weideplätze und über alle die nachtheiligen Folgen, die daraus für den ganzen Staat entstehen, erklärt, so versichert er endlich, daß alles dies Ungemach durch die Koppelwirthschaft gehoben werden kann. Sehr richtig bemerkt er auch dagegen, daß eine nicht gehörig geleitete Koppelwirthschaft einem Staat nachtheilig werden kann, und zählt zu den mancherley Folgen, die sie nach sich ziehen kann, unter andern auch: das Ueberbieten der Pächter, indem einer den andern zu verdrängen sucht; die Begierde der Grundherrschaft bey dieser nun bequemern Wirthschaftsmethode ihre Ländereyen zu vergrössern, wodurch sie also verleitet werden, ihren Bauern den Acker zu entreissen; Verminderung der Arbeiter, durch die nun verminderten Geschäffte ꝛc.

Als ein Beyspiel, daß auch die Koppelwirthschaft nach der Lokalbeschaffenheit dieses oder jenes Orts schädlich werden kann, stellt der Verf. die fruchtbaren Steppen der Ukraine auf; auch zeigt er sehr richtig: daß die meklenburgische Landwirthschaft den höchsten Grad des Flors erreicht habe; der Acker könnte vielmehr durch Ansäung des rothen Klees in den Weideschlägen unendlich höher genutzt werden. Zu dem Ende sollen die fruchtbaren Aecker überall mit der Weide verschont und abwechselnd mit Futterkräutern ausgesäet werden; die schlechten hingegen sollen in Aussenschlägen gelegt und für die Schäfereyen bestimmt werden, wodurch der Schaafstand ohne Nachtheil des Getreidebaues aufs doppelte erhöhet werden kann. Durch dies Verfahren wird hinreichender Dung geschafft werden können, um auch die Aussenschläge regelmäßig alle 9 bis 11 Jahre in Dung zu setzen. Wird dagegen gutes und schlechtes Land durch einander in Koppeln gelegt, so verliert der Getreidebau und viele Familien werden brodlos.

Nun schreitet der Verf. zur Beantwortung der zwoten Frage, und erzählt so umständlich als möglich alle Hindernisse auf, die in der Mark Brandenburg sich der Einführung der Kop-

Koppelwirthschaft entgegen stehen können, behauptet aber doch, daß sie sich im größten Theil derselben werde einführen lassen. Zu dem Ende empfiehlt er die nothwendige Vorsicht, gleich zu Anfange den schlechtern Hinteracker in Koppeln zu legen, den besten hingegen, so lange bis der schlechte verbessert ist, auf alten Fuß zu bewirthschaften. Hiezu wird die Eintheilung in vier Schläge empfohlen, indem vier Schläge eben so wie sieben benutzt werden können, nur mit dem Unterschied, daß die in Weide gelegten Schläge nicht beweidet, sondern mit Futterkräutern angesäet werden sollen. Der Vf. trägt hier manches vor, wie die geringen Arbeiter, die bey dieser Einrichtung ihr Vieh nicht mehr in den Koppeln weiden dürfen, soulagirt werden können, das Aufmerksamkeit und Lob verdient.

Nun werden die Regeln festgesetzt, nach welchen die Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg eingerichtet werden müße. Es müssen nämlich gleich zu Anfange die Aecker, Wiesen und Weiden durch Kleebau und dadurch bewürkte Futter- und Düngervermehrung zum möglichst hohem Ertrag gebracht werden. Bey dieser Gelegenheit macht der Verfasser eine kleine Digression und lehrt: wie in grossen Städten sowohl zum Vortheil der Städte, als zum Besten des Landmanns Düngermagazine angelegt werden könnten, die nicht übel angebracht ist. Ein vorläufiger genauer Ueberschlag, um eine richtige Bilance mit der bisherigen und zu hoffenden Einnahme zu ziehen, ist allerdings nothwendig. Ueberdies empfiehlt der Verf., sich andre Landgüter, wo die Koppelwirthschaft schon eingeführt ist, zum Muster zu nehmen, ihre Fehler zu vermeiden, das Gute hingegen nachzuahmen. Alsdann folgen Beyspiele von den verschiedenen Eintheilungen des Ackers, und zwar für den besten in 4 und 7, für den mittlern 9, und für den schlechtesten in 11 und 13 Schläge. Zugleich ertheilt der V. Vorschriften für die Felder der Unterthanen, deren Aecker von den herrschaftlichen abgesondert liegen, wo ebenfalls die Koppelwirthschaft vortheilhaft eingeführt werden könnte, ohne daß eine vorhergegangene Separation nöthig wäre; einige Ausnahmen abgerechnet. Die Verwandlung der Frohnen in Dienstgeld sammt der Eintheilung des Eigenthums widerräth der Verf. so lange, bis der Bauer dazu gehörig vorbereitet worden; zu dem Ende werden Vorschläge ertheilt, wie diese Vorbereitung durch die Koppelwirthschaft eingeleitet werden könne, und das Hauptresultat, das aus allen diesen Untersuchungen

abstrahirt wird, ist endlich klar: so schädlich eine unrichtig eingeleitete Koppelwirthschaft ist, so gut ist sie bey gehöriger Einrichtung, indem sie nicht nur einen höhern Ertrag an Getreide und Futter verschafft; sondern auch in keiner andern Hinsicht dem Staate schädlich werden kann. Nur die mecklenburgische Koppelwirthschaft soll nach des Verfassers Behauptung fehlerhaft seyn, weil sie der Bevölkerung entgegen stehen soll; und sie würde noch fehlerhafter seyn, wenn sie, ohne in eine märkische umgeformt worden zu seyn, in der Mark eingeführt werden sollte.

Der Vf. zieht nun eine Parallele zwischen der Eintheilung in 8 und 9 Schlägen, wo für letztere der Vortheil wegen der Ruhe überwiegend ist, und beweiset das Vortheilhafte der Ruhe mit vielen ausgeschriebenen Stellen aus Schumachers gerechtem Verhältniß rc. Hieraus wird denn endlich nach vielen ermüdenden Digressionen das Resultat festgesetzt: daß auch der Zustand der Bauern, selbst wenn sie in Gemeinheit bleiben, durch die Koppelwirthschaft verbessert werden kann. Wenn also die Koppelwirthschaft nicht gehörig geleitet wird, so kann sie der Mark Brandenburg schädlich werden; verbunden mit dem Futterbau hingegen muß sie die Bevölkerung vermehren, und durch die vermehrte Beschäftigung gewinnt der Privatmann und der Staat.

Bis dahin ist nun Rec. blos Referent der vorliegenden Schriften gewesen, und hat sich mit Fleiß alles eigenen Urtheils enthalten, um dem Leser den ganzen Ideengang der verschiedenen Verfasser desto deutlicher vorzulegen; itzt nur ein paar zur Sache gehörige Bemerkungen:

Die mecklenburgische Koppelwirthschaft fängt schon an eine ganz andere Gestalt zu gewinnen, als zu den Zeiten des verstorbenen von der Lühe, der sie zuerst hier einführte. Der mecklenburgische Wirth verbessert sein Landgut durch den Anbau der Futterkräuter, und vorzüglich des rothen und weissen Klees merklich; ja ohne diese Hülfsmittel würden die Pächter nicht vermögend seyn, die enormen Pachtsummen, die seit zwanzig Jahren schon an den mehresten Orten das alterum tantum der vorigen Pacht bey weiten übersteigen, aufzubringen. Man hält in Mecklenburg denjenigen kaum für einen tüchtigen Wirth, der nicht Winter und Sommer sein Arbeitsvieh im Stall füttert.

[illegible] und die Haferbrache ganz, die Weschbrache wenigstens halb düngt. Das, was Herr von Buggenhagen eine verkünstelte Koppelwirthschaft nennt, und die doch immer zu sehr gekünstelt ist, als daß sie an allen Orten eingeführt werden kann, hat freylich die Dünger- und Futtervermehrung zum Hauptaugenmerk. Der Meklenburger erreicht diese Absicht: z. B. sein Gut liegt in zwölf Schlägen; so sondert er den zunächst am Hofe liegenden Schlag ab, bewirthschaftet die übrigen eilf wie sonst 12. Diesen zwölften Schlag theilt er für sich in sechs Theile, auf welchen die Gewächse so folgen: 1) Winterkorn, 2) Gerste, 3) Gerste mit Klee, 4) Klee, 5) Klee, 6) Flachs, Kartoffeln rc. Hier hat er den Vortheil, das grüne Futter in der Nähe zu haben, und auch den zu Heu bestimmten Klee besser abwarten zu können. Auf ähnliche Art wird auch bey mehr oder weniger Schlägen der Kleebau im Großen betrieben.

Daß die mekl. Koppelwirthschaft der Bevölkerung nachtheilig seyn soll, leiten einige, und vorzüglich Herr Graßmann aus dem Umstand her: Der meklenburgische Güterbesitzer ist nur darauf bedacht, viel Land zu gewinnen, legt also seine Bauern, um mit den Bauerfeldern sein Gut zu vergrössern. Dies ist schlechthin unrichtig. Vormals mag dies der Fall gewesen seyn, aber itzt sind solche Arrondirungen jedem Gutsbesitzer, vermöge des jüngsten Landesvergleichs, schlechthin untersagt. Ein ganz neues Beyspiel, wie wachsam die Regierung auf dergleichen Eingriffe in die Besitzungen der Bauern ist, findet man in der **Monatsschrift von und für Meklenburg** v. J. 1789. S. 509.

Eben dies, daß durch die Koppelwirthschaft die mannichfaltigen Zweige ländlicher Beschäfftigungen, imgleichen Rindvieh- und Pferdezucht vermehrt werden, folglich die Volksmenge gewinnt, wie dies vorzüglich Herr v. Wolff und von Buggenhagen gezeigt haben, ist auch in Meklenburg sichtbar. Wer Meklenburg mit beobachtenden Augen durchreiset, dem werden viele Landgüter aufstoßen, wo seit den letzten zwanzig Jahren eine große Menge neuer Wohnungen angebauet und neue Familien angesiedelt sind. Daß es Meklenburg dem ohngeachtet an Menschen fehle, ist wahr, aber dies liegt in andern Ursachen, die sich hier nicht erzählen lassen.

Daß die zahlreichen Holländereyen auf gutem Boden die Schäfereyen verdrängen, ist wahr. Aber daß dadurch, im

Wurzeln genommen. Mängel an dieser Art Produkten entstehen sollte, wie Hr. Haake fürchtet, ist wenigstens in Mecklenburg auch nicht zu besorgen. Der Wirth, der sandige Außenschläge hat, nutzt sie durch Schäfereyen; und auf leichtem Boden bleiben ohnehin die Schäfereyen der Hauptpunkt der Viehzucht; auch fängt man mit gutem Fortgange schon an mehreren Orten an, die Wolle durch ausländische Böcke zu veredeln.

Ueber die Eintheilung der Felder in Schlägen, und welche Zahl die richtige und beste ist, läßt sich durchaus keine feste Regel bestimmen. Die mannichfaltige Beschaffenheit des Bodens auf einem und eben demselben Grundstück und unzählige Nebendinge, die sich gar nicht auf dem ersten Anblick übersehen lassen, können den besten Plan verändern. Man muß eigentlich sein Landgut schon einige Jahre mit scharfen Beobachtungsgeist bewirthschaftet haben, ehe man eine sichere Eintheilung treffen kann.

Daß die ganze Stallfütterung an und für sich gar kein unmögliches Ding sey; daß die Brache zum reichen Kornertrage gar nicht durchaus nothwendig sey, dies lehrt ebenfalls in Mecklenburg schon die Erfahrung. Zwar giebt es dort noch keinen Gutsbesitzer, der auf seinem Hofe die ganze Stallfütterung für alles Vieh eingeführt hätte; aber diese Epoche ist vielleicht nicht mehr so fern, und mehrere fangen schon an, sich dazu vorzubereiten. Dagegen giebt es kleine Wirthe, besonders verdienstvolle und achtungswürdige Männer unter den Landpredigern, die dies schon viele Jahre erprobt, ihren Viehstand dadurch über das doppelte vermehrt haben, und ohne Brache das 12te bis 16te Korn bauen.

Fd.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten bey außerordentlichen Gelegenheiten im Haag und in Amsterdam gehalten von C. H. Mutzenbecher, Herzogl. Oldenburgischen Consistorialrath und Generalsuperintendenten der Kirchen und Schulen. Zweyte vermehrte Auflage. Lin-

gen,

[illegible]zig, 1793. bey Göschen. 13½ Bogen. gr. 8. 12 gr.

Diese 6 Predigten sind wirklich mit vieler Sachkenntniß, Reichthum, und Schmuck der Rede verarbeitet, und sind als wahre Muster der öffentlichen Anpreisung allerdings werth. Ihr zweymaliger Abdruck beweiset den Beyfall und die Achtung, womit sie aufgenommen sind. Bey der zweyten Auflage sind, nach des Verfassers eigener Erklärung, nur einige Ausdrücke verbessert. Die Veranlassung zu diesen Predigten war sehr feyerlich und herzerhebend, es war also auch sehr natürlich, daß ein kraft- und talentvoller Mann sie meisterhaft benützete. **Die Erste** hat der Verf. bey seinem **Abschiede in der evangelisch-lutherischen Gemeine im Haag** gehalten, über Apostelgeschichte 20, 32. Sie ist voll erhabener Gedanken und reich an Wärme und Liebe. Man fühlt es, wie ungern der Verf. seine Gemeine verlassen hat. **Die Zweyte** ist über Joh. 6, V. 67–69 gehalten. **Eine Gastpredigt** in der Lutherischen alten Kirche in Amsterdam. Auch diese zeuget von Fülle und Kunst. **Die Dritte** ist **Anzugspredigt in Amsterdam**, über Joh. 9, V. 4. **Die Vierte** ist größtentheils eine lokale **Leichenrede**, die für Fremde zu wenig Intereße hat. **Die Fünfte** eben so: **Gedächtnißrede** auf den Lutherischen Prediger Vorstius, nebst Anhang von seinen vornehmsten Lebensumständen.

Die Sechste ist: **letzte Predigt in Amsterdam**, der der Verf. gleichwohl nicht den Namen einer Abschiedspredigt beylegen will, aus welchen Gründen, kann Rec. nicht erklären, wohl aber ohngefähr muthmaßen, denn man vermißt im Vortrage des Verf. die Herzlichkeit mit der sonst ein zärtlicher Lehrer seine Gemeine verläßt, und merkt es nur allzu deutlich, daß es dem Vf. in Amsterdam nicht immer nach Wunsch ergangen; daß er Kabale ertragen, und nicht ungern aus den vormaligen Verbindungen hinausgetreten sey. Wer von dieser Zänkerey näher unterrichtet seyn will, wodurch Tausende der großen Amsterdammer Gemeine geärgert wurden, den verweisen wir auf des V. Brief, den er 1787 ins deutsche Museum eingerückt hat.

Predigten in einer gottesdienstlichen Privatversammlung, gehalten von August Albanus, der W. W. Dr.

8 Dr. Riga, 1798. verlegt von J. C. D. Müller. In Commißion bey C. A. Müller. 176 Seiten. gr. 8. 10 gr.

Wenn der Verf. dieser geistlichen Reden ein junger Mann ist, wie wir glauben: so hat das Publikum große Erwartungen von ihm zu unterhalten. Er zeichnet sich nicht nur mit einem fließenden, verständlichen, den Materien wohl anpassenden Vortrage aus, und weiß seinem Unterrichte diejenige Lebhaftigkeit zu geben, die gegen Ermüdung schützt, und so wohlthätige Folgen hat; sondern, was wir über Alles an ihm schätzen, ist das Specielle, worinn er in die moralischen Materien eindringt, womit er die individuellen Charaktere so meisterhaft auszuheben versteht, daß ihm in jedem besondern Gemälde beynahe kein Zug entwischt. Eine große, aber schwere Kunst, von der indeßen die größte Nützlichkeit abhängt, weil sie den Zuhörer in seinen eigenen Busen hineinführt, und ihn mit sich bekannt macht, er mag wollen oder nicht; da hingegen die allgemeinen Ermahnungen gewöhnlich ohne Anwendung bleiben. Wir sehen uns daher verpflichtet, alle diejenigen, in deren Wirkungskreise der Verf. lebt, auf ihn aufmerksam zu machen, damit seine Talente gehoben, und zur Reife gebracht werden. — Der edle Verf. wünscht Belehrung vom Kunstrichter. Rec. hat ihm aufrichtig wenig zu sagen, er hat seine Vorträge mit innigster Zufriedenheit gelesen. Also nur ein Paar Worte an einen unbekannten Freund: Die erste Abhandlung hat das Thema: Der Character des edlen Stolzen. Wenns der Umfang der Sprache erlaubt; so wähle der Verf. nie ein Wort, mit dem Jedermann Unmoralität zu verbinden gewohnt ist, und lege ihm durch ein entgegen stehendes Beywort einen moralischen Sinn unter. Dem Zuhörer wird es schwer, es ist ihm lästig, die geläufig gewordene Idee umzumodeln. In der zweyten Rede: Von der Bescheidenheit in der Religionskenntniß, sagt er S. 27 f. „sie unterwirft ihr Urtheil dem entscheidenden Richterstuhle des göttlichen Ausspruchs in der Offenbarung; besonders wenn es „Geheimniße betrifft, weil es in diesem Falle die größte Weisheit ist, dem allwißenden Gott zu glauben." Hat der gelehrte Verf. hier genug überdacht, was Offenbarung ist, voraus wenn sie Geheimnisse betreffen soll? Hat er bedacht, daß Gott durch Menschen geredet, die immer Menschen waren, und

[illegible] redeten? Er warnt vor Grübeleyen. [illegible]sen bedarf es nicht. Er warne lieber vor abergläubige Anhänglichkeit an Formeln und Worte, und verweise auf vorsichtigen bedächtigen Gebrauch der Aufschlüsse, die der ächte Schriftforscher über Sprachkunde, Geschichte und Zeitalter, über Volksreligion und Zusammenhang der Dogmen und deren Versetzung aus Einem System ins Andere, darreichet. Die Schrift verliert hiedurch nichts von ihrer Autorität. Die [illegible] Predigt vom Freudengenuße muß mit Vorsicht gehalten werden. Nicht, weil ihr Inhalt in der Moralität noch schwankete, sondern, weil der größere Theil der Menschen ohnehin zum Misbrauch der Sinnlichkeit geneigt ist. Die 6te vom Maaßstabe der moralischen Güte ist vortrefflich; so auch die 7te von der christlichen Lebenstoleranz, und die 8te vom Sieg über die Welt.

Dg.

Predigten von Johann Benjamin Koppe, Königl. Großbr. Churf. Braunschw. Lüneburgischen erstem Hof- und Schloßprediger und Consistorialrath. Nach seinem Tode herausgegeben. Zweyte Sammlung. Göttingen, bey Dieterich. 1793. 8. 496 S. 1 Rt. 12 gr.

Dieser zweyte Theil, welcher, wie der erste, vier und zwanzig Predigten enthält, beschließt die ganze Sammlung der aus dem Nachlaß des sel. Koppe gesammelten Predigten. Sie tragen mit dem ersten einerley Gepräge und zeugen von dem Verlust, den die theologische Welt, besonders aber das Hannöversche Publikum durch den zu frühen Tod dieses vortrefflichen Mannes erlitten hat. Die letzte Predigt dieses Theils ist auch die letzte, die er gehalten hat, nämlich am ersten Sonntage nach Epiphanias 1791, an welchem die Einführung des neuen Landeskatechismus von den Kanzeln bekannt gemacht ward, und handelt von dem Verdienste des Christenthums um die Erleuchtung und Veredlung der menschlichen Vernunft. Bekanntlich hat der sel. Koppe beträchtlichen Antheil an der Ausarbeitung des neuen Catechismus genommen, und er sah es, wie es auch in der That ist, als etwas sehr Wichtiges an, daß es ihm und seinen Gehül-

hülfen gelungen war, an die Stelle des alten für unsere Zeiten ganz unbrauchbar gewordenen Katechismus einen bessern setzen zu können. Die ganze Woche vor dieser Einführungspredigt kämpfte er schon mit den Anfällen der Krankheit, hielt sie aber doch noch. Bald darauf ward er aufs Krankenbette gelegt, und starb. Koppe wäre in den hannöverischen Landen noch sehr nöthig gewesen. Was kann man nun wohl mehr als wünschen, daß das Gute nicht unterbleiben möge, welches er bey einem längern Leben gewiß würde gestiftet haben! Oft ist ein einziger Mann die Triebfeder von Allem, was geschieht, und selbst der beste und thätigste Wille eines andern, der seinen Geist nicht hat, richtet alles nur halb aus.

Ao.

Conyers Middletons, D. D. vermischte Abhandlungen über einige wichtige theologische Gegenstände. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet. Leipzig, 1793. in der Gräffschen Buchh. 284 S. gr. 8. 18 gr.

Der Hinblick auf die Zeit, zu welcher diese Abhandlungen im Original nach dem Tode ihres berühmten Verfassers in London herauskamen, — sie fällt schon ins Jahr 1752 — verglichen mit den so wichtigen Fortschritten, welche innerhalb des zwischen 1752 und 1793 mitten innen liegenden langen Zeitraums unter uns in allen Gattungen des theologischen Wissens gemacht worden, konnte leicht auf die vorläufige Vermuthung bringen, daß diese Uebersetzung, in Betracht des für die deutsche theologische Litteratur davon zu hoffenden Gewinns, wo nicht ganz überflüssig seyn, doch viel zu spät kommen dürfte; weil die wahrscheinlich darinn enthaltenen noch so guten Bemerkungen und Aufklärungen über gewisse Gegenstände für uns längst aufgehört haben, neu und nöthig zu seyn, um des guten Unterrichts willen, den wir bereits darüber reichlich in den Schriften unserer eignen Landsleute finden. Indessen müssen wir bekennen, daß diese Vermuthung hier nicht ganz eintrifft; denn wir trafen wirklich bey dem Engländer manche neue Ideen und Combinationen an, aus welchen auch hie und da Resultate gezogen werden, auf die sonst die Aufmerksamkeit nicht so hinfiel, wenigstens sie nicht immer so weit ver-

ausfolgte und ins Licht stellte. In den Zusätzen des deutschen Herausgebers, die allein bey der vierten Abhandlung weggeblieben sind, wird ein und der andere, von Middleton nur beyläufig und ohne genauere Ausführung hingeworfene, prüfungswerthe einzelne Gedanke aufgefaßt, entwickelt, und aus den Schriften derjenigen deutschen Gottesgelehrten, die mit der Denkart des Engländers harmoniren, — doch ohne sie zu nennen — in gedrängter Kürze ergänzt und meistens sehr glücklich bearbeitet. Die Abhandlungen sind folgende:

1. Einige beyläufige Betrachtungen über den Streit, oder die Uneinigkeit, die sich zu Antiochien zwischen den Aposteln Petrus und Paulus ereignete. Bekanntlich ist dieses von Lukas in der Apost. Gesch. ganz mit Stillschweigen übergangene und nur von Paulus selbst erwähnte merkwürdige Factum, (Galat. 2, 11 ff.) dem zu Folge Petrus seinen sonst unverholen geäusserten Ueberzeugungen von christlicher Freyheit, so wie seinem für diese anderwärts (Ap. Gesch. 15, 7 — 11) gezeigten Eifer völlig zuwider, mit einemmale hierinn aus Furcht vor den Juden den Mantel nach dem Winde hieng, und deshalb öffentlich von Paulus des Heuchelns beschuldigt ward, von den frühesten Zeiten der Kirche an ein Gemeinplatz der Spötterey für Zweifler und Ungläubige gewesen. Bald wurde hieraus von Porphyr dem Paulus aufgebürdet, er habe sich fälschlich das Verdienst von Begebenheiten angemaßt, die nie wirklich geschahen, um nur, aus Neid über die hervorstechenden Verdienste des Petrus sich selbst zu erheben und diesen herabzusetzen; bald gab man zwar die Wahrheit der Geschichte zu, warf aber dem Paulus Uebermuth und Unbesonnenheit vor, daß er Petrum wegen einer Condescendenz tadelte, deren er sich offenbar (Ap. Gesch. 16, 3. 21, 26. vergl. mit 1. Corinth. 9, 20.) selbst schuldig machte; bald fand man in dieser Geschichte an beyden Männern einen Grad von Leichtsinn, Wankelmuth und Geistesschwachheit, der auf ihren apostolischen Charakter einen sehr nachtheiligen Schatten warf. Die guten Kirchenväter nahmen, um diesen für das Christenthum so entehrenden Vorwürfen auszuweichen, zu allerley hermeneutischen Rettungsversuchen ihre Zuflucht, die aber der Sache nirgends Genüge thun wollten. Chrysostomus in einer über diesen Gegenstand zu Antiochien gehaltenen Homilie, und Hieronymus in seinem Commentar über die Epistel an die Gal. zu dieser Stelle erklä-

 ren —

gen — zur Unterstützung der Hypothese, daß dieselben nicht irren können, — die ganze Sache für eine zum Besten der Neubekehrten zwischen beyden Aposteln verabredete Farce, und letzterer erläutert sie sogar, sonderbar genug, mit dem Beyspiel der Sachwalder, „die oft mit einander zu keifen „und zu zanken scheinen, wenn sie doch nichts anders zur „Absicht haben, als die Nebenstehenden hinter das „Licht zu führen." Augustin fühlte das Unschickliche dieser Erklärung, und verlangte von Hieron. den Widerruf derselben, den dieser aber verweigerte. Er selbst gesteht geradezu, Petrus habe gefehlt, setzt aber den von ihm gemachten Fehler nicht sowohl in seine Nachsicht gegen die jüdischen Christen, als vielmehr darinn, daß er diese auch den heidnischen Christen zumuthete. An Chrysost. und Hieron., oder an Augustin schlossen sich die ältern Ausleger in ihren Urtheilen hierüber durchgehends an. Middlet. gesteht freymüthig, das Factum, daß Paulus und Petrus mit einander in Widerspruch gewesen, lasse sich offenbar nimmermehr ableugnen, oder verkleistern, was für einen Gebrauch die Feinde der Religion davon auch immer machen mögen. Laßt denn, schreibt er S. 20, „die Schüler Porphyrs nach dem Beyspiel ihres Meisters uns „vorwerfen, daß die zwey Apostel, von deren ausserordentli„chen Gaben und Wunderkräften wir so vieles lesen, gleich „allen andern schwachen trüglichen Menschen, bey manchen „Gelegenheiten ihrer eignen Leitung nach blos menschl. Regeln „und Maximen überlassen und bisweilen von ihren Leiden„schaften verleitet wurden, auf eine ihrem Charakter nicht „rühmliche Art nachzugeben: so kann es dem Christenthume „doch keinen Nachtheil und Mißkredit zuwege bringen, es sey „denn, daß sie es als eine seiner Lehren darthun könn„ten, daß Personen, die bey gewissen Gelegenheiten „ausserordentlich erleuchtet und inspirirt waren, ohne „Ausnahme überall gewöhnliche, fehlbare Menschen „zu seyn, aufhörten; und dies wird sich in einer Religion „wohl nicht behaupten lassen, deren geheiligte Denkmäler so„wohl des Alten als Neuen Testaments manche Beyspiele der „Sünden und Schwachheiten derer aufstellen, die daselbst als „die vornehmsten Lieblinge des Himmels gepriesen werden."

Auch kann wirklich gerade an Petrus ein Fehltritt, durch Menschenfurcht, oder übereilte Menschengefälligkeit bewirkt, um so weniger auffallen, je minder bekanntere von ähnlicher Art aus der frühern Zeit die Geschichte von ihm aufbehalten hat.

Mit

Mit allem Grund läßt sich hier überdieß ferner noch einwenden, daß, was für Begriffe wir uns auch von der Inspiration der heiligen Schriftsteller machen, es doch eben aus dem vorliegenden Fall hervorleuchte, daß die Apostel nicht beständig vom heil. Geist inspirirt waren, selbst nicht einmal bey der Ausübung ihres Amtes und der Predigt des Evang. in einer der Hauptstädte des Morgenlandes; welches zugegeben werden muß, weil es aus eben diesem Factum unwidersprechlich folgt. Denn war Petrus Betragen in der That tadelnswürdig, so müssen wir einräumen, daß er zu der Zeit nicht unter der Einwirkung eines unfehlbaren Geistes stand; oder verdiente es keinen Tadel, so war der von Paulus gegebene Verweis übereilt und ungerecht, und konnte also nicht von demselben Geiste eingegeben seyn. Freylich behaupten einige, dem bisher Gesagten gerade entgegen, daß die beständige Inspiration der heiligen Schriftsteller anfechten so viel ist, als die Sache des Christenthums verrathen und das Ansehen der Schrift selbst aufgeben; und daß man nothwendig das Ganze, als von Gott inspirirt, annehmen, oder verwerfen müsse, weil partiale Inspiration annehmen, am Ende eben so gut seyn als gar keine zugeben; allein diese Hypothese ist dem Christenthum so wenig vortheilhaft, daß es vielmehr durch sie bey allen denkenden und prüfenden Menschen verliert; und sie als nothwendig zum Glaubensbekenntnisse eines Christen und auf das Ansehen jener geheiligten Bücher fordern, an denen jeder die augenscheinlichen Merkmale der menschlichen Schwäche, nicht allein im Styl und in der Sprache, sondern auch bisweilen in ihrem Inhalt, finden kann, und in denen zu dem die Schriftsteller selbst überall keinen Anspruch auf den Besitz einer permanenten Infallibilität machen, — dies kann keine andere Wirkung haben, als uns auf das Dilemma zurückbringen, entweder in diese Bücher, oder in den gesunden Menschenverstand ein Mißtrauen zu setzen. Im Zusatze zu dieser Abhandlung zeigt der deutsche Herausgeber, daß das, was man dem Paulus von ähnlicher Art vorwerfen könnte; (z. B. daß er seinen, zum Lehrer des Christenthums unter den Juden bestimmten, Schüler, den Sohn einer jüdischen Mutter, und eben deswegen von den Juden für einen halben Nationalen angesehenen Timotheus um dieserwillen beschnitt, daß er, um sich den Juden gefällig zu machen, bey seiner letzten Ankunft zu Jerusalem, wegen seines bisherigen Aufenthalts in heidnischen Ländern, ein jüdisches Reinigungsopfer im Tempel als ein

als lang davon entfernt gewesener für sich darbrachte, welche beyde Handlungen unter ganz andern Umständen und Rücksichten geschahen und sich innerhalb der Grenzen einer erlaubten Gefälligkeit hielten) nicht von eben der, wirklich sträflichen, Beschaffenheit seyn, als das von ihm gerügte Betragen seines Mitapostels, durch welches dieser die von ihm sonst angenommene und bey der Bekehrung des Cornelius bekannte grosse, nie zu verdunkelnde Wahrheit: daß Gott die Person nicht ansehe, sondern in allerley Volk, wer ihn fürchte und recht thue, ihm angenehm sey; — feyerlich zurückgenommen und durch eine redende That fast wörtlich erklärt habe: „ich „habe unrecht gehabt, daß ich mit Heiden Umgang pflog, den „ein Jude nur mit Juden halten darf. Zwar haben sie das „Christenthum angenommen; aber da sie dabey nicht zu„gleich jüdisch geworden, so fehlt ihnen noch etwas, wo„durch sie der nähern Gemeinschaft mit Christen aus dem Ju„denthum fähig werden."* — Vorausgesetzt also, daß Paulus in seinem dreisten Tadel der Aufführung des Petrus — dieses unabläugbaren Thatbeweises, daß die Apostel sogar in Dingen, die mit ihrer Amtsführung zusammenhiengen, Irrthümern aus Unwissenheit und Fehlschlüssen, und aus Uebereilung unterworfen waren — vollkommen Recht hatte; vorausgesetzt, daß Er es sich hier erlaubt hielte, das Betragen eines seiner Mitapostel zu untersuchen und nach den Vorschriften des Christenthums zu beurtheilen: so muß dasselbe überhaupt jedem Christen in Ansehung eines jeden Betragens frey stehen, das ihm von einem der Apostel berichtet wird. Denn Paulus konnte zu einer solchen Prüfung weder einen ausserordentlichen Beruf, noch eine ausserordentliche Geschicklichkeit haben, die nicht auch jeder besitzen dürfte. Nicht eine ausserordentliche Offenbarung von Gott, oder Inspiration konnte und durfte, wie wir etwa annehmen möchten, ihn hiezu berechtigen, oder geschickt machen; denn erstlich beruft er sich hierauf gar nicht, sondern führt deutliche und vernünftige Gründe seines Tadels an. Hienächst aber würde es äusserst widersinnig seyn, anzunehmen, daß er, um das Fehlerhafte in dem Betragen seines Mitapostels d. h. eines Mannes, der sich ebenfalls auf Inspiration berufen konnte, einzusehen, selbst erst einer besondern Inspiration bedurft hätte. Ohnedem würden wir in diesem Falle, wenn solchergestalt Inspiration gegen Inspiration gesetzt würde, — denn beyde Apostel machten gleiche Ansprüche darauf, — nie ausmachen können, welcher

von

[illegible] [illegible] [illegible] haben, so es scheint daß, wenn Inspiration hier solle angenommen werden, wir, um von der Sache richtig urtheilen zu können, selbst inspirirt seyn müßten. Wie [illegible] müssen wir, wenn wir nach der Wahrheit entscheiden wollen, ob Paulus, oder Petrus, dieser in seinem Betragen, jener in seinem Tadel desselben Recht gehabt habe, eine höhere Regel annehmen, nämlich die Grundsätze des Christenthums und was nach der Sittenlehre Jesu überhaupt erlaubt oder unerlaubt, recht oder unrecht ist, und unter diese Regel gehört auch die Beurtheilung des Benehmens und der Reden selbst für inspirirt angenommener Männer. Nöthigt uns aber gleich der gedachte apostolische Streit, unsere hohen Begriffe von der Unfehlbarkeit der Apostel selbst etwas herabzustimmen, so gewinnt von einer andern Seite durch denselben das Christenthum in Ansehung seiner Glaubwürdigkeit. Jenes steht und fällt mit der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit seiner ersten Prediger. Waren sie innerlich überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie die Welt von Jesu lehrten, hatten sie für sich kein eignes persönliches Interesse, sondern nur die Eine gemeinschaftliche Absicht, die Lehre Jesu nach dem ihnen gewordenen Auftrage den Menschen zu verkündigen, so ist ihr Character von Seiten der Glaubwürdigkeit gerechtfertiget. Ihre Aufrichtigkeit aber und Wahrheitsliebe wird durch jenen Streit in ein ungemein helles Licht gesetzt. Liesse es sich auf irgend eine Weise wahrscheinlich finden, daß die Apostel bey Errichtung christlicher Gemeinden irgend eine eigennützige Absicht hätten erreichen, etwa ihrem Ehrgeitz, ihrer Herrschsucht Genüge thun und sich einen weltberühmten Namen verschaffen wollen, so würde durch einen Vorfall von dieser Art die völlige Vereitelung eines solchen Unternehmens sehr zu besorgen gewesen seyn, und eben deswegen ihr ehrgeitziger Plan dergleichen folgenreichen Störungen desselben auf alle Weise vorzubeugen und sie unmöglich zu machen gesucht haben. — Es liesse sich bey dem wirklichen Vorhandenseyn jenes Plans keinesweges begreifen, wie die übrigen Apostel zu dem eigenmächtigen anmaßlichen Verfahren eines von ihnen weder zum Collegen erwählten, noch in seinem Apostelamte von ihnen bestätigten Fremden so gelassen, ohne die geringste Aeusserung von Mißvergnügen stillschweigen, so geduldig und ohne Widerspruch diese Handlung geschehen lassen konnten; zumal da er sich unterfieng, gerade selbst dem Aeltesten und Angesehensten von ihnen so herabwürdigend zu begegnen. Und welche

 unbe-

unbegreiflich wäre [illegible] auch dieses, wie Petrus seinen empfangenen strengen Verweis geduldig hinnehmend, wie dadurch zwischen dem Getadelten und dem Tadler keine Trennung, keine fortwährende [illegible] entstehen, wie der erstere noch fortfahren konnte, den letztern als seinen Bruder zu lieben und zu schätzen; wie beyde [illegible] noch immer gemeinschaftliche Sache machen und an der Ausführung eines gemeinschaftlichen Entwurfs aufs übereinstimmendste arbeiten konnten. Einmal dies alles legt es klar genug zu Tage, daß sie in der That eine gemeinschaftliche Sache, auf die sich ihrer aller Bemühungen und Absichten bezogen, daß sie einen gemeinschaftlichen Plan wirklich müssen gehabt haben, dessen Durchführung ihnen allen am Herzen lag, dessen höheres Interesse sie immer wieder vereinigte, wenn sie sich in ihren Privatgesinnungen und Meynungen auch noch so sehr theilen mochten, oder gegenseitige Zurechtweisungen, Demüthigungen und Beschämungen vorangiengen. Wo wir aber dies wahrnehmen, da sehen wir einen unleugbaren Beweis von Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Eifer in Durchsetzung eines gemeinschaftlichen Entwurfs mit und neben Aufopferung alles persönlichen Nutzens, Ruhms und Ansehens. Und von dieser Seite betrachtet dient also die bisher erläuterte Geschichte, so einleuchtend auch durch sie das Unhaltbare der Hypothese von der ganz untrüglichen Weisheit der Apostel wird, durch Bestätigung ihrer ganz uneigennützigen Aufrichtigkeit, dem Christenthum selbst zur stärksten Empfehlung.

II. Gedanken über die Abweichungen und Widersprüche, die man unter den Evangelisten in ihren verschiedenen Erzählungen der nämlichen Begebenheiten findet. 1) Widersprüche zwischen den beyden Geschlechtsregistern Jesu bey Matthäus und Lucas, über welche sich der Verfasser nach geschehener Aufzählung der von den ältern Interpreten gemachten mannichfaltigen, unzulänglichen, durchgehends sehr gezwungenen Vereinigungsversuche, dahin erklärt: S. 55. „daß uns keine andere Parthey hier übrig zu „bleiben scheine, als mit so manchen Auslegern die beyden Ge„schlechtsregister für unerklärlich und unvereinbar zu be„trachten, und nach dem Rath Paulus nicht auf Geschlechtregister zu achten, die kein Ende haben.“ 2) Ueber die Widersprüche in der Erzählung der Salbung Jesu von einem gewissen Weibe, Matth. 26, 6. Marc. 14, 3. Luc. 7, 37. Joh. 12, 1 ff.

Alle

[illegible] abweichenden Erzählungen stimmen in dem Haupt-umstande so merkwürdig mit einander überein, daß es abgeschmackt ist, mehrere verschiedene Geschichten zu erdichten, blos um der Meynung derer genug zu thun, die es für gottlos halten, die Möglichkeit eines Irrthums auch nur in einer Nebensache bey den Evangelisten einzuräumen. Freylich in Absicht der Zeit, die die Evangelisten für diese Salbung bestimmen, ist ein großer Unterschied, woher der Hauptbeweisgrund für die Verschiedenheit des Factums genommen wird; denn drey von ihnen erklären, daß es sich wenige Tage vor dem Tode Jesu zugetragen habe; wo hingegen Lucas es beschreibt, als sey es zu Anfange seiner Amtsführung und noch bey Lebzeiten des Täufers geschehen. Doch hievon wird sich ein hinreichender Grund durch Anführung der von den gewissenhaftesten Auslegern oft genug gemachten Erinnerung beybringen lassen, daß nämlich die Evangelisten keine Sorge dafür trugen, die erzählten Begebenheiten nach der Zeitfolge, worinn sie vorgefallen waren, zu ordnen, sondern sie aufzeichneten, so wie sie ihnen ihr Gedächtniß anbot, und was sie an seiner gehörigen Stelle vergessen hatten, an einem andern Orte einschalteten, wie sie eben sich dessen beyläufig erinnerten; und daß Lucas insbesondere minder genau in dieser Absicht war, als einer von den andern, weil er seine Geschichte nicht aus eigner Kenntniß und Erfahrung, sondern aus Materialien, die er aus der zweyten Hand empfangen hatte, zusammentrug. 3) Ueber die Abweichung der Johanneischen Erzählungsart. (Cap. 13, 26.) wie Jesus die Verrätherey Judas voraussagte, von der Erzählungsart Matthäus (Cap. 26, 23.) und Markus (Cap. 14, 20.). Die Verschiedenheit ist aber wieder von keiner Bedeutung, und könnte ohne Gefahr einem Mangel an Genauigkeit, oder Gedächtnißtreue beym Erinnern und Aufzeichnen kleinerer Umstände beygemessen werden. 4) Matthäus erzählt Cap. 8, 28., daß zwey Dämonische, die in dem Lande der Gadarener wüthend in der Nähe der Gräber lebten, von Jesu geheilt worden, indem er den ausgetriebenen Teufeln erlaubte, in die Schweinheerde zu fahren. Marcus aber C. 5, 2. und Lucas Cap. 8, 26. erzählen die nämliche Geschichte nur von einem von einer Legion Teufel besessenen Manne. 5) Matth. C. 20, 30. berichtet, daß zwey blinde Männer die Hülfe Jesu anflehten, als er längs der Landstraße gieng, und von ihm geheilt wurden. Marcus aber erzählt C. 10, 46 dieselbe Begebenheit nur von einem so geheilten

Manne,

Mannes, dessen Name Bartimäus er besonders erwähnt: sie beyde erklären jedoch einstimmig, daß der Fall sich zugetragen habe, als Jesus von Jericho zurückkehrte. Lucas aber Kap. 18, 35., der mit Marcus in Erwähnung nur eines blinden Mannes übereinkömmt, widerspricht ihnen beyden darin, daß er versichert, das Wunder sey verrichtet worden, als Jesus auf dem Wege nach Jericho war. 6) Die Geschichte mit den zwey zu den beyden Seiten Jesu mit gekreuzigten Schächern erzählen Matth. 27, 44. und Marc. 15, 32. kürzlich so, daß sie beyde, als sie mit Jesu am Kreutze hiengen, diesen verhöhnten und lästerten; Lucas hingegen erklärt besonders, daß es nur der eine von ihnen war, der dies that, während der andere eine entgegengesetzte Rolle spielte, und nachdem er seinem Mitverurtheilten seine Vermessenheit verwiesen hatte, zu Jesu sagte: Herr, gedenke ꝛc. Welche andere Erklärungsmethode dieses Widerspruchs bleibt hier übrig, als die, die der Fall selbst uns natürlich darbietet: „daß Lucas wahrscheinlich seine Erzählung von einigen hatte, „die jeden Umstand der Kreutzigung genauer beobachtet, oder, „indem sie näher beym Kreutze standen, alles, was von den „Gekreuzigten gesagt worden war, deutlicher gehört hatten? „— denn höchst unwahrscheinlich, oder vielmehr unmöglich ist „es, sich vorzustellen, daß die andern Evangelisten würden un„terlassen haben, eines so wichtigen, ja eines der merkwürdig„sten Umstände im N. Test. zu erwähnen, wäre er zu ihrer „Kenntniß gekommen; eines Umstandes so voll Unterrichts so „wohl als Trostes für alle Christen, welcher die grosse Frage „über den unmittelbaren Zustand der abgeschiedenen Seelen „entscheidet.“ 7) Widerspruch zwischen Marcus C. 15, 25. und Johannes C. 19, 14. die Tageszeit betreffend, zu welcher Jesus gekreuziget ward. Jener sagt ausdrücklich, daß es um die dritte Stunde, oder Morgens um neun Uhr geschehen sey: dieser aber meldet, um die sechste Stunde, oder Mittags um zwölf Uhr habe sich Jesus noch im Verhör vor Pilatus befunden. Ein schwer zu lösender Widerspruch, der schwer aufs Reine zu bringen seyn wird. 8) Auch die Vorfälle bey Jesu Grabe unmittelbar nach seiner Auferstehung sind von den Evangelisten so verschieden beschrieben, daß man aller, besonders durch die Anregung des Wolfenbüttelschen Fragmentisten, auch neuerlich auf ihre Ausgleichung verwandten Bemühungen ohngeachtet, noch nicht aufhören kann, sie als widersprechend unter sich anzusehen. 9) Von minde-

rem Belang ist es, daß die kurze Innschrift, die auf Pilatus Befehl an das Kreutz über das Haupt Jesu geheftet wurde, von jedem der Evangelisten mit einiger Veränderung überliefert ist, worüber der Verfasser richtig bemerkt: „alle diese „Berichte stimmen zwar in Ansehung ihres Sinnes sehr wohl „überein, doch ist es gewiß, daß unter den vieren nur einer „ist, der die wahre Innschrift giebt: und wiewohl eine so ge„ringfügige Verschiedenheit kein nachtheiliges Licht auf die „Wahrhaftigkeit der Evangelisten werfen kann, so zeigt sie doch „**einen Mangel der Pünktlichkeit der Wahrheit**, die wir „von allen denen erwarten, die es unternehmen, der Nach„kommenschaft die authentischen Kopien öffentlicher Innschrif„ten zu überliefern." 10) Gleich geringfügig, doch immer nach dem Urtheil des Verf. ein Beweis von Unachtsamkeit, oder Irrthum in Rücksicht der strengen Wahrheit, ist die Verschiedenheit des Matth. C. 3, 11. von den übrigen Evangelisten in Ansehung des Zeugnisses des Täufers von Jesu. Allein hier glauben wir doch, trete sehr natürlich der Fall ein, daß Joh. sein Zeugniß mehreremale — und warum denn nicht, da er es doch wohl nicht auswendig gelernt, — zuweilen mit einer kleinen Abänderung der einzelnen Ausdrücke, der Einheit des Sinnes unbeschadet, wiederholt und demnach die Evangelisten, einer kleinen Varietät ungeachtet, die Wahrheit sehr genau referirt haben können. In Betracht aller dieser Widersprüche und Verschiedenheiten giebt Middl. den liberalen Rath, einzugestehen, daß sie gleich denen aller andern Schriftsteller sich vom Mangel der Genauigkeit in Aufzeichnung minder bedeutender Umstände, oder von Gedächtnißfehlern, oder von abweichenden Nachrichten herschreiben, so würde sich alles leicht und natürlich, ohne irgend eine wirkliche Beeinträchtigung, oder einen Abbruch der Autorität des Evangeliums erklären lassen — denn „was für Vortheile, schreibt er S. 83. f., kön„nen die Feinde unsrer Religion aus den Schwierigkeiten zie„hen, die sich in den beyden Genealogien finden? Sie stim„men beyde in Bekräftigung alles dessen überein, was ein „Christ über diesen Artikel mit Ueberzeugung zu wissen nöthig „hat; daß Jesus aus dem Saamen Abrahams, aus der Fa„milie Davids, und im Fleisch von der Jungfrau Maria ge„boren war. Was kann es uns verschlagen, ob es nur ein „Weib war, oder zwey, die Jesum salbten, ob sein Haupt „oder seine Füße? was unterrichtend in der Geschichte ist, läßt „sich in jedem von beyden Fällen gleich gut lernen; von dem „Weibe:

„Weibe: daß ausserordentliche Erweisungen von Barmherzigkeit „eine verhältnißmäßige Erstattung der Dankbarkeit und Liebe „hervorbringen sollten: von Jesu eine Voraussagung, die wir „heute noch erfüllt sehen, daß der Eifer dieses Weibes mit sei„nem Evang. in der Welt ausgebreitet werden sollte. Von „welchen Folgen kann es seyn, daß die Verrätherey des Judas „mit einiger Veränderung von den verschiedenen Evangelisten „erzählt ist? Alles, der Religion dienliche ist in ihnen allen „gleich klar: daß Jesus seinen Jüngern sowohl den Verräther, „als dessen Verratherey vorher sagte, damit, wenn es sich zu„tragen würde, sie von ihm glauben möchten, er sey Christus. „Von welchem Nutzen könnte es seyn, zu wissen, ob es einer, „oder zwey von Teufeln Besessene, einer oder zwey Blinde „waren, die Jesus heilte, und ob es sich zutrug, als Jesus auf „dem Wege nach, oder auf der Rückkehr von Jericho be„griffen war? Es ist genug, versichert zu seyn, daß alle Arten „von Krankheiten auf gleiche Weise seiner Macht wichen, und „durch ein Wort von Ihme geheilt wurden. Zuletzt was „schadet es, wenn die Evangelisten über die Zeit seiner Kreu„zigung nicht genau übereinstimmen, ob es zur dritten, oder „sechsten Stunde war; oder in der Geschichte seiner Aufer„stehung, ob einer oder zwey Engel erschienen; ob sitzend „oder stehend; ob vor oder nach Petrus Ankunft bey dem „Grabe? Es ist hinreichend, daß sie in Bekräftigung aller „Hauptumstände und in der Erklärung übereinstimmen, daß „dieselben von solchen Wundern begleitet worden, die der „Würde und Wichtigkeit dieser grossen Begebenheiten ange„messen waren.“ Gegen die Inspiration ist der Verf. überall sehr aufgebracht, und sein Eifer verleitet ihn auch wirklich hie u. da zu sehr seichten Einwendungen dagegen; wie z. B. S. 94. „wäre irgend eines von den vier Evangelien ein vollkom„menes Werk gewesen, wie jedes (?) Werk nothwendig „seyn muß, (?) das von dem Geiste Gottes unmittelbar her„rührt, so würden die übrigen weder von Nutzen, noch „nothwendig gewesen, noch wirklich geschrieben wor„den seyn.“ Wie, fiel es denn dem Verf. nicht ein, daß Lokal- und Personal- und Zweckverschiedenheiten, wie sie z. E. beym Johanneischen Evangelium so merkbar sind, mehrere Evangelien nothwendig machen und zur Wirklichkeit bringen konnten, bey aller in seiner Art unläugbaren Vollkommenheit des einen oder andern bereits vorhandenen? — In dem Zusatz zu dieser Abhandlung nimmt der deutsche Her-

aus-

ausgiebt gegen den zu sehr absprechenden Ton Middletons die Inspiration nach einem von ihr gegebenen gemäßigten Begriff in Prüfung und Schutz; er setzt sie nach Seite 135 f. „in „eine gewisse Mitwirkung der Gottheit, wodurch die Verf. „des N. T. in den Stand gesetzt wurden, nach dem Maaße „ihrer Fähigkeiten und Naturgaben, natürlicher und erworb- „ner Geschicklichkeiten, nach den Datis, die sie vor sich hatten „oder überhaupt nach den ihnen geöffneten Erkenntnißquellen, „möglichst richtige und zuverläßige Nachrichten von der Reli- „gion Jesu zu ertheilen.“ Dazu wurden nun solche Veran- staltungen aller Umstände dieser Schriftsteller erfordert, die zu der Absicht, uns glaubwürdige Nachrichten von Jesu und seiner Lehre zu liefern, dienen konnten; und wer kann daran zweifeln, daß es Gott an solchen Veranstaltungen nicht werde haben fehlen lassen? nur scheint es für uns äußerst schwer zu seyn, zu bestimmen, wie viel oder wenig die Vorsehung zu dieser Absicht gethan habe. Es ist sehr verwegen, wenn wir nach dem, was uns hiezu nothwendig dünkt, den Grad und die besondere Art der Mitwirkung und des Beystan- des Gottes zu dem Werke der Aufzeichnung und Mittheilung der Religion Jesu angeben und auf eine ausschliessende Weise bestimmen wollen: so viel mußte Gott von seiner Seite hinzu thun, weniger konnte nicht geschehen, wenn die evangelischen Nachrichten glaubwürdig genug bleiben sollten.

III. **Ein Versuch über die Gabe der Sprachen, abzweckend auf die Erklärung des eigentlichen Begrif- fes und der Natur derselben, so wie sie in der heili- gen Schrift beschrieben und uns überliefert ist; und wie sie zu gleicher Zeit von den Gelehrten sowohl äl- terer, als neuerer Zeiten scheint verstanden zu seyn.** Hier zeigt der Vf. mit Anführung vieler Thatsachen und älte- rer und neuerer Autoritäten, daß die Gabe der Sprachen nicht von einer dauernden oder stetswährenden Art, und keine den Aposteln auf immer beywohnende und bleibende Geschick- lichkeit, sondern nur bey gewissen wichtigen Gelegenheiten den ersten Predigern des Evang. auf kurze Zeit als ein hervor- leuchtendes Merkmal gegeben war, daß eine unläugbar gött- liche Kraft sie begleitete, so wie jenen besondern Zwecken aber Genüge geschehen war, auf der Stelle wieder zurückgenom- men wurde. Daraus folgert er dann weiter, daß auch die Sprachen, deren sich die Apostel und Evangelisten nachmals in ihren verschiedenen Schriften und bey der Predigt des

Evangeliums unter fremden Nationen bedienten, nicht die Frucht jener Gabe, oder einer göttlichen Inspiration, sondern bloß solche waren, als sie entweder von ihrer Geburt an sprechen gelernt, oder durch Uebung und Umgang mit denen, unter welchen sie wohnten, sich eigen gemacht hatten; und daß ohne Ausnahme von jedem derselben mit vieler Wahrheit gesagt werden könne, sie seyen Galiläer, denn ihre Sprache verrathe sie. — Wäre auch diese ihnen durch ein Wunder von Gott suggerirt worden, so müßten wir sicher erwarten, sie so zu finden, wie sie Gottes würdig ist, (dies kann sie auch bey einer unvollkommenern Beschaffenheit seyn, wenn sie z. E. den Subjecten, an welche sie gerichtet ist, anders eingerichtet, unverständlicher wäre; oder würden wir es nicht für einen Fehler und Mangel an richtiger Beurtheilung halten, wenn man sich in Volksschriften der korrecten, präcisen Kantischen Sprache bedienen wollte?) rein, klar, edel, präcis, rührend und selbst über den Nachdruck gewöhnlicher Rede erhaben. Cicero sagt: „welcher Mensch ist fliessender und reicher (uberior) in seinem Ausdruck, als Plato? Jupiter selbst, „sagen die Weltweisen, wofern er griechisch spricht, redet so.“ (vorausgesetzt, daß er sich gegen Leute zu erklären hat, die diese elegante Sprache verstehen.) Da man nämlich keinen Begriff von etwas Vortrefflicherem hatte: so bildete man sich ein, Gott selbst würde sich des vortrefflichen Platonischen Styls bedient haben, weil von ihm überall nur das Vollkommenste in seiner Art kommen könne, welches auch in der That bis jetzt die alleinige Richtschnur bleibe, nach welcher wir die ächten Werke der Gottheit zu prüfen haben. Beurtheilen wir aber die apostolische Sprache hienach, so werden wir so weit entfernt seyn, sie Gott zuzuschreiben, daß wir sie kaum des feinen und ausgebildeten Menschen für würdig halten werden; denn sie wird doch wirklich durchaus (?) roh und barbarisch und voll (?) aller der Fehler gefunden, die nur eine Sprache entstellen können. Seltsam ist es freylich eben nicht, daß die Apostel, unter Griechischredenden geboren und erzogen, und nach hingebrachtem größerem Theil ihres Lebens unter ihnen, eine mittelmäßige Kenntniß dieser Sprache von ihrer Kindheit an erlangten, oder, wenn dies auch nicht war, daß sie, da Egypten, Syrien, Cilicien und das ganze kleinere Asien griechisch redeten, zum Behuf ihrer apostolischen Verrichtungen noch in ihren fortgerückten Jahren sich auf die Erwerbung einer so ziemlich allgemein gewordenen Sprache (Cicero

cero sagt in der Rede für den Archias „die lateinische Sprache ist in der That in enge Gränzen eingeschränkt; allein **die griechische wird fast von allen Nationen gelesen**) legten; woneben nicht zu vergessen, daß die Evangelien erst späterhin verfertigt wurden. Ein Fremder, der in Frankreich lebt, wird in Jahresfrist das Französische immer so sprechen lernen können, daß man ihn versteht, wenn er auch zuvor von der Sprache ganz nichts wußte; und können wir uns also wundern, daß die Apostel in so vielen Jahren sich eine mäßige Fertigkeit im Griechischen verschafften? — Im Zusatz zu dieser Abhandl. erörtert der deutsche Herausgeber die Frage: ob das Wunder der Sprachenmittheilung bey schicklichen Veranlassungen wiederholt, oder ob es nur ein für allemal bey der Geistesausgießung am Pfingstfeste gewirkt worden? — welche Erörterung ihn auf nähere Untersuchung der Eichhornischen Hypothese führt, nach welcher jene Wiederholung geläugnet, und **zwischen den Ausdrücken mit der Zunge, oder mit Zungen reden**, und **mit andern oder fremden Zungen reden**, **unterschieden**; ersteres für ein ecstatisches Ausstoßen unarticulirter Töne durch Bewegung mit der Zunge, oder für ein unverständliches Lallen genommen, letzteres aber bloß als eine am Pfingstfest vorgefallene Begebenheit betrachtet wird. In dieser Absicht geht er kurz die hieher gehörige klassische Stelle aus 1 Cor. 14 durch, und zeigt mit sehr guten Gründen, denen man Beyfall geben muß, daß die Eichhornische Erklärungsart des Ausdrucks: mit der Zunge, oder mit Zungen reden, sich nur mit dem äußersten Zwang, und meistens, ohne einen auch nur erträglichen Sinn zu geben, auf jenes Capitel anwenden lasse. Er schlägt deswegen S. 199 ff. eine neue, ihm ganz eigene, dem Apostel am angeführten Ort weit weniger Gewalt thuende Interpretation der gedachten Ausdrücke vor, die wir unsern Lesern, ohne durch unser Urtheil dem ihrigen vorgreifen zu wollen, hier darlegen. — „Vorausgesetzt, daß das Zungenreden, „dessen Paulus am angef. Ort als einer gar nicht ungewöhnlichen Geistesgabe unter den Gliedern der corinth. Gemeine „erwähnt, von der Gabe, ungelernte Sprachen zu reden, verschieden sey; so könnte man vielleicht annehmen, daß dies „**Zungenreden** hauptsächlich in einer **Fertigkeit** bestanden, „**in einer begeisterten, hochtönenden, figürlichen**, oder „**überhaupt in einer hohen poetischen Sprache** zu reden. „Dies ward vielleicht darum ein Reden mit Zungen genannt,

Evangeliums unter fremden Nationen bedienten, nicht die Frucht jener Gabe, oder einer göttlichen Inspiration, sondern bloß solche waren, als sie entweder von ihrer Geburt an sprechen gelernt, oder durch Uebung und Umgang mit denen, unter welchen sie wohnten, sich eigen gemacht hatten; und daß ohne Ausnahme von jedem derselben mit vieler Wahrheit gesagt werden könne, sie seyen Galiläer, denn ihre Sprache verrathe sie. — Wäre auch diese ihnen durch ein Wunder von Gott suggerirt worden, so müßten wir sicher erwarten, sie so zu finden, wie sie Gottes würdig ist, (dies kann sie auch bey einer unvollkommenern Beschaffenheit seyn, wenn sie z. E. den Subjecten, an welche sie gerichtet ist, anders eingerichtet, unverständlicher wäre; oder würden wir es nicht für einen Fehler und Mangel an richtiger Beurtheilung halten, wenn man sich in Volksschriften der correcten, präcisen Kantischen Sprache bedienen wollte?) rein, klar, edel, präcis, rührend und selbst über den Nachdruck gewöhnlicher Rede erhaben. Cicero sagt: „welcher Mensch ist fließender und reicher (uberior) in seinem Ausdruck, als Plato? Jupiter selbst, „sagen die Weltweisen, wofern er griechisch spricht, redet so,“ (vorausgesetzt, daß er sich gegen Leute zu erklären hat, die diese elegante Sprache verstehen.) Da man nämlich keinen Begriff von etwas Vortrefflicherem hatte: so bildete man sich ein, Gott selbst würde sich des vortrefflichen Platonischen Styls bedient haben, weil von ihm überall nur das Vollkommenste in seiner Art kommen könne, welches auch in der That bis jetzt die alleinige Richtschnur bleibe, nach welcher wir die ächten Werke der Gottheit zu prüfen haben. Beurtheilen wir aber die apostolische Sprache hienach, so werden wir so weit entfernt seyn, sie Gott zuzuschreiben, daß wir sie kaum des feinen und ausgebildeten Menschen für würdig halten werden; denn sie wird doch wirklich durchaus (?) roh und barbarisch und voll (?) aller der Fehler gefunden, die nur eine Sprache entstellen können. Seltsam ist es freylich eben nicht, daß die Apostel, unter Griechischredenden geboren und erzogen, und nach hingebrachtem größerem Theil ihres Lebens unter ihnen, eine mittelmäßige Kenntniß dieser Sprache von ihrer Kindheit an erlangten, oder, wenn dies auch nicht war, daß sie, da Egypten, Syrien, Cilicien und das ganze kleinere Asien griechisch redeten, zum Behuf ihrer apostolischen Verrichtungen noch in ihren fortgerückten Jahren sich auf die Erwerbung einer so ziemlich allgemein gewordenen Sprache (Ci-

cero sagt in der Rede für den Archias „die lateinische Sprache ist in der That in enge Gränzen eingeschränkt; allein **die griechische wird fast von allen Nationen gelesen**) legten; woneben nicht zu vergessen, daß die Evangelien erst späterhin verfertigt wurden. Ein Fremder, der in Frankreich lebt, wird in Jahresfrist das Französische immer so sprechen lernen können, daß man ihn versteht, wenn er auch zuvor von der Sprache ganz nichts wußte; und können wir uns also wundern, daß die Apostel in so vielen Jahren sich eine mäßige Fertigkeit im Griechischen verschafften? — Im Zusatz zu dieser Abhandl. erörtert der deutsche Herausgeber die Frage: ob das Wunder der Sprachenmittheilung bey schicklichen Veranlassungen wiederholt, oder ob es nur ein für allemal bey der Geistesausgießung am Pfingstfeste gewirkt worden? — welche Erörterung ihn auf nähere Untersuchung der Eichhornischen Hypothese führt, nach welcher jene Wiederholung geläugnet, und **zwischen den Ausdrücken mit der Zunge, oder mit Zungen reden, und mit andern oder fremden Zungen reden, unterschieden**; ersteres für ein ecstatisches Ausstoßen unarticulirter Töne durch Bewegung mit der Zunge, oder für ein unverständliches Lallen genommen, letzteres aber bloß als eine am Pfingstfest vorgefallene Begebenheit betrachtet wird. In dieser Absicht geht er kurz die hieher gehörige klassische Stelle aus 1 Cor. 14 durch, und zeigt mit sehr guten Gründen, denen man Beyfall geben muß, daß die Eichhornische Erklärungsart des Ausdrucks: mit der Zunge, oder mit Zungen reden, sich nur mit dem äußersten Zwang, und meistens, ohne einen auch nur erträglichen Sinn zu geben, auf jenes Capitel anwenden lasse. Er schlägt deswegen S. 199 ff. eine neue, ihm ganz eigene, dem Apostel am angeführten Ort weit weniger Gewalt thuende Interpretation der gedachten Ausdrücke vor, die wir unsern Lesern, ohne durch unser Urtheil dem ihrigen vorgreifen zu wollen, hier darlegen. — „Vorausgesetzt, daß das Zungenreden, „dessen Paulus am angef. Ort als einer gar nicht ungewöhnlichen Geistesgabe unter den Gliedern der corinth. Gemeine „erwähnt, von der Gabe, ungelernte Sprachen zu reden, verschieden sey; so könnte man vielleicht annehmen, daß dies „**Zungenreden** hauptsächlich in einer Fertigkeit bestanden, „**in einer begeisterten, hochtönenden, figürlichen, oder „überhaupt in einer hohen poetischen Sprache** zu reden. „Dies ward vielleicht darum ein Reden mit Zungen genannt,

„weil es dabey hauptsächlich auf die Zunge, d. i. auf die Spra-
„che, (und auf eine lebhafte Einbildungskraft, durch die doch
„die Sprache erst zum Schwung gebracht werden muß) und
„weit mehr auf den Ausdruck als auf die Sache oder den In-
„halt ankam. Diesem zufolge würde demjenigen, der dieser
„Gabe mächtig gewesen, vorzüglich ein os magna sonans zu
„Theile geworden seyn. Schickliche und würdige Gegenstän-
„de, dergleichen die großen Thaten Gottes waren, würden dann
„von einem solchen Zungenredner mit einem Odenschwunge
„in seltnen, ausgewählten Ausdrücken, oft in Wörtern,
„die aus fremden Sprachen entlehnt waren, oder in ganzen
„Redensarten und Tiraden aus denselben, (weil man sich so
kräftiger und lebhafter auszudrücken glaubte) mit ungewohn-
„ten Wendungen, in kühnen Bildern und Metaphern,
„die oft bis zur Allegorie hinausgeführt wurden, mehr
„gemalt und besungen, als beschrieben und geredet seyn.
„Hiermit würde es sehr wohl übereinstimmen, daß Gebet,
„Lobpreisungen Gottes u. Danksagungen das eigentliche Thema
„waren, wie wir es denn auch wirklich an allen den Stellen
„finden, wo des Zungenredens erwähnt wird; selbst von den-
„jenigen, denen am Pfingsttage die Gabe der Sprachen mit-
„getheilt ward, lesen wir, daß sie sich dieser Gabe bedienten,
„um die großen Thaten Gottes zu reden; und wenn Cornelius
„und die mit ihm waren, mit Zungen redeten, so wird hin-
„zugesetzt, daß sie Gott hochpreiseten. Ohne mich hier über
„die Frage einzulassen, in wie fern diese Fertigkeit mancher
„der ersten Christen in einer wunderbaren Erhöhung ihrer
„Geisteskräfte gegründet gewesen, oder nicht, bemerke ich
„nur, daß ein so feuriger, lebhafter und hochtönender Vor-
„trag, worin wir die Gabe, mit Zungen zu reden, setzen, die
„Wirkung, oder vielmehr der natürliche Ausbruch eines von
„seinen großen Gegenständen ganz eingenommenen, tiefgerühr-
„ten Gemüths war, das seine erhöhten Empfindungen in einer
„denselben angemessenen Sprache ausströmen ließ, und nicht
„in der gewöhnlichen kalten Sprache des gemeinen Lebens von
„so außerordentlichen Dingen reden konnte. Ohne anderwei-
„tige Gründe für diese Hypothese aufzusuchen, will ich mich
„begnügen, das anzuführen, was in dem Hauptsitze dieser
„Materie, 1 Cor. 14. meiner Einsicht nach für, oder wider
„dieselbe vorkommt. Wider dieselbe scheint die erste Hälfte
„V. 22 eben so sehr, als wider die Eichhornische Erklärung,
„wenig-

„wenigstens weiß ich es nicht damit zu vereinigen; noch anzu„geben, wie ein begeisterter poetischer Vortrag für Ungläubige „mehr, als für Gläubige, ein Zeichen des göttlichen Ursprun„ges des Stoffes, der so poetisch eingekleidet war, oder auch „der Geschicklichkeit, denselben so einzukleiden, könne angese„hen werden. Hingegen alles das Uebrige, was von dem „Zungenreden gesagt wird, läßt sich, wie mich dünkt, ganz „wohl mit dieser Muthmaaßung vereinigen. Z. B. wenn das „mit Zungen Geredete so vorgestellt wird, als ob es gewöhnli„chen Hörern, Layen oder Idioten unverständlich und für sie „einer Auslegung bedürftig gewesen, so läßt es sich wohl be„greifen, daß ein so hoher poetischer Vortrag, dessen Verständ„niß nicht nur durch seine eigenthümlichen Dunkelheiten, son„dern auch noch, wie wir oben annahmen, durch häufige Ein„mischung fremder Wörter, ja wohl gar ganzer Tiraden aus „fremden Sprachen erschwert ward, für gemeine Zuhörer ei„ner Erklärung, oder vielmehr Uebersetzung in die Sprache „des gemeinen Lebens bedürfte. Der Zungenredner bediente „sich in seiner eigenen Sprache der seltensten Ausdrücke, die „an und für sich selbst, noch mehr aber in den ungewöhnlichen „Wendungen und Konstructionen, deren er sich nach Art der „Dichter bediente, einem solchen Hörer unbekannt waren. „Die unbekannten Schaumünzen, die ihm gezeigt wurden, „mußten gleichsam in laufende Münze umgesetzt werden, wenn „sie für ihn gång und gebe seyn sollten.“ Dies Erklären des „begeisterten Vortrags konnte nun entweder der Zungenred„ner selbst thun, wenn er beym Zurücksinken in einen ruhigen „Gemüthszustand die Gabe hatte, das dem gesunden Men„schenverstande deutlich vorzulegen, was seine feurige Einbil„dungskraft bisher gedichtet und gemalt hatte, oder, wenn „er diese Gabe des deutlichen Ausdrucks nicht besaß, so konnte „leicht ein Andrer, der nicht nur die poetische Sprache ver„stand, sondern sie auch in simple Prose übersetzen konnte, „zur Belehrung und Erbauung der Zuhörer dies an seiner „Stelle leisten. War ferner das Zungenreden ein begeisterter „Vortrag, so war es eine an sich schätzbare Gabe, die freylich „einem Mißbrauch unterworfen war, und wenn man sie zu „weit trieb, oder zu häufig anbrachte, zum Aergerniß gerei„chen konnte, und, auch unschuldig und schicklich angebracht, „immer dem Weissagen, oder dem deutlichen Erklären der „Schrift, dem ruhigen Lehren, Ermahnen u. s. w. nachzuse„tzen war; aber es ließe sich doch nun begreifen, wie Paulus

 „Gott

„Gott dafür danken konnte, daß er mehr, als ein andrer mit
„Zungen rede; begreifen, daß er verordnete, man sollte nicht
„wehren, mit Zungen zu reden; begreifen endlich, daß er
„wollte, es sollte mit Anstand und Ordnung in der Gemeine
„geschehen: denn nach der bisherigen Muthmaaßung war es
„doch immer eine Sache, die mit Anstand und Ordnung ge-
„schehen konnte.“

IV. **Einige kurze Bemerkungen über eine von den Alten erzählte Geschichte in Betreff Johannes des Evangelisten und Cerinthus des Ketzers; und über den Gebrauch, der davon von den Neuern (man vergesse hier nicht das Jahr 1752 als die Gränze der Neuern) zur Einschärfung der Pflicht, Ketzer zu meiden, gemacht ist.** Die hier geprüfte Geschichte ist von Irenäus B. 3. C. 3. wider die Gnostiker, auf folgende Weise erzählt: „Es gäbe „Leute, die den Polycarp erzählen gehört, wie Johannes der „Jünger unsers Herrn, als er eines Tages in das öffentliche „Bad zu Ephesus gieng, und den Ketzer Cerinthus darin „fand, auf der Stelle zurückfuhr, ohne zu baden, und aus- „rief: **Laßt uns von hinnen fliehen, damit nicht das „Bad auf uns falle, weil Cerinthus, der Feind der „Wahrheit, darin ist.**“ Der Anlaß zu diesem Aufsatz ist „ganz lokal. Dr. Berriman nämlich in einer seiner Pre- „digten, und Dr. Waterland in der Schrift Importance of the Doctrine of the Trinity, gebrauchten jene Geschichte, um die Pflicht einzuschärfen, ungläubige und ketzerische Menschen zu meiden und alle Bestreiter der Grundwahrheiten des Evang. aus der christlichen Gesellschaft und Gemeinschaft zu stoßen. Diese Anwendung der gedachten Geschichte widerlegt Middleton, und zeigt zu dem Ende zuerst das Unglaubwürdige derselben aus äußern und innern Merkmalen. Da des Irenäus ganzes Leben und Schreiben eigentlich nur der Widerlegung der Ketzereyen gewidmet war, so ließ er sich, wie man aus Beyspielen weiß, von seinem Eifer, den Ketzern Abbruch zu thun, nur gar zu gern über die Gränzen der Wahrheit hinwegführen. Auch ist wirklich die Ursache, die Johannes von seiner Flucht angiebt, gar zu **kindisch und abergläubig: „Damit nicht das Bad einstürze, weil Cerinth darin ist.“** Als wenn es Gott gewöhnlich gewesen wäre, seine Gerichte auf diese Art an notorischen Sündern auszuüben, daß er sie unter Ruinen von Gebäuden begrübe: eine Vorstellung, die von Christo selbst Luc. 13, 1. ausdrücklich gemißbilliget wird.

Oder

Oder, wenn irgend ein Grund da war, zu befürchten, daß Gott eine so außerordentliche Methode ergreifen würde, den Ketzer zu strafen, so war ein noch größerer vorhanden, versichert zu seyn, daß er zugleich auf eine eben so außerordentliche Weise für die Erhaltung seines Apostels sorgen würde. Daneben machte in der That dies kleinmüthige, ohnmächtige Fliehen des Johannes mit dem Verhalten der andern Apostel gegen die öffentlichen Gegner des Evangeliums, wie z. E. des Petrus gegen einen Simon Magus, des Paulus gegen einen Elymas, einen gar auffallenden Contrast. Weit eher ließe sich von Johannes bey einer zufälligen Zusammenkunft mit Cerinth, dem ersten der damals lebenden Ketzer und Widersacher des Evang. erwarten, daß er ihn entweder durch die Kraft seiner Ueberzeugungsgründe widerlegt und beschämt, oder durch Anwendung seiner außerordentlichen apostolischen Wundermacht ihn in Verwirrung gesetzt hätte. Indessen, wenn wir auch die Wahrheit des so verdächtigen Factums unangefochten lassen, so kann doch der von den oben genannten Männern davon gemachte Gebrauch auf Johannes Ansehen und Beyspiel, die Pflicht aufzustellen: — Ketzern feindlich zu begegnen; ihnen die gemeinen bürgerlichen Pflichten zu versagen; sie als excommunicirte und in den Augen Gottes abscheuliche Personen zu behandeln; — nimmermehr gerechtfertigt werden: denn Johannis Benehmen ist doch hier offenbar nur als ein außerordentlicher Fall zu betrachten, oder als die Wirkung jener göttlichen Kraft, die den Aposteln eigenthümlich war, — sich mit dem apostolischen Zeitalter aber verlor — durch welche sie in Stand gesetzt waren, die Herzen der Menschen zu durchdringen, und die geheimen Bewegungsgründe zu entdecken, die jene frühen Verderber des christl. Glaubens in Thätigkeit setzten. Ungereimt wäre es also, eine durch einen außerordentlichen Wink vom Himmel regierte Handlung als eine Richtschnur des Verfahrens in gewöhnlichen Fällen vorzuschlagen; und es würde thörichte Arbeit unter uns setzen, wenn wir eine auf Seiten deren, die sie ausübten, auf Untrüglichkeit gegründete Zucht wieder erwecken, und mit apostolischem Ansehen die Herzen anderer zu richten uns herausnehmen wollten, ohne den Besitz der apostolischen Gabe, die Geister zu durchschauen.

V. **Ein Versuch über die allegorische und buchstäbliche Auslegung der Schöpfung und des Sündenfalles des Menschen.** Der Zweck dieses Versuchs ist, im

abzuwiegen die verschiedenen Verdienste dieser beyden Hauptauslegungsarten, die gleichsam Nebenbuhlerinnen sind, zu würdigen und mit einander zu vergleichen, da sie, jede in ihrer Reihe, in den verschiedenen Zeitaltern der Kirche gebilligt und vorgezogen worden, und es abwechselnd noch jetzt wird. Unter der buchstäblichen Auslegung versteht der Vf. die historische Annahme des Textes, als einer faßlichen Erzählung von Thatsachen, mit der Voraussetzung, daß sie auf dieselbe Weise und in derselben Ordnung, wie sie dort erzählt werden, vorgefallen sind; und unter Allegorie jene versteckte und verfeinerte Ueberliefrungsart der Wahrheit unter dem Kleide der Erdichtung, oder Fabel, die hauptsächlich in alten Zeiten und von den Weisen des Morgenlandes in Ausübung gebracht wurde. Im Zusatz zu dieser Abhandlung beleuchtet erstlich der Herausgeber den in ihr angenommenen und von allen billigen Schriftauslegern anerkannten Grundsatz, daß die heilige Schrift auf eine mit der (aus der Natur und Vernunft gezogenen, dem Schriftstudium vorangehenden) Vernunfterkenntniß von Gott und seinen Eigenschaften übereinstimmende Art müsse erklärt, und das, was an sich und seinen daraus herfließenden Folgerungen mit jener vernünftigen Erkenntniß nicht verträglich gemacht werden könne, in so fern auch nicht als von göttlicher Autorität herrührend angenommen werden. — Ist die Vernunft die höchste Richterin in der Religion und über ihre Lehren? — Um auszumachen, ob eine vorgelegte positive Religion der Gottheit, von der sie herkommen soll, anständig sey, oder nicht, muß der Prüfer nothwendig ein Richtmaaß haben, mit dem er das ihm Vorgelegte vergleichen und nach der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung es annehmen, oder verwerfen kann; und dieses Richtmaaß kann nichts anders seyn, als ein vorläufiger Begriff von Gott, der immer bey einer vernünftigen Religionsprüfung zum Grunde liegen muß, welchen Begriff aber nichts anders angeben kann, als eben die Vernunft. Ist ein solcher Vernunftbegriff von Gott nicht möglich, so ist auch keine vernünftige Religionsprüfung möglich, und so muß es immer vom Ohngefähr abhängen, was wir für eine Religion haben, ja wir sind immer in der Gewalt jedes vorsätzlichen, oder unvorsätzlichen Betrügers. Sagt man, dieser Vernunftbegriff von Gott muß allererst aus der Offenbarung geschöpft werden, so kann dies, wenn man nicht einen offenbaren Cirkel begehen will, nicht so verstanden werden, daß die vorgegebne Offenba-

rung

nothig die erste und einige Quelle dieses Begriffs sey, er muß vielmehr seinen eigenthümlichen Boden haben, worauf er erwachsen ist, muß seine eigne Haltung haben, ob er gleich durch das hinzukommende Licht, oder vielmehr durch die hinzukommende Pflege und Wartung der Offenbarung mehr entwickelt, und zur Reife gebracht werden kann. Weiter, — wenn der Mensch keine Religion vernünftig annehmen kann, ohne ihre Lehren und Vorschriften zu verstehen; so wird hiezu nicht nur Gebrauch der Vernunft, als eines Werkzeuges, erfordert, sondern auch die Anwendung der Grundsätze, ohne welche sie als Werkzeug niemals verfahren kann; wie auch die Anwendung allerdings Regeln, die sie sich zur Erkenntniß dessen, was wahr, was recht, was gut ist, selbst vorschreibt, und diese Regeln, wie sie uns die Logik angiebt, müssen zuverläßig seyn und daher auch bey Erkenntniß des Sinnes der Lehren und Vorschriften einer positiven Religion befolgt werden. Wenn aber die Vernunft mit den ihr angebornen Principien (des Satzes des Widerspruchs und des zureichenden Grundes) und nach den Regeln der Logik sich bis zu einem Begriffe von Gott hervorarbeitet, so findet sie zwar Veranlassung zu demselben in der sichtbaren Welt, (Röm. 1, 20.) aber sie schafft und bildet ihn doch aus ihrem eigenen Fonds, in so fern es durchaus kein sinnlicher, sondern ein bloß vernünftiger Begriff ist. So bald sie nur dahin gelangt ist, von Gott sich diesen Begriff zu bilden, daß er ein **selbstständiges Wesen, die Ursache von allen Dingen, und zugleich das höchste Ideal geistiger und sittlicher Vollkommenheit** sey; so hat sie an diesem Begriff den Probierstein, wornach sie jede ihr vorkommende Religion sicher prüfen kann; und sicherlich hat sie diesen Begriff nicht bloß als ein Werkzeug, sondern auch als eine Erkenntnißquelle geschaffen. Aber alsdann muß man auch zugestehn, daß, wenn sie sich nun dieses Begriffes bedient, sowohl um eine vorgelegte positive Religion zu prüfen, als auch um den Sinn ihrer Lehren und Vorschriften zu bestimmen, sie in so fern als eine Richterin in der Religion betrachtet werden könne und müsse. Die einzige gegen den angegebenen Vernunftbegriff von Gott mögliche Einwendung wäre diese, daß er **weder richtig, noch bestimmt und zuverläßig, noch endlich zu dieser Absicht hinlänglich genug wäre.** Was das **erste** betrifft, ob er **wahr und richtig** sey, so ist es von dem ersten Theile desselben, daß Gott die selbstständige und nothwendige Ursache aller Dinge sey, so oft

fen-

fenbar, daß man kein Wort darüber verlieren darf. In Ansehung des andern Theils aber, daß das nothwendige selbstständige Wesen auch der Inbegriff aller geistigen und sittlichen Vortrefflichkeit, oder das vollkommenste Wesen sey, ist zu merken, daß beyde Notionen dieses Begriffs von Gott, wenigstens in unserer Seele und nach unsern vernünftigen Vorstellungen so genau zusammenhängen, daß wir sie nicht von einander trennen können. Selbst Kant, so viel er auch gegen den metaphysischen Beweis für das Daseyn Gottes einwendet, räumt doch jenem Begriffe subjective Wahrheit ein, nur will er nicht, daß in diesem Falle von dem Fürwahr gehalten werden müssen, auf das Seyn müsse geschlossen werden können. Uns kann es aber immer genügen, daß unsre Vernunft, wenn sie anders einen vernünftigen Begriff von der Gottheit zum Grunde einer vernünftigen und sittlichen Religion legen will, diesen und keinen andern aufstellen könne und müsse. Aber auch bestimmt und zuverläßig ist dieser Begriff, so daß man ihm nimmermehr das Schwankende vorwerfen kann. Man wird zwar sagen, daß die Vorstellung von dem geistlich und sittlich Vollkommenen sehr relativ und nach der sehr verschiedenen Ausbildung des menschlichen Geistes sehr verschieden sey, daß dem zu folge der Eine für übereinstimmend mit sittlicher Vollkommenheit hält, was dem Andern damit zu streiten scheint. Man bedenkt aber nicht, daß hier von keiner solchen relativen Vollkommenheit die Rede sey; sondern von dem, was die menschliche Vernunft in ihrem richtigen Gebrauche überhaupt für vollkommen erkennen muß, und einen solchen richtigen Gebrauch derselben muß es doch, so wie in Ansehung alles erkennbaren Wahren, also auch allerdings in Ansehung dessen geben, was wir für geistig und sittlich vollkommen erkennen können. Auch hier muß es sichre Regeln geben, wodurch wir das Wahre von dem Falschen unterscheiden können, wenn diese Wahrheit gleich nur subjectiv seyn sollte. Man wende auch nicht ein, daß die menschliche Vernunft nicht zu allen Zeiten sich zu dem Begriffe dieser Vollkommenheit erhoben habe, daß manche Denker der Vorzeiten weit hinter demselben zurückgeblieben; denn dies beweist nichts weiter, als, daß auch die menschliche Vernunft eines Wachsthumes und einer Vervollkommung fähig ist. Aber wenn sie ihn einmal erreicht hat, so kann sie so wenig unter denselben herabsinken, als sich darüber erheben, sondern muß ihn festhalten.

halten. Endlich ist jener Begriff von der Gottheit zu der doppelten Absicht hinlänglich, oder anwendbar, eine vorgelegte Religion oder Offenbarung darnach zu prüfen, ob sie wirklich von Gott sey, und zur Entscheidungsregel über einen streitigen Sinn derselben zu dienen; welcher letzte Fall eintritt, so oft in dieser Offenbarung ein Ausspruch vorkommt, der sich mit jenem Begriff durchaus nicht vereinigen läßt; wo wir dann behaupten, daß die Vernunft berechtigt sey, einen solchen Ausspruch nicht für strenge und buchstäblich wahr zu halten, sondern ihn für uneigentlich, für allegorisch und nach menschlicher Weise geredet zu erklären." Noch vielmehr wird sie hiezu berechtigt seyn, wenn die Offenbarung selbst in andern Stellen auf ihre Seite tritt, und dem, was die Vernunft für uneigentlich, allegorisch oder anthropomorphisch erklärt hatte, durch vernunftmäßigere Aeußerungen offenbar, oder verdeckter Weise widerspricht. So oft dies geschieht — und es geschieht in der jüdischen und christlichen Offenbarung nicht selten; z. B. wenn an einem Orte gesagt wird, daß Gott etwas gereuet habe, und an einem andern, daß er nicht ein Mensch sey, daß ihn etwas gereue; wiederum, daß ihm Opfer zum süßen Geruch gebracht werden, und er durch Opfer versöhnt werde; und ein andermal, daß er an Opfern keinen Gefallen habe, und auch durch die kostbarsten Opfer nicht versöhnt werden könne, sondern daß man ihm nur durch Rechtschaffenheit und treue Vollbringung seines Willens gefallen könne; oder wenn einige Aussprüche so zu lauten scheinen, als ob das bloße Glauben, für Wahrhalten und Bekennen gewisser Sätze, ein unthätiges obgleich festes Vertrauen auf tröstliche Versicherungen alles bey ihm gelten, und gleich darauf wieder behauptet wird, daß in allerley Volk wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sey, und wer nicht recht thut, auch nicht gerecht sey; — so oft dies geschieht, daß die Offenbarung solche Gegensätze gegen sich selbst enthält, müssen wir doch irgend einen Entscheidungsgrund haben, welchen von beyden Gegensätzen, (da sie doch nicht beyde zugleich im strengen, buchstäblichen Sinne wahr seyn können) wir nun für eigentlich, und welchen wir für uneigentlich annehmen sollen. Hier sind nur drey Fälle möglich, entweder muß uns die Vernunft vermöge des angeführten Begriffs von der Gottheit die gewünschte Entscheidung geben, oder wir müssen der Offenbarung selbst das Vermögen, unter ihren entgegengesetz-

ten

die Vergeblichkeit, wenn dies Bedürfniß nicht befriedigt würde, ist auf der Seite des Katholiken eben so unleugbar, als auf der Seite des Kantianers. In der andern Hälfte des Zusatzes werden noch folgende zwey Sätze ausgeführt: erstlich, daß sich eine buchstäbliche und eine figürliche oder allegorische Erklärung einer und eben derselben Erzählung nicht vereinigen lasse, oder, daß man eine und eben dieselbe Erzählung nicht zugleich als wirklich wahre Geschichte, und zugleich auch als Fabel, oder mit Fabelhaftem vermischt und ausgeschmückt nehmen könne; — zweytens, daß alle dergleichen Erzählungen, wie die mosaischen von der Schöpfung und von dem Falle des Menschen sind, ihrer Absicht und ihres Nutzens, zur Belehrung und zur Besserung zu dienen, durch eine allegorische Deutung nicht beraubt werden, sondern wenigstens auf gleiche Weise belehrend und bessernd bleiben, man möge sie als wirkliche Geschichten, oder als lehrreiche Dichtungen betrachten. Beyde mosaische Erzählungen, behauptet der deutsche Herausgeber mit Middleton, müssen allegorisch erklärt werden; die Schöpfungsgeschichte ist ihm dichterisches Gemälde, worinn sich ihr Verfasser, wer er auch gewesen sey, seiner Ideen von der Natur der Dinge und ihren stuffenweis erfolgten Entwickelungen gemäß, die ganze Scene der Schöpfung lebhaft dachte, und mit dichterischem Schmuck ausmalte; und die Erzählung vom Falle des Menschen lehrreicher Mythos. In Ansehung der letztern Erzählung tritt er ganz derjenigen Erklärungsart bey, die in unsrer Bibliothek Band 17 S. 385 ff. zuerst bekannt gemacht wurde, und die er hier wiederum abdrucken läßt. Er vergleicht sie sorgfältig mit denjenigen Erklärungen, die die Erzählung als wirkliche Geschichte behandeln, und sucht es einleuchtend zu machen, daß jene Erklärungsweise die unläugbar natürlichere sey, und bey weitem die wahrsten, die lehrreichsten und befriedigendsten Resultate gebe. Zu wünschen wäre, daß sich im Ganzen ungleich wenigere — zumal den Sinn entstellende — Druckfehler eingeschlichen haben möchten, von welchen wir nur etliche anzeigen. S. 240 muß Zeile 22 das Wörtlein und getilgt; S. 59 Zeile 27 statt entgegengenommen, angenommen. S. 136 Z. 1 statt urtheilen, ertheilen; S. 250 Z. 17 statt verwerfen, vorwerfen gelesen werden.

Bw.

Natur-

Naturlehre und Naturgeschichte.

Neuestes Magazin für die Liebhaber der Entomologie, herausgegeben von Dr. H. Schneider, Advokat in Stralsund. Stralsund, 1791. Ersten Bandes erstes Heft, klein Octav, 126 Seiten. Zweytes, drittes und viertes Heft, 1792. jedes Heft zu 8 Bogen. In Commißion in der Gräffischen Buchh. in Leipzig. 1 Rk. 8 gl.

Der Verf. dieser entomologischen Zeitschrift ist schon als ein gründlicher Entomolog bekannt, und da dieses Neueste Magazin nach dem Plan des seligen Füßli bey seinem Neuen Magazin, und den auch Scriba bey seinem Journal für die Liebhaber der Entomologie befolgt, bearbeitet wird: so findet Rec. nichts davon weiter anzuzeigen nöthig.

Das Erste Heft besteht aus drey Hauptabtheilungen. 1) Nachrichten von neuangenommenen Gattungen (generibus) im entomologischen System. (Rec. wünscht mit mehreren, daß man genus fernerhin durch Geschlecht und species durch Gattung übersetze, weilen man es so in den meisten naturhistorischen Schriften, und in dem gemeinen Leben gewöhnlich findet: Sexus könnte man alsdenn im deutschen naturalisiren, da man dies Wort ohnehin schon darinnen aufgenommen hat, und z. E. Sexualsystem zu sagen pflegt.) Hier kommen a) des Fabricius nova insectorum genera aus dem Ersten Band der 1790 in Koppenhagen angefangenen naturhistorischen Schrift: Skrifter af Naturhistorie Selskaber betittelt, vor. Rec. übergehet sie, weilen sie jetzt in des Fabricius entomologia systematica mit mehrern neuen eingeschaltet sind. b) Einige neue genera aus Herbst's Natursystem vierten Theils Erstem Heft, nebst abgedruckter Recension über den dritten Theil, dessen Käfer aus der Jenaischen allgemeinen deutschen Litteraturzeitung: c) ingleichen neue genera aus Joh. Daniel Preyslers Verzeichniß Böhmischer Insekten, und d) aus Joh. Nepomuck von Laicharting's Verzeichniß der Tyroler Insekten.

e) Endlich Miscellaneen, worinnen der Wunsch geäussert wird, daß man das genus *Copris* wieder herstelle, meh-

rere Theilungen vorgenommen, und dagegen einige überflüssige genera abgeschafft würden, worinnen Rec. dem Verfasser von Herzen beypflichtet.

2) Recensionen, a) Georg Albrecht Harrers Beschreibungen zu des Herrn D. Jacob Christian Schäffers natürlich ausgemahlten Abbildungen Regensburgischer Insekten 1ter Band. b) Gustav *de Paykull* monographia Staphylinorum Sueciae; ferner dessen Monographia Caraborum Sueciae. (Beyde Monographieen hat Herr Ettinger in Gotha in Comission.) Endlich c) eine nochmals abgedruckte Recension aus der Jenaischen allgemeinen deutschen Litteraturzeitung über Joh. Jac. Römers genera insectorum Linnaei ex Fabricii iconibus illustrata, bekanntlich ein Anhang zu Sulzers abgekürzten Insektengeschichte durch Darbringung der darinnen fehlenden Fabrizüssischen generum.

3) Vermischte entomologische Nachrichten. a) Daß wir von Herrn V. Paykull eine Monographia Curculionum, (diese ist nun bereits erschienen), und von Herrn Quenzel eine Monographia Elaterum erhalten würden. b) Daß man Hoffnung habe, die seltenen und neuen Insekten aus dem Paykullschen Kabinet abgebildet zu erhalten, mit einer Nachricht von dem Paykullschen Kabinet und einigen kleinen Schriften desselben, welche die Insekten angehen. Angehängt ist endlich ein doppeltes Preißverzeichniß seltener Insekten; eins von Schmetterlingen von Gottfried Oehlmann in Leipzig, und ein anders von Käfern und andern Insekten aus dem mittlern Deutschland, welche der Verf. in Kommission zu verkaufen hat, mit einem vorgeschlagenem Tauschhandel, wobey der Verfasser sowohl diejenigen Insekten nennt, welche er zu erhalten wünscht, als welche er geben kann.

Das zweyte Heft enthält 1) Verzeichniß und Beschreibung der Europäischen Coccinellen, welche in des Herausgebers Kabinet befindlich sind. Ganz einverstanden mit Scriba ist der Herausgeber, daß viele Abarten im System als Species aufgenommen worden, daß man weder sicher durch die Farbe, noch durch die Punkte sie unterscheide, mehr auf den habitus sehen, und die Benennungen, welche meistens von der Zahl der Punkte genommen worden, in andere verwandlen müsse. Er versucht daher hier eine veränderte Unterabtheilung, behält das, was Scriba schon vereiniget hätte, bey, läßt aber noch meh-

mehrere Species als Abarten mit Recht eingehen, z. E. die Cocc. hebraea L. oder Sexlineata Fabr. zu Cocc. Ocellata etc. und giebt verschiedenen, zu welchen andere nun eingegangen sind, bessere Namen; z. E. der C. impunctata, mit welcher C. 24. punctata und andere verbunden worden, von ihrer kuglichten Gestalt den Namen globosa, und der C. bipunctata, welche nun mit 6 — 8 pustulata, annulata und mehreren einerley ist, den schicklichen Namen dispar. Rec. wünscht die Fortsetzung solcher auf Erfahrung gegründeter Untersuchungen und Bekanntmachungen, damit das System von den überflüssig aufgestellten Arten, weilen sie nur Abarten von andern sind, gereiniget werde. Nach diesem Verzeichniß liefert der Verf. auch die Beschreibung seiner zu Cryptocephalus Fabr. gehörigen Käfer. Er theilt sie nach Laicharting mit vollem Recht in Clytra u. Cryptocephalus ein; denn schon die Fühlhörner trennen beyde. Auch hier gehen viele Arten als Abarten ein; bey manchen mit Gewißheit, bey andern bleibt aber doch noch ein Zweifel: z. E. bey Clytra 4. maculata ist der Verf. geneigt, den Cryptoc. Scopolinus damit zu verbinden: Allein, wann sein Käfer wirklich des Leichartings Clytra rubicunda ist, so hat er ja gestreifte Flügeldecken, welche dem Crypt. Scopolinus fehlen. Zu Crypt. pusillus möchte auch wohl Herbst's Chrysom. minuta mit Unrecht angeführt seyn, welchen selbsten die Zeichnung im Archiv einer Chrysomela ähnlicher als einem Cryptocephalus ist. Rec. hoffet, daß der V. fortfahren werde, uns mit gleichem Unterricht mit seinem ganzen Kabinet bekannt zu machen.

Noch ist in diesem Heft des D. Meyers tentamen ordinum insectorum, welches schon in dieser Bibliothek angezeigt worden, abgedruckt. Eine Anfrage wegen Einziehung einiger überflüssig scheinenden Gattungen (generum) des Fabrizussischen Systems: (diese ist zum Theil bereits durch den Fabricius in seiner entomol. System. beantwortet): Samuel Conrad Rehns Bemerkungen über einige seltene Käfer, deren Gattungsrechte zweifelhaft scheinen: Versuch des Herausgebers mit Hülfe der Schulzischen Sammlung, welche er gekauft, das System von manchen Fehlern zu reinigen. Endlich ein schätzbares Verzeichniß der Preußischen Käferarten von Joh. Gottlieb Kugelann, Apotheker in Osterode. Hier ist nur der Anfang mit 4 Lukanen und 1 Liguiperda

 oder

oder Sinodendron Fabr. cylindricum, der ehemalige Scarabaeus oder nach andern Lucanus cylindricus.

In dem dritten Hefte wird dieses Verzeichniß mit folgenden fortgesetzt Lethrus 1. Art. Scarabaeus, 29. Copris 12. Trox. 2. Melolontha 13. Trichius 6. wohin nobilis, 8. punctatus, eremita mit besserm Recht gezählt worden, als bey andern unter Melolontha, Cetonia, 5. Hister 15. Hierauf folget eine Fortsetzung von neuen Gattungen im Entomol. System 1 aus Olivier entomologie Tom. I. II. Coleopteres. Seine neuen genera findet man meistens in Fabricii entomologia systematica. 2) aus Fabricii entomol. systemat. Tom. I., wovon in der Recension dieses Werks ein mehreres, 3) aus Herbst's Natursystem aller bekannten Insekten, der Käser 4ten Theils 2tes Heft, wobey noch ein Auszug aus der Jenaischen Litteraturzeitung über dessen Hister und Sphaeridium befindlich ist. Zuletzt giebt noch der Verf. einen sehr schätzbaren Beytrag zur Synonymie und Bemerkungen über den ersten Theil der entomologia systemat. Fabricii, und einen Nachtrag zu seinen eigenen Clytris und Cryptocephalis.

Das vierte Heft enthält 1) neue Gattungen (genera) von D. Joh. Christ. Ludw. Hellwig. Rec. ist ganz mit dem Urtheil dieses erfahrnen Entomologen einverstanden, daß das System des Fabricius von den Mundwerkzeugen hergenommen zwar natürlich, aber höchst beschwerlich und wegen der Kleinigkeit der Theile unsicher sey, und daher zur Erleichterung der Wissenschaft mit äußern Kennzeichen sollte verbunden werden. Er giebt hievon eine nachahmungswürdige Probe an einem neuen Käfergeschlecht Mycetophagus, dessen Arten ehemals Fabricius zu Ips gezählt, nun aber sie unter obigem Namen auch getrennt hat. Er beschreibt zuerst die Mundwerkzeuge, hernach die äußern Kennzeichen, die Gestalt des Körpers, Fühlhörner, Brustschild und Flügeldecken, Schildchen und Fußblätter. Allein warum sind die Augen ausgeschlossen, die doch gleichfalls in Ansehung ihrer Lage und Gestalt ein gutes Kennzeichen abgeben? warum legt Fabricius, der nun gleichfalls seinen generibus äussere Kennzeichen beygefüget hat, den Fußblättern 5. Glieder bey, da hier nur 4: angegeben sind? Die übrigen hier aufgestellten neuen genera als Sinodendron, Tetratoma, Dasperis, Hypophlaeus kommen in Fabricii entomol. System. unter eben diesen Namen:

Pla-

Platystomos, wohin Curculio albirus L. gesetzt wird, unter Anthribus; Synchita aber unter Colydium und Lyctus vor.

2) Lappländische Schmetterlinge, welche theils der Professor Thunberg in Upsal in seiner Dissertatio entomologica sistens insecta suecica, Pars II. theils der Magister Quensel in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm bekannt gemacht haben, und mit unilluminirten Abbildungen versehen lassen. Ein schätzbarer Beytrag sowohl zu Tag- als Nachtschmetterlingen, wofür jeder Entomolog dem Herausgeber seinen Dank nicht versagen kann, da jene schwedischen Werke, besonders Dissertationen, nicht leicht in jedes Hände kommen. Es ist hier der Ort nicht, einen Auszug davon zu machen, und leere Namen interessiren nicht. Man muß es in dem Magazin selbsten lesen.

3) Herbsts Natursystem aller Insekten; der Schmetterlinge fünfter Theil, worinnen bekanntlich die Parnassier und hellfarbige Rundflügler (pap. Danai candidi L.) vorkommen, mit nochmals abgedruckter Recension aus der Jen. allgem. deutschen Litteraturzeitung, die in diesem Band gelieferte Schmetterlinge betreffend.

4) Fromme Wünsche, betreffend die Einstimmigkeit in der Nomenclatur. Schwerlich möchten diese fromme Wünsche erfüllt werden, weil keiner, oder doch nur die allerwenigsten der entomologischen Schriftsteller alle Werke der Entomologie besitzen, weil größtentheils die Beschreibungen der Insekten zu kurz und mangelhaft, und die Abbildungen zu oft verfehlt sind; als daß man sein Insekt sicher nach denselben benennen könnte. Daß es aber gut sey, wenn die Nomenclatur einstimmig sey, wird wohl niemand läugnen, und daß manche Namen eine Umänderung verdienen, ist eben so richtig. Herr Schneider verlangt zu dieser Einstimmigkeit: 1) die passenden Trivialnamen in einem illuminirten Werk vorzuziehen; 2) wann in mehreren Werken mit — oder ohne Abbildung zwey- dreyerley Namen einem und eben demselben Insekt gegeben worden; so soll man den vollständigsten und allgemeiner bekannten Werken folgen, z. E. Cramer, Esper, Fabricius und andern (wann aber der eine sich den Cramer, der andere den Esper oder den Fabricius, oder noch einen andern zu seinem Muster wählte, so würde die Einstimmigkeit doch nicht erreicht werden.) 3) Einen neuen Namen soll man nicht eher einführen, als bis man alle entomologische

Werke durchgegangen, ob nicht schon das Insekt einen Namen habe, und wenn das ist, so muß man ihn, wenn er an sich brauchbar, und nicht schon an einen andern vergeben ist, beybehalten. (Auch gegen diesen Punct läßt sich vieles einwenden. Wer hat alle entomologische Werke? wo ist der Entomolog, der bey aller genauen Untersuchung bey einem jeden Insekt mit Gewißheit sagen könnte, es ist eben dasselbe, welches dieser oder jener beschrieben; da bekanntlich die meisten Beschreibungen so kurz abgefaßt sind, daß man sie auf mehrere ziehen kann?) 4) Ist das Insekt neu, dann gebe man ihm einen, der nicht schon einem andern aus dem nämlichen genere gegeben ist.

Rec. glaubt, wenn alle Entomologen zuerst darinnen einstimmig seyn, daß sie die Arten deutlich nach dem Ganzen und den besondern Theilen, und nicht flüchtig, nicht, wie gewöhnlich, nur nach einem und dem andern Theil, oder oft nur nach unbestimmt angegebenen wandelbaren Farbenzeichnungen, welche auf mehrere Arten gezogen werden können, sondern, ohne doch ins weitläuftige und unbedeutende zu gerathen, kernhaft beschrieben: so würde bey einem jeden Forscher richtige Kenntniß der Arten entstehen, und einem Mann, der Geschicklichkeit dazu besitzet, leicht werden, in einer Sammlung aller Arten zur allgemeinen Nachachtung jeder den ihr schicklichen Namen aus den vielen vorhandenen auszulesen.

5) Lepidopterologische Bemerkungen. 1) Daß doch der Pap. Hermione L. oder Fagi Scop. und Alcyone Vienn. zwey verschiedene Arten seyn, weil sie nach der Wiener Zeugniß aus zwey ganz verschiedenen Raupen erzogen worden. 2) Wenn durch die Entziehung des Futters nach der letzten Häutung die Raupen zur Verwandlung gezwungen würden: so erhalte man kleine Exemplare von dem Vollkommenern. (Dies kann Rec. aus der Erfahrung bestätigen.) 3) Die Beschreibung eines neuen Surinamischen Tagschmetterlings aus der Familie der weissen Danaiden, davon die Beschreibung unter dem Namen Pap. Chrysophtalmus dem Vf. vom Hrn. Prof. Beckmann in Göttingen mitgetheilt worden.

6) Fortgesetztes Verzeichniß der Käferarten, von Joh. Gottl. Kugelann. Es enthält manche neue, welche aber keinen Auszug hier leiden. Ich zeige daher nur die Zahl der Arten der hier vorkommenden generum an. Dermestes 7.

Mega-

Megatoma H. 8. Anthrenus 3. Byrrhus 10. Serracerus (Dorkatoma H.) 2. Anobium 7. Ptilinus 4. Apate 4. Colydium 1. Bostrichus 11. Hypophloeus 5. Ptinus 6. Gibbium Scop. (Ptinus Scotias F.) 1. Nicrophorus 4. Silpha 13. Peltis 2. Nitidula 10.

Vol.

D. Carl Alexander Faulwetters, Consulenten in Nürnberg, kurze Grundsätze der Elektricitätslehre. Erster Theil. 168 Seit. 8. Des zweyten oder praktischen Theils erstes Bändchen. 235 Seiten. Des dritten (unstreitig zweyten) Theils zweytes Bändchen. 232 Seiten. Des vierten (anstatt zweyten) Theils drittes Bändchen. 320 Seit. Mit Kupfern. Nürnberg, 1793, in der Bauer- und Mannischen Buchhandlung. 4 Rthl. 8 gr.

Was den ersten Theil, welcher die Theorie der Electricität enthalten soll, betrifft, so besteht derselbe in einer elenden Zusammenstoppelung kurzer, unvollständiger Sätze, die ohne alle systematische Ordnung, fast wie durch das Ungefähr, zusammengefügt sind, so daß unmöglich jemand daraus eine richtige Kenntniß von den Erscheinungen der Electricität und ihren Gesetzen erlangen kann. So wird z. B. im 6. §. der mitgetheilten Elektricität erwähnt, und von Funken und Schall gesprochen, aber erst im 18. §. von der Mittheilung, und im 21. §. von Funken und Schall, als elektrischen Erscheinungen, gehandelt. — Im 7. §. findet sich eine Erklärung von Achard, die ohne dessen Hypothese von der Natur des elektrischen Fluidums ganz unverständlich ist; aus dem Vorhergehenden aber weiß man noch nicht einmal, daß die elektrischen Erscheinungen von einer besondern Materie herrühren, geschweige, daß man von der Natur derselben etwas erfahren hätte. — Kaum sind einige elektrische Erscheinungen unvollständig genug beschrieben, so folgt schon §. 13. ein eben so unvollständiger Abriß der Franklinischen Theorie. — Im 23. §. wird von den spitzigen Körpern bemerkt, daß sie einen weitern Wirkungskreis haben, als stumpfe; in der fünften Abtheilung

tung aber, oder im 117. ff. §. §. wird erst von der elektrischen Atmosphäre oder den elektrischen Wirkungskreisen gehandelt. — Der Mangel an Ordnung aber ist nicht der einzige Fehler dieses Theils, sondern die Beschaffenheit der Sätze selbst ist eben so tadelnswerth. Die Theorien und Erklärungen sind höchst dürftig und mangelhaft. Wir führen nur einige von den kürzern an: §. 138. Warum läßt sich eine isolirte Flasche nicht laden? „Weil keine ihrer Seiten mit der Erde oder einer andern leitenden Substanz in Verbindung stehet." Das heißt mit andern Worten: eine isolirte Flasche kann nicht geladen werden, weil sie isolirt ist. — §. 326: „Der Schnee ist ein Produkt der natürlichen Elektricität!." — §. 45. „Das Feuer ist ursprünglich Sonnenfeuer, unterirrdisches und Küchenfeuer!" — Von Lichtenbergs doppeltem Elektrophor muß der Vf. damals, als er den 211. §. schrieb, keinen Begriff gehabt haben, sonst würde er nicht gesagt haben: „Reibet man dessen eine Oberfläche wie gewöhnlich, und elektri„sirt die andere Oberfläche vermittelst eines Ringes ꝛc." — Daß er dieses Buch, wie er in der Vorrede sagt, anfänglich zu seinem Privatgebrauch verfertigt, und nur auf Zureden seiner Freunde in den Druck gegeben habe, entschuldigt die Fehler im geringsten nicht.

Ungleich besser ist der zweyte oder praktische Theil, der aus drey Bändchen besteht, und eine Menge von elektrischen Versuchen und Geräthschaften beschreibt. Doch hat es sich der Vf. auch hier nicht schwer gemacht, indem er selbst die trivialesten Versuche und Spielereyen aufgenommen hat. Ihre scheinbare Anzahl vermehrt er noch dadurch, daß er auch diejenigen §. §., die bloße Anmerkungen oder Beobachtungen enthalten, Versuche überschreibt. Z. B. 25. bis 27ster Versuch: Trocknes Holz, Luft, Marmor u. d. m. machen einen Mittelstand (!) aus, und werden daher öfters Halbleiter genannt. Er entschuldigt sich deshalb in der Vorrede, und glaubt, man würde es nicht mißbilligen, „weil dadurch Verwirrung vermieden und wenigstens eine leichtere Uebersicht erhalten worden wäre." Gerade das Gegentheil! die Verwirrung ist vergrößert worden, weil nun Versuche, Beobachtungen, Anmerkungen — alles unter einander geworfen ist; und die Uebersicht erschwert, weil man nun nicht übersieht, wie viel Versuche in dem Buch enthalten sind.

Zuletzt erinnern wir noch, daß die Vorrede des ersten Theils 1790, und die Vorreden der beyden ersten Bände des

zweyten

zweyten Theils, 1791, unterzeichnet sind, und also das Buch so weit unstreitig dasselbe ist, was schon 1791 unter dem Titel: Saulwetters Grundsätze der Lehre von der Electricität, 2 Theile, Nürnberg bey Wießner, herausgekommen ist; nur der letzte Theil, der auch mit andern Lettern gedruckt ist, und die Titelblätter der übrigen sind neu.

Na.

Elektrische Zauberversuche den Freunden der Elektricität (gewidmet) von G. H. Seiferheld, Hochf. Hessendarmst. Hofrath ꝛc. Mit 11 Kupfertafeln. Nürnberg, bey Monath und Kußler. 1793. 5 Bog. Text. 8. 12 gr.

Sie bestehen in der Beschreibung einer elektrischen Uhr, welche eine gewählte Stunde durch Glockenschläge angiebt, so daß eine darneben stehende Flasche entladen ist; einer elektrischen Farbenröhre; eines Metallkästchens; einer räthselhaften Flasche; der Fadenspuhlen und eines elektrischen Orakels. Das erste und letzte Stück, von welchen das letztere besonders sehr weitläuftig in der Anlage ist, obgleich der Erfolg ziemlich auffallend seyn mag, gehört Hrn. Bohnenberg zu.

Km.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution, von Christoph Girtanner. Berlin, bey Unger. gr. 8. — Vierter Band. 1792. Fünfter. 1792. 318 S. Sechster. 1793. 402 S. Siebenter. 1794. 384 S. 4 Rt. 20 gr.

Es ist unstreitig eine eben so unangenehme Täuschung für den erwartungsvollen Leser, als ein mißliches Verhältniß für den Rec., wenn die Fortsetzung eines Werks dem Anfange dessel-

 ben

ben nicht entspricht; und diese Ungleichartigkeit zeigt sich in dem vorliegenden auf die deutlichste Weise. Nicht etwa durch die steigende Declamation, und durch die verstärkten Beweisgründe gegen die Solidität der französischen Revolutionsideen, denn es würde sehr schwer seyn, das Maaß der itzigen Greuel und Inkonsequenzen nach Verdienst zu schildern, so grelle Farben auch immer Hr. G. auf seine Gemälde, z. B. im 7. B. S. 380, getragen hat. Die Folge der Begebenheiten brachte diesen Climax hervor. Noch weniger also durch Aenderung der Grundsätze und Denkungsart des Vf., indem Hr. G. schon nach dem ersten Bande mit Recht zu den funfzig in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1793 S. 22 genannten Schriftstellern gerechnet werden konnte, welche sich censurfrey nicht für Democratie erkläret haben. Dem Geiste seiner Schrift ist Hr. G. getreu geblieben; aber nicht dem Plan und der Form, nicht der Schreibart noch der diplomatischen Genauigkeit und Treue, die man mit Recht vom Geschichtschreiber fordert.

In dem ersten Bande des Werks war die Erzählung des reichhaltigsten Zeitpuncts der Revolution mit Würde und Beredsamkeit und mit der Glaubwürdigkeit eines scharfsichtigen Augenzeugen zusammengedrängt. Ein solches Unternehmen fand selbst bey denen, welche auch nicht des Vf. Grundsätzen beypflichteten, oder auch das ganze Unternehmen für voreilig hielten, Beyfall, machte eine neue Auflage nothwendig, und erregte selbst die Aufmerksamkeit des Girtannerischen Lieblingshelden, la Fayette, der darüber auf seiner Reise von Wesel nach Magdeburg sich gegen mehrere geäußert hat. In den beyden folgenden Bänden dehnte der Plan sich schon mehr aus, und der Styl wurde dem gemäß wässericht. So schließt sich erst im vierten Bande das merkwürdige 1789ste Jahr; der fünfte umfaßt einen Theil des folgenden, vorzüglich die zweyte Gefangennehmung des Königs und der königl. Familie; im sechsten erzählt Hr. G. die Flucht des Königs und das Ende der konstituirenden Versammlung, so daß er in dem siebenden bey den Sitzungen der zweyten Nationalversammlung bloß bis zu der Kriegserklärung gegen Oesterreich kömmt.

Freylich wären diese Perioden reichhaltig genug, um dicke Octavbände mit historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen zu füllen. Aber, so wenig diese Titel

Titel zu einer raisonnirenden Geschichte der Revolution Hrn. G. verbindet, so wenig berechtigt er ihn auch, ein trocknes Tagebuch der Nationalversammlung oder eine aristokratische Parodie der französischen Freyheitsblätter, besonders des Moniteur und Republicain, mit weitläuftigen Urkunden und Anlagen belegt, und mit Anecdoten und Reflexionen, und mit gehässigen Charakterschilderungen vermischt, zu liefern, deren oberflächliche Hinwerfung nur zu oft an die itzige Entfernung des ehemaligen Augenzeugen erinnert. So muß B. 7. S. 310 die Geschichte der Feuillants und Jacobiner aus der Archenholzischen Minerva ergänzt und berichtigt werden; so ist B. 7. S. 224 die Beschreibung der Guillotine sehr mangelhaft, da es deren zwey Arten giebt, von denen die eine nichts weniger als eine neue Erfindung ist; so ist bey der Gefangennehmung des Geh. Raths Ephraim B. 6. S. 213 nichts von dessen geheimen Aufträgen aus Berlin erwähnt, welche den Schlüssel zu dem ganzen Vorfall geben; so wird B. 6. S. 164 bey Condorcets Schilderung viel zu wenig oder nichts von seinem litterarischen Verdienste gesagt, das doch durch seine politischen Irrthümer nicht verringert wird; und so wird in einem entscheidenden Tone B. 7. S. 373 das Werk des Doctor Faust in Bückeburg über die Schädlichkeit unserer Kleidertracht lächerlich zu machen gesucht; welchem doch Hr. Geh. Hofrath G. als Arzt einigen Werth geben muß.

Die Einmischung der diplomatischen Actenstücke, welche am meisten zur Vergrößerung des Werks beyträgt, und solchem fast das Wesen und die Form einer J. J. Moserischen Schrift giebt, würde durch zweckmäßige Auszüge ganz entbehrlich werden. Um sie indeß zu benutzen, wünscht gewiß mancher Leser, hier die Form von Commentarn und großen Sammlungen zu finden, welche Hr. G. aber ganz vernachlässigt hat. Keine Ueberschrift, keine Marginalien, kein paginirtes oder nachweisendes Inhaltsregister, selbst Tage und Jahre oft mit Buchstaben und nicht mit Ziffern geschrieben; kurz, das Ganze ist so eingerichtet, daß alles Nachschlagen höchst mühsam und zeitverderblich ist.

Den Gebrauch dieses Werks lediglich hierauf einzuschränken, würde freylich ein Verlust seyn. Es giebt einzelne Stellen, besonders politische Gemälde, über das Ganze, über die Verhältnisse der Schweiz, oder den Zustand des innern Frank-

reichs, welche für seitenlange Digressionen entschädigen; z. B. das Ende der konstituirenden Versammlung B. 6. S. 380, die allegorische Schilderung B. 7. S. 382 u. s. w. Nur drängt sich bey diesen lesenswerthen resumés, womit jeder Band oder Hauptabschnitt gewöhnlich beschlossen wird, unwillkührlich das Gefühl auf, daß sie weniger das Resultat der vorhergehenden Thatsachen als das Modell enthalten, nach welchem er diese geformt und dargestellt hat. Auch darf der oben berührte Vorwurf von einseitigen Charakterschilderungen nicht zu weit ausgedehnt werden; Hr. G. hat, wie Curtius, auch seinen Alexander; und so ist la Fayette's Einfluß und Theilnahme an der Revolution, besonders im vierten und fünften Bande mit vieler Feinheit entwickelt und in den Hauptfaden verflochten worden.

Po.

Handbuch der vaterländischen Geschichte, von J. D. Büchling. Zweyter Theil. Halle, bey Hendel. 1793. 8. 417 Seiten. 1 Rthlr.

Dieser Theil enthält die deutsche Geschichte von Constantins des Großen Tode bis zur Verduner Theilung 843, in mehrern Abschnitten, von denen zwey bloß statistisch sind. Unläugbar ist der Vf. mit sehr mannichfaltigen Kenntnissen zur Bearbeitung seines Gegenstandes ausgerüstet, und mit vielen Quellen, wie mit neuer Litteratur, bekannt genug. Auch trifft man hin und wieder recht artige Bemerkungen an, die jungen und ältern Geschichtfreunden sehr brauchbar seyn werden. Aber um ein gutes und bequemes Handbuch der deutschen Geschichte zum Schulgebrauch und Selbstunterricht zu liefern, müßte wohl Hr. B. das Ganze besser zu übersehen und besonders zu unterscheiden wissen, was in ein solches Werk gehöre, oder daraus wegzulassen sey; er müßte nicht spätern Schriftstellern und Auszugsmachern ohne Unterschied zu treuherzig folgen, sondern lieber aus den Quellen, die er doch oft genug vor sich gehabt zu haben scheint, selbst schöpfen; und auch die Schreibart könnte besser und gefälliger seyn. Ganz überflüssig und zweckwidrig ist z. B. die lange Anmerkung S. 134 fg. über die Compilation der Pandecten, Institutionen, Novellen rc. mit den vielen dazu allegirten civilistischen Werken; eben so die Anmerkung S. 160 fg., wo ein

ganz

ganzes Heer neuer französischer Schriftsteller angeführt wird, die von den Franken vorzüglich handeln sollen. Etwas seltsam sieht zuweilen die Zusammenstellung der Schriftsteller in den Noten aus; z. B. Fredegarius und Gallerti. Von S. 16 — 20 werden die Ursachen vom Untergange des weströmischen Reichs aufgesucht, und zwar am Ende die bekannten neuern Schriftsteller hierüber im Allgemeinen angeführt: aber wenn der Vf. sie selbst gelesen hätte, so würden seine Bemerkungen gewiß besser und vollständiger ausgefallen seyn. Von der Geschichte der Völkerwanderung sagt er S. 21; er wolle sie nach den unten (in der Anmerkung) angeführten trefflichen Werken vortragen, und diese sind: Lazius, Turlet und de Herzberg Diss. sur les peuples qui ont detruit l'Empire. S. 30 wird Jornands bekannte Erzählung von Alarichs Grabe als zuverläßig angeführt, da sie doch sehr wahrscheinlich nur eine Erdichtung der Gothen war, womit man Alarichs Grab in einem fremden Lande noch mehr verhehlen wollte. S. 70 scheint der Vf. in allem Ernst zu glauben, daß Peter III. von Rußland an der Dysenterie gestorben sey. S. 374 heißt es, Karl der Große habe die ältesten Lieder der Deutschen gesammelt und sie auswendig gelernt. Aber Eginhard, aus dem dieses genommen ist, sagt offenbar nur so viel: Karl habe die deutschen Bardenlieder, die sich bisher durch Auswendiglernen erhalten hatten, schriftlich abfassen lassen und der Nachwelt aufbehalten. Als eine Probe des Styls wollen wir nur einige Stellen ausheben. Gleich auf der ersten Seite heißt es von Constantins II. Tode: „Dieser Tod setzte den Constans über den Occident." S. 41: „Der Todestag des Landes (Galliens) war der 31. Dec. 407." u. dgl. m. Es ist gewiß Schade, daß der sonst fleißige und gelehrte Vf. nicht genug historische Kritik und Geschmack besitzt, um sich über seine Vorgänger in dieser Art historischer Schulbücher noch mehr zu erheben. Dann würde das Werk auch nicht so weitläuftig werden, als es nun, nach der ersten Anlage, unfehlbar werden wird.

Gi.

Ueber die itzige politische Lage Europens. Nebst einem Anhange. An alle Gutgesinnte. Schleswig und Leipzig, 1794. 50 S. in 8.

Diese

Diese kleine Schrift kündigt einen Bf. von vielem Verstande, von sichrer und reifer Beurtheilungskraft und von einem sehr edlen Charakter an. Er zeigt auf eine einleuchtende Art, wie man die französische Revolution, die französische Nation, diejenigen, welche sich dafür oder dawider erklären, den darauf sich beziehenden Krieg nach seinen Anlässen und Folgen, die Politik der verschiedenen europäischen Mächte und die Urtheile, Reden und Schriften der Menschen über alles dahin Gehörige anzusehen und zu würdigen habe. Sein Denkresultat setzt er fast immer mit einer, von deutlicher Einsicht in die Natur der Dinge zeugenden, Zuversicht fest. Hierin dürfte er aber wohl fehlen, wenn er meint, daß la Fayette noch wohl von Toulon und dem südlichen Frankreich aus die erste Constitution hätte wieder zurückführen können, wenn die alliirten Mächte ihn zu dieser Absicht zeitig in Freyheit gesetzt, und ihm ihr Vertrauen geschenkt hätten. Auch ist es kaum glaublich, daß irgend eine Bemühung die beschworne republikanische Verfassung Frankreichs wieder übern Haufen zu werfen, itzt noch gute Folgen für Frankreich oder andere europäische Staaten haben würde. Ein fürchterlicher bürgerlicher Krieg würde gewiß davon die Folge seyn. Ueber die politische Zuträglichkeit des Systems der Girondisten und des sich itzt noch behauptenden Convents kann man auch noch schwerlich ein sichres Urtheil fällen. Schade ist es, daß der Periodenbau und die Häufung und Stellung der Anmerkungen das Verstehen der Schrift nicht genug begünstigt, und daß in der Hinsicht nicht genug geübte Leser die Schrift nicht genug nützen können. Uebrigens ist die Sprache oft stark und kräftig und dabey immer edel.

Bf.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische, mit grammatischen und philologischen Anmerkungen, von Christian Gottlob Gotthelf Koch, drittem Lehrer an der Schule zu Neustadt bey Dresden. Dresden, bey Gerlach. 1793. 9 Bog. 8. 8 gr.

Viele grundgelehrte Männer haben gegen die Schulexercitien geeifert und sie durchaus von den Schulen verbannen wollen, es sey nun, daß sie überhaupt dem lateinischen Styl und Uebersetzungsübungen nicht gewogen wären, oder nur gegen eine gewisse bestimmte Methode eiferten. Rec. nimmt gern Lehre an, giebt auch gern etwas bisher Gebrauchtes gegen etwas Neueres auf, vorausgesetzt nämlich, daß das, was er aufgeben soll, durch etwas Besseres oder doch eben so Gutes ersetzt wird. Bey der Frage über die Beybehaltung oder Wegwerfung der Schulexercitien ist er aber schon lange in dem Falle, daß diejenigen, die dagegen eiferten, ihm doch nichts Anwendbares dafür wiedergeben konnten. Er hat also in seinem Schulamte in Ansehung dieses Puncts die alte Mode beybehalten, und läßt seine Schüler noch wöchentlich richtig ihre Exercitien einliefern, verbessert sie zu Hause und macht bey der Rückgabe jeden insbesondere auf die von ihm begangenen Fehler aufmerksam. Zuweilen läßt er auch sogenannte Extemporalia schreiben. Man würde dem Rec. sehr Unrecht thun, wenn man ihn um deswillen unter die alten Schulpedanten zählen wollte, vielmehr hat er sehr viel Neueres in seinem Amte benutzt und fährt damit treulich fort; aber man begreift wohl, daß er bey den eben geäußerten Gedanken über Schulexercitien nicht geradezu den Stab über ein Buch brechen werde, das dergleichen Exercitien enthält. Es ist theils nicht eines jeden Lehrers Sache, die für seine Schüler nöthigen Exercitien selbst zu erfinden, theils hat man auch die meisten Schullehrer so sehr mit Arbeit überhäuft, daß es manchem bey seinem besten Willen unmöglich ist, dergleichen Aufsätze selbst zu entwerfen. In beyden Fällen ist es gut, daß man ihnen durch Bücher zu Hülfe kommt. Diese Bücher dürfen freylich nicht mehr ad formam des großen und kleinen Trichters beati Muzelii seyn; auch Lichts Briefe sollten umgearbeitet werden, wenn man sie ferner gebrauchen will; sondern sie müssen nützliche Sachkenntnisse zugleich mit gründlichem Sprachunterricht in Umlauf bringen; etwa so, wie Bauer und Röchling es versucht haben. Und sind sie auf diese Art eingerichtet, so begreife ich nicht, was man gegen diese Uebungen im Lateinischschreiben noch zu erinnern haben könnte.

Herr Koch hat nun versucht, ein ähnliches Buch, wie Röchling, zu liefern, und zwar so, daß er vorzüglich auf die

Schel-

Schellersche Grammatik, die doch in den meisten Schulen eingeführt ist, Rücksicht nahm. Gegen die Idee selbst ist wohl nichts zu erinnern, denn es ist um der nöthigen Abwechselung willen gut, daß man mehrere Bücher von der Art hat. Aber der Vf. hat dem Rec. nicht völlige Genüge geleistet. Er hat erstlich nicht genug Abwechselung in sein Buch gebracht, und dann fehlt zweytens das gehörige Verhältniß zwischen dem deutschen Texte und den daruntergesetzten Redensarten. Der deutsche Text ist ferner bey ihm zu steif, zu lateinischdeutsch und oft gar ungrammatisch, z. B. S. 134: „bald lehrte er jenen — bald diesen" (er lehrte bald jene — bald diese). Und endlich sind einige der aufgenommenen Stücke schon aus Röchlings Uebungen des lateinischen Styls bekannt. So ist z. B. Nr. 24 in Röchlings Uebungen des latein. Styls für mittlere und untere Classen in Nr. 139 wörtlich zu finden. Desgleichen ist Nr. 8 schon im Röchling und Gedicke's latein. Lesebuche gebraucht, das in der meisten Schüler Händen ist. Dergleichen hätte Hr. K. billig nicht aufnehmen sollen.

Was aber dem Rec. an dem Kochischen Buche gefällt, ist, daß er nicht bloß Phrasen, wie Röchling, unter den Text setzte, (bey Röchling sind sie überdem oft so gekünstelt und geschraubt, daß ein Schüler Noth hat, sich heraus zu finden) sondern daß er sorgfältig die Proprietät der Worte und die Verschiedenheit der Bedeutungen und ihre Ableitung angiebt, und häufig mit Stellen aus den Alten belegt. Zu oft aber wird er auch dabey so weitläuftig, daß man schwer errathen kann, für wen er schrieb. Für Schüler, die noch in Exercitien von der Art sich üben, ist oft der Ton nicht angemessen genug. Für Lehrer von einigen Kenntnissen enthalten diese Noten oft gar zu triviale Sachen. Indessen glaubt Rec. doch, daß diese Aufsätze vielen Lehrern und Schülern nützlich werden können, besonders wenn sie in die Hände verständiger Lehrer fallen, die in solchen Stellen, wo Hr. Koch vielleicht doch nicht ganz richtig räsonnirt, sein Urtheil zu berichtigen verstehen, und überhaupt ein solches Buch cum grano salis und nicht bloß als Polster der Faulheit oder Unwissenheit gebrauchen.

Tb.

Ueber-

Uebersetzung der kleinern Briefe des Cicero mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Zweytes Bändchen, welches das erste und zweyte Buch enthält. Leipzig, bey Schwickert. 1792. 8. 220 Seiten. 8 gr.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Bandes dieser Uebersetzung, welcher das dritte und vierte Buch der kleinern Briefe des Cicero enthält, bemerkt, daß der ungenannte Vf. derselben für Schüler arbeite, denen er die beschwerliche Präparation zu erleichtern gedenkt. Von trägen Schülern wird nun auch diese Uebersetzung gekauft werden, wie sie auch immer beschaffen seyn mag, und es ist fast unnütz, eine Kritik über eine Arbeit zu schreiben, die von Leuten gebraucht werden wird, welche keine Kritiken zu lesen pflegen. Doch wollen wir unserer Pflicht mit der möglichsten Kürze Genüge thun. In der Vorrede sagt der Uebersetzer sehr offenherzig: „Fast war dies zweyte Bändchen schwerer zu übersetzen, als das erstere. Nicht nur Geübtere lesen diese Briefe, sondern auch Ungeübtere. Deshalb wollte ich mit mehrerer Treue übersetzen; aber doch auch nicht undeutsch, oder lateinisch deutsch; sondern so gut es sich thun ließ, schön übersetzen. Da mußte manches gute Wort in seiner Geburt erstickt, und dafür ein Wort, oder ein Satz, eine Wendung mehr nach dem Lexicon hingeschrieben werden.“ Wir können unsre Leser versichern, daß wir nichts gefunden haben, was schön übersetzt wäre; am wenigsten so schön, als es sich thun läßt; sondern alles aus dem Lexicon, oder vielmehr aus den äußerst geringen Kenntnissen des Uebersetzers. Hier sind einige Proben von seiner Undeutschheit. S. 150: Ich höre — daß Sie plötzlich in ein Fieber gerathen sind. S. 152. Hätte ich Materie, von der ich Ihnen etwas schreiben könnte. XIV. 11. Durch ihre liebenswürdige Unschuld (summam virtutem) und sichtbare Herzensgüte (singularem humanitatem) werde ich so gar von heftigern Schmerzen geängstigt. XIII. 20. Sein Umgang war mir nicht nur willkommen, sondern auch seine Kunst — ejusque cum consuetudo mihi jucunda fuit, tum ars etiam. Also: Nicht nur sein Umgang ꝛc. Ebend. Geben Sie sich Mühe, daß er einsehen lerne, ich habe um ihn angelegentlich geschrieben. Des operam, ut intelligat, diligenter me scripsisse de sese. — Wir setzen einen der klein-

 sten

sten Briefe ganz hieher: „Ich freue mich, wenn Sie sich wohl befinden, ich befinde mich noch wohl. Wenden Sie allen Fleiß an für Ihre Wiederherstellung. Was nöthig seyn sollte, da treffen Sie doch solche Vorkehrungen und Anordnungen, wie es Zeit und Umstände erfodern, und schicken Sie mir doch über alle Angelegenheiten, so oft als möglich, Briefe zu;" In den Anmerkungen werden bald einzelne Wörter erklärt, bald grammatische Bemerkungen beygebracht (z. B. quam saepissime, so oft als möglich. Ueberhaupt setzt man gerne zu dem Superlativ sowohl den Adjectiv. als Adverb. quam, welches die Bedeutung des Superlativ verstärkt, so wie das griechische ὡς.) Bald werden historische und geographische Umstände erläutert. Die letztern sind meist in dem Geschmack wie folgende zu XVI. 22. Demetrius iste nunquam non Phalereus fuit, sed nunc plane Bilienus est. „Diesen Demetrius nennt Cicero seines schlechten Charakters wegen Bilienus oder Bellienus (welchen Ernesti hominem pessimum, flagitiosum nennt) und sagt, er wäre nie der berühmte griechische Redner Demetrius Phalereus gewesen, der seiner Verdienste wegen zum Oberregenten in Athen verordnet wurde. Weil er die Republik so gut verwaltete, so errichteten ihm die Athenienser 365 Ehrensäulen von Erz."

Go.

Gedanken über das von Hr. Prof. Trendelenburg vorgeschlagene System der griechischen Conjugation, von Joh. Primisser, K. K. Rath und öffentlichem Lehrer der griechischen Litteratur zu Innsbruck. Leipzig, 1793. bey Barth. 6 Bog. in 8. 5 gr.

Bekanntlich hat Hr. Prof. Trendelenburg zu Danzig, in seinen Anfangsgründen der griechischen Sprache, deren dritte Auflage 1790 in der Verlagshandlung dieser Schrift heraus kam, in der Absicht die vielen Regeln und Ausnahmen der griechischen Grammatik von Ableitung der Temporum (Wandelzeiten nennt sie der Vf.) zu vermindern, und dadurch den Anfängern die Erlernung der griechischen Sprache zu erleichtern, mit Hintansetzung aller bisher bekannten griechischen Grammatiken, ein ganz neues System der griechischen Conjugation einführen wollen, wovon er die Idee vom Hem-

ster-

Verbuis entlehnt hat. Er verwirft das ganze Medium, und bringt dessen Tempora theils in das Activum (so das Perfectum, das ein Dialekt des Perf. act. seyn soll) theils in das Passivum; ingleichen die Aoristen und die von ihnen herkommenden Futura, und hält sie selbst für Imperfecta eines abgekommenen Stammwortes, dergleichen er auch für die andern verworfenen oder anomalischen Tempora annimmt, z. B. τύπω, ϑυπέω, ϑύφϑημι, ϑύπημι, u. s. w. Wir entsinnen uns, selbst bey Anzeige dieser Trendelenburgischen Grammatik, die eingebildete Schwierigkeiten gegen größere vertauscht, unsre Bedenklichkeiten unverhohlen geäußert zu haben. Hier tritt nun ein Mann auf, der diese Bedenklichkeiten mit vieler Sachkenntniß und Deutlichkeit aus einander setzt, und zugleich über das griechische Verbum überhaupt, über den Gebrauch des Medium, dessen Perfect er doch lieber, und das aus Gründen, die nicht verwerflich sind, für ein zweytes Perfectum activum, nach Art des zweyten Aorists und Futurums gehalten wissen will, über den Unterschied der mehrern Temporum vergangener Zeit, über die eigentliche Bedeutung des dritten Futuri passivi (das zugleich den Begriff der vergangenen Zeit mit einschließen soll, z. B. τεϑάψεται, er wird begraben seyn) so viele brauchbare Bemerkungen beybringt, daß wir diese kleine Schrift allen Schulleuten glauben empfehlen zu müssen. Der eintwedere S. 60 ist ein häßlicher Provinzialismus.

Ti.

Nachrichten und Auszüge aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris. Ins Deutsche übersetzt von Joh. Michael Lobstein. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. Hildburghausen, 1793. bey Hanisch. 394 S. in gr. 8. 1 Rt. 6 gr.

So wird also diese steife Uebersetzung eines wichtigen französischen Werks dennoch fortgesetzt! Wir können nicht anders, als das ganze Unternehmen für völlig überflüßig erklären, da wir nicht wissen, wem es dienen soll? Der Gelehrte kann sich nicht auf die Uebersetzung verlassen, da sie mit einem gänzlichen Mangel der Sachkenntnisse gemacht ist, und muß, wenn er sicher gehen will, das Original brauchen. Gleich auf der

ersten Seite steht: Nachricht von einer Handschrift des Eschyles, und so auch in der Inhaltsanzeige. Der gelehrte Uebersetzer wußte also nicht einmal etwas vom Aeschylus. Sollen wir seine Unfähigkeit zu dieser Arbeit weiter documentiren? Man vergleiche nur die vorige A. D. Bibl. Th. CV. S. 255 und CXII. S. 530. Also, um das Papier zu schonen, kein Wort weiter!

L.

Livius römische Geschichte, übersetzt und erläutert von J. P. Ostertag. Fünfter Band, oder in der Sammlung der römischen Prosaiker des zwölften Theils fünfter Band. Frankfurt, 1792. 572 S. 8. 1 Rk. 4 ge.

Der vor uns liegende Theil liefert das 24. 25. 26. und 27ste Buch des Originals. Wegen des Gehalts der Uebersetzung beziehen wir uns auf den 98sten Band unsrer Bibliothek, Seite 265.

Ie.

Arzneygelahrheit.

N. F. Rougnon's, D. und Prof. zu Besançon — pathologisch-semiotische Betrachtungen aller Verrichtungen des menschlichen Körpers. Erster Theil. Aus dem Lateinischen übersetzt. Nebst einer Vorrede, welche einige Verbesserungen der Hippokratischen Lehrsätze enthält; herausgegeben von K. G. Kühn, M. D. und öffentl. außerordentlichem Lehrer. Leipzig, in der Pottischen Buchhandlung. 1793. 8. 459 Seit. Zweyter Theil. 1793. 592 Seit. 2 Rk. 16 ge.

Das Original, von welchem der Uebersetzer so wenig, als von dessen Einrichtung in einer Vorrede etwas gesagt hat, erschien zu Besançon in zwey Bänden unter folgendem Titel: Considera-

siderationes pathologico-semeioticae, de omnibus humani corporis functionibus, quae per partes successivas sub thesium forma propositae fuerunt per triennium studii medici in universitate Bisuntina, Auct. ac praeside *N. F. Rougnon*, Doct. Med. in eadem Univers. Prof. regio etc. Fasciculus I. Vesuntione typis I. F. Couché M. DCC. LXXXVI. 4. 538 pagg. Fasc. alter, M. DCC. LXXXVIII. 442 pagg. (9 Fl.) Das Werk ist also eigentlich aus Disp. entstanden, ein Gemische von Pathologie und Zeichenlehre, zum Theil von wirklicher Praxis, so, daß einzelne Krankheiten, z. B. Fieber, nach Ursachen und Symptomen, Diagnose und Prognose, durchgegangen, auch die prognostischen Stellen aus dem Hippokrates, den er sehr hoch schätzt, beygefügt, und mit einem deutlichen und kurzen Commentar begleitet werden. Dieser Theil ist ohnstreitig der beste und interessanteste, indem man grade aus der Vergleichung des Alten mit dem Neuen sieht, daß Naturwahrheiten immer bestehn, wenn auch gegenwärtig manche Schreyer uns überreden wollen, alles sey falsch und unbrauchbar, was sie oder ihre Alliirten nicht gesagt haben. Die Ordnung und Stellung der Materien ist nicht musterhaft, die Behandlung etwas weitschweifig, der Styl erträglich, nicht jede Erklärung oder Behauptung ohne Einschränkung, dem ohngeachtet aber bleibt das Ganze immer lesens- und übersetzenswerth. Der Uebers. hat sich bemüht, die Schrift treu und lesbar den Deutschen mitzutheilen. Im ersten Theile wird zuerst vom physischen Leben und von der Gesundheit, vom Einflusse der Jahrszeiten, Winde, Tage und Wetterstände gehandelt, dann folgen die Zeichen der mancherley Constitutionen, auch der fortdaurenden, der Gesundheit nach Alter ꝛc. ingleichen die Kap. vom Hunger und Durst, Kauen, Chylification, Dauung, Unrath, Uebergange des Chylus ins Blut, Milchsaft, Blut, von Fasern, Zellengewebe, Fett, Membranen, Gefäße, Entzündung und deren Ausgänge, lymphatische Gefäße und Drüsen, Kreislauf, Fieber (dabey Pulsschlag, Krisis und kritische Tage) anhaltende, Wechsel- und Eruptiv-Fieber, kurz und gut erörtert; hingegen im zweyten Theile werden die übrigen Kapitel vom Athemholen mit Inbegriff des Husten, Gähnen, Engbrüstigkeit und anderer Brustkrankheiten, von den Absonderungen und deren besondern Arten, z. B. Speichel, Magensäfte, Galle, Gelenkschmiere, (dabey Gicht und Reißen) Schleim, Schweiß und Ausdünstung, (hierbey manche Hautkrankheiten) Urin,

(eben so, wie vorher) vom Einhauchen, worunter der Verf. auch das Aufnehmen der Miasmen, und unter diesen so gar das vom Tarantelstich!! begreift, von der Ernährung (hieher stehen die Tumores, atrophia, rachitis, hydrocephalus) von den thierischen Geschäften (alle Arten von Kopfwunden, die Uebel mit Irrereden, Melancholie etc. Schlafsuchten und Krampfübel, z. B. Fall- und Starrsucht, und Scelotyrbe?? auch schlafsüchtige Zufälle, Schlagfluß und Nachtwandeln) von der Mannbarkeit und Monatlichen, also Schwangerschaft und was dazu gehöret, beschrieben. Den Beschluß macht eine Historia hominis morbosi, d. i. kurze Recapitulation des Einflusses der Witterungen auf Entstehung der Krankheiten. —

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß hier nichts Vollständiges oder Systematisches für Pathologie und Zeichenlehre gesucht werden darf. Alles begränzt sich auf allenfallsige einzelne semiotische Sätze, die weiter bestätigt werden, und bey der kleinen Anzahl solcher Schriften bleibt uns dieser Beytrag immer willkommen, wenn auch der Vf. nicht alle alte und neue Quellen, besonders der Deutschen, zu kennen scheint. Aber diese hätte billig der Uebersetzer beyfügen, hier und da berichtigende und belehrende Anmerkungen anpassen sollen, um dieses französische Produkt durch deutschen Fleiß zu vervollkommen.

Dk.

Taschenbuch für angehende Aerzte, von H. W. Lindemann, der A. W. Dr. Zweyter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1793. 220 S. 8. 16 gr.

In diesem zweyten Theil seines Taschenbuchs hat der Verf. die langwierigen Krankheiten in derselben Manier abgehandelt, in der er im ersten Theil desselben (welchen wir im 2ten Heft des 4ten Bdes d. N. A. d. Bibl. bereits angezeigt haben) die Cur der hitzigen Krankheiten vortrug; d. h. er hat die allgemein bekannten Beschreibungen und die gewöhnlichsten Behandlungsarten der chronischen Krankheiten kurz, trivial, schief und unvollständig zusammengestellt. Zur Probe und zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir den Abschnitt, welcher die Scrofuln behandelt, hier getreu abschreiben. „Es ist „eine Verhärtung der lymphatischen Drüsen, die aus einer uns „bis jetzt unbekannten Schärfe erregt wird. Kachektische Menschen

„schen sind gewöhnlich mit ihnen behaftet. Die Schärfe be„fällt nicht allein die Drüsen des Halses und der Achsel, son„dern auch die Drüsen des Pankreas, der Lunge. Daher „entsteht zuletzt Schwindsucht der Lungen und Auszehrung des „Körpers. Sie sind in England vorzüglich häufig. Es scheint „eine Schwäche dieser Drüsen da zu seyn, so daß die Drüsen„feuchtigkeit nach und nach sich verhärtet; oder die uns unbe„kannte Schärfe verdickt wohl die Drüsenfeuchtigkeit. Die „Leute haben gewöhnlich öftere chronische Augenentzündung, „ein bleiches aufgedunsenes Gesicht, eine dicke Oberlippe, „schorfichte Nase. Venerische oder gichtische Schärfe soll da„mit verbunden seyn. Der Calomel, die Cicuta, die Antimo„nialmittel thun oft gute Würkung, indem sie die verdickte „Drüsenfeuchtigkeit auflösen. Hiernach ist die Chinarinde „und das Eisen sehr nützlich. Aeusserlich kann man das Empl. „de ammoniac. c. mercurio anwenden. Der innerliche Ge„brauch der digitalis purpur. soll hier vorzüglich schön seyn (!). „Darwin empfiehlt sie in den medical transactions Vol. 3. „Russel empfiehlt das Meerwasser. — Die Geschwüre kön„nen mit dem rothen Präcipitat und Myrrhen bestreut wer„den." — Aus dieser so dürftigen Behandlung einer äusserst wichtigen Krankheit werden unsere Leser hinlänglich ersehen, daß dieses sogenannte Taschenbuch wahrlich unwerth sey, sie auf ihren praktischen Wanderungen zu begleiten, und ihnen zum Führer auf denselben zu dienen.

Robert Hamiltons Beobachtungen über die Scrophelnkrankheit, Drüsenverhärtung, Krebs und englische Krankheit. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Böhme. 1793. 165 S. gr. 8. 12 gr.

Obgleich der Verf. — welcher aber mit Alexander Hamilton, dem berühmten Geburtshelfer in Edinburg, nicht zu verwechseln ist, — viele wichtige Fälle (die unglücklich ausgefallenen mit der Beschreibung der Leichenöffnungen begleitet) über die vielen Verwüstungen, welche das Scrophelgift im menschlichen Körper so oft anrichtet, hier mittheilt; so sind doch seine Bemerkungen über die Natur, Fortpflanzung, Ausartung und Heilung der Scropheln zu schwankend, unbestimmt und alltäglich, als daß wir das vor uns liegende Werk für besonders lehrreich den deutschen Aerzten empfehlen könnten. —

Auflösende Arzneyen, namentlich Mercurialia, Schierling (äusserlich und innerlich angewandt), Bittersalz u. s. w.; und nachher stärkende Mittel, als China und kaltes Baden, sind die hauptsächlichsten Waffen, mit welchen der Verf. die scrophulöse Schärfe am glücklichsten bekämpfen zu können, sich überzeugt hält.

Observationes pathologico-anatomicae, auctarium ad helminthologiam humani corporis continentes, auctore *F. A. Treutler*, Medic. Doctore. Cum 4 tabulis ad naturam pictis. Lipsiae, apud Müller. 1793. 6½ Bogen in 4. 1 Rthlr. 3 gr.

In dieser mit vielem Fleiß geschriebenen, und durch vier sehr sauber illuminirte Kupfertafeln gezierten Inauguralschrift beschreibt der Verf. 1) einen Wurm, welchen er in dem plexu choroideo eines am Schlage Gestorbenen, — neben mehrern andern krankhaften Beschaffenheiten des Gehirns und der Eingeweide des Unterleibes, — antraf; 2) einen Fadenwurm (Homularia lymphatica des Verf.) in den glandulis conglobatis bronchiorum eines an der Schwindsucht Gestorbenen entdeckt; 3) einige Bemerkungen über die Würmer, welche zuweilen in den Hydatiden angetroffen werden; 4) über eine Varietät des Ascaris lumbricoides L.; 5) über einen neuen Wurm (Hexathridium pinguicola des Verf.), welchen er in einer Fetthaut neben dem weiblichen Eyerstocke entdeckte; 6) über einen ähnlichen in den Venen anzutreffenden Wurm, und endlich 7) Vergleichung einiger Würmer, welche der V. in menschlichen Leichen und in denen einzelner Affenarten zu finden Gelegenheit hatte. — Ob nun aber der Nutzen, welchen diese mühsamen Untersuchungen des Verf. zu leisten im Stande sind, für den Arzt von Wichtigkeit seyn könne, tragen wir Bedenken, zu behaupten.

Alexander Hamiltons Unterricht in der Behandlung der Frauenzimmer- und neugebohrner Kinderkrankheiten. Mit einigen Fällen und gewählten Recepten. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Hertel. 1793. 332 Seiten, gr. 8. 1 Rthlr.

Obgleich

Obgleich der — hauptsächlich als Geburtshelfer — berühmte Verf. den Frauenzimmern viele gute Lehren über die Behandlung der Kinderkrankheiten und der kränklichen Zufälle, welchen ihr Geschlecht im unverheyratheten und im verehelichten Stande besonders unterworfen ist, hier mittheilet; so müssen wir doch die Verdeutschung dieses Volksbuches zu den überflüssigen Arbeiten mit Recht zählen, indem das Ganze viel zu weitläuftig, und dennoch unvollständig, zu unbestimmt und oberflächig bearbeitet ist, und wir Deutsche ja schon lange die Werke eines Rosensteins, Marschalls u. a. besitzen, in welchen die Weiber- und Kinderkrankheiten, auch zum Gebrauch der Layen, mit Präcision und Gründlichkeit abgehandelt werden. — Die Wartung der Schwangern und Wöchnerinnen ist in der vor uns liegenden Schrift am besten beschrieben.

Allgemeine Gesundheitsregeln. Leipzig, bey Crusius. 1793. 416 Seiten in 8. 18 gr.

Unter diesem Titel ist ein Jahrgang eines medicinischen Wochenblatts zusammengeheftet, von welchem wöchentlich ein halber Bogen erschienen ist, und dessen Endzweck seyn soll, hauptsächlich den Bürger des Mittelstandes gegen medicinische Vorurtheile zu warnen, und ihn, vornehmlich über diätetische Wahrheiten zu belehren. — Die Ausführung dieses Plans ist aber sehr mittelmäßig ausgefallen. Allgemein bekannte Sachen sind es, welche der uns unbekannte Herausgeber, zum Theil nicht einmal bestimmt genug und geschmacklos zusammen gestellt, hier wieder auftischt. Mehrere Aufsätze sind aus Tode unterhaltendem Arzte, Unzer u. a. (bey einigen hat der Herausgeber es angezeigt) ausgeschrieben; wir müssen unsre medicinischen Leser also warnen, diese Gesundheitsregeln nicht zu kaufen, sie würden ihnen unnütz seyn.

Db.

Versuch, den sichern Gebrauch der spanischen Fliegen oder Blasenpflaster näher zu bestimmen. Leipzig, bey Crusius. 1793. 79 Seiten. 8. 4 gr.

Näher ist der Gebrauch dieses Reizmittels auf die Haut hiernim eben nicht bestimmt. Allgemeine Ideen über die Würkung desselben, über die Art, wie es als Ableitungs-, als rei-

gendes oder als schmerzstillendes Mittel wirkt, daraus gezogene allgemeine Schlüsse, die den Gebrauch desselben anrathen oder abrathen können, vermißt man hier fast gänzlich, sondern findet statt dessen blos ein sehr großes Verzeichniß von Krankheiten, worin Blasenpflaster nützlich seyn können, jedoch auch ohne nähere Bestimmung der Umstände und der Vorsichten, die dabey zu beobachten sind. Mit einem Worte, das Büchelchen sieht einem Panegyricus auf die Blasenpflaster ähnlicher, als einer durchdachten Abhandlung eines erfahrnen praktischen Arztes. Der Verf. bedient sich blos des Pflasters nach dem Dänischen Dispensatorio, worin er dem Terpentin und Mastix sehr viel gute Würkung zutrauet. Er betrachtet die Blasenpflaster als Abzugs- und Ausleerungsmittel, als Reiz- und Erweckungsmittel, als Reiz habende und Zertheilungsmittel, und endlich als Zusammenziehungsmittel. Zuweilen äussert der Hr. Verf. seine eigenen Meinungen, z. B. jeder Krampf rühre von einer materiellen, die Nerven reizenden Ursache her, der Schlagfluß entstehe wohl nie von dem Extravasat im Gehirn, sondern dieses sey nur Folge, und er sey immer nur Krampf des Gehirns. Als zusammenziehendes Mittel empfiehlt er vorzüglich bey Furunkeln, die nicht gehörig eitern wollen, einige Stunden ein Blasenpflaster aufzulegen, und dieses mit erweichenden Umschlägen abzuwechseln. So gern wir auch glauben, daß der Verf. oft sich mit sehr glücklichem Erfolge der Blasenpflaster bedient hat; so können wir doch nicht hehlen, daß wir glauben, es würde keine Lücke in der medicinischen Litteratur geblieben seyn, wenn dieses Buch nicht erschienen wäre.

An.

Initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis. *Tomi I. Fasciculus II.* continens Am — Bu. Tubingae, apud Cottam. 1793. 536 pagg. 2 Rk. 16 gr.

Hiermit endigt sich in fortlaufender Zahl der erste Band dieses nützlichen Realregisters, das mit gleichem Fleiße gearbeitet ist. Im übrigen berufen wir uns auf unser voriges Urtheil.

T.

Thea-

Theater.

Beyträge der vaterländischen Bühne gewidmet von Meyer. Berlin, 1793. bey Unger. 366 Seit. in 8. 1 Rk.

Diese Beyträge, welche die vaterländische Bühne, bey ihrem großen Mangel an guten theatralischen Produkten, gewiß mit vielem Beyfalle, und sehr gerechter Dankbarkeit aufnehmen wird, enthalten folgende Stücke: I. Den Schutzgeist, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Es ist voll von sehr feinen Verwickelungen und Entwickelungen des bearbeiteten Stoffs, von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, und ist in der edelsten und schönsten Schreibart abgefaßt, die freylich für das Publikum, dessen sich unsre meisten Schauspieler zu erfreuen haben, an mehrern Stellen zu subtil seyn dürfte, — nicht zu gedenken, daß dieses Stück, worin der Verfasser einen hohen Grad der Kunst erreichen und ausdrücken wollte, nicht zur Erschütterung des Zwerchfells gemacht ist. In der Vorrede heißt es: „Doctor Boccabadati habe zu Bologna im Jahr 1700 ein Lustspiel aus dem Spanischen nachgeahmt: Quando sta peggio sta meglio, das im Kanzleystyl abgefaßt sey, drucken lassen, der Bearbeiter habe es einige Augenblicke (?) in Händen gehabt, und keinen Character, keine Rede daraus entlehnt, wohl aber einen Theil ihrer Verwickelung, — Vincenzo und was sich ihm zur Last legen läßt, sey nach dem Leben hinzugekommen" u. s. w. Folglich erklärt der Verfasser den Schutzgeist fast ganz für sein eigenes Kind, und wir dürfen es laut sagen, daß es seinem Vater aus oben angeführten Gründen nicht wenig Ehre macht, ob wir gleich über die Sprache, welche die Bedienten führen, mit dem Vf. nicht einerley Meynung seyn können. Es ist sonderbar, daß selbst unsre besten Theaterdichter in der Charakteristik einer Menschenklasse, die einmal auf unsern Schaubühnen nothwendig geworden ist, und mit Recht oft so großen Einfluß auf die Entwickelungen der Schauspiele hat, selten den rechten Weg treffen, und den Bedienten fast immer outrirte Rollen geben, oder sie in einer und der nämlichen Person bald höchst gescheid, bald höchst albern sprechen lassen. Dies heißt in der That sehr gegen das wahre Naive verstoßen, welches unsre neuern Schauspieler, durch bekannte Beyspiele irre geführt, so emsig suchen, und

so

so selten finden, weil sie die Natur des Naiven nicht genug studirt haben. Dem Verf. ist ohnstreitig bey Zeichnung seines Vincenzo das nämliche Unglück widerfahren, indem er das Komische mit dem Naiven und dieses wiederum mit jenem in mehrern Stellen verwechselt hat. Sein Vincenzo spricht bald wie der witzigste Kopf, bald wieder wie ein gutmüthiger Pinsel, ohne Ursach zur Verstellung zu haben. Desto vortrefflicher aber sind die übrigen Charactere gezeichnet, und das Hinzukommen des Ohngefährs ist bey der Entwickelung des Stücks selbst auf eine so feine Art genutzt, daß man überall sieht, wie nicht ein gewöhnlicher Nothbehelf, sondern — der reine Scharfsinn der Kunst, und das Gefühl ihres hohen Interesse den V. geleitet haben. II. **Wie gewonnen, so zerronnen.** Posse in zwey Aufzügen. Aus dem Französischen des Dumaniant. III. **Der Schriftsteller.** Lustspiel in zwey Aufzügen. Nach dem Englischen des Foote. Zwey Stücke, die mehrere höchst launig-comische Stellen enthalten, und hie und da den Ton und die Manieren eines Moliere, dieses unsterblichen Meisters der theatralischen Kunst, nicht unglücklich erreichen. Aber die große Wissenschaft, das Komische nicht zu übertreiben, können unsre bessern Theaterdichter jenem selbst nicht abgewinnen! IV. **Die Prüfung.** Lustspiel in einem Aufzuge nach Marivaux. Einer der magersten Beyträge, der auch wohl deswegen am Ende des Buchs steht. Er verunehrt diese Sammlung, und zum Lückenbüßer ist er wohl — zu klein.

Qk.

Die Folgen des Leichtsinns, ein orriginal (Originał) Schauspiel in einem Act. Von Heinrich Bernhard Claßen junior. Aus Hamburg. Amsterdam, 1793. 3 Bogen. 8. 3 gr.

Ein Mann, der keine Zeile ohne die gröbsten grammaticalischen Schnitzer zu schreiben versteht, liefert hier eine platte Comödie, über die jedes Wort zu viel gesagt ist, und drohet noch mehr dergleichen Schulexercitia zu liefern. — Das mag er ja bleiben lassen, wenn er Rath annehmen will.

Die

Die schöne Unbekannte, ein Gemälde häuslicher und ländlicher Situationen. Zürich, bey Orell ꝛc. 1793. 9 Bogen. 8. 10 gr.

Einen albernen Plan, unwahrscheinliche zwischen Wachen u. Träumen zusammengeflickte Begebenheiten, schiefe Situationen, verschrobne Charactere, einen Bedienten, dem zum Hanswurste nichts, als die bunte Jacke fehlt, einen steifen Dialog, eine Sprache, die auf Stelzen geht, ungebührlich lange Scenen und Monologen — Das alles kann der geneigte Leser in diesem Werklein antreffen.

Eg.

Romane.

Die Familie Hohenstamm, oder Geschichte edler Menschen, von Christiane Sophie Ludwig, Verfasserin der Gemälde häuslicher Scenen. Erster Band. Thorn, bey Volmer. 1793. 430 Seiten. gr. 8. mit dem von Wagner in Kupfer gestochenen Bildnisse der Verfasserin. 1 Rℓ. 6 gr.

Diese versichert in einem an Leipziger Freundinnen gerichteten Vorberichte, — nicht ohne vorgängigen Kampf mit ihrer Bescheidenheit — daß die Gemälde häuslicher Scenen ihr den Beyfall der Lesewelt, und was ungleich schwieriger ist, die Aufmunterung unpartheyischer Kunstrichter erworben hätten. Recensent, der von der Existenz dieses frühern Produkts nicht das mindeste weiß, muß der Verfasserin auf ihr Autorwort glauben, und hat von jeher sich davor gehütet, irgend jemand, am wenigsten ein Frauenzimmer, ins Angesicht, hier zwar nur in effigie, Lügen zu strafen.

Auf die Kunst, ihren Gegenstand dramatisch zu behandeln, thut unsere Schriftstellerin förmlich und freywillig Verzicht; belegt aber mit einer Stelle aus Eschenburgs Theorie der schönen Wissenschaften, daß sie gar wohl wisse, was zu einem guten Roman erforderlich sey. Ihr ist es bloß um Schilderung guter Menschen zu thun, deren schwache Seiten eben so wenig sollen verschwiegen werden. Pingui Minerva

nervâ also! Auch daraus macht sie kein Geheimniß, dies und jenes ausländischen Romanen abgeborgt zu haben, und ihre feine Belesenheit erhellt aus so mancher, unsern besten Schriftstellern entlehnte Stelle; deren Urheber sie zwar nicht selten angiebt, oft aber auch nur dadurch errathen läßt, weil solche gegen das vor- und nachstehende zu merklich absticht. Selbst der tiefsinnige Kant wird schon S. 29 angezogen: ein Bruchstück nämlich seines Raisonnements über das radicale Böse. Zum Unglück fehlt dem Excerpt der ganz unentbehrliche Nachsatz. Doch bey weiblicher Feder ist diese kleine radicale Inconsequenz wohl am ersten zu entschuldigen!

Den Inhalt des nicht schwachen Bandes befriedigend anzugeben, wäre so leicht eben nicht. Ein durch Wetterschaden zu Grund gerichteter Landedelmann hat zwey Söhne, die bey verschiedenen Regimentern stehn, und eine Tochter, die als Gesellschaftsfräulein sich forthelfen muß. Schon diese vier Personen schreiben sich bogenlange Briefe. Ausser der Hohenstammischen Familie giebt es aber noch einen Obristen, andre Hausväter, andre Frauenzimmer, ja sogar Feldwebel u. dgl. die ihre Glücks- und Herzensangelegenheiten in nicht kurzen Sendschreiben ausschütten, und das Ganze zu einer Sammlung moralischer Anfragen und Bedenken machen, die unsre Verfasserin aus der Fülle ihrer Belesenheit, so gut es sich thun lassen will, beantworten und heben läßt. Bestreitung aller Art von Vorurtheil, Befolgung jeder häuslichen, gesellschaftlichen, religiösen Pflicht, Ermunterung, auch da rein und lauter zu handeln, wo der entgegengesetzte Weg anlockender wäre: Das ist der edle Zweck, der die Feder dieser Schriftstellerin beseelt, und wie Rec. zuversichtlich hofft, auch bey mehr als einem ihrer Leser wird erreicht werden. Wer darf von einem Frauenzimmer laconische Kürze? wer quot verba tot pondera verlangen? Gerade die Ueppigkeit ihres Vortrags, der überdies nur selten an Sprache und Convenienz sich versündigt, wird der aus langer Weile lesenden Welt, und von welchem Umfang ist diese! weit besser behagen, als die schulgerechteste, zugespitzteste Ausführung. — Den Liebeshandel des Otto von H., so lehrreich Frau L. ihn auch zu machen sucht; ferner, mehr als eine bloß die löbliche Polizey angehende, und daher ausser ihrem Horizont liegende Abschweifung hätte unmaßgeblich immer in ihrem Pult sollen liegen bleiben!

Fh.

Irm-

Irmgard von Haßelburg, ein Rittergemälde aus den Zeiten Heinrichs des Löwen. Erster Theil. Halle, bey Franke. 1793. Zweyter Theil. Görlitz, bey Hennsdorf und Anton. 1793. 1 Rg. 4 R.

Dieser Ritterroman enthält die Zerstörung der Bergschlößer Ahlsburg und Haßelburg am nordwestlichen Vorgebürge des Harzes, unweit Harzburg. Recens. hat ihn mit Vergnügen und Theilnahme gelesen. Die Wahl des Gegenstandes ist gut, die Ausführung mit Fleiß geschehen, die Aufmerksamkeit des Lesers wird immerfort rege erhalten und seine Theilnehmung lebhaft beschäfftiget. Er ist in einer bald erzählenden, bald dialogischen Form abgefaßt, und in beyden verräth der Verf. eine vorzügliche Darstellungsgabe. Die Sprache ist rein und den handelnden Personen, so wie ihre Grundsätze und Denkungsart den damaligen Zeiten angemessen. Ein paar Einwürfe, die diesem Gemälde wohl gemacht werden könnten, hat der Verf. im Voraus selbst, jedoch den ersten, wegen der darin vorkommenden häufigen Fehden, nicht ganz zu des Recensenten Zufriedenheit gehoben. Ohne alle Fehden konnte der Roman eben so wenig seyn, als allzuhäufige das Interesse für die Haupthandlung zu sehr schwächen, und sie, wie das hier ein paarmal der Fall wird, fast ganz aus dem Gesichte verlieren machen. Wie sich denn Rec. überhaupt mehr für Herrmann als für Irmgard interessirt hat, die gleichwohl die Hauptperson seyn zu sollen scheint.

Db.

Adolph von Adlerwitz. Ein psychologischer Roman. Erster Theil. Nordhausen, bey Groß. 1793. 248 S. 16 R.

Wer diese erbärmliche Sudeley, A. von Aberwitz, ein geistleerer Roman, überschriebe, würde sich ganz und gar keiner Unbilligkeit schuldig machen. Erfindung sowohl als Vortrag sind gleich elend und pöbelhaft. Die saubere Geschichte fängt mit einem förmlichen, sehr üppig ausgemalten Ehebruch an, und im zweyten Theile, wie es sehr darnach aussieht, wird an eine der brutalsten Nothzüchtigungen die Reihe kommen. Daß es in der Mitte weniger eckelhaft, da-

für

ihr aber auch desto langweiliger hergeht, macht den unsittlichen Ton das übrigen nur desto fühlbarer. Leser von einigem Geschmack werden das schlechte Buch freylich in der ersten Viertelstunde aus der Hand werfen; desto ernstlicher hingegen sind unsre zahlreichen, oft wenig ekelen Lesegesellschaften davor zu warnen! Der ohne alle Beurtheilungskraft schreibende Verf. scheint ein von der Universität so eben entlassener, oder vielleicht noch daselbst faullenzender Student zu seyn. Dieser wird freylich so wenig von unsrer als jeder andern Kritik in seinem Dachstübchen etwas zu hören bekommen. Eher steht zu hoffen, daß der Verleger noch zu rechter Zeit erfährt, weß Geistes Kind er in Sold genommen habe. Ihm solchen auf der Stelle zu entziehn, und andre Handarbeit anzuweisen, wäre desto verdienstlicher, da der Schmierer es auf viele Bände angelegt zu haben scheint, und noch oben ein unverschämt genug ist, in seiner sinnlosen Vorrede sehr ernsthaft darauf zu dringen, daß man den Werth seines leidigen Romans ja nicht nach diesem ersten Theile beurtheile!

D.

Gemälde aus den Zeiten der Väter. Von Walafried. Zweyter Band. Göttingen, bey Dieterich. 1793. 198 S. 8. 12 gr.

Dieser Band enthält eine Erzählung aus den Zeiten der spanischmaurischen Kriege. Der Held ist Moussa als Knabe und als Jüngling. Man denkt dabey sogleich an den Meisnerischen Alcibiades und an das große Heer seiner Nachahmer, obgleich Moussa mit dem Meisnerischen Alcibiades sonst keine Vergleichung aushält. Nach der bisher beliebten Mode wechselt Dialog mit Erzählung ab. Gebessert hat sich der Verfasser seit der Erscheinung des ersten Bandes nicht, vielleicht gar verschlimmert. Für den Rec. war wenigstens dieser Band äusserst langweilig.

D.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Zehnten Bandes Zweytes Stück Achtes Heft.

und Intelligenzblatt No. 28. 1794.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Abriß einer Geschichte von Mainz. Erster Theil, von den ältesten Zeiten bis auf die Herstellung des Landfriedens, von Niklas Vogt, öffentlichem Lehrer der Geschichte auf der hohen Schule zu Mainz. Frankfurt, bey Varrentrapp und Wenner. 1792. in 8. 16 gr.

Auf der Rückseite des Titels dieser Geschichte lieset man folgende Nachricht: „Statt aller Vorrede muß ich nur bemerken, daß dieser erste Theil der Mainzer Geschichte schon lange zuvor geschrieben und auch größtentheils schon abgedruckt war, ehe die Französischen Armeen in unserm Lande erschienen. Der zweyte Theil wird mithin noch zurückgehalten werden, weil darin zugleich die neuesten und so merkwürdigen Auftritte unsers Vaterlandes sollen geschildert werden. Es hängt nun von der Klugheit und dem reinen Patriotismus meiner Landesleute ab, ob ich Greuelscenen und Verfluchungen, oder Wohlthaten und Seegenswünsche beschreiben soll." Kurz ist dieser Abriß: denn noch nicht einmal auf einem halben Alphabete sind fünf Bücher abgedruckt. Auch von diesen schreiben wir die Rubriken ab: 1stes B. Ehrenvest, oder Geschichte von Mainz im Schweven und Allemannenbunde. Vom Jahr vor

Christi Geburt 58 bis 12. 2tes B. Drusus, Gesch. unter den Römern bis nach Christi Geburt 400. 3tes B. Karl, oder Geschichte von Mainz im Rheinfränkischen Herzogthum, bis J. 800. 4tes B. Hatto, Geschichte im Faustrecht bis 1200. 5tes B. Walpoden, Gesch. im Rheinischen Bunde bis 1500. Man kennt die historischen Talente, die Gabe der Darstellung, den philosophischen Blick, die Kritik und die Bekanntschaft des Hrn. Verf. mit den besten Quellen aus mehreren historischen Werken desselben, daher es überflüßig seyn würde, von der Form der Einkleidung etwas zu melden. Auf verschiedenen Blättern sind große Stellen aus den Schriften eines Herders, Schmits, Pütters, Mösers, Robertsons, Smiths Werke vom Nationalreichthume und andern wichtigen Schriften eingerückt, die bald zur Erläuterung, bald zu Beweisen desjenigen dienen, was der Hr. Verf. in Anwendung auf den Maynzischen Staat sagt. Provinzialausdrücke findet man wenig; aber am Schlusse des fünften Buchs wird das Wort Epoche eben so irrig von einem Zeitraume gebraucht, als es von mehreren angesehenen Historikern seit einiger Zeit geschehen ist. Dem verdienstvollen Pater Herrmann Bär wird überall das Lob gegeben, was seine Vorarbeitungen oder Erläuterungen gewisser Gegenstände der Mainzer Geschichte und Verfassung verdienen. — In Betracht der Entstehung der verschiedenen Stände und ihrer Vorrechte, wie auch der Idee von einem Herzogthume Rhein-Franzien folgt der Hr. Verf. dort Mösern, hier Kremern. Die Chronologie ist vernachläßiget, denn nur bey den wichtigsten Begebenheiten findet man die Jahrzahl. Alles ist mehr fortlaufende Schilderung der Verfassung und des Volkscharakters als Geschichte. Aber diese ist allemal unterhaltender, und brauchbarer für die Absicht, die der Hr. Verf. gehabt zu haben scheint, als die Geschichte selbst. Wenn es nöthig war, gab der Hr. Verf. in Anmerkungen Stellen aus Urkunden oder gleichzeitigen Schriftstellern in der Grundsprache her, die nie überflüßig oder übel gewählt sind. Das erste Buch ist gewissermaaßen eine Uebersetzung des Theils von Taciti Lib. de moribus Germ. der von Sitten und Verfassung der heidnischen Deutschen handelt, die den Nachdruck und das Eigene des Originals völlig erreicht. Deutschlands Völker, erzählt Hr. V., verbanden sich Gauenweise zu großen einzelnen Gesellschaften, entweder um Polizey und Sicherheit im Lande zu erhalten, (Alleman-

nien)

nien) oder um des Landesgränzen gegen äußere Gewalt zu vertheidigen, das ist zur Landwehre, (Heermannien). Eine dritte Art von Gesellschaften that sich aus unruhigen Jungen blos auf Fehden oder Streifzüge in das Ausland zusammen; und diese war es, die die deutsche Freyheit untergrub, ihren Anführern half Monarchien zu stiften, und den Grund zum Lehnwesen und Adel legte. Ariovist, ein solcher Fehden Anführer (II. Buch) erfocht die Herrschaft durch seinen Schwabenbund, und rettete einen Theil vom Deutschlande von römischer Unterjochung. Dennoch unterwarfen sich später die Römer das Rheinland. Mit den Römern kam das Christenthum nach Mainz, wenigstens vor K. Konstantin des Großen Bekehrung, obgleich Crescens und andere Mainzer Bischöfe der ersten Jahrhunderte erdichtet sind. (III. Buch.) Der Allemannische große Bund sollte nur den deutschen Ländern überhaupt zur Landwehre dienen, aber der Fränkische war ein Fehdebund. Durch jenen wurde die alte Gauverfassung erhalten, durch diesen aber vermittelst Einführung des Lehnwesens umgestürzt. Jeder freye Besitzer eines Freyhofes blieb Bürger des Fränkischen Reichs, er mochte nun ein Losgut Allodium, oder ein Lehngut (Feodum Fehdegicht) besitzen. War er kein Lehnmann, so diente er nur zur Landwehre oder im Heerbann. Der Mainzische Erzbischof war mit allen Geistlichen ein Unterthan der weltlichen Gesetze und Oberen, und diente im Heerbann. Aber sein Sittengericht (Send), seine Gelehrsamkeit, die ihm zu der Kanzlerwürde und Einmischung in die Königlichen Regierungsgeschäffte verhalf, und seine Oberaufsicht über alle heidnische Missionen, verschafften ihm ein gewisses Ansehen, welches ihn über weltliche Amtsgenossene erhob. Mit Karl dem Großen (IV. B.), wie es scheint, einem gebohrnen Mainzer, verbreitete sich über die Mainzer Gegend Aufklärung, Gelehrsamkeit, Cultur, ordnungsmäßige Regierung, und alles was ein Land und Volk glücklich machen konnte. Allein unter seinem Sohne und dessen schlechtdenkenden Nachkommen ward fast alles Gute, was er bewürkt hatte, vernichtet. Die spätern Land- und ehrgeitzigen Könige erhoben die Fehdeleute oder Vasallen über die Heerbannsleute, weil diese ihnen nicht über die Gränze folgten, und beschenkten sie nicht nur, sondern gaben ihnen fast allein den Zutritt zu ihrer Person, daher schon bey dem Coblenzer Vertrage im Jahr 860. die Lehnleute fast als die einigen Reichsstände erscheinen. Der

Christi Geburt 58 bis 12. 2tes B. Drusus, Gesch. unter den Römern bis nach Christi Geburt 400. 3tes B. Karl, oder Geschichte von Mainz im Rheinfränkischen Herzogthum, bis J. 800. 4tes B. Hatto, Geschichte im Faustrecht bis 1200. 5tes B. Walpoden, Gesch. im Rheinischen Bunde bis 1500. Man kennt die historischen Talente, die Gabe der Darstellung, den philosophischen Blick, die Kritik und die Bekanntschaft des Hrn. Verf. mit den besten Quellen aus mehreren historischen Werken desselben, daher es überflüßig seyn würde, von der Form der Einkleidung etwas zu melden. Auf verschiedenen Blättern sind große Stellen aus den Schriften eines Herders, Schmits, Pütters, Mösers, Robertsons, Smiths Werke vom Nationalreichthume und andern wichtigen Schriften eingerückt, die bald zur Erläuterung, bald zu Beweisen desjenigen dienen, was der Hr. Verf. in Anwendung auf den Maynzischen Staat sagt. Provinzialausdrücke findet man wenig; aber am Schlusse des fünften Buchs wird das Wort Epoche eben so irrig von einem Zeitraume gebraucht, als es von mehreren angesehenen Historikern seit einiger Zeit geschehen ist. Dem verdienstvollen Pater Herrmann Bär wird überall das Lob gegeben, was seine Vorarbeitungen oder Erläuterungen gewisser Gegenstände der Mainzer Geschichte und Verfassung verdienen. — In Betracht der Entstehung der verschiedenen Stände und ihrer Vorrechte, wie auch der Idee von einem Herzogthume Rhein-Franzien folgt der Hr. Verf. dort Mösern, hier Kremern. Die Chronologie ist vernachläßiget, denn nur bey den wichtigsten Begebenheiten findet man die Jahrzahl. Alles ist mehr fortlaufende Schilderung der Verfassung und des Volkscharakters als Geschichte. Aber diese ist allemal unterhaltender, und brauchbarer für die Absicht, die der Hr. Verf. gehabt zu haben scheint, als die Geschichte selbst. Wenn es nöthig war, gab der Hr. Verf. in Anmerkungen Stellen aus Urkunden oder gleichzeitigen Schriftstellern in der Grundsprache her, die nie überflüßig oder übel gewählt sind. Das erste Buch ist gewissermaaßen eine Uebersetzung des Theils von Taciti Lib. de moribus Germ. der von Sitten und Verfassung der heidnischen Deutschen handelt, die den Nachdruck und das Eigene des Originals völlig erreicht. Deutschlands Völker, erzählt Hr. V., verbanden sich Gauenweise zu großen einzelnen Gesellschaften, entweder um Polizey und Sicherheit im Lande zu erhalten, (Allemannien)

nien) oder um des Landesgränzen gegen äußere Gewalt zu vertheidigen, das ist zur Landwehre, (Heermannien). Eine dritte Art von Gesellschaften that sich aus unruhigen Jungen blos auf Fehden oder Streifzüge in das Ausland zusammen; und diese war es, die die deutsche Freyheit untergrub, ihren Anführern half Monarchien zu stiften, und den Grund zum Lehnwesen und Adel legte. Ariovist, ein solcher Fehden Anführer (II. Buch) erfocht die Herrschaft durch seinen Schwabenbund, und rettete einen Theil vom Deutschlande von römischer Unterjochung. Dennoch unterwarfen sich später die Römer das Rheinland. Mit den Römern kam das Christenthum nach Mainz, wenigstens vor K. Konstantin des Großen Bekehrung, obgleich Crescens und andere Mainzer Bischöfe der ersten Jahrhunderte erdichtet sind. (III. Buch.) Der Allemannische große Bund sollte nur den deutschen Ländern überhaupt zur Landwehre dienen, aber der Fränkische war ein Fehdebund. Durch jenen wurde die alte Gauverfassung erhalten, durch diesen aber vermittelst Einführung des Lehnwesens umgestürzt. Jeder freye Besitzer eines Freyhofes blieb Bürger des Fränkischen Reichs, er mochte nun ein Loßgut Allodium, oder ein Lehngut (Feodum Fehdegicht) besitzen. War er kein Lehnmann, so diente er nur zur Landwehre oder im Heerbann. Der Mainzische Erzbischof war mit allen Geistlichen ein Unterthan der weltlichen Gesetze und Oberen, und diente im Heerbann. Aber sein Sittengericht (Send), seine Gelehrsamkeit, die ihm zu der Kanzlerwürde und Einmischung in die Königlichen Regierungsgeschäffte verhalf, und seine Oberaufsicht über alle heidnische Missionen, verschafften ihm ein gewisses Ansehen, welches ihn über weltliche Amtsgenossene erhob. Mit Karl dem Großen (IV. B.), wie es scheint, einem gebohrnen Mainzer, verbreitete sich über die Mainzer Gegend Aufklärung, Gelehrsamkeit, Cultur, ordnungsmäßige Regierung, und alles was ein Land und Volk glücklich machen konnte. Allein unter seinem Sohne und dessen schlechtdenkenden Nachkommen ward fast alles Gute, was er bewürkt hatte, vernichtet. Die spätern Land- und ehrgeitzigen Könige erhoben die Fehdeleute oder Vasallen über die Heerbannsleute, weil diese ihnen nicht über die Gränze folgten, und beschenkten sie nicht nur, sondern gaben ihnen fast allein den Zutritt zu ihrer Person, daher schon bey dem Coblenzer Vertrage im Jahr 860. die Lehnleute fast als die einigen Reichsstände erscheinen. Der

Mainzer Erzbischof Riculf half sich durch den von ihm verbreiteten Pseudoisidor empor, und gründete die Mainzer Hierarchie. Der Heerbann ward verächtlich, und die Mitglieder entzogen sich dem Königs- und Reichsdienste, da sie bald sich bey dem Aufgebothe für Lehnleute solcher Lehnherren ausgaben, welchen sie im Felde folgen müßten, bald aber würklich ihr freyes Gicht einem geistlichen oder weltlichen mächtigern Herrn zu Lehn auftrugen, um sich von Neckereyen und Räubereyen anderer Vasallen zu befreyen. Die Lehnherren zogen alle Gerichtsbarkeit an sich, und mit der Verminderung des Heerbannes nahm die Macht des Königs ab. Daher konnte der Erzbischof von Mainz im IXten Jahrhunderte sich viele landesherrliche Vorrechte zueignen. Noch mehrere aber erlangte er bey bequemen Gelegenheiten die er als beständiger Reichskanzler stets wahrnehmen konnte, besonders aber durch die übertriebene Mildthätigkeit der Ottonen, die auch sein Gebiethe durch viele geschenkte Güter vergrößerten. K. Henrich I. versetzte die Landwehren in die Städte, und aus diesen entstanden die selbstständigen Bürger. Der Rheinische Adel trat in eine Innung zusammen, und ließ zwar seine Hauptbeschäfftigung, die Jagd und das Raufen seyn, hatte aber dennoch bessere Sitten als der Bürger. Konradins Tod zersprengte das Rheinfranzische Herzogthum, und nun machte sich der Adel unmittelbar und reichsfrey. Die Domherren wurden zu reich, um ferner an einem gemeinschaftlichen Tische zu speisen, und sich mit gemeinschaftlichen Cellen und Schlafsälen zu behelfen. Jeder von ihnen errichtete demnach ein eigenes Haus, und alle machten sich zu den vorzüglichsten Geistlichen im Stifte, rissen die Kurfürstenwahl an sich, betrachteten sich als Kurprinzen, weil aus ihnen nur der künftige Kurfürst genommen werden konnte, und schränkten einseitig, da das Land keine Landstände hatte, die Kurfürstliche Regierung auf mannichfaltige Weise ein. Schon im zwölften Jahrhunderte drängeten sich Fürsten und Adliche zu den Domherrenwürden, und die Bürger wurden, bis auf einige wenige Patricier der Stadt Mainz, von diesen ausgeschlossen. Der Erzbischof lies die neuerhaltene Gerichtsbarkeit und Regierung durch einen Vizthum oder Landvogt schon vor dem Jahre 1066. verwalten. Dennoch behielt der Rheingau, wenigstens bis 1140. seine Gaugrafen, und bis auf jetzige Zeit seine Gauthinge und Hayngerichte. Um den Befehdungen entgegen zu arbeiten, erfand man Gebücke

bücke (Landwehren) oder Verhaue von lebendigem am Gipfel zusammengeflochtenen Holze. Die Stadt Mainz erwarb sich so große Vorrechte, daß der Kurfürst mehr ihr Schutzverbündeter als Landesherr zu seyn schien. Andere große Städte machten sich unmittelbar. Der Adel stand zwar größtentheils in der Kurfürstlichen Ministerial- und Lehnspflicht, aber dennoch entzog er sich durch die Macht seiner Verbindung der Kurfürstlichen Jurisdiktion. Daher, und weil der Kurfürstliche Staat aus vielen von einander entfernten und zu verschiedenen Zeiten erlangeten kleinen Herrschaften bestand, konnten sich in diesem keine Landstände bilden. (V. B.) Erzbischof Diether war gegen den Kaufmann und handelnden Bürger ungerecht, denn er legte das Schloß Rheinfels an, und erpressete durch dieses neue Zölle. Die Mainzer Bürger klagten über selbigen vergeblich. Endlich kam einer von ihnen, Waldpod, auf den Einfall, man müsse sich mit andern mächtigen Städten verbinden, und mit vereinigter Kraft das hinwegschaffen, was eine einzelne Stadt nicht überwältigen könne. Seine Mitbürger führten den Vorschlag aus, und der Kaiser genehmigte ihn in Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil, und so entstand am 29sten Junius 1255. der große Städtebund. Dieser stürzte die Raubschlösser nieder, vertilgte die Zölle, brach die Obermacht des Adels, und schenkte den oberländischen Deutschen Sicherheit auf Straßen und in ihren Häusern. Aber bald fuhr der Fehde- oder Eroberungsgeist in diese Städte, und der Städtebund ward den angränzenden Landesherren und selbst dem Kaiser gefährlich. Man arbeitete den Städten erst durch einzelne Fürsten- und Ritterbünde, nachher 1382. durch die große Adelsverbindung entgegen. Der Kurfürst von Mainz errichtete den Rheinischen Kurfürstenverein 1338., und sein Nachfolger Berthold veranlassete den Schwäbischen Bund, und endlich 1495. den Landfrieden, der die Macht der vereinigten Städte allgemählich niederstürzte. Die Bürgerschaft zu Mainz theilte sich in die Alten, und in die der Innungen. Jene waren wahrscheinlich die Nachkommen der alten Wehren, die Henrich der erste in die Städte zog, dienten und erschienen bey allen Geschäfften zu Pferde, zogen die Hälfte der Stadtämter und Regierung an sich, und verachteten die übrigen Bürger die in den Handwerks und Krämerinnungen eingeschrieben waren. Eine besondere Gesellschaft der Alten, nämlich die Münzgenossen und Hausgenossen im Thiergarten, übten

nicht nur das Münzregal einseitig aus, sondern hatten auch den ausschließenden Handel mit den edlen Metallen, und machten die Leibgarde des Kurfürsten aus. Die Innungsbürger ergriffen zum erstenmal 1332. die Waffen, und setzten damals, noch mehr aber durch einige spätere Aufläufe, der Patricialherrschaft engere Gränzen. Die Bürger baueten das Land noch besser als die ersten Mönche an, und der Mainzische Staat verdankt den Ordensleuten zwar einen großen Theil seiner Cultur, allein die Bürger leisteten weit mehr, vorzuglich in Betracht der Handlung. Insbesondere machten einige Mainzer Bürger durch ihre Erfindungen nicht nur ihr Vaterland, sondern Deutschland und ganz Europa glücklich, und bewürkten eine allgemeine Revolution. Ein unbekannter Mainzer scheint das Schießpulver erfunden zu haben, denn schon im Jahre 1344. hatte die Besatzung des Schlosses Ehrenfels ein Feuergeschütz. Waldpod erfand die Hanse, durch welche Deutschland ein mächtiger Handelsstaat wurde. Guttenberg, Faust und Schäfer waren die Erfinder der Buchdruckerey. Für schöne Künste und Wissenschaften sorgten einzelne Mainzer, und der Kurfürst. Dieser stiftete 1477. die Universität zu Mainz. Henrich Frauenlob war 1305. ein glücklicher Dichter, und ward vom schönen Geschlechte auf eine sehr feine Art belohnt.

So weit Hr. Prof. Vogt. Vielleicht erwartet einer oder der andere unserer Leser ein Gutachten des Recensenten über verschiedene hier als Gewißheit vorgetragene Wahrscheinlichkeiten. Aber zu diesem fehlt hier der Raum. Der ehrliche Waldpod würde durch dieses verliehren. Denn sein Werk war nicht für Deutschland so wichtig, als die ältere nordische Hanse. Auch mußte er diese, die schon 1241. völlig gegründet war, kennen, und war vielleicht mehr Nachahmer als Erfinder.

Bb.

Ueber die Einführung der Galanterie in dem Mittelalter. von Christian Ernst Weisse, b. R. u. d. W. D. Leipzig, bey Crusius. 1793. 84 S. in 8. 6 gr.

Mi

Mit guter Kritik und feinem Geschmack sind die zuverläßigsten und interessantesten Nachrichten und Resultate der Untersuchungen Französischer und Deutscher Schriftsteller über diese Materie hier ausgewählt und zusammengestellt, mit einigen eigenen Ideen und Vermuthungen des Verf. verbunden, und in einer angenehmen und lebhaften Schreibart vorgetragen. Der Gang des Verf. ist kürzlich folgender: Die Achtung, welche die deutschen und nordischen Völker von jeher für ihre Weiber hegten, ist nicht hinreichend, das Entstehen der eigentlichen Galanterie zu erklären, deren wahrer Ursprung vielmehr in dem Ritterwesen zu suchen ist, das im 11ten und 12ten Jahrh. entstanden war, und den wichtigsten Einfluß auf den ganzen sittlichen Zustand von Europa hatte. Ueber die Würde des Ritters, unter dessen Pflichten und feyerliche durch ein Eyd bestätigte Gelübde vorzüglich gehörte, Wittben und Waisen, und überhaupt schwachen Personen seinen Schutz zu leihen. In Zeiten, wo das weibliche Geschlecht, so vielen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt, die Entführungen u. s. w. so häufig waren; wo selbst vor Gericht die wichtigsten Streitigkeiten durch Zweykämpfe geschlichtet wurden — konnte und mußte endlich jene Verpflichtung zu einer besondern Dienstpflicht gegen die Damen werden. Hieraus erklärt sich zugleich, wie man die Galanterie als eine durch die Religion geheiligte Verbindlichkeit und Pflicht betrachten konnte, und überhaupt die seltsame Vermischung von Religion und Galanterie, von der das ganze Ritterwesen des Mittelalters so häufige Spuren zeigt. Schon bey der ersten Erziehung wurde dem künftigen Ritter die Dienstpflicht gegen die Damen so gut und mehr als der Katechismus eingeprägt. Die Galanterie wirkte auf die ungemeine Verehrung der Jungfrau Maria, und wiederum diese Verehrung zurück auf die Galanterie. Eben so natürlich war die Verbindung von Ehrliebe und Galanterie, die besonders dadurch erzeugt wurde, daß die Frauenzimmer nicht nur an großen Thaten der Männer den lebhaftesten Antheil nahmen, sondern diese auch nicht selten zur Tapferkeit ermunterten, sie dafür belohnten und nichts höher an ihnen schätzten, als Muth und Kühnheit. Turniere, an denen die Französischen Damen noch weit lebhaftern Antheil nahmen, als die Deutschen. Die Damen pflegten bey solchen Gelegenheiten die von ihnen begünstigten Ritter mit irgend einem Theile ihres Anzugs und Putzes zu bedenken, und diese schrieben dann, wenn sie den

Sieg davon trugen, die Ehre davon allein diesen Gunstbezeugungen zu. Welch einen Schwung mußte diese Kleinigkeit den Ideen geben, und welch eine weiche Nahrung für die sich immer mehr verfeinernde Galanterie. Diese leitete dann zu ernstlichern Unternehmungen. Der Gunst ihrer Schönen, die nun in der herrschenden Denkungsart immer mehr Achtung erhielten und in einem geheimnißvollen Nimbus von Heiligkeit und Göttlichkeit erschienen, so wie sie denn in Gefechten nächst Gott und wohl gar eher als Gott angreifen würden — dieser Gunst sich würdig zu machen, zogen die Ritter nun aus, und suchten Kämpfe und Gefahren auf. Daher die irrenden Ritter, (so häufig in Frankreich, England und vorzüglich in Spanien, so selten, aber doch nicht ganz unbekannt bey den kaltblütigen Deutschen) und ihre großen Vorrechte. Daher die seltsamen und ausschweifenden Proben, die die Ritter nicht selten ihren Damen ab- oder diese jenen auflegten. So verlangte die Geliebte eines französischen Ritters, daß er ihr die Gemälde von dreyßig andern Schönen bringen sollte, deren Ritter er ihr zu Liebe überwunden hätte. Galenz von Mantua versprach der Königinn Johanna von Neapel, ihr ein Präsent mit zwey gefangenen Rittern zu machen, und hielt Wort. In Deutschland waren Enthusiasten dieser Art sehr selten. Dies war vielleicht nicht blos Folge einer richtigern Beurtheilungskraft der deutschen Ritter, sondern auch von der Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit ihrer Schönen, die so gefährliche Proben von ihren Liebhabern nicht verlangten. Jene Ausschweifungen und Abentheuer hatten nun auch andere Wirkungen, die nicht minder lächerlich waren, als sie selbst: es entstanden in Südfrankreich eigene verliebte Orden und Gesellschaften von Männern und Weibern, die sich verbindlich machten, die Stärke der Liebe durch die härtesten Prüfungen an den Tag zu legen. Aus derselben Quelle entsprangen auch die so genannten Gerichtshöfe der Liebe (Cours d'Amour.) Der Verf. untersucht und beantwortet nun die Frage: wie entstand aus der besondern Pflicht den Damen Schutz und Beystand zu leisten, eine allgemeine Dienstpflicht, auf die sich die heutige Galanterie (d. h. das Bestreben der Männer den Frauen blos aus dem Grunde zu dienen, weil sie zu dem schwächern Geschlechte gehören) gründet? Wenn auch nicht erste Veranlassung, doch gewiß sehr wirksam zur größern Ausbildung der Galanterie war die ursprüngliche uralte Achtung der deutschen

schen Völker gegen das schöne Geschlecht. Je mehr man denjenigen achtet, dem man irgend einen Dienst erweißt, desto weniger pflegt man diesen Dienst auf sein bestimmtes Maaß einzuschränken. Einfluß der Erziehung der künftigen Ritter, in Frankreich meist unter den Augen der Damen, und gewöhnlich außer der Aeltern Hause als Pagen und Knappen, wodurch sie geschmeidig, biegsam und zur Galanterie geschickt und aufgelegt wurden. Ferner wurde die Galanterie durch die großmüthigen und feinen Gesinnungen befördert, die eine Folge des Ritterwesens überhaupt waren — durch die Turnire, die gleich nach ihrer Entstehung zugleich, eine Schule guter Sitten und feiner Lebensart, besonders gegen das schöne Geschlecht wurden, und von denen jeder ausgeschlossen ward, der sich thätlich oder auch nur mündlich gegen ein Frauenzimmer vergangen hatte, — durch die das ganze Mittelalter hindurch in den meisten europäischen Staaten, besonders unter dem Adel gewöhnlichen großen Zusammenkünfte, die nicht allein durch die Turnire, sondern durch die ganze Staatsverfassung und die Sitten der damaligen Zeit, Reichs-Landtage, Fürstengerichte, Ehrenzüge, Hochzeiten, Leichenbegängnisse u. s. w. veranlaßt wurden, und wo oft 10000 und mehr Menschen zusammenströmten. Mehr als alles das aber wirkte der Enthusiasmus, den die Dichter des Mittelalters für das schöne Geschlecht erregten. Wer kennt nicht die Troubadours, die Minnesänger und den Inhalt ihrer Lieder — die lebhafteste Schilderung der Vorzüge der Weiber überhaupt, nicht nach der Sitte älterer und neuerer Dichter, der Vorzüge einzelner Individuen? Zu diesem allen kömmt endlich das eigenthümliche Vergnügen, das mit ihr selbst verbunden ist, und der Lohn, den diese Eigenschaft denjenigen verschafft, die sich ihrer befleißigen. Unzähliche Umstände wirkten übrigens die verschiedenen Schicksale derselben bey verschiedenen Völkern. Nirgend blühte sie eher und stärker als in Frankreich, auch in England machte sie zeitig ihr Glück, am längsten erhielt sie sich bey den Spaniern, wo sie auch am meisten die Farbe des Abentheuerlichen annahm. In Deutschland stande ihr die Kaltblütigkeit der Nation und die Plackereyen des Faustrechts, bey den nordischen und slavischen Völkern die spätere Kultur des Ritterwesens im Wege. Aus diesem allen beantwortet sich nun von selbst die Frage: wie aus der Galanterie, die Anfangs blos als eine Pflicht des Ritterstandes angesehen wurde, leicht eine allgemeine

Verbindlichkeit der Männer unter allen gesitteten Ständen in den meisten europäischen Staaten entstehen konnte? Sobald die Galanterie auch auf Gegenstände angewendet wurde, die kein eigenthümliches Geschäfft des Ritters waren, so konnte sie natürlich bald auch auf alle andere Stände übergehen.

Ga.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Vertraute Briefe über Frankreich. Auf einer Reise im Jahr 1792. geschrieben. Berlin, bey Unger. 1793. 445 S. in 8.

Der erste Theil dieser schätzbaren Briefe ist von uns bereits angezeigt worden. Wir wollen zum Beweise, daß der vor uns liegende zweyte Theil von keinem geringern Werthe ist, als der vorhergegangene, einige Bemerkungen und Nachrichten ausheben. Der Verf. traf auf der Reise von Moulins bis Paris (im März 1792.) alles so ganz und gar ruhig und friedlich an, daß er daselbst keine Ahndung von einer im Lande vorgefallenen Revolution gehabt haben würde, wenn er nicht beständig mit den Assignaten und der großen Theurung, welche daraus zu entstehen schien, seine Noth gehabt hätte. Der Verf. überzeugte sich aufs Neue von der Wahrheit, daß es keinen arbeitsameren, industriöseren, und in jeder Rücksicht schätzbareren Bürger giebt, als den Französischen. Der Verf. war bald nach seiner Ankunft in Paris ein Augenzeuge von der Wirkung, welche die Antwort des Kaisers an den König hervorbrachte. Sie hob die Jacobiner erst recht empor, und vergrößerte ihren Einfluß außerordentlich. Denn das Volk, welches durchgängig von den feindlichen Gesinnungen und Machinationen des Hofes gegen die Constitution überzeugt war, sagte nun ganz laut und allgemein: nur die Jacobiner wären dem Hofe noch im Wege, seine despotischen Absichten auszuführen; sie allein nähmen sich noch der Sache des Volks an; mit den Uebrigen würde der Hof wohl fertig werden. Natürlich wurde also der Jacobinerklub nach der Antwort des Kaisers erst recht besucht, und beynahe bestürmt. —

Aus

Aus dem, was der Verf. S. 109. ff. von **Luckner** erzählt, wird man eine bessere Idee von diesem Manne erhalten, als aus dem, was er im ersten Theile von ihm sagte. Wer den Mann kennt, der wird gestehen, daß er hier sehr richtig geschildert ist. — Die Feuillants, deren Sitzung der Verf. beywohnte, schildert er uns als sehr kalte und unthätige Leute, von denen er auch voraussagt, was die Folge bestätigt hat, daß sie nichts hintertreiben würden, was die weit eifrigere, thätigere, und consequentere Parthey der Jacobiner durchsetzen wollte. — Das Urtheil des Verf. über la Fayette (im März 1792. geschrieben) scheint uns vorzüglich des Auszeichnens werth. Es ist bekannt, daß er damals schon beyden Partheyen verdächtig war. Den Demokraten war er deshalb verhaßt geworden, weil er sich laut gegen die Jacobiner erklärt, und den Klub in Metz durch lautes Schelten über dessen Verhandlungen und Absichten um alles Ansehen gebracht hatte. Der Verf. meynt, dies sey sehr unklug von einem Manne gewesen, welcher, wenigstens dem Anscheine und seiner eigenen Versicherung nach, denselben Zweck hatte, welchen die Jacobiner damals zu haben vorgaben, und auch wohl wirklich hatten, nämlich: die Aufrechthaltung der Constitution gegen die unermüdeten, tief und weit eingreifenden Machinationen des Hofes, und gegen das unaufhörlich wütende Bestreben der ausgewanderten Prinzen, die alte tolle Verfassung wieder einzuführen. Wenn nun auch die Jacobiner in hundert Fällen ganz andere Maaßregeln zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes ergriffen; ja, wenn sie auch bisweilen ihrer eigenen Absicht entgegen zu arbeiten schienen: so mußte doch ein Mann, der in derselben Sache thätig seyn wollte, sich nicht geradezu und öffentlich als Gegner jener Leute erklären, welche bereits einen so großen wichtigen Theil des Volkes auf ihrer Seite hatten, und die nur auf einem andern Wege zu demselben Ziele giengen. Vielmehr hätte er sich durch alle nur möglichen Mittel bemühen sollen, Einfluß zu erhalten, um Jene zu dem wahren Ziele zu lenken. Dazu gehörte aber vor allen Dingen die Klugheit, allen Anschein von Neigung zu persönlicher Oberherrschaft, zum Regieren einer Parthey, zu vermeiden oder zu verbergen; und diese Klugheit ist wohl eben so wenig Fayette's Sache, als ein ruhiger und fester Charakter, der in jedem gegenwärtigen Augenblicke nur den einzelnen nothwendigen Schritt zum Ziele vor Augen behält. **La Fayette** hat von jeher zu gern von

sich

sich sprechen hören, und bey Allem, was er unternahm, frey und offenbar an der Spitze gestanden. Selbst sein unbiegsames Bestehen auf die Constitution, wie sie da war, scheint mehr Vorliebe für ein Werk, das er mit Mirabeau vorzüglich förderte und zu Stande brachte, als Eifer für die Sache der Revolution überhaupt zu verrathen. Denn unmöglich konnte er damals noch der Meynung seyn, daß die Constitution ganz so, wie sie war, Bestand haben werde. Da nun die Eingriffe in die Constitution von Seiten der Jacobiner immer nur die executive Gewalt betrafen, welche sie in den Händen dieses Königs und seiner Minister nicht genug beobachten und einschränken zu können glaubten, und wozu sie selbst in der Constitution, in dem Kapitel von der Regentschaft alle Wege offen und einladend fanden: so war la F. laute Erklärung gegen die Jacobiner, in ihren eigenen Augen wenigstens, eine eben so laute Erklärung für den Hof. Unglücklicher Weise traf nun noch seine öffentliche Erklärung gegen die Jacobiner mit den Aeußerungen des Kaisers in Kaunitz'ens — — Antwort zusammen, und das zu einer Zeit, da die Parthey der Feuillants schon ganz ohnmächtig war. Die natürliche Folge davon mußte seyn, daß die Jacobiner in den Augen des Volks unendlich gewannen. Ihr Ansehen stieg daher mit jedem Tage, und Alles, was sich gegen sie erklärte, war dem Volke verdächtig, und mußte ihm verdächtig seyn. La Fayette hätte sich in diese zweydeutige Lage um so weniger setzen sollen, da er den enthusiastischen Charakter und die damalige Spannung seiner Landesleute kannte. Er mußte ja wissen, daß bey ihnen vom ersten kleinsten Verdachte bis zu ausgemachter Ueberzeugung von Verrätherey ein kurzer Schritt zu seyn pflegt, und überdies war die Parthey des Hofes auf keine Weise so beschaffen, daß er sich frey und ganz an sie anschließen konnte. Sey er also der edle Mann, für den wir ihn immer gehalten haben, und dem die Sache der wahren Freyheit über Alles geht, oder sey er ehrgeitzig, und wollte die Laufbahn, welche er als Held und Freyheitsvertheidiger so rühmlich angefangen, ganz vollenden: so konnte er sich doch in keinem Falle an die Hofparthey ketten, deren Inneres er besser, als jeder Anderer, kennen mußte. Er stand also in dem Augenblicke, da er sich laut gegen die Jacobiner erklärte, verlassen, ohne wichtigen Anhang, da, und das unter einem Volke, bey dem sich noch kein Comödiant ohne eine mächtige Parthey oben erhalten hat.

Sich

Sich bey der kleinsten Armee, welche er commandirte, einen Anhang zu machen, der seine Person so lange schützte, bis glückliche Veranlassungen ihn zu einzelnen glänzenden Handlungen führten, war Alles, was ihm noch übrig blieb. Dadurch mußte er aber wieder der Hofparthey verdächtig und verhaßt werden. Trauen konnte ihm diese niemals; und wenn sie es ihm auch wirklich geglaubt hätte, daß es seine Absicht sey, den König bey dem Ansehen und den Vorzügen zu erhalten, welche die Constitution ihm gab, so war dies in ihren Augen immer nur wenig, ja, es kränkte sie bey einem Manne, welchen sie als einen der wichtigsten und thätigsten Mitwirker in der Vernichtung ihrer alten Türkischen Macht haßte und ewig hassen wird. Zu diesem Allen kam noch ein anderer Verdacht, den sich la F., wie man sagt, durch unkluges Betragen, während seines letzten Privataufenthaltes in den Provinzen, zugezogen haben soll. Man glaubte nämlich, er habe die Absicht, sich, wenn der Kampf der Partheyen in Paris zu ungleich werden sollte, an die Spitze der südlichen Provinzen zu stellen; diese würden sich dann von dem übrigen Frankreich losreißen, und durch ihre natürliche Lage gesichert, sich eine ihnen selbst beliebige Verfassung geben. —

Folgende Stelle beschließt den letzten Brief dieses Bandes, in welchem der Verf. sehr fein über den ganzen Gang der Französischen Revolution bis auf die Zeit, worinn er schrieb, urtheilt. Er meynt, es dürften wohl immer bis dahin, da es in Frankreich so ruhig und ordentlich wird, wie alle friedliebende Seelen es wünschen, die vollen zwanzig Jahre vergehen, welche er, zu seiner wahren Beruhigung, gleich an dem Tage für erforderlich erhielt, als er die Nachricht von Mirabeau's großer Anrede an den Hofceremonienmeister, Marquis de Brezé, dieser Sturmglocke der Revolution, las. Was sind auch zwanzig Jahre für eine große Staatsrevolution! Funfzehn Jahre dauerten die bürgerlichen Kriege, welche der bloßen Anerkennung und Thronbesteigung Heinrich IV. vorhergiengen; und damit hatte Frankreich nur Einen guten König erhalten, dem lauter schlechte folgten. Wenn es sich nun mit zwanzig Jahren Mühe und Noth eine Verfassung erringt, wodurch es ruhige, glückliche Jahrhunderte bekommt: so werden diese zwanzig Jahre in der Geschichte wie ein saurer Erndtetag dastehen. Das ist freylich ein schwacher Trost für die unglücklichen Menschen,

welche

welche ein Opfer der grossen Sache werden; aber er sollte auswärtige Beobachter und hervortretende Beurtheiler der Französischen Revolution doch bewegen, ruhiger, männlicher, und mit mehr Uebersicht des Ganzen zu urtheilen. Schon der Gedanke: „du sprichst zum Vortheile Einzelner gegen die „Menschheit,“ sollte sie von harten Urtheilen über die wichtige Sache abhalten. Daß sie die Nachfolge da, wo Bedürfniß drängt und Empfänglichkeit treibt, durch ihre harten Urtheile nicht aufhalten werden, müssen sie doch wohl selbst eingestehen; oder sie wissen noch nicht, wie wenig Worte gegen Bedürfniß und Neigung wirken. Wohl aber können sie da, wo noch kein Bedürfniß drängt, und keine wahre Empfänglichkeit Neigung erzeugt, sondern nur, wie fast überall, Unzufriedenheit mit einzelnen Mängeln Statt findet, eine falsche wilde Lust zu unüberlegter Nachfolge hervorbringen, und dadurch ihren Fürsten schaden, ohne dem Volke zu helfen.

Der Verf. hat übrigens auch in diesem Bande hin und wieder merkwürdige Stellen aus den in der N. V. gehaltenen Reden, und aus fliegenden Blättern, Urtheile über das Französische Theater und die Französische Musik, nebst manchen artigen Anekdoten mitgetheilt, welche die angenehme und nützliche Unterhaltung, die seine Briefe gewähren, noch mehr erhöhen. Von den Anekdoten nur eine zur Probe: „Bald nachher, als Linguet in Gefangenschaft gebracht war, trat ein Mann in sein Zimmer, und bot ihm seine Dienste an. Wer seyd Ihr? fragte Linguet. Ich bin der Barbier der Bastille. — Die hättet ihr längst rasiren sollen, sagte Linguet.“

Gr.

C. M. Plümicke's Briefe auf einer Reise durch Deutschland im Jahr 1791. zu Beförderung der Nationalindustrie und des Nahrungsstandes. Vornehmlich in Beziehung auf Manufaktur Kunst- und Oekonomiegegenstände. Zwey Theile. Liegnitz, bey Siegert. 1793. Der erste vor uns liegende Theil begreift, nebst den Beylagen, 32 Bogen in kl. 8. 1 Rk. 8 gr.

Die

Die Absicht des Verf. erhellet schon so ziemlich aus dem Titel: in dem ersten Brief wird sie aber noch bestimmter angegeben. Er hat sich nämlich — seinen Ausdrücken zu Folge — drey Hauptgegenstände für seine Beobachtungen ausgehoben: 1) Verbesserung der Papierfabrikation, durch Veredlung der bis jetzt üblichen Papierstoffe und durch Erfindung solcher Surrogate, vornehmlich aus dem Vegetabilreiche, welche mit Vortheil zu benutzen sind. 2) Vortheilhafte Anwendung inländischer Baumwollarten und verschiedener ihnen ähnlicher Naturprodukte zum Manufakturgebrauch, zu mehrerer Ersparung der fremden Baumwolle; wobey er zugleich auf die besten Mittel zu Verfeinerung der Landwolle und des Flachses sein Augenmerk gerichtet; und 3) Anbau und Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze; nebst der vortheilhaftesten Benutzung der angorischen Seidenhaasenhaare. Andre statistische und — malerische oder witzige Bemerkungen hat man also gleichsam als Dreingabe zu betrachten.

Von Freystadt in Schlesien reißte der Verf. aus, und kam zuerst nach Sagan, von welcher Stadt und dem nach ihr genannten Herzogthum er genauere Nachrichten, als von irgend einer andern Gegend, geben kann, weil er in Diensten des Herzogs von Curland, der dasselbe im J. 1786. von den Fürstl. Lobkowitzischen Erben für eine Million Gulden kaufte, stand oder noch steht, und in dessen Gefolge er Reisen machte, welche vor dieser, die er jetzt beschreibt, hergiengen. Es werden da einige Angaben in den Zimmermannischen Beyträgen zur Beschreibung von Schlesien in Betreff dieses Herzogthums rektificirt. Die Note S. 10. von Wallensteins oder vielmehr Waldsteins, momentanen Herzogs von Sagan, Aufwand ist überflüßig, weil sie eine sehr bekannte Nachricht enthält. Auch das Historische von Sagan gehörte nicht hieher. Und was heißt S. 12. das? „Erst unter dem (unter welchem?) Marggrafen von Brandenburg mag ohnstreitig (welcher Widerspruch zwischen Vermuthung und Gewißheit!) der Flor der Stadt angefangen haben." Noch eine Frage! Warum redet Hr. Plümicke, nachdem er S. 7. so eifrig für die Benennung: Herzogthum Sagan, gestritten, hernach doch immer von einem Fürstenthum dieses Namens? Uebrigens ist man dem Verf. für die Nachrichten von der Gewerbsamkeit desselben und für die dazu gehörigen Tabellen, wie auch für andre Merkwürdigkeiten, sehr

ver-

verbunden. — Der S. 34. vorkommende astrologische Apparatus ist doch hoffentlich ein Druckfehler? — S. 35. wird gezeigt, daß König Karl der 12te von Schweden sich die Erlösung der Schlesischen Protestanten von dem Oesterreichischen Glaubensdruck theuer genug hat bezahlen lassen. — S. 40. u. ff. von der Saganischen gegen Sorau zu liegenden Papiermühle. S. 42. u. f. von Sorau und der dortigen Gegend. S. 45. von der Papiermühle bey Krampe im Grünbergischen, die ihre Lumpen meistens aus Pohlen bekommt. Die 1743. zu Neusalz angelegte Kolonie der Brüdergemeine ist noch nicht gar 350 Personen stark. Dabey macht der Verf. eine, wie uns dünkt, hieher nicht gehörige Ausschweifung über die Verbreitung der Herrnhuter überhaupt. Er setzt hinzu: „Es haben schon andere vor mir behauptet, daß leicht Zeiten eintreten könnten, wo sich Grundsätze von Irreligiosität (so wie zum Theil schon über Frankreich) allgemeiner verbreiten, und Christus endlich nicht bekannter (oder vielmehr geachteter) als etwa Sokrates mehr seyn dürfte. Wenn dies sich je ereignen könnte, so dürften wohl nach mehrern hundert Jahren die Brüderunitätsgemeinen, im buchstäblichen Verstande, gleichsam die einzigen Depositärs der Lehre von Jesu seyn — und könnten alsdann sicherlich, so wie jetzt nach Grönland oder zu den Eskimos, ihre Missiones unter die Lutherischen und Reformirten Christen aussenden." S. 53. u. ff. von einem im J. 1744. zu Tepperbuden unweit Kolzig betriebenen Hexenprozeß, den der Verf. aus den Akten umständlicher bearbeitet bey einer andern Gelegenheit dem Publikum vorlegen will. Er geht auch da wieder ins Allgemeine, und in der Note S. 56. kommt sogar der amphibische P. Moccia mit ins Spiel. S. 57. von dem Burgberggarten bey Dalbau, dessen Beschreibung wir von dem dortigen Hrn. Pastor Blümel, der die erste Idee dazu gab, zu erwarten haben. S. 62. von der berühmten Glashütte zu Wiesau im Priebusischen. Nach S. 67. hat man von dem Städtchen Priebus durch den Hrn. Pastor Worbs daselbst eine so vollständige Geschichte zu erwarten, als noch von keiner Stadt dieser Klasse vorhanden seyn soll. Bey dieser Gelegenheit wird die merkwürdige Geschichte des Saganischen Herzogs Balthasar, den, wie man gewöhnlich glaubt, Herzog Hans zu Priebus im 15ten Jahrhundert verhungern ließ, berichtiget. Nachrichten von Bauzen S. 85. u. ff. Diese Stadt soll an Leinwand

wand jährlich ungefähr für 400,000 Thaler versenden. Viele Böhmen kommen jetzt dahin wegen der starken Rekrutenaushebungen in ihrem Lande. Der nach Weimar abgegangene Rector zu Bautzen (S. 96.) heißt nicht Büttner, sondern Böttiger. Der dortige Kaufmann Franz besitzt eine ihm feile Sammlung amerikanischer Curiositäten aus Surinam. Was Hr. P. S. 108 u. ff. von den Wenden erzählt, ist bekannt, hätte folglich wegbleiben können. Interessanter, obgleich größtentheils auch bekannt, ist das, was hernach von der Gewerbsamkeit und den Produkten der beyden Lausitzen folget. Die Zahl der dortigen Schafe schätzt er auf 400,000. Von den Leinwandmanufakturen und ihrer Geschichte in der Lausitz S. 124 u. ff. insonderheit. Ihr Handel mit Leinwand aller Art sey seit 1777 bis 1787 ganz ausnehmend gestiegen. Blos nach der Zollangabe und der dabey zum Grunde gelegten, für manche Artikel sehr geringen Schätzung, auch ohne das zu rechnen, was mit Hintergehung des Zolles ausgeführt wird, wäre vom J. 1764 bis mit 1780, also in 17 Jahren, an Leinwand ausgeführt worden, für 28 Mill. 196,079 Thaler. Von 1777 bis 1787, also in 11 Jahren, für 23 Mill. 898,626 Thaler; und endlich in den beyden Jahren 1786 und 87 die beträchtliche Summe von 4 Mill. 752,803 Thalern. In Zittau versendeten im J. 1789 22 Handelshäuser 15,91¼ Centner verschiedener Leinwandwaaren, die beym Zoll 720,406 Thlr. 6 Gr. werth angegeben wurden. Eben diese Handelshäuser versendeten im J. 1790 nur 13,239½ Ct., die sie mit 621,204 Thlrn. 20 Gr. beym Zollamt verrechneten. S. 138 u. ff. von einigen böhmischen und chursächsischen Papiermühlen. Ueberall hörte Hr. P. Klagen über Mangel an Lumpen; er schlägt Mittel dagegen vor. Ein feines Pröbchen von Handelsindustrie steht S. 145. Als nämlich Kaiser Joseph der 2te die Ausfuhr der Lumpen aus Böhmen verbot: so gab es Kaufleute, welche Lumpen sammlen ließen, die feinern aussortirten, in Pappendeckel verwandelten, und dann in großen Ballen und Kisten die Elbe hinauf und nach Holland verschickten; welches ihnen, unter allerley Vorwand, nicht füglich verwehret werden konnte. Der Holländer hat dann nur die leichte Mühe, den halben Zeug wieder aufzulösen und in Papier zu verwandeln. S. 158 u. ff. vom Hrn. CR. Riem in Dresden und dessen Sehenswürdigkeiten, besonders Modellen; auch von dessen Seidenhasenzucht. Wenn es S. 188 heißt, die Chursächsischen Landesschulden wären längst getilgt;

so hat dies wohl keinen Grund. Die eben nicht erfreuliche Lage des Bauerstandes in (einigen Gegenden von) Chursachsen sucht der Verf. S. 193 weder in ihm selbst (denn die meisten Bauern wären freye, fleißige und verständige Leute), noch in der Landesverfassung, sondern in der zu großen Zertheilung des Bodens und in der zu starken Bevölkerung. „Es hat, (so sagt Hr. P. überall, statt: es giebt) „viele Bauern, selbst in guten Gegenden, die aus Mangel an Vieh eine Kuh zum Ochsen an den Pflug spannen, und für gewöhnlich nur von Erdtoffeln und Hülsenfrüchten leben müssen, Fleisch aber nur höchst selten essen können; obwohl sie nichts desto weniger zweymal des Tages Caffee zu trinken gewohnt sind.“ Die Sittencultur rühmt er sehr. Bey Gelegenheit der Porcellanfabrik zu Meißen (S. 199.) erwähnt er einer neuen nützlichen Erfindung, eiserne Kochgeschirre inwendig zu emailliren, oder mit einer Art von Stein- oder Porcellanguß zu überziehen, so daß darin nicht nur ohne Schaden, sondern auch weit längere Zeit gekocht werden kann. Noch werde die Sache als Arcanum behandelt, und die Bemühungen, die man sich anderwärts gegeben, um dahinter zu kommen, seyen fruchtlos gewesen. S. 203 u. ff. Unterhaltung mit dem verehrungswürdigen Breitkopf in Leipzig über Verschönerung der Lettern und Vermehrung des Papierstoffes aus Vegetabilien. S. 212 ff. von der Kefersteinischen Papiermühle zu Kröllwitz bey Halle. S. 218 u. ff. von den Merkwürdigkeiten, die der V. bey dem Hrn. Prof. Forster in Halle sah, besonders von allerley Zeuchen der Bewohner der Südseeinseln. S. 224 u. f. von den Versuchen des Hrn. Prof. Junghans zur Verbesserung der Seidencultur durch den tatarischen Maulbeerbaum. S. 233 u. ff. von den Hallischen und andern Magdeburgischen Salzwerken, obgleich nicht nach eigner Einsicht. S. 248 von einer neuen Damenhuthmanufaktur und besondern Knopffabrik. Von Halle reiste Hr. P. wieder nach Leipzig, und beschreibt jetzt zum Theil die dortigen Sitten. Mit Recht hält er sich über das dort gewöhnliche übertriebene Chapeaubasgehen auf. Auffallend und gewissermaßen beleidigend ist es für so manche andre würdige Professoren der dortigen Universität, wenn S. 256 einer namentlich obenan gestellt wird — vielleicht hauptsächlich wegen seines prächtigen Hörsaales. Wir zweifeln sogar, ob es ihm dieser, übrigens sehr achtungswürdige, Gelehrte Dank wisse. Wie heterogen sind nicht die Wissenschaften und ihr Vortrag! Ueberdies gesteht Hr. P. selbst, daß er keinen andern

dortigen Professor kennen gelernt habe: und doch urtheilt er so entscheidend über sie ab! Von dem Leipziger Buchhandel und dem Buchhandel überhaupt S. 259 u. ff. Hier (S. 262.) wird gesagt, Hr. Breitkopf habe in seiner Druckerey 18 Pressen; oben aber S. 204 hieß es 16; welches ist nun richtig? Die Breitkopfischen Typen seyen zwar theurer, als andere; aber dafür sollen sie auch vier bis fünf Jahre länger dauren. Daß Hr. P. in Leipzig und an andern Orten, wo er gerade Schauspieler antraf, diese seine Lieblingsmaterie nicht werde aus der Acht gelassen haben, versteht sich. Von Leipzig kam er nach Erfurt. Auch die Stimme unsers Reisenden vereiniget sich mit den Stimmen aller andern Sterblichen, die das Glück gehabt haben, den Coadjutor v. **Dalberg** persönlich kennen zu lernen. „Herablassung und äusserst tolerantes, humanes Bezeigen gegen jedermann, sind Züge seines Charakters, durch welche er eben so allgemein bekannt ist, als von Seiten der Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Verdienste. Mittheilende Güte und liebenswürdige Vertraulichkeit bilden eine Atmosphäre um ihn her, in der man sich wohl fühlt, und so ohne Zwang athmet, als ob man schon Jahre lang darin gelebt hätte." Was S. 284 u. ff. von den Versuchen des im J. 1783 verstorbenen Professors und Bürgermeisters Hadelich mit gewissen inländischen Pflanzen zu Surrogaten für Baumwolle und für Papier erzählt wird, verdient zwar, gerühmt zu werden: aber, so viel Aufhebens mit unserm Verf. davon zu machen, verdienen sie wahrlich nicht, weil sie nie im Großen mit Vortheil ausgeübt werden können. Es sind technologische Curiositäten, praetereaque nihil! Bey diesen lateinischen Worten fällt uns der Schnitzer ein, den Hr. **Plümike** S. 293 mit Opus *rarior* begangen hat. Dies mag ihn auf die Zukunft in Sachen der Latinität behutsam machen! Von den Erfurtischen Papiermühlen S. 294 u. ff. So wie S. 304 von der Händelschen bey Weimar. S. 311 u. ff. von den technologischen Versuchen des Hrn. Predigers Hügel in Weimar. Von da kam Hr. P. wieder nach Erfurt, wo unter andern S. 322 u. ff. die Rede von dem Grabmale des Grafen von Gleichen und seiner beyden Gemahlinnen in der Kirche auf dem Petersberg ist. Die Titelvignette des Buchs bezieht sich darauf. Auch der Zusatz S. 333 u. ff. gehört dahin. Er enthält einen Brief des würdigen Benedictiners und Professors, Hrn. **Placidus Muth**, an unsern Verfasser; worin er die schon vorher

in einer Druckschrift geäusserten Zweifel über die Wahrheit der Bigamie jenes Grafen erörtert.

Nun folgen Beylagen zu diesem Theil, und zwar: 1) Actenmäßige Vorschläge zu Errichtung eines Wollmagazins, besonders in Rücksicht auf Sagan. 2) Chronologische Uebersicht von Vermehrung der Häuser, Ziegelbedachung, Population und Ausländer, ingleichen vom Fabrikwesen der Herzogl. Curländischen Residenzstadt Sagan von 1756 bis 1792. Die Zahl der Häuser stieg während dieser Zeit von 505 auf 587, und diejenige der Menschen von 2860 auf 3995. 3) Designation derer in der Stadt Sagan 1792 vorhandenen sämmtlichen Professionisten, und wie viel davon im J. 1755 und 1791 gewesen. 4) Allerflehentlichstbittende Erledigung der Niederschlesischen Fürstenthümer Gravaminum, in puncto religionis, wie solche im J. 1708 König Carl XII übergeben worden. 5) Etwas über die Geschichte des Flachsbaues in der Niederlausitz und deren Vortheile, besonders in der Gegend um Sorau. 6) Nachricht von der Gräfl. Schlabrendorfischen Glasfabrike zu Kölzig. 7) Tabelle aller im Markgrafthum Oberlausitz im J. 1790 vorgefundenen Konsumenten (303,064); wie auch in der Niederlausitz (116,018). 8) Beschreibung drey neuerfundener sehr vortheilhafter Holzsparöfen, zum wirthschaftlichen, häuslichen und Stubengebrauch. 9) Preise der Spiegelgläser bey der Churfürstl. Sächs. Fabrike zu Dresden. 10) Bevölkerungstabelle sämmtlicher Churf. Sächsischer Länder vom J. 1775 (1 Mill. 695,226). 11) Beschreibung einer von dem Hrn. Commissionsrath Riem in Dresden verbesserten doppelten Häckselmaschine in Dieskau bey Halle; nebst Anleitung zu ihrem Gebrauch. 12) Einkünfte aus den Churfürstl. Sächs. Bergwerken 1775. Extract aus den Hauptregistern über Einnahme und Ausgabe der Grubengebäude und Zechen, auf das Quartal Trinitatis 1775. 13) Geistliches Vorspiel zur Passionsaction u. s. w. Eine heillose Klosterfarce, voll pöbelhafter und — gewissermaßen blasphemischer Einfälle; dergleichen — leider! — mehrere gedruckt sind. Beynahe vier Bogen schönes Papier ist mit diesem Unsinne verdorben; und darauf steht er nicht einmal ganz. Den Rest sollen wir im zweyten Theil erhalten.

Denn mehr, als den ersten Theil, haben wir jetzt noch nicht vor uns. Da Hr. Plümicke, wie schon aus unsrer Anzeige

zeige erhellen wird, das Nützliche und Unterhaltende, sogar in den Beylagen, so geschickt mit einander zu verbinden weiß, so werden sich wahrscheinlich mehrere Leser nach der baldigen Erscheinung des zweyten Theils sehnen.

No.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Aloysi. Galvani Abhandlung über die Kräfte der thierischen Elektricität auf die Bewegung der Muskeln in den Schriften der Herren Valli, Carminati und Volta über eben diesen Gegenstand; eine Uebersetzung, herausgegeben von D. Johann Mayer, Königl. Pr. Hofrath ꝛc. Mit 4 Kupfertafeln. Prag, 1793. bey Calve. 183 Seiten. 8. Vorrede 28 Seiten. 20 gr.

Herr Galvani zerschnitt vor ohngefähr zwey Jahren einen Frosch, so daß die Muskeln der beyden Hinterfüße ihre Verbindung mit den Nerven und dem Rückgrade behielten, die Nerven aber entblößt waren, und legte ihn auf die Tafel in einiger Entfernung von der darauf stehenden Scheibenmaschine, doch so, daß der Frosch keine nahe Verbindung mit der Elektrisirmaschine und deren Conductor hatte. Einer seiner Zuhörer berührte von ohngefähr mit einer Messerspitze den Schenkelnerven des Frosches, während daß ein anderer einen Funken aus dem Conductor zog; und sogleich wurden die Muskeln aller Glieder des Frosches zusammengezogen, als ob sie von heftigen Convulsionen ergriffen würden. Berührte man diese Nerven mit einer Glasröhre: so erfolgten keine Bewegungen. Wenn aber ein eiserner, oder noch besser, ein silberner Drath durch die Schenkelnerven gesteckt, und die Fußspitzen des Frosches mit einem guten Leiter versehen waren: so wurden die Zusammenziehungen der Muskeln noch stärker, wenn der Funke gezogen wurde. Galvani wollte nun sehen, ob noch dergleichen Bewegungen erfolgen würden, wenn alle Verbindung mit der Elektrisirmaschine unterbrochen wäre. Er stellte deshalb zwey Flaschen mit einer weiten Oeffnung über einander,

welche beyde Bleyschroot enthielten. Die obere war deshalb mit einem Stöpsel verschlossen, durch welchen ein Drath gieng, um den zubereiteten Frosch mit seinem Schenkelnerven, oder Rückenmark daran zu hängen, und zwar so, daß die Füße den Bleyschroot am Boden des untern Gläses berührten. Gleichwohl erfolgten bey jeder Funkenziehung Verzuckungen in den Muskeln, ohngeachtet beyde Gläser verküttet, und noch ausserdem unter einer, ja zwey gläsernen Glocken gesetzt waren. Freylich waren alsdann die Bewegungen schwächer. Aber, man sahe doch, daß die von der Maschine in Bewegung gesetzte Luftelektricität (dabey doch auf den belegten Boden der untern Flasche, die auf dem Tisch stand, auch Rücksicht zu nehmen wäre) selbst durch das Glas auf die Nerven des Frosches wirkte. Die ganze Vorrichtung mit dem Bleyschroot in diesen Gläsern führte übrigens auf eine bequemere Methode. Galvani nämlich belegte die Nerven sowohl als die Muskeln an ihren Enden mit Staniol, Amalgama, oder sonst einem guten Leiter, und da fand er (wenn die Nerven rein vom Blute waren, welches als Conductor die elektrische Materie zerstreuet), daß Muskel und Nerve gleichsam eine geladene Leydensche Flasche vorstellte, deren Conductor hier die Nerven sind, daß folglich Muskel und Nerve die beyden entgegengesetzten Elektricitäten enthielten, daß Ladung und Entladung dieser zur Leydener Flasche gewordenen Muskeln durch die Nerven eben so, wie bey dieser geschehen; man setzt nämlich den metallenen Bügel, den man zum Entlader gebraucht, erst mit dem einen Schenkel auf den äussersten belegten Theil des Muskels, und berührt alsdann mit dem andern Schenkel des Entladers die Belegung des Nerven. Eben wegen des Bluts, dadurch das Gleichgewicht der beyden Elektricitäten im Nerven und Muskeln immer erhalten wird, fand er kaltblütige, erst getödtete Thiere geschickter, als warmblütige lebende Thiere. Vorzüglich fand er, daß Gehirn und Rückenmark den Nerven die Elektricität zuführen, und eben daraus wagt er es zu erklären, wie die Seele durch das Gehirn dem Körper Leben und Bewegung ertheile.

Nachdem Galvani diese höchst merkwürdigen Versuche in einer zu Bologna 1791 herausgegebenen Schrift; Aloysii Galvani de viribus electricitatis animalis in motu musculari commentarius, bekannt gemacht; so wurden sie in Pavia, Mayland u. a. O. mit Fleiß nachgemacht. In Pavia erschien kurz darauf ein gedruckter Brief; Lettera del Dottore Eusebio

Valli

Valli sull' Elettricità Animale ad un suo Amico, in welchem noch eine Menge Versuche mit verschiedenen Thieren, besonders wenn man ihnen Opium gegeben, oder sie durch Gift getödtet, oder in verschiedenen Luftarten verschlossen. Er fand, daß die Gifte auf das elektrische Principium keine Wirkung machten, daß aber die Luftarten sie sehr heftig angriffen.

In dem Schreiben des Hrn. Bassano Carminati, Prof. der Medicin zu Pavia, an Hrn. Galvani, werden Hrn. Volta's Versuche vorläufig gemeldet. Die Frösche fand er zu den Versuchen wegen ihrer vorzüglichen Reizbarkeit am geschicktesten, wenn sie dazu anders gehörig vorbereitet worden. Am schwächsten war die Wirkung der künstlichen Elektricität auf den lebenden unbeschädigten Frosch; stärker, wenn man ihm den Kopf abschnitt, und besonders, wenn man ihm eine Nadel in den Rückgrad steckte, und durch selbige die elektrische Materie zu den Hinterfüßen leitete; viel stärker; und am stärksten, wenn der todte Frosch auf vorhin angezeigte Art vorbereitet wurde. Hr. Volta suchte aber die Grade zu bestimmen, nach welchen sich dies alles äusserte; und da fand er, daß, wenn das Rückenmark und ein Theil der Nerven mit Metallblättchen belegt werden, nicht einmal ein Zehntel Grad des empfindlichsten Elektrometers erforderlich sey, um alle Muskeln des Thieres in convulsivische Bewegung zu bringen. Also ist ein so zubereiteter Frosch das allerempfindlichste Elektrometer, dagegen Bennets Elektrometer von den dünnsten Goldstreifen noch gar nicht zu rechnen ist; denn es ist bey weitem nicht den zehnten Theil so empfindlich. Um nun zu untersuchen, ob die Nerven positiv oder negativ elektrisch sind, nahm er eine Leydner Flasche von äusserst schwacher Ladung, etwa von $\frac{1}{100}$ eines Grades, so daß kein Elektrometer sie mehr anzeigt, und berührte mit dem positiv elektrischen Knopf derselben den Nerven, und mit der äusseren Belegung die Muskeln, und es erfolgten die gewöhnlichen Zuckungen. Sie erfolgten aber nicht, wenn man den Proceß umkehrte. Daraus folgt, daß die Nerven negativ elektrisch sind, also nicht, wie Galvani will, positiv. In dem Schreiben des Hrn. Alex. Volta an Hrn. D. Baronio zu Mailand wird dieses wiederholt, und mit einigen Zusätzen bereichert, z. B. daß hauptsächlich mit Muskeln, die eine willkührliche Bewegung haben, nicht mit Herz und Magen die Versuche gut von statten gehen, daß, weil die positive Elektricität ihren Sitz in den Muskeln zu haben

 scheint,

scheint, der natürliche Weg dieses Fluidums aus dem Muskel in den Nerven seyn würde.

Hr. Galvani macht nur die Einwendung dagegen, daß, wenn der Versuch mit der Leydner Flasche entscheidend seyn sollte, erst dargethan werden müsse, daß die Flasche nicht noch zu stark für den künstlich präparirten Frosch geladen gewesen sey. Erwiesen scheint es übrigens zu seyn, daß in dem thierischen Körper eine ihm eigene Elektricität ihren Sitz habe, und daß die Gesetze, nach welchen sie wirkt, mit den Gesetzen übereinstimmen, welche bey der Elektricität unbelebter Körper Statt finden.

In der Vorrede macht Hr. D. Mayer noch andere Versuche bekannt, die von verschiedenen andern italienischen Naturforschern über diesen Gegenstand angestellt sind.

Frösche, die im Boyleanischen (nicht Loyleanischen, wie durch einen Druck- oder Schreibfehler hier steht) Vacuum starben, bewegten sich ohne Kraft, und verlohren bald die Fähigkeit, sich zu bewegen. Bey diesen nämlich hatte sich das Blut in das zellichte Gewebe der Muskeln ergossen, welches die Elektricität zerstreuet; eine Bemerkung von Moskoti. Landriani meldet noch aus dem Bericht des Hrn. Volta, daß bey Fröschen, Aalen und Fischen es nicht nothwendig sey, die Muskeln zu entblößen; man lege nur ein Streifchen Staniol der Länge nach auf den Rücken, und das Thier auf einen silbernen Teller gelegt, wird die lebhaftesten Zeichen der Empfindlichkeit geben, so wie mit dem leitenden Bogen (Entlader) der Staniol und Teller berührt worden. Doch fühlen die schuppichten Fische weniger als die nackten. Die Haut ist bey Menschen und Thieren mit warmem Blute ein Hinderniß, daß dies bey ihnen nicht eben so erfolgt; legt man aber unten an der Zunge gegen die Spitze ein Staniolstreifchen oder ein Stückchen Silberpapier, und oben ein Stück Geld von Silber und Gold, und zieht die Zunge zurück, daß beyde Metalle sich berühren: so empfindet man einen scharfen sauren Geschmack. Kehrt man den Versuch um, und legt das silberne Werkzeug an die Zungenspitze, und das Zinnblättchen an den andern Theil: so entsteht ein scharfer laugenhafter Geschmack. Rec. gesteht, daß ihm dieser Versuch, einen laugenhaften Geschmack hervorzubringen, nie gelungen ist. Indeß ist das, was Hr. V. hieraus herleiten will, überaus merkwürdig, besonders in

Anse-

Ansehung der Metalle als Leiter betrachtet. Er sieht sie als wahre Beweger (Motori) der Elektricität an, das Silber z. B. dadurch, daß es die elektrische Materie an sich zieht, und gleichsam einsauget, das Zinn hingegen, indem es dieselbe absetzt. Er will auch die Natur des Geschmacks nun näher erforschen. Durch eben diese Armaturen von verschiedenem Metalle, womit er die Glieder auch warmblütiger lebendiger Thiere belegt, hat er bey unverletzten Thieren Zuckungen hervorgebracht. Schon Galvani hat einen Unterschied in der Bewegung bey dem Gebrauch verschiedener Metallarten sowohl zur Belegung (Armatur) der Muskeln und Nerven, als auch zum Entlader, bemerkt. Endlich will man bemerkt haben, daß, wenn der Nerve gebunden wird, die Zusammenziehungen aufhören; löset man aber das Band: so erscheinen sie wieder aufs neue.

Die ganze Sache, die seitdem schon in Deutschland von so vielen scharfsinnigen Naturforschern untersucht, aber von niemanden noch zur Zeit einleuchtend erkläret und erwiesen worden (besonders daß hier würkliche Elektricität Statt finde), wird vielleicht noch eine gute Zeit im Dunkeln liegen, bis etwa ein glücklicher Zufall uns diese immer höchst wichtige Erscheinung erklären wird.

PM.

Ueber unterirdische Elektrometrie, nebst einigen sie betreffenden, in Italien und in den Alpen vorgenommenen Versuche. Aus dem Französischen frey übersetzt, mit erläuternden Anmerkungen. Zürich, bey Ziegler und Söhne. 1794. 130 Octavs. 9 gr.

Erzählungen von einem Hrn. Pennet, der unterirdische Wasser, vergrabene Metalle u. dgl. entdeckt, von Hrn. Thouvenel, den P. begleitete, und andern beschrieben, nebst einer Art von Theorie darüber. Nur wegen der Uebersetzung gehört das Buch hieher. Der Uebersetzer unterschreibt seine Vorrede v. S. M. Jun., und nennt S. 81 den Hrn. Ulysses von Salis von Marschlins seinen Vater. Dieser nämlich erzählt Hrn. Thouvenels Reise durch Bündten; hatte, wie der Sohn berichtet, zuvor gar nichts vom Hrn. Th. und dessen

 System

System gewußt, ist also hier als ganz unpartheyisch und un-
eingenommen anzusehen. Hr. Th., der des Hrn. U. v. S.
Bruder zu Neapel gekannt hatte, kam mit seinem Begleiter
Pennet zu Ende des Augusts 1791 auf Marschlins. In der
von ihm durchwanderten Strecke des Bündtnerlandes, vom
Gotthard und dem Urserenthal bis auf Marschlins, fühlte
Pennet sogleich bey seinem Eintritte in dieses Land zwischen
den Bergen Crispalt und Baduz eine mächtige Kieslage; die-
ser folgte er der Länge nach, und fand, daß sie neben der ho-
hen Bergkette, die vom Crispalt ausgeht, und die Schweiz
von Bündten trennt, und an deren Fuß der vordere Rhein
fließt, ununterbrochen. Erst zu Reichenau, wo diese Berg-
kette ein scharfes Eck bildet, und sich von ihrem ganz westlichen
Lauf stracks gegen Norden wendet, hörte seine Empfindung
auf, und von da bis auf Marschlins spürte er nichts mehr.
Sein erster Wunsch gieng also dahin, obiger Bergkette, bis
an den Wallestatter See, wo sie selbst ein Ende nimmt, zu
folgen, um zu erforschen, ob jene Kieslage dieselbe immer be-
gleitete. Hr. v. S. schlug ihm also einen Spaziergang in das
Pfeferseebad vor, welches mitten in jener Kette liegt. Sie
giengen bey der untern Zollbrücke über den Rhein, der daselbst
den Fuß dieser Bergkette noch bespült. P. spürte daselbst noch
nichts, aber kaum hatten sie ein Drittheil der Bergstraße, auf
welcher das Kloster Pfefers gebaut ist, erstiegen, so rief er:
hier ist die Mine wieder. Die Symptomen, die sich an sei-
nem Körper äusserten, als er über der Mine stand, waren
sichtbar. Seine Augen funkelten, der Puls gieng schneller,
und die Glieder zitterten wie vom Fieber. Sobald er über
den bezeichneten Rand der Lage wegtrat, wurde er plötzlich
ruhig. Er folgte eine Strecke weit diesem Rande, und fand,
daß die Mine von da aus gegen Norden streiche. Die Reise
ward fortgesetzt, der Weg lief über der Mine weg, nur dann
und wann fand P. einige Plätze, wo er ausruhen konnte. Hr.
Thouvenel hielt sie für Felsenlagen, welche die Lage durch-
setzen. Unterwegens fragte Hr. v. S. den Pennet, ob er
auch die unterirdischen Quellen fühle, und dieses Gefühl von
dem der Metalle unterscheiden könne. Er bejahte dieses, und
bald darauf rief er, hier ist eine Quelle. Er schnitt eine sehr
dünne Ruthe von einer am Wege stehenden Staude ab, bog
sie in der Mitte, legte sie auf seine beyde mit fest an den Leib
angeschlossenen Armen ausgereckte Hände in die Vertiefung
zwischen Daumen und Zeigefinger. Nun trat er auf die Quelle,

und die Ruthe drehte sich von aussen nach innen, sobald er aber wiederum auf die vorgegebene Kieslage kam, drehte sich die Ruthe eben so schnell von innen nach aussen .... Hr. v. S. wollte nur eine Probe beym Pfefersbade machen, und P. traf eine Stelle, wo nach dem Berichte eines alten Mannes, den er von seinem Vater erhalten hatte, die Leiter zu Tage herausgekommen war, auf der man ehemals aus dem hölzernen Badhause herausgestiegen war, das hart an der Quelle stand. Jetzo war diese Stelle selbst Einheimischen unbekannt — Sie aßen im Bade, und kehrten über die Ragaz nach Hause. Die Kieslage dauerte bis in die Ragazer Aue, dreyhundert Schritte ob dem Kreuze fort. Daselbst erreichten sie derselben Rand, und Hr. v. S. wünschte vom Hrn. Thouvenel zu wissen, wie tief sie liege. Dies sollen sie selbst erfahren, sagte er, lassen Sie nur den Pennet über der Wurzel der Hand, und gehen sie dann mit ihm. Hr. v. S. that so; Pennet stellte sich über den Rand der Lage, wo er sie noch fühlte, entfernte sich dann von ihr mit schnellen Schritten eine ziemliche Strecke, nebst Hrn. v. S., und bekam einen stärkern elektrischen Schlag, den Hr. v. S. auch fühlte, an der Hand, und dem Arme, an dem Hr. v. S. ihn hielt. Nun haben wir das Maaß der Tiefe, sagte er, in welcher die Mine liegt, so weit wir vom Rande entfernt sind, so tief befindet sie sich unter der Erde. Die Entfernung betrug 200 Fuß. Hr. Th. gab sich alle Mühe, Hrn. v. S. dieses Phänomen begreiflich zu machen, aber der gesteht, es bleibe ein Räthsel für ihn. Der Ueb. erinnert, wo das Pfefersbad am tiefsten ist, stoße wirklich die Anzeige einer Kieslage zu Tage aus. Markasiten in Thon eingestreut — Dies als eine Probe hier erzählter Erfahrungen. Begreiflich gestattet der Raum nicht, mehr beyzubringen, und Abkürzung machte sie unverständlich. Der Ueb. giebt Nachricht von Hrn. Th. System, und mehrere hieher gehörige Schriften, die er nach und nach bekannt machen wird; will übrigens das System weder als ganz richtig annehmen, noch als Träumereyen verwerfen, nur Deutschlands Gelehrte darauf aufmerksam machen. Eine Bemühung, die allemal Dank verdient, weil sie Prüfung erleichtert.

Hz.

Natur-

Natursystem aller bekannten und ausländischen Insekten als eine Fortsetzung der von Büffonschen Naturgeschichte, von Joh. Friedr. Wilh. Herbst. Der Käfer vierter Theil; mit 12 illumin. Kupfern. Berlin, bey Pauli, 1792. 8. 6 Bogen Text. 4 Rh. 8 gr.

Herr H. fährt unermüdet fort, in der Beschreibung dieser Geschöpfe so viel möglich aufzuklären, welches in dem vor uns liegenden Abschnitte desto schwerer war, je mehr diese Thiere sich ähnlich, und dabey manche unter ihnen so klein als Senfsaamen sind. Deswegen sind auch auf einer besondern Tafel die Kennzeichen, nach welchen der Vf. die neuen Gattungen unterscheidet, abgebildet, ohne welche sie schwer zu erkennen seyn dürften. Die in diesen Bogen beschriebenen Käfer sind: 29 Arten von Dermestes, S. 113 — 147.

Korynetes, eine neue Gattung des Vf. begreift 4 vom Fabricius zu dem Dermestes gerechnete Käfer, die Hr. H. von jenen dadurch unterscheidet, daß bey ihnen das vorderste Glied an der Keule der Fühlhörner das größeste, beym Dermestes aber das mittelste der drey Glieder das größeste ist; auch hat das Fußblatt nur 2 Gelenke an der Art, nach welcher die Gattung bestimmt ist; an den übrigen 3 Arten sind die Exemplare des Vf. verstümmelt, daher er über diesen Charakter ungewiß ist, der sehr gut wäre, wenn er durch vollständige Exemplare bestätigt würde. — Warum schreibt Hr. H. *Korynetes* und nicht *Corynetes*? — weil es griechisch ist? Aber die Lateiner haben ja kein K und schreiben auch bey griechischen Wörtern dafür ihr C; zudem sind die übrigen Buchstaben lateinisch, und der Anfangsbuchstabe unlateinisch. Es giebt freylich noch einige neue Schriftsteller, die es eben so machen, aber der alte Kanon (wir Deutsche haben ein K, also darf der Rec. es, ohne sich zu widersprechen, hier auch schreiben) multitudo errantium non parit patrocinium errori möchte auch hier gelten, da die Auctorität nicht gegen den alten eingeführten Gebrauch gelten kann, und in diesem Stück diese neuen Schriftsteller sich keine anmaaßen können.

Dann folgen S. 154 — 160 3 vom Vf. Trichodes genannte Käfer, wovon Linnee's Attelabus apiarius der erste ist,

ist, die beyden andern sind beym Fabricius unter der Gattung Clerus, zu welcher sie nach unserm Vf. nicht gehören.

Ips nur mit 7 Arten, weil der Vf. nur diejenigen unter diesem Namen behält, deren Körper fadenförmig ist, die Fühlhörner einen fast runden, etwas scheibenförmigen Knopf, glatte Füße und an den Fußblättern 3 Glieder haben. Die erste Art ist bey Linnee Silpha 4 — pustulata, beym Fabricius Tritoma 4 — pust. und hier nun Ips 4 — pust.

Kryptophagus, wieder eine neue Gattung des Vf. (und wieder mit K statt C) von 7 Arten, im habitus dem Dermestes ähnlich, aber doch in dem Knopf der Fühlhörner und den Füßen verschieden, da jener aus 2 halbkugligen und einem, dem vördersten, vollkommen kugligen Gliede besteht; die Fußblätter haben 3 herzförmige Glieder. — Zwey von diesen 7 Arten sind beym Fabr. unter Ips, zwey andre bey Scopoli unter Dermestes und die 3 übrigen dem Vf. eigen.

Strongylus (die 20ste Gattung überhaupt bey dem Vf.) enthält Insekten, die zwischen Dermestes und Nitidula in der Mitte stehen, und hat 10 Arten. Tritoma, 21ste Gattung, nach Fabricius, 7 Arten.

Hr. H. mag selbst entscheiden, ob 67 Käfer, davon beynahe die Hälfte zu Einer Gattung gehören, oder eigentlich: ob 38 Käfer in 5 Gattungen vertheilt werden mußten? und diejenigen, die ein zahlreiches Cabinet besitzen, mögen gleichfalls entscheiden, ob sie hiernach ihre Stücke bestimmen können? ohne die Kupfer zu Hülfe zu nehmen. Sollen die Abbildungen entscheiden: so ists gleichviel, ob ein Käfer Ips oder Cryptophagus u. s. w. heißt, man vergleicht sein Exemplar mit der Figur, und benennt es darnach. Sollen aber Merkmale und Kennzeichen bestimmen: so können sie es nur dann, wann sie deutlich und gewiß sind. Beydes legt der Vf. seinen Gattungskennzeichen selbst nicht bey, klagt vielmehr über ihre Unbeständigkeit und Unsicherheit, und daher glaubt der Rec., daß es eben so gut gewesen wäre, die so schwer zu unterscheidenden Stücke unter ihren bisherigen Namen zu lassen, als bey Vermehrung derselben die Schwierigkeit nicht heben zu können.

Noch müssen wir zwey Stellen anzeigen, die der Verf. übersehen hat. S. 173. „Man findet ihn oft nicht selten in Schwämmen;" und S. 166. „Das Vaterland ist mir unbekannt,

bekannt, doch ist er ein Deutscher. — Man sieht wohl, daß der Vf. sagen will, die Provinz sey ihm unbekannt, aber es fällt doch als ein Widerspruch auf.

Desselben Werks der Schmetterlinge fünfter Theil. Mit 37 illuminirten Kupfertaf. Das. 1792. 8. 8 Bogen Text.

Eigentlich die zweyte Hälfte des angezeigten Theils, denn der Text geht S. 113 an, und die Tafeln von 97 — 117. Auf dem Titelbogen ist das Verzeichniß mit angedruckt, der in diesem Theil beschriebenen 154 Arten. In dieser zweyten Hälfte werden die einfärbigen Danaer von der 39sten Art bis zur ... fortgesetzt und mit Pap. Dan. cand. 39. Zelmira fängt des Vf. fünfte Familie der ersten Abtheilung an, bey denen die Grundfarbe zwar weiß ist, aber die Flügel doch mit mehrern bunten Farben gezeichnet sind; diese geht bis 66. Pap. Rhexia *Fabr.* Dann folgt S. 149:

„Zweyte Abtheilung: hellfarbige Rundflügler, deren „Grundfarbe gelb ist.

„Erste Familie: Die Grundfarbe ist schlichtgelb, bald „ohne, bald mit schwarzen Spitzen.

„Erste Horde: Diese macht eine Ausnahme von dem „ganzen Charakter der weißen Danaiden; denn die „Flügel sind nicht rund, sondern eckig." (!)

Diese wird vom Pap. Rhamni 67 angeführt, und geht bis 70. 68 heißt P. Cleopatra. 69 P. Eclypsis, (warum y?) wobey der Vf. bemerkt, daß dies der Cramersche Schmetterling dieses Namens sey, nicht der, den Linné und Fabricius unter demselben beschrieben haben, welchen er nun P. Maerula nennt, ein Name, unter welchem Fabr. die Cramersche Eclipsis beschreibet. Der Vf. ward diese Verwechselung erst gewahr, als der Name schon auf der Platte gestochen war. Errare humanum est, denkt der Rec., wünscht aber doch, daß dergleichen Namensverwechselung, die der Vf. selbst verderblich nennt, S. 158 künftig besser verhütet werden möge.

„Zweyte Horde der ersten Familie: die Flügel sind „rund, die Farbe einfach gelb, mit und ohne schwarze Spi„tzen;" von S. 159—175 und von der 71—84. Art.

„Dritte

„Dritte Horde der ersten Familie: Gelbe Rundflügel „mit mehrern Farben und Zeichnungen, und zum Theil hoch„gelben Spitzen;" von S. 175 — 189 und von der 85 — 96. Art.

„Vierte Horde: (nicht, wie S. 189 durch einen Druckfehler steht, Familie) Gelbe Rundflügel, zum Theil bunt „gefärbt und gezeichnet, mit Silberpuncten auf der Unterseite;" von S. 189 — 226 und von der 97 — 124. Art.

„Fünfte Horde: (wieder derselbe Druckfehler wie bey der vierten; S. 227) „Gelbe Rundflügel mit starken leb„haften Farben, und einem gelbrothen Strich am Hinterrande. „Diese machen den Uebergang zu den folgenden bunten Da„naiden;" von S. 227 — 231 und von 125 — 128.

Der Vf. erwartet selbst nicht, daß alle an ihrem rechten Orte stehen und der Rec. zweifelt, ob Schriftsteller und Sammler darüber einig mit ihm werden sollten; enthält sich aber aller Entscheidung. — Noch ist zu erinnern, daß in dem Verzeichniß der im 5ten Th. beschriebenen Schmetterlinge die Nummern in Einem fortgezählt sind, daß Nr. 26 fehlt; und hingegen im Text bey jeder Hauptabtheilung, z. E. hier Danaer (oder wie der Vf. setzt: Danaiden) von neuem anfangen, welches leicht irre machen kann. Die Kupfer sind sehr gut gestochen und eben so gut illuminirt; die meisten nach **Cramer**, einige nach **Esper**.

Beh.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Delectus opusculorum botanicorum. Edidit notisque illustravit *P. Usteri*, M. D. *Volumen secundum*, accedunt tabulae aeneae (V.) Argentorati, in bibliopol. acad. 1793. 462 S. 8. 2 Rt.

In diesen zweyten Band hat der Herausgeber folgende Abhandlungen aufgenommen: *Thunberg C. P. et I. B. Struve* Diss. de Erica. Upsal. 1785. (Zu bedauern ist es allerdings, daß

daß zu dieser selten gewordenen Schrift nicht die Kupferstiche geliefert werden. Der Vf. hat uns zwar Hoffnung zu einer Flora capensis gemacht; aber darum ist es noch lange nicht gewiß, wie Hr. Usteri zur Entschuldigung anführt, daß die nämlichen Erica Arten darinnen vorgestellt werden; zudem haben wir von sicherer Hand die Nachricht, daß diese Flora sobald nicht erscheinen dürfte. Wir rathen also dem Herausgeber, die fehlenden Abbildungen noch zu dieser Dissertation nachzuliefern, ohne welche ihr Gebrauch mangelhaft bleibt.) *I. F. Eschenbach* Diss. phys. Observationum botanicarum specimen continens. Lips. 1784. *P. I. Hartmann* Exerc. literar. de Ioannis Langii leobergensis Silesii medici quondam Celeberrimi Studiis botanicis. Traject. ad Viadr. 1774. *Car. Lud. L'Heritier* Cornus, specimen botanicum. Paris. 1788. (Warum fehlen hier die Abbildungen von C. sericea, striata, paniculata, alternifolia, sind diese weniger merkwürdig als Cornus canadensis und circinata? (Tab. I. II.) und wird so die Absicht erreicht, für eine so theure Monographie, einen erträglichen Nachstich zu liefern? —) *I. Mayer* Diss. de iis quae generationem animalis, vel plantae concernunt. Pragae, 1775. *C. L. Willdenow* Duae plantae africanae (Uncaria inermis, T. III. und Honckenga ficifolia Tab. IV.) *A. Mieg* Observationum botanicarum specimen. Basileae, 1776. Tab. V. (Sollte bemerkt seyn, daß schon in den Actis helveticis, Vol. VIII. p. 114 dieser Aufsatz abgedruckt stehet.) *Fr. de Paula Schrank* Plantae virginianae cum Recentiorum synonymis. *I. Eman. Gilibert* flora Lithuanica inchoata, s. enumeratio plantarum, quas circa Grodnam collegit et determinavit. Lugd. 1785. (Durch eben desselben Vf. Exercitia phytologica Lugd. Gallor. 1792 nun beynahe überflüßig.

Ef.

Botanische Unterhaltungen für Naturfreunde zu eigner Belehrung über die Verhältnisse der Pflanzenbildung, entworfen von A. J. G. C. Batsch. Zweyter Theil. Jena, im Verlag der Cröckerschen Buchhandlung. 1793. 18½ Bogen in 8. 18 gr.

Im

[illegible] müssen wir von diesem zweyten und letzten Theile der [illegible] Unterhaltungen das Ur[illegible] fällen, daß ihr Verf., Hr. B. darin mehr als in dem ersten Theile für die Unterhaltung des Lesers gesorgt habe, und seinem [illegible] Zwecke, Freunde der Natur überhaupt, besonders aber doch Anfänger, denen nähere mündliche Anweisung fehlt, zu einer genauern Betrachtung der Pflanzen zu leiten, und sie auf die schönen Regeln ihrer so mannichfaltigen Bildungen aufmerksam zu machen, weit näher gekommen sey. Fast noch einmal so viel als im ersten Theile, zwar größtentheils einheimische und bekannte, aber für den angegebenen Zweck glücklich ausgewählte Gattungen und Arten findet man hier genau und richtig beschrieben; und, mit Vergnügen setzt dies Rec. hinzu, die Beschreibungen sind hier [illegible] nicht so trocken, so gedehnt und langweilig als dort. Die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, ist, bis auf einige wenige Ausnahmen, von der Blühezeit hergenommen. Wahrscheinlich wollte der Verf. es dadurch dem Anfänger erleichtern, mit den von ihm gegebenen Beschreibungen die Pflanzen selbst, so wie sie nach und nach aufblühen, zu vergleichen. Wir wollen darüber mit ihm nicht rechten, glauben aber schon bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt zu haben, daß, wenn es ihm beliebt hätte, in diesen Blättern die Pflanzen so zu stellen, wie es nähere oder entferntere Verwandschaft, oder Aehnlichkeit ihrer einzelnen auffallenden Theile erforderte, er dadurch manche seiner scharfsinnigen Folgen und artigen Bemerkungen über Ausartung, Verkümmerung u. s. w. gewiß in ein weit helleres Licht gesetzt haben würde. So hätte, um nur gleich das erste beste Beyspiel zu wählen, auf den Rittersporn die Akeley und der Sturmhut folgen müssen, weil hier eine blattförmige Organisation in der Blumenkrone, ein Honigbehälter den andern erklären sollte. Auch hätten billig den deutschen Pflanzennamen, die oft nur Eine Art, oft aber eine ganze Gattung bezeichnen, die allgemein angenommenen Linneischen beygefügt werden sollen. Dadurch wäre manchem Mißverständnisse vorgebeugt. Auf den letzten Bogen findet sich noch eine oberflächliche Darstellung der Folgen und des Zusammenhangs der Lebensorgane in den Gewächsen; dann, noch kurze Sätze über Hauptumstände in der Pflanzennatur, wovon sich die Beweise größtentheils bey den einzelnen angeführten Beyspielen zerstreut finden; und zum Schluß, ein brauchbares Wort- und Sach-

register, wodurch die Uebersicht des aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzten Ganzen ungemein erleichtert wird. —

Dieser allgemeinen Anzeige fügt Recensent nun noch einige Behauptungen des Verf. bey, die ihm theils zu gewagt, theils noch unerwiesen und theils auch ganz falsch und irrig scheinen. So soll Primula officinalis, inodora, acaulis und farinosa (vielleicht auch glutinosa?) nur Eine Art seyn, weil man eine Menge von Bildungen sammlen könne, welche durch allmählige Uebergänge den Unterschied bis ins Unmerkliche auflösen. In der Gegend, die Rec. bewohnt, unterscheiden sich aber alle diese Arten immer sehr genau und bestimmt. Einige werden gar nicht, andere nur höchst selten an ein und ebendemselben Orte beysammen gefunden. S. 447. sagt Hr. B. „Alle Gewächsorgane entwickeln sich vorbereitend und blattförmig; diese Blattformen entstehen in der natürlichsten Stellung abwechselnd, werden central und kraisförmig durch Annäherung, und so ist die vielblättrige Blumenkrone die ursprüngliche, hingegen die einblättrige Krone die verwachsene Bildung.“ Wohin würde eine solche Behauptung, gesetzt, daß sie erwiesen wäre, führen? Hat man schon hieran gedacht? — S. 480. heißt es: „Die Blumen von Ehrenpreiß und Königskerze sind der zwey- und fünffachen Anzahl der Staubfäden ungeachtet, zu den Larvenblumen zu rechnen; die gewöhnliche Zahl der gepaarten Staubbälge ist in der Königskerze nur scheinbar aufgehoben“ — das dächten wir nicht! — „und eigentlich sind hier zwey wahrhaft verschiedene Bälge nur in Einen zusammengeflossen.“ Bey Gelegenheit der Seidenpflanze wird der ganz neuen — so neu ist sie nun wohl nicht! — Vorstellungsart des Hrn. Sprengels in Ansehung der Pflanzenbefruchtung durch Hülfe der Insekten erwähnt, und Hr. B. glaubt, „daß wir dadurch offenbar eine tiefere Einsicht in die ehrwürdige Oekonomie der Natur erhalten hätten.“ Aber er irrt. Die Sache ist noch gar nicht ausgemacht, sondern warlich noch viel wichtigern Zweifeln, als hier kurz berührt werden, unterworfen. Rec. erinnerte sich hierbey einer andern, mit größerm Rechte nun zu nennenden Vorstellungsart in Ansehung der Pflanzenbefruchtung, die einst ein Magister Lademann in einer zu Helmstädt gehaltenen Dissertation erwähnte, nach welcher bey einigen Pflanzen Eine Befruchtung auf zwey und mehr Generationen hin-

läng-

länglich seyn soll, so wie dies wahrscheinlich bey einigen Insekten der Fall ist. Durch solche unerwiesene Behauptungen werden ja noch keine neue Einsichten in die Oekonomie der Natur erhalten! Jedoch wir können nicht umhin, dem Verf. selbst hierüber noch einmal sprechen zu lassen. S. 539. sagt er: „Nach der eben bemerkten Sprengelschen Vorstellung „giebt es Pflanzen, die schlechterdings nur durch Insekten „zu befruchten sind, und die Schwarzkümmelarten (Ni„gella Linn. Braut im Grünen) gehören zu ihnen. Die „Staubbeutel können die Narben nicht befruchten, weil ihre „Eröffnungsseiten von der Narbe abgekehrt und sie selbst von „ihnen entfernt sind. Nach einer bey mehreren Gewächsen „bemerkten Regel werden diese Narben, erst nachdem die „Staubfäden ihrer Blume (soll wohl Staubbälge in der Blu„me heißen) schon selbst ausgeleert und untüchtig geworden „sind, von Insekten, und zwar, (wie bestimmt!) von Bie„nen befruchtet, indem diese von dem Safte der Blumen an„gelockt, von einer zur andern herumirrend, auf jungen, „eben ihren Staub verschüttenden Blumen, den Staub mit „dem Rücken abstreifen, und ihn nachher auf ältern Blumen, „bey dem nämlichen Geschäffte, an den Narben absetzen.“ Schade, daß die Bienen diese ältern Blumen, wo zugleich mit den Staubbälgen auch die Honigbehälter ausgeleert sind, nicht mehr besuchen. Jedoch wir wollen weiter hören. „Die„ses alles, fährt Hr. B. fort, ist äußerst sinnreich, einleuch„tend, angenehm, und sogar durch Beobachtungen wahr„scheinlich gemacht. Es entstehen hieraus Ideen, die von „den vorigen fast ganz abweichen. Die Krone ist nun blos „vorhanden, um den Insekten von weiten in die Augen zu „fallen und sie zum Genusse des Honigsaftes zu locken; und „eben darum ist auch die obere Seite allein gefärbter, da sie „allein gesehen wird, indem die Pflanze nur niedrig steht; „der Honigbehälter ist mit einem Deckel verschlossen, einmal, „um den Saft vor dem Regen zu sichern, und dann um eher „von den gehörig proportionirten Bienen von vollkomme„ner Größe, als von klügern Insekten geöffnet zu werden; „die gefärbten concentrischen Ringe in der Blume sind nur „da, die Bienen sowohl beym Abstreifungs- als beym Bestäu„bungsgeschäffte in der Runde herumzuführen u. s. w.!!“ Hier fühlte denn aber doch Hr. B. selbst, daß, bey aller Schönheit dieser Darstellung, sie doch von dem Verdacht des Gewagten und Unerwiesenen nicht ganz frey zu sprechen sey.

 Denn,

Denn, meynt er, es sey noch keine Beobachtung da, nach welcher eine „während der Blüthe unter einem Flor gehaltene „und vor dem Zutritt großer Bienen (sollen wohl Hummeln „seyn!) verwahrte Pflanze keine Frucht zur Reife gebracht „hätte.“ — Rec. kann versichern, daß diese Erfahrung da ist, und daß die, der zierlichen Blumen und des reitzenden Namens wegen, häufig in Töpfen erzogenen, und zur Blüthezeit in Zimmern unterhaltenen, so wenig von großen als kleinen Bienen besuchten Schwarzkümmelpflanzen, reichlichen und fruchtbaren Saamen getragen haben. Unter dem Titel vom Löwenmaul werden wir belehrt, daß man oftmals an Einem Stocke bey verschiedenen Arten eigne Zweige mit fünfmännrigen Blumen, deren Kronen mit einem fünflappigen Saume und mit fünf Spornen versehen sind, finden werde. (Rec. hat diesen wohlbekannten Bastard, *Peloria* genannt, noch nie mit regulären Blumen zugleich an Einem Stengel, und noch nie bey einer andern Art als bey *Antirrhinum Linaria Linn.* finden können.) Das soll denn beweisen, daß die Akeley mit fünfsporniger regulärer Blume eine zur Regel gewordene dauernde Ausartung sey! Wir enthalten uns aller so leicht zu machenden Anmerkungen über diese Lieblingshypothese des Verf. — Wenn er die Meynung, als wenn manche Gewächse zu ihrer Vertheidigung mit Stacheln bewaffnet wären, widerlegen will; so führt er an: „daß sich doch die Esel von Distelgewächsen, so „wie in wärmern Ländern das Kameel und Nashorn von „stachlichten Pflanzen ernährten.“ Dadurch ist, wie leicht einzusehen, jene Meynung warlich nicht als unstatthaft dargethan; man kann sie immer annehmen, und dabey dennoch behaupten: daß Stacheln blos Folgen eines zurückgehaltenen Triebes sind. Noch müssen wir aufrichtig gestehen, daß uns manches gar weit hergeholt zu seyn scheine; z. B.: „Das „Saftige und Knotige des Stengels giebt der türkischen „Kresse (Tropaeolum Lin.) eine Aehnlichkeit mit — den „Balsaminnen.“ Oder: „Das sanfte Roth und sanfte „Gelb in der Roßkastanienblüthe erinnert an die verschie„dene Färbung des — Natterkopfs. (Echium Lin.)“ Von den kurzen Sätzen am Schlusse des Werks bemerken wir Nr. 14. Er lautet also: „Zwey Geschlechter von verschie„denen Arten bringen zuweilen Saamen hervor, deren Pflan„zen das Gepräge von beyden zeugenden Arten tragen, aber „sich selbst nicht weiter fortpflanzen und die unendliche Ver-

„mischung

mischung der Gestalten nicht bewirken können." Den Beweis hierzu haben wir bey allen einzelnen Beyspielen, oder vielmehr im ganzen Buche vergebens gesucht. Glücklicher waren wir bey Nr. 36, wo es heißt: „Das äußere Ansehen der Gewächse ist wie das der Thiere, jedoch aus einer weitern Entfernung, mit moralischen Ausdrücken zu vergleichen und zu seiner Erweckung anzuwenden, wie das Traurige, das Stolze, das Bescheidene." Hierzu fanden wir folgenden Commentar: „Froschbiß, Froschlöffel, Seeblume, Blumenbinse, Pfeilkraut und andere, Wasser- und Sumpfgewächse zeichnen sich durch ihren kühnen und steifen Anstand aus, und gehen im Gewächsreiche mit denen dem Wasser eigenen Formen des Thierreichs einen gleichen Schritt." Doch genug. Wir wollen durch das, was wir bis jetzt größtentheils mit des Vf. eigenen Worten angeführt haben, unser zuerst gefälltes Urtheil nicht widerrufen, sondern nur dadurch den Leser in den Stand setzen, jetzt selbst urtheilen zu können.

Em.

Rechtsgelahrheit.

I. L. E. Püttmanni, Iurisconsulti, Miscellaneorum Liber singularis. Lipsiae, in libraria Weidmanniana. 1793. 407 Seiten in 8. 1 Rthl.

Der litterarische Character dieses fruchtbaren Schriftstellers, schon hinlänglich von andern gewürdigt, kann auch in diesem Werke desselben nicht verkannt werden. Manche berichtigende Bemerkung, vorzüglich im Fache der theoretischen Jurisprudenz, manche leichte und eben daher gefällige Gesetzerklärung halten den Leser für den Widerwillen schadlos, der ihn nothwendig bey der zahllosen Menge von angeführten, zur Sache selbst nichts beytragenden Stellen aus ältern und neuern, heiligen und profan Schriftstellern, überfallen muß, und die, weggelassen, das Volumen seiner Arbeiten wenigstens um zwey Drittheile vermindern, das Vergnügen hingegen seiner Leser um eben so viel erhöhen würden. In dem vorliegenden Werke, das größtentheils aus zusammengedruckten Programmen besteht, ist das meiste dem juristischen Publiko schon hinlänglich bekannt, [illegible] nur die letzten sieben Kapitel sind neu;

 ver-

verbessert vorzüglich Kap. 7, 16, 20 und 23. — und es bedarf daher nur einer kurzen Inhaltsanzeige. Das Ganze nämlich besteht aus folgenden vierzig Abschnitten. Kap. I. Magistratus etiam in delectu militum habendo ne in crimen repetundarum incidant, a donis muneribusque abstinere debent, wie manches der folgenden von einem Erkenntniß der Leipziger Fakultät begleitet. Die Anführung der L. 6. §. 2. ff. de Leg. Iul. de repetundis, machte übrigens diese ganze Abhandlung unnöthig. Kap. II. An Cambium praescriptum per prolongationem denuo vim cambialem accipiat? wird gegen Kap. de prolongat. cambii ejusque effectibus, mit Recht bejahet. Kap. III. An tutori pecuniam pupillarem sub sola securitate cambiali foenori dare liceat? wird gegen Hommel Obs. 462 verneint. An den meisten Orten sind wohl deshalb besondere Verfügungen vorhanden, wie, außer den angeführten, auch in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kap. IV. De opinata spuriorum legitimatione per subsecuta sponsalia. Manche der neuesten Schriftsteller über diesen Punct hätten doch wenigstens eine Erwähnung verdient. Kap. V. De editione librorum mercatoriorum nonnulla; bloß die zur Sache dienende Stelle braucht vorgelegt zu werden. Kap. VI. De legato rei alienae, ad cap. 5. X. de testam.; daß diese Stelle, mit den Quellen verglichen, dem römischen Rechte nicht widerspreche. Kap. VII. De Brachylogo juris civilis, a Senckenbergio quondam edito, nonnulla vulgo haud obvia. Noch immer nichts Entscheidendes über das Alter dieses Werks. Kap. VIII. De finibus mandati diligenter custodiendis, arctisque, qua mandatarius obstringitur mandanti, obligatione. Kap. IX. De effectu adoptionis ab extraneo factae, quae vulgo imperfecta s. minus plena vocatur, gegen Best, welcher behauptet, der Adoptans erhalte die väterliche Gewalt. Kap. X. Cambia propria, unde dicantur sicca? Entweder weil siccus unter andern auch so viel als solus bedeutet, oder weil dies Wort auch in der Bedeutung von rudis vorkommt, und man habe sie daher sicca i. e. rudia, informia genannt, weil sie theils jünger, theils weniger vortheilhaft für den Handel sind, als die trassirten. Dem Rec. ist diese Derivation um deswillen unwahrscheinlich, weil er sich nicht vorstellen kann, daß die Urheber dieser Benennung, bey ihrer sonstigen Sprachenunkunde, so genau mit den feinern Bedeutungen des Worts siccus bekannt gewesen seyn sollten, und würde er deshalb die Erklärung des

ange-

eingeschickten Mehrer verglichen, die durch den sicheren Ausgang der Gegensätze noch mehr gerechtfertigt wird. Kap. XI. De emendanda laesione emtori per iniquum pondus a venditore illatae. Kap. XII. Pro nummis aureis an reddi possint argentei? Ja, wenn nichts besonders ausbedungen, und der Schuldner sich zum Agio versteht. Kap. XIII. Quatenus viae locaque lapidosa in modum agri computanda sint? Steinhoefe und Koppelwege werden in das Ackermaaß eingerechnet, aber öffentliche, Dorf- und Nachbarwege nicht. Kap. XIV. Remissio feloniae quatenus restitutio in integrum dici queat? Sie verdient diesen Namen überhaupt nicht. Kap. XV. Cautionem a debitore cambiali oblatam eum arresto s. custodia haud liberare. Selbst nicht so lange über vorgeschützte Exceptionen, z. B. der Minderjährigkeit gestritten wird. Kap. XVI. De mortis causa donatione, absente licet et ignorante donatario facta, jure valida. Zu denen, welche diese unstreitig richtige Meinung vorzüglich vertheidigt haben, hätte der Hr. Vf. vor allen den Hommel (Obs. VIII, 18.) rechnen können. Kap. XVII. Pro rigore cambiali, contra Cajet. Filangierium. Filangieri bestreitet den Wechselarrest, als ungerecht, unnütz und schädlich. Die Widerlegung wäre vielleicht noch gründlicher ausgefallen, wenn auf die Handlungspolitik mehrere Rücksicht genommen wäre. Kap. XVIII. Stricturae in inclytum Beccariae de delictis et poenis libellum. Eine Zusammenhaltung mehrerer Stellen dieses berühmten Werkes, mit Fragmenten aus den Schriften verschiedner alter Autoren. Die Schlußfolge indessen: quidquid egregii habet Beccaria, id propemodum omne a Cicerone, Seneca aliisque veteris aevi scriptoribus profectum, ab ipso autem in ordinem redactum et orationis luminibus distinctum est, adeo ut magna ejus libelli pars magis ex veterum scriptorum praeceptis contexta et quasi conflata, quam proprius ingenii Beccariani partus esse videatur, — diese Schlußfolge wird wohl nicht jeder als ausgemacht betrachten. Angehängt ist eine ähnliche Vergleichung der Carolina, und eine (unvollständige) Litteratur des Beccariaschen Werks. Kap. XIX. De utilitate a lectione scriptorum M. T. Ciceronis, praecipueque orationum Tullianarum in disciplina juris criminalis capienda, mit einer Menge zweckdienlicher Beyspiele. Kap. XX. de negotiatione, quae procuratorio nomine exercetur, mit Entscheidung mehrerer in den Commissionshandel

einschlagender, nicht unerheblicher, Fragen. Kap. XXI. Memorabilis refertur species ex cap. l. X. de his quae vi metusque causa fiunt. Sieben Blätter, wo jeder Andere höchstens zwey gebraucht hätte! Eben so wenig dürften Andere so willfährig zum Lobe des heil. Vaters seyn, als der Vf. es ist. Kap. XXII. De lectione librorum juris Rom., inprimis Pandectarum, quam vocant, vulgata. Nach so vielen was hierüber geschrieben, auch nicht eine neue Bemerkung. Sonderbar ist es denn doch, daß noch niemand untersucht hat, woher diese Benennung stamme, und bey welchem Schriftsteller sie sich zuerst finde. Ehe dies geschehen, wird man schwerlich ganz aufs Reine kommen. Kap. XXIII. De ratione aetatis, qua quisque veterum ICtorum, quorum fragmenta Pandectis continentur, vixit, in iisdem interpretandis habenda; einleuchtend gegen Köhler dargethan. Kap. XXIV. Quid sint imperia in L. 3. pr. D. de supell. legat. Der Hr. Vf. erklärt es, mit Bezug auf das bekannte κάλυμμα beym Apostel Paulus, durch Betdecke. Rec. bemerkt nur noch, daß er ebenfalls in einem Ms., so wie in verschiedenen alten Ausgaben der Pandecten, statt dieses Wortes, die Worte imperialia vasa fand, welches vielleicht nicht so ganz zu verwerfen wäre. Sonst verdient über diese Stelle, außer andern nicht bemerkten Schriftstellern noch C. Barth (adversar. XLVII. 7.) nachgesehen zu werden. Kap. XXV. De conventibus juridicis, quorum veteres apud scriptores passim mentio fit. Lauter bekannte Sachen! Kap. XXVI. De origine recteque usu regulae vulgatae: Cingendus habetur pro cincto. Sie hat höchst wahrscheinlich ihren Ursprung aus der L. 43. de testam. mil. trügt aber so häufig, daß man sie nur dann einräumen kann, wenn besondere Gesetze sie in einzelnen Fällen bestätigen. Kap. XXVII. Utilitatis publicae et privatae concentus, maximum legislationis artificium. Kap. XXVIII. De delictis quae consuetudine excusantur, nämlich durch die Gewohnheit Anderer, und derselben Straflosigkeit. Der Verbrecher kann, wenn andere mehrmals das Gesetz mit Wissen des Richters unbestraft übertreten, in der Regel nicht mit der ordentlichen Strafe angesehen werden, ein Satz, der wohl noch mancher Einschränkung fähig wäre. Kap. XXIX. De Proxeneta [illegible]. Sie leisten bloß dolum und culpam latam. Erklärung der L. 3. de proxenet. Kap. XXX. Foemina quaenam eo animus fuimeris, ut alii credere possit, an SCto Vellejano, tum

sit?

[illegible] [illegible] war Fällen, da der Creditor wußte, daß sie das Geld für einen andern aufnahm; bey welcher Gelegenheit die Zweifel aus der L. 13. C. ad SC. Vellej. richtig beseitigt werden. Kap. XXXI. De damno in re conducta a non conductoris inimicis dato, a conductore haud simpliciter reparando. Nur alsdann braucht der Miethsmann den Schaden zu ersetzen, wenn er zu den Anfeindungen die Veranlassung gab, nach Vorschrift der L. 25. §. 4. und L. 41. D. loc. cond. Hätte übrigens der Hr. V. sich theils an sich selbst, (Advers. lib. I. p. 24. wo das hier Gesagte eben so bündig, obgleich mit weniger Wortaufwand, vorgetragen ist), theils an Huber ([illegible] iur. Rom. p. 709 sq.) erinnert, so würde er nicht Ursache gehabt haben, sich über Mangel an Schriftstellern über diese Materie zu beschweren. Kap. XXXII. De necessitate agnatorum simultaneeque investitorum in feudi oppignorationem consentiendi. Eine Nothwendigkeit ist nur in soferne da, als die Agnaten und Mitbelehnten nicht wollen, daß der Lehnsherr ihre Zustimmung ersetze, und sie sich auf Gesetz, Vertrag oder Herkommen berufen. Ob die Einwilligung noch in andern Fällen verlangt werden könne, ist streitig. Der Hr. Domherr giebt sie in allen den Fällen zu, wo Noth und rechtmäßige Ursachen der Verpfändung, die jedoch die Lehnsvettern und der Lehnsherr beurtheilen, eintreten, — eine Bestimmung, die allerdings gegründet ist. Kap. XXXIII. De distinctione inter animum occidendi directum et indirectum e iurisprudentia criminali eliminanda. Viel weiter scheint die Untersuchung dieses im Criminalrechte allerdings wichtigen Punctes durch diese Abhandlung nicht vorgerückt zu seyn; wenigstens konnte Rec. darinne nichts Beträchtliches finden, was ihm nicht schon durch den bekannten verdienstvollen Aufsatz des Hrn. Justizrath Christiani geläufig gewesen wäre. In der That hielt es wohl jetzt nicht mehr schwer, den Irrthum derer zu widerlegen, welche unter dolus indirectus blos die Absicht zu schaden, ohne Gedanken an Möglichkeit des Tödtens, verstehen. Dagegen aber hätte die Bedeutung, die von Andern diesem Ausdrucke untergeschoben wird, und statt dessen der Verf. treffender den von animus occidendi eventualis oder conditionalis gebraucht, eine strengere Würdigung verdient, als ihm hier widerfährt. Die Frage: ist derjenige, der z. B. sich zum Zweykampf entschließt, der nur die Absicht hat, seinen Gegner zu verwunden, und [illegible] [illegible], so fertig im Gebrauch der Waffen zu

 seyn,

seyn, daß die bloße Verwundung von seiner Willkühr abhänge, der aber auch demohngeachtet zugleich die vom Zufall abhängenden Fälle der Tödtung als möglich sich denkt, und selbst unter der Voraussetzung, daß diese wirklich eintreten könnten, sich schlägt, und seinen Gegner tödtet, eben so schuldig, und in eben dem Grade strafbar, als der, dessen eigentliche Absicht es war, seinen Feind aus der Welt zu schicken? — Diese Frage wird zwar S. 351 beantwortet, aber, wie es wenigstens dem Rec. vorkömmt, sehr unzulänglich und sehr unphilosophisch. Kap. XXXIV. De verbi manuplica in re clientelari significatu. Das Wort manuplica kömmt in einer Urkunde bey Spieß (Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik S. 228.) vor, der es durch subvasallus oder plegius erklärt. Der Hr. Verf. glaubt, daß vielmehr überhaupt der Vasall damit gemeint sey, und daß der Ausdruck mit Bezug auf die Sitte gebraucht sey, vermöge der die Vasallen das Vasallagium manibus plicatis in die Hände des Lehnsherrn ablegten; eine Sitte, auf die Rec. in mehreren Miniaturgemählden einer alten Handschrift, die er vor sich liegen hat, hingedeutet findet. Kap. XXXV. Species nonnullae feudorum admodum singulares raroque obvenientes. Es sind folgende: 1) die Herren von Rappoltstein trugen das Amt eines Pfeiferkönigs oder Oberhaupts der Musikanten im Elsaß zu Lehn. 2) Herzog Albert zu Meklenburg ward 15[illegible] mit dem Erbvorschneideramte des H. R. R. belehnt. 3) Die Herren von Lahr, jetzt das Haus Nassau-Usingen, haben das Recht, Gold im Rhein aufzulesen, als ein Reichslehn. 4) In Lüneburg wird die Erlaubniß, mit Tuch ellenweise zu handeln, vom Rathe verliehen, und heißt Gewandschnittslehn. 5) An einigen Orten ist das Recht, Criminalurtheile zu fällen, von dem Rechte, sie zu exequiren, getrennt, und wird letzteres das Galgenlehn genannt, und ist 6) vom Henkerlehn verschieden, vermöge dessen der Lehnsmann die peinlichen Kosten und das Henkergeld abhalten muß. 7) Gadenlehn, oder das Recht, an den Kirchen Behälter zu haben, um des Gottesfriedens genießen zu können. Kap. XXXVI. Traditio symbolica an necessario re praesente s. in conspectu rei tradendae fieri debeat? Ja! Pagenstecher, der (Suppl. palestr. p. 26.) das Gegentheil behauptet, war hier leicht zu widerlegen, da L. 74. de contr. empt. et vend. und L. 1. §. 21. de A. vel A. P. so deutlich sind. Kap. XXXVII. De iure heredum vasalli offerendi simultanee investiendos. [illegible]

Eine

[illegible] Anmerkung aus Churfürstlichen Rescripten zu dem, was der [illegible] Verf. in seinen Observ. iur. feud. über diese Materie schon vor mehreren Jahren vorgetragen hatte. Kap. XXXVIII. Hypothecae in feudo constituta utrum agnatis simultaneeque investitis, feudo ipsis delato, simpliciter restituatur, an beneficio gaudeant excussionis? Sie haben unstreitig das letztere. Gegen Schrötter. Kap. XXXIX. Animadversionum de iure clientelari trias. Es sind folgende: 1) Usus numeri septenarii in re clientelari. 2) Liberi, quos vulgo vocant, praecoces successionis in feudo omnino incapaces. 3) Exemplum successionis filio secundo loco genito delatae recentissimum, idemque valde memorabile. Bey der Vermählung des letztverstorbenen Kaisers Leopolds wurde ausgemacht, daß, im Fall er in die östreichischen Lande succediren sollte, das Erzherzogthum Toscana seinem zweyten Sohne anfallen solle. Kap. XL. Animadversiones nonnullae ad Onomastici litterarii a Chr. Saxio concinnati Tomum VII. [illegible] und [illegible] geringer Anzahl.

80.

Caroli Friderici Walchii, Seren. Duc. Sax. Vinariens. et Isenac. a consiliis iustitiae intimior. etc. opuscula, quibus plura iuris romani ac germanici capita explicantur. *Tom. III.* Halae, imp. Gebaueri. 1793. mit den Registern 564 S. in 4. 3 Rthl. 8 gr.

Dieser dritte und letzte Theil ist gleich dem vorigen in drey Abschnitte getheilt; und enthält folgende Abhandlungen: 1) De legitima Lubecensi. Ad Statut. Lub. Lib. IV. tit. I. art. 12. 2) De contractu pigneratitio Hamburgensi, 3) de inventarii hereditatis forma, statutis in Hamburgensibus praescripta; 4) de usu ac praestantia reformationis Francofordiensis in iure germanico; 5) de iurisiurandi delatione in reformat. Francofurtensi arctioribus limitibus circumscripta, 6) de iurata specificatione inventario solemni sec. Francofordiensem reformat. haud aequiparanda, 7) de bonis [illegible] Lindaviensium profectitiis, dem vorfangenen Gut; 8) de bonorum communione inter conjuges Mühlhusinos. [illegible] Abschnitt: 1) de constitutionis

tionis criminalis Carolinae editione authentica, 2) de revocatione confessionis capite damnati in die sibi supplicio destinato ad C. C. C. art. XCI., 3) de ritibus iudiciorum criminalium in C. C. C. art. C. abrogatis, 4) de genuino fonte distinctionis inter foetum animatum et inanimatum in C. C. C. art. CXXXIII. adhibitae, 5) de furto famae dominante facto ad C. C. C. art. CLXVI., 6) de verisimilitudine criminis. Im dritten Abschnitt: 1) de compensatione creditorum in concursu, 2) de pecunia in solutionem tributorum credita, 3) de privilegio pecuniae hereditariae creditorum in concursu, 4) de privilegio pecuniae in refectionem aedium creditae, 5) de reliquiis controversiae inter Bulgarum de Bulgaris et Martin. Gosiam de praelat. dotis, 6) de privilegio dotis Iudeae, 7) de privilegio pupilli L. 19. D. de reb. auct. iudic. possid. eius heredibus denegato, 8) de iuribus creditor. inscriptorum ipsis quibusdam in Germ. provinciis ac civitatibus tributis, 9) de iure prioritatis in fraudem aliorum creditorum impetrato, 10) de emblemate Triboniani in l. ult. C. de usur. et fruct. leg. seu fideicom., 11) de instrumentorum post iuratam eorum diffessionem fide. Die beygefügten vollständigen Register erhöhen die Brauchbarkeit dieser Sammlung. Das erste enthält die in der ganzen Sammlung erläuterten und erklärten römischen und deutschen Gesetzstellen; das zweyte zeigt die erläuterten deutschen Wörter und das dritte enthält ein Sachenregister.

Ga.

Versuch einer Anleitung zur Selbstbildung für Wirtembergische Schreiber — von Johann Georg Bäuerlen, Herzogl. Wirtemb. Kanzleyadvocaten. — Stuttgart, bey Mezler. 1793. 219 S. in 8. ohne Register, Vorrede und Inhaltsverzeichniß. 14 gr.

Die Hauptidee des Verf. seine Landsleute, welche sich der Schreiberey — bekanntlich werden im Wirtembergischen diejenigen Personen, die sich vorzüglich mit Rechnungs- Theilungs- und dergleichen Geschäfften beschäfftigen, Schreiber genannt — widmen, aufzufordern, sich mehr zu denkenden

[illegible] jetzigen mechanisch arbeitenden Männern zu bilden, wird gewiß gebilligt werden; nur glauben wir, daß, wenn gleich dieser Versuch manche gute und brauchbare Bemerkung enthält, die zu hoch gespannten Forderungen der Realisirung dieses Wunsches eher nachtheilig als förderlich seyn werden. Man denke nur, daß Hr. B. von einem sich selbst bildenden Schreiber erwartet, daß er sich neben seiner Hauptbestimmung mit der Geographie, Genealogie, Geschichte, Philosophie, den schönen Wissenschaften, der Physik und Botanik, der Landwirthschaft, der Forstwirthschaft, der Staatswirthschaft, der Polizeywissenschaft, der Finanzwissenschaft, dem Naturrecht, den Institutionen des Römischen Rechts, dem Dorf- und Bauernrecht, dem Stadt- und Bürgerrecht, dem Polizeyrecht und dem Kameralrecht bekannt machen soll, und ihm zu Erwerbung dieser so mannichfaltigen und verschiedenen Kenntnisse, womit er gar wohl allein ein Quinquennium auf Universitäten ausfüllen könnte, die nach mit seinen Schreibgeschäfften zugebrachten 9 Arbeitsstunden noch übrigen 6 Stunden des Tags anweist! Eine so übertriebene Forderung wird gewiß eher zurückschrecken, als einladen, wie wir denn überhaupt noch zweifeln, ob Hr. B. durch die Uebersetzung der Titel der 4 Bücher der Institutionen S. 190. ff. und die hin und wieder vorkommenden juristischen Excurse seinen Zweck, der Schreiberey bestimmte Jünglinge für das Rechtsstudium zu interessiren, erreichen werde. Wenn in diesem Versuch statt 15 Bogen höchstens die Hälfte bestimmt und in einem guten Styl — denn wir können Styl und Sprache eben nicht mustermäßig nennen — blos zweckmäßige Anleitung, wie ein Schreiber nicht nur die zu seiner Hauptbestimmung gehörigen Kenntnisse sich verschaffen, sondern auch durch Erwerbung der unentbehrlichsten Vor- und Hülfskenntnisse sich zu einem denkenden Schreiber bilden solle, ertheilt worden wäre: so würde der gutgemeynte Wunsch des Verf. gewisser erreicht worden seyn.

Pb.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Johann Milton's verlornes Paradies. Uebersetzt von Samuel Gottlieb Bürde. Zwey Theile.

Ber-

Berlin, bey Wever dem ältern. 1793. 327 und 304 S. in 8. 1 Rthl. 16 gr.

Ob wir gleich schon drey deutsche Uebersetzungen dieses Gedichts ins Deutsche besitzen, zwey in Versen, von E. G. v. Berge in reimlosen Jamben, die schon 1682. zu Zerbst gedruckt wurde, und eine neuere in Hexametern von dem sel. Zachariä, und eine in ungelenkige Prose, von Bodmer; so war es doch, bey den glücklichen Fortschritten der neuern deutschen Poesie, gewiß keine überflüßige Arbeit, eine vierte zu unternehmen. Es war indeß ein bloß zufälliger Anlaß, der den Verf. dieser neuen Uebersetzung zuerst auf die Gedanken brachte, eine Arbeit zu wagen, bey deren Ausführung, wie er selbst einsah, ein mehr als gemeines Maaß von Sprachkunde, Talent und Geschmack mit einem hartnäckigen Fleiße, und einer sich stets gleich bleibenden Aufmerksamkeit verbunden seyn mußte. Die im ersten Eifer gelungene Ueberwindung einiger Schwierigkeiten machte ihn allmählig dreister. Dazu kam die gute Aufnahme, die man den, wenn wir nicht irren, im Teutschen Merkur, ausgestellten Probestücken widerfahren ließ. Freylich aber fand sich die Hauptschwierigkeit erst hinterher, als der Uebersetzer die einzelnen Theile seiner Arbeit mit kälterer Prüfung musterte. Es kam vornehmlich darauf an, dem so weitläuftigen und vielartigen Ganzen die gehörige Haltung, eine gewisse Festigkeit und Einheit des Tons zu geben. Diese Schwierigkeit, mit mehrern andern verbunden, ward um so viel größer, wenn, wie dies nicht selten der Fall war, Uebersetzer und Originalautor sich in ihren Gedanken und Empfindungen schnurstracks entgegen standen. Man weiß, daß sich an der Manier des großen, und im Ganzen mit Recht bewunderten, englischen Dichters manches aussetzen läßt, was zwar der Geschmack seines Zeitalters ertrug und zum Theil entschuldigt, dem mehr gebildeten Geschmack unserer Zeiten aber mit Recht fremd und anstößig dünkt. Besonders gehört dahin Milton's oft verschwendete und übel angebrachte Gelehrsamkeit, der scientifische Schwung in manchen Unterredungen seiner Personen, die eingeflochtene Erörterung theologischer und metaphysischer Spitzfündigkeiten u. s. f. Hier gerieth der Uebersetzer in Verlegenheit, ob er dergleichen Auswüchse hinwegschneiden, oder Alles in seiner ursprünglichen, wenn gleich oft unbehülflichen und ungefälli-

fälligen, Gestalt lassen sollte. Das Erstere wäre ungleich leichter gewesen; denn eben diese Stellen waren gerade die schwierigsten; aber er wählte doch mit Recht lieber das Letztere, und erlaubte sich nie, wie er in der Vorrede erklärt, eigenmächtige Abkürzungen des Originals. So ganz scheint denn dies doch wohl der Fall nicht zu seyn. Wenigstens traf Rec. auf eine Stelle dieser Art, wo die Uebersetzung merklich abgekürzt ist, indem darin fast zehn Verse des Originals fehlen. Sie ist Th. I. S. 178., in der Beschreibung des Paradieses, wobey Milton freylich ganz ovidisch wird, und unnöthige Kostbarkeiten auf die Vorzüge Edens vor andern reitzenden Gegenden der Erde verschwendet hat. Man vergleiche damit den Englischen Text, B. IV. v. 275 — 286. —

Allerdings war auch die Wahl der äußern Form bey der Verdeutschung dieses Gedichts keine Nebensache. In Ansehung der Versart schien keine Wahl übrig zu bleiben. Schon von Berge, dessen unser Uebersetzer gar nicht gedenkt, der aber doch, ihm bekannt zu seyn, und von ihm erwähnt zu werden, wohl verdient hätte, wählte eine gleiche Versart mit dem Original, den reimlosen Jamben, so unerhört und ungebraucht er auch damals noch war. Auch der sel. Zachariä war Anfangs Willens, das Sylbenmaaß des Englischen Dichters beyzubehalten; er ließ sich aber davon durch die Schwierigkeit abschrecken, mit dieser beschränkteren Versart den Pflichten der wörtlichen Treue volles Genüge zu leisten. Unser neuer Uebers. gesteht, daß sein größerer Muth vornehmlich in den vermehrten Hülfsmitteln gegründet war, die ihm die Bereicherung und verfeinerte Ausbildung unsrer Sprache, die genauere Bestimmung ihres prosodischen Theils, und andre Fortschritte im Fache der Kritik und des Geschmacks darboten. Ohne den Fleiß zu verkennen, den Hr. B. auch von dieser Seite auf die Ausfeilung und Vollendung seiner Arbeit verwandt hat, muß Rec. doch gestehen, daß sie, sowohl im Ganzen, als stellenweise, durch die Schönheit und Harmonie der Verse den Kenner wohl am wenigsten befriedigen möchte. Milton genießt, wie bekannt, auch in dieser Hinsicht einer vorzüglichen Schätzung und Bewunderung seiner Landesleute; und genießt ihrer mit Recht. Alle ihre Theoretiker der Poesie und Deklamation, alle ihre Kunstrichter, die von dem Wohlklange, der Abwechselung, dem Bedeutungsvollen und Ausdrückenden, dessen der so genannte *blank-verse*

fähig

fähig ist, Beyspiele aufstellen wollten, wählten sie vornehmlich aus diesem Dichter, und zögen von diesen Beyspielen ihre feinsten Regeln ab. *Hier nur Eins* anzuführen, bemerkt Webb, in seinen *Remarks on the Beauty of Poetry*, p. 84., sehr richtig die schöne Gradation in dem Ausdruck und Versbau folgender Stelle, wo die Sprache anfänglich fast prosaisch und ganz gewöhnlich ist; allmählig aber, gleich dem Schall einer Orgel, immer stärker, immer voller wird, und bis zur höchsten Würde hinaufschwellt:

> Th' infernal serpent; *he it was*, whose guile
> Stir'd up with envy and revenge, deceiv'd
> The mother of mankind, what time his pride
> Had cast him out from heav'n, with all his host
> Of rebel Angels, by whose aid *aspiring*
> To set himself in glory above his peers,
> He trusted to have equal'd *the most high*,
> *If he oppos'd*; and with ambitious aim
> Against the throne and monarchy of God
> Rais'd impious war in heav'n, and *battel proud*
> With vain *attempt*. Him the almighty power
> *Hurl'd headlong flaming from th' ethereal sky*,
> With hideous ruin and combustion, *down*
> To bottomless perdition, there to *dwell*
> In adamantine chains and penal fire,
> Who durst defy *th' Omnipotent* to arms.

Im Deutschen lauten diese Verse so:

> Der Höllendrache wars,
> Der, angespornt von Rach' und Neid, durch List
> Die Mutter aller Sterblichen betrog.
> Ihn hatte damals schon sein Stolz vom Himmel
> Herabgestürzt, mit ihm das ganze Heer
> Der englischen Empörer. Unterstützt
> Von diesen, wollt in Würd' und Herrlichkeit
> Er über seine Fürsten hoch hinauf
> Sich schwingen; so, glaubt' er dem Höchsten selbst,
> Wenn der ihm widerstünd', an Macht sich gleich.
> Befehdete, von Stolz bethört, den Thron
> Des Ewigen, und überzog mit Krieg,
> Mit frechem Krieg des Höchsten Reich, und bot

Gott zum Kampf an. — Eitler Stolz! ihn schleuderte
Der Allmacht Arm hinunter von den Höhn
Des Himmels. Unter Flammen und Geheul,
In gräßlicher Zerschmett'rung stürzt' er tief
In bodenloses Elend tief hinab,
Zu wohnen da, gefesselt in die Glut
Der Qual mit diamantnen Ketten: — Er,
Der den Allmächtigen mit frecher Wuth
Zum Kampf zu fodern sich erdreisten durfte!

Wer fühlt hier nicht den weiten Abstand der deutschen von den englischen Versen, sowohl in ihrem Bau, als in ihrer Sprache, besonders in den ausgezeichneten Stellen? Es ist sehr zu fürchten, daß das Gefühl dieses Abstandes den Leser, der mit dem Originale bekannt ist, und mehr noch den, der es mit dieser Uebersetzung zusammenhält, selten verlassen werde. Weit näher würde schon Hr. B. den Schönheiten seines Dichters von dieser Seite gekommen seyn, wenn er die Verschränkungen der Periode, ihre Unbehülflichkeit durch Zwischensätze, die Entfernung des Zeitworts von dem Substantiv, welches das Subjekt ausmacht, u. dgl. m. vermieden hätte. Aber so giebt es der Stellen, wie die folgenden, nur allzu viele:

S. 13. Als Satan dies zu seinen Mitgefährten,
Mit aus der Fluth empor gehobnem Haupt,
Und Augen, die wild funkelnd rollten, sprach,
Lag, schwimmend in den Wogen ausgestreckt,
Auf viele Morgen lang und breit, sein Leib.

Wie ganz anders und wie lichtvoll geordnet im Englischen:
Thus Satan talking to his nearest mate,
With head uplift above the wave, and eyes,
That sparkling blaz'd, his other parts besides
Prone on the flood, extended long and large
Lay floating many a rood.

S. 50. Nunmehr ward aufs Geheiß der höchsten Macht,
Mit feyerlichem Pomp, bey schmetterndem
Trompetenschall, durch die beflügelten
Herolde kund gethan, im ganzen Heer:
Es werde sich der hohe Rath sogleich
Im Pandämonium, dem Hauptsitz Satans
Und seiner Obersten, versammeln.

S. 149. Wie einer, der, auf Kundschaft ausgeschickt,
Die ganze Nacht im Dunkeln, mit Gefahr,
Auf ungebahnten Pfaden durchs Gebüsch,
Gekrochen ist, zuletzt, bey Tages Anbruch,
Den freyen Gipfel eines hohen Berg's
Erstiegen hat, und oben plötzlich ihm
Ein fremdes Land im weitensten Prospekt
Sich darstellt, oder eine Königsstadt,
Mit aller Pracht der Baukunst stolz geschmückt,
Im goldnen Strahl der Morgensonne blinkt:
So stand, hatt' er den Himmel gleich gesehn,
Ob diesem Blick der Feind verwundert da.

Ganz anders, leicht und entwickelt, lautet das im Original:

As when a scout,
Through dark and desert ways with peril gone,
All night, and last by break of chearful dawn
Obtains the brow of some high-climbing hill,
Which to his eye discovers unaware
The goodly prospect of some foreign land
First seen, or some renown'd metropolis
With glist'ring spires and pinnacles adorn'd,
Which now the rising sun gilds with his beams
Such wonder seiz'd, though after heaven seen,
The spirit malign.

Gern geben wir zu, daß die Schuld dieses Unterschiedes zum Theil an der Verschiedenheit der Wortfügung beyder Sprachen liegt; und daß die Participien im Englischen beym Bau solcher Perioden sehr gute Dienste thun, und die Auseinandersetzung der Begriffe und Bilder gar sehr befördern. Indeß steht dieser Vortheil auch dem Deutschen, nur auf andern Wegen, offen.

Auch in Ansehung der Richtigkeit der Uebersetzung, die im Ganzen ihr gewiß im vorzüglichen Grade muß zugestanden werden, sind uns doch bey der Vergleichung einiger Stellen manche Abweichungen von dem Sinn und Geiste des Originals aufgestoßen, von denen wir nur einige hier anführen wollen. Zwar ist der Sinn selten durchaus verfehlt; aber doch oft nicht hinlänglich ausgedrückt und erschöpft. So I. B. S. 17. in der Rede Satans:

Und

Und du, o tiefste Hölle, nimm in mir
Den neuen König auf, der ein Gemüth
Dir zubringt, das kein Ort und keine Zeit
Verändert. Das Gemüth ist selbst sein Ort;
Es trägt den Himmel und die Höll' in sich.

Weit stärker im Englischen, und dabey anders gewandt:

And thou, profoundest hell,
Receive thy new possessor; one who brings
A mind not to be chang'd by place or time.
The mind is its own place, and in itself
Can make a heav'n of hell, a hell of heav'n.

Und gleich darauf:

Was frag' ich, wo ich bin? bin ich nur stets
Ich, der ich war und seyn soll, — minder nur
Als einer, den sein Donner größer macht.

Dies letztere ist ganz verfehlt. *All but less* than he etc. heißt: „Alles will ich seyn, nur nicht geringer, als Er, den Donner größer machte!"

S. 22. Z. 7. v. u.:

Und zwischen, über, unter ihnen flammts.
Twixt upper, nether, and surrounding fires.

Auch wenn hier vielleicht das *Twixt* nicht unrecht verstanden, und zwischen im Deutschen für *surrounding* gesetzt seyn sollte, wird doch das Bild dadurch verschoben.

S. 121. So wechseln Jahr für Jahr, Lenz, Sommer, Herbst
Und Winter ab; mir wechseln sie nicht mehr.
Nicht Morgenroth noch Abenddämmrung glänzt
Mich lieblich an, u. s. f.

Anders und kürzer im Milton selbst:

Thus with the year
Seasons return; but not to me returns
Day, or the sweet approach of ev'n or morn.

S. 127. Denn sollt' er ganz verloren gehn, der Mensch,
Dein letztes Lieblingswerk, dein jüngster Sohn,
u. s. w.

For schould man *finally* be lost, schould man,
Thy creature *late so lov'd*, thy youngest son,
Fall &c.

d. i. Sollte der Mensch am Ende ins Verderben stürzen, sollte der Mensch, dein ehemals so geliebtes Geschöpf, dein jüngster Sohn, fallen."

S. 168. Verzerrt, indem er also redte, ward
Sein Angesicht von jeder Leidenschaft;
Es wechselten Zorn, Neid, Verzweifelung,
Mit Todesblässe drauf, und hauchten ihm
Die Schminke weg.

Thus, while he spake, each passion dimm'd his face,
Thrice chang'd with pale, ire, envy, and despair;
Which marr'd his borrow'd visage.

Schwerlich dachte sich Milton das Paradies wie mit Wall und Mauer umschlossen. Er beschreibt die Einhegung und Befriedigung desselben umständlich genug; und diese ist es, die er hernach mit dem einzigen Worte *Wall* bezeichnet, welches, wie bekannt, nur Wand oder Mauer bedeutet. Hr. B. hingegen übersetzt dies mit Wall und Bollwerk, S. 169.:

Höher noch
Als ihre Wipfel thürmte sich der Wall
Des Paradieses auf. — —
Und höher als dies Bollwerk stand ein Kreis
Von edeln Bäumen.

Die beyden schönen Verse:

Adam the goodliest man of men since born
His sons, the fairest *of her daughters*, Eve,

sind nur halb ausgedrückt, S. 181.:

Der Herrlichste von allen Männern, Adam,
Die Holdeste von allen Weibern, Eva.

Im ersten Verse stände der Name, Adam, wie im Original, besser zu Anfange des Verses; denn hier thut die Symmetrie keine vortheilhafte Wirkung.

Noch mehr hat der treffliche Ausdruck in den Versen:

> Sight hateful! sight tormenting! thus these two,
> *Imparadis'd* in one another's arms,
> *The happier Eden*, shall enjoy *their fill*
> *Of bliss on bliss.*

durch folgende, sie sehr schwächende, Uebersetzung gelitten:

> Verhaßter Blick! Blick voller Qual! Dies Paar
> Genießt, eins in des andern Armen, mehr
> Als Paradieses Glück, vergöttert sich!
> Erschöpft ein Meer von Seligkeit!

Auf eben der 191sten Seite:

> Erkenntniß ihnen untersagt? Ich sehe
> Den Grund nicht ein — wenn es nicht Argwohn
> ist —
> Weißgönnt vielleicht ihr Schöpfer ihnen dies?

Wie ganz anders und wie viel nachdrücklicher:

> Knowledge forbidden?
> *Suspicious*! reasonless! Why should their Lord
> Envy them that?

Dergleichen Abweichungen giebt es mehrere; und doch hat Rec. nur einige wenige Stellen des ersten Theils so genau verglichen. Nur um den Uebers. zu einer weitern Sorgfalt in Ausfeilung und größerer Vollendung des ihm gewiß Ehre bringenden Ganzen zu ermuntern, haben wir diese Beyspiele hier angemerkt.

Fa.

Gedichte mit Musik, dem bürgerlichen und häuslichen Glück (e), der liebenswürdigen Sittlichkeit und schuldlosen Freude geheiligt, von K. F. Wiesiger, Justizassessor in Treuenbriezen u. s. w. (ein langer Titel.) Berlin, 1793. in Commission bey Maurer. 6 Bogen. 8. 8 gr.

In der Vorrede läßt sich Hr. W. weitläuftiger, als es nöthig wäre, über den Zweck dieser unbedeutenden Sammlung heraus. Er versichert, dem großen Gellert, jedoch in dem Geiste unsers Zeitalters, nachgearbeitet zu haben. In so fern es die-

sen Gedichten an allem poetischen Schwunge fehlt, und sie nur gereimte Prose von der Art sind, wie man sie zu Gellerts Zeiten hie und da für Poesie gelten ließ, mag dies wahr seyn; allein, in Gellerts Werken dieser Art herrscht denn doch größtentheils eine Bestimmtheit, Feinheit und Würde des Ausdrucks und der Gedanken, die den vorliegenden platten Reimereyen gänzlich fehlt; und nun vollends in dem Geiste eines Zeitalters, in welchem die Dichtkunst größere Fortschritte gemacht hat, sind sie gar nicht geschrieben. Die angehängten musikalischen Compositionen sind eben so matt gerathen, und was der Kupferstich vor dem Titel sagen soll, das ist schwer zu entziffern.

Pk.

Vermischte Gedichte und Aufsätze, von Friderike Lehmann, gebohrnen Ritter. Dessau, 1794. bey Hofmann und Comp. 7 Bogen. 8. 8 gr.

Die Verse sind ohne Wohlklang, rauh, holprich, voll gehäufter harter Consonanten, voll prosaischer Stellen, und voll von Fehlern gegen die Quantität. Zur Begründung dieses Urtheils (da man uns nicht zumuthen kann, aus diesen wenigen Bogen noch etwas abzuschreiben) lese man nur die Gedichte S. 6 und [illegible]. Die prosaischen Aufsätze sind sehr unbedeutend, und hätten gleichfalls ungedruckt bleiben können.

Eg.

Erziehungsschriften.

Versuch eines Catechismus der allgemeinen Sittenlehre für die denkende Jugend. Breslau, bey Meyer. 1793. 143 und XVI S. 8. 10 gr.

Der Verf. (der sich unter der Vorrede v. G. unterschreibt,) ist, wie er selbst sagt, ein Ungelehrter, und er hat hinlänglich dafür gesorgt, daß dieser Versicherung durch seinen Catechismus nicht widerlegt werde. Zwar verräth er eine seltene Belesenheit in solchen Schriften, und eine ruhmwürdige Begierde, sich in wichtigen Fächern der menschlichen Erkenntniß umzusehen,

die

die einer Ungelehrten noch fremd zu seyn pflegen. Allein dies qualificirt noch lange nicht zu einem Schriftsteller. Dazu gehört auch, daß man das Gelesene verdauet, daß man seine Wißbegierde schon in vorzüglichem Maaße befriedigt, daß man selbst auch mit Anstrengung nachgedacht, und das Ueberdachte richtig darstellen gelernt habe. Und wie sehr es hieran dem Verf. noch fehle, ist fast auf allen Seiten dieser Bogen ersichtlich. Er wünscht am Schlusse der Vorrede nichts mehr, als diejenigen Leser, „die aus Leichtsinn von der gefährlichen Krankheit des Ohngefährs heimlich angesteckt sind, von derselben durch seine Schrift heilen zu können.“ Schon dieser Wunsch, war dem Rec. anfangs unerklärbar. Denn eine solche Rubrik hatte er in der moralischen Nosologie noch nicht gefunden. Indessen sah er doch hernach (S. 53.), daß unter jener Krankheit der Atheismus zu verstehen sey, und — wider alle Erwartung wird nun hievon sogleich S. 54 hinzugesetzt: „Es ist schwer auszumitteln, ob es in der That dergleichen Menschen gebe, die den Namen der Gottesleugner verdienen. Da wir nun nach der Sittenlehre verbunden sind, von einem jeden Menschen das Beste zu glauben; so wird man auch hier am besten handeln, um niemanden mit bösem Argwohn zu beleidigen, wenn man glaubt: es gebe gar keine Gottesleugner?“ Wozu denn nun jener Wunsch? Entweder will der V. Kranke heilen, an deren Daseyn er zweifelt, und seiner Sittenlehre gemäß zweifeln soll, oder er ist ein böser argwöhnischer Mann, der in jenem Wunsche schon gleich ein Gebot dieser Sittenlehre übertreten hat. Doch wie könnte seine Schrift eine Sittenlehre genannt werden? Einem Catechismus zwar sieht sie ähnlich. Denn sie ist in Fragen und Antworten abgefaßt, welches leider! noch gewöhnlich die Catechismenform ist. Aber eine Sittenlehre? — Wir wollen sehen. — Nach einer kurzen Einleitung, die aller ihrer Mängel ungeachtet (so wird z. B. gleich anfangs die Weltweisheit für die Wissenschaft erklärt, die Glückseligkeit der Menschen aus dem ganzen Naturreich, so viel als Menschenkräfte gestatten, zu erlangen und auszubreiten!!) doch noch das beste im ganzen Buche ist, werden in den drey ersten Abschnitten der ersten Abtheilung die Lehren von der Einrichtung der Welt, von dem Menschen und seiner Seele, von Gott und seinen Eigenschaften mit großer Weitläuftigkeit vorgetragen. Gehört denn dies in eine Sittenlehre? Oder wird es nicht vielmehr bey derselben schon vorausgesetzt? Und bey allem phi-

[illegible] Anstriche — welch ein Deraisonnement! Wir wollen doch aus jedem Abschnitte etwas hieher setzen, und man wird sich wundern müssen. S. 4 wird die Frage aufgestellt: Was urtheilen die Philosophen von der Entstehung der Welt? Und die Antwort ist: „Daß aus Nichts nichts werden kann, ist bekannt. Ja, selbst die Leere ist ein Etwas, weil sie einen Raum enthält, folglich müsse dieser schon von Ewigkeit an (her) gewesen seyn, u. s. w." S. 30. Worin besteht der Gedanke von der Seele, um sich am kürzesten auszudrücken? Antw. Der Mensch empfindet eine denkende Kraft, welche vermögend ist, unaufhörlich mit zunehmenden neuen Kräften zu wirken, daher ist sie selbst ewig. S. 36. Also ist der Trieb und das Verlangen bey dem Menschen vorhanden, sich vollkommner zu machen? Antw. Der Mensch ist zwar in der Empfindung der Fühlbarkeit, in Ansehung der Leidenschaft, was bey ihm Vergnügen, Schmerz, Lust und Unlust verursachen kann, den Thieren gleich; aber dieser Trieb wird bey ihm mehr durch aufgeklärte Einbildungskraft erweckt und geleitet. Die Vernunft giebt ihm Veranlassung, auf seine Selbsterhaltung zu denken; die Selbsterhaltung ist wieder der Grund von der Werthschätzung seiner selbst, wodurch er sich von den Trieben der Thiere absondert. Je mehr er darauf bedacht ist, desto mehr wird er sich vervollkommnen. S. 50. Wie weit erstreckt sich der menschliche Verstand, sich das göttliche Wesen vorzustellen? Antw. Den Beweis der Gottheit haben wir bereits in aller Kürze, ohne nöthig zu haben, uns hier in eine metaphysische Dunkelheit zu begeben, dargelegt. Daß Gott ein unkörperliches, freyes, ohne alle Grenzen ausgedehntes Wesen seyn müsse, kann der denkende Mensch leicht erachten. — Es ist für den denkenden Menschen unnöthig, über dies alles auch nur ein Wort zu verliehren. Man erwartet meist eher den Einsturz des Himmels, als solche Antworten auf solche Fragen. Eben dies gilt auch von dem vierten Abschnitte, wo die Pflichten gegen Gott abgehandelt werden sollen. Z. B. S. 57. Was gehört zu der wahren Erkenntniß Gottes? Antw. Daß wir den Namen des erhabenen Gottes stets mit tiefster Ehrfurcht nennen: folglich haben wir alles sorgfältig zu vermeiden, wodurch der göttliche Name entehret oder gemißbraucht wird, welche Entehrung eine Darwiderhandlung in der Beförderung und Ausbreitung seiner Ehre ist. — Scheint es nicht, als wenn der Verf. oft durchs Loos habe entscheiden lassen,

welche

welche sinnlose und sprachwidrige Antwort er unter seine meist eben so wunderlichen Fragen setzen solle? — Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich nun der Ueberschrift nach mit den Pflichten des Menschen in allen seinen Verhältnissen. Aber wir würden kaum ein Ende finden, wenn wir auch nur speciell anzeigen sollten, was gar nicht in diese Abtheilung gehöre. Denn alle einzelne Fehler von anderer Art zu rügen, ist hier unmöglich. Der Verf. sucht da Begriffe von Accise und Kopfsteuer, von Wechsel und Bilanz, Domainen und Regalien, von den Mitteln gegen Armuth und Hungersnoth, und tausend andern heterogenen Dingen zu geben, so daß man bey dem allen den Titel seines Buchs gänzlich aus den Augen verliehrt. Wie konnte er es denn doch wohl in aller Welt eine Sittenlehre nennen? Aber wir müssen doch auch noch sehen, welchen Gehalt dasjenige habe, was hier eigentlich auf die Sittenlehre sich bezieht. Wir kehren also noch einmal zurück. S. 37. Würden die Menschen nicht weit glücklicher seyn, wenn sie von allen Leidenschaften befreyet wären? Antw. So wie im ganzen Naturreich die einzelnen scheinenden (scheinbaren) Unvollkommenheiten oder das physikalische Uebel im Zusammenhange weiter nichts als Vollkommenheiten sind; so ist es auch mit dem moralischen Bösen beschaffen. Die Klagen, so man darüber so häufig vom Anbeginn gemacht, und noch fernerhin gemacht werden, sind mehrentheils tadelnswürdige Eingriffe, die die kurzsichtigen Menschen in die Weisheit des Schöpfers zu machen gewohnt sind. (So? Wozu denn nun eine Sittenlehre? Soll man Vollkommenheiten aus dem Wege räumen? Doch Hr. v. S. lenkt wieder ein, und frägt:) Kann man denn das, was eigentlich böse ist, gut heißen? Antw. Nein! das nicht! Gut bleibt an sich immer gut und lobenswürdig, so wie hingegen das Böse stets verwerflich bleibt. Nur so viel muß man nie aus der Acht lassen, zu erwägen: wer nicht etwas Böses zu verrichten im Stande ist, der wird auch nicht das Vermögen haben, Gutes zu thun. (Demnach hat also das höchste Wesen auch dieses Vermögen nicht, und niemand darf es im Guten zu einer vollkommnen Fertigkeit zu bringen suchen.) Was würde daraus entstehen, wenn bey dem Menschen z. B. keine Eigenliebe zu finden wäre? Antw. Der Verlust der Eigenliebe ziehet auch zugleich den Antrieb zu allen nützlichen Handlungen mit fort. Er würde einem ewig schlafsüchtigen Körper gleichen. Wer kann es leugnen, daß die Eigenliebe nicht mehrmalen der Grund zu den allergröß-

 ten

ten und nützlichsten Thaten der Menschen gewesen? (Mit
auch zu moralisch guten Thaten, die in einer Sittenlehre
empfohlen werden sollen?) Wenn ihn kein Ehrgeiz beseelte,
was würde daraus zu erwarten seyn? Antw. Der Ehrgeiz ist
die Triebfeder, die den Menschen zu allen nützlichen und edeln
Thaten antreibt. Fällt dieser weg, so sind alle unsere Wissen-
schaften dahin. Ehre und Schande wären alsdann bey uns
gleichgültige Dinge. (Welche Verwirrung der Begriffe! Es
möge immerhin unter diesem Ehrgeize zu verstehen seyn, was
Andere vernünftige Ehrliebe nennen — wie läßt sich ohne
geistigen Fieberparoxismus behaupten, daß alle nutzbare Hand-
lungen — an die edlen wollen wir gar nicht einmal denken —
und alle Wissenschaften mit der Ehrliebe stehen und fallen?
Doch der Verf. sinkt noch tiefer.) Wenn aber das Laster
der sinnlichen Wollust von dem Menschen verbannet wäre?
Antw. Was die Wollust anbetrifft, so ist leicht zu erachten,
daß, wenn der Mensch ihrer gänzlich beraubt ist, die Fort-
pflanzung des menschlichen Geschlechts zugleich gehemmt wird.
Wir würden noch, wie unsere ehemaligen Vorfahren
Deutschlands in elenden Hütten unsere Eicheln und herbe
Holzäpfel auf einer Bärenhaut verzehren. Wenigstens ist die
Wollust mit der Lüsternheit sehr nahe verwandt. Ein jedes
Land müßte alsdann seine einheimischen Produkte behalten.
Und wie würde es mit der reinen aufrichtigen Liebe aussehen,
womit Gott gepriesen wird? Ist die wollüstige Liebe weg, so
ist auch das Feuer der reinen Liebe dahin. (Also die sinnliche
Wollust und der Fortpflanzungstrieb sind gleichbedeutende
Wörter? Jene ist ein Laster, und dennoch zu entschuldigen?
Man soll lüstern seyn, um keine Eicheln und Holzäpfel auf
einer Bärenhaut zu verzehren, sondern ausländischer Produkte
zu bedürfen? Man soll der wollüstigen Liebe pflegen, um
Gott lieben zu können? Welch ein Unsinn! Was wird die
Jugend dazu sagen, wenn sie denkt? Und was, wenn sie
nicht denkt, sondern nur fühlt? Aber nun, um das Maaß
voll zu machen, noch eine einzige Frage:) Wenn Betrug,
Arglist, Habsucht, Neid, Haß und Rachsucht unter den Men-
schen nicht anzutreffen wären, dann wären wir ja wohl recht
glücklich? Antw. Allerdings, in einzelnen Fällen betrachtet,
sind dies verabscheuungswürdige Laster. (Welches sind denn
diese Fälle?) Allein, wenn kein Betrug Statt fände, so
wäre auch keine Aufrichtigkeit, so wie bey Ermangelung der
Arglist keine zu edeln Thaten verbundene Arglist und
Ver-

Verschlagenheit kann ausgeübt werden . . . Was war denn der Grund zur Cultur der Länder und der Handelschaft mehrentheils anders, als Neid und Habsucht? Ist Haß und Rachsucht gänzlich verloschen, so wird der Eifer, Muth und Standhaftigkeit zu allem Guten zugleich mit fortgeführt seyn. — O des Sittenlehrers! Dem Begriffe der Tugend steht zwar der des Lasters entgegen. Auch erscheint der Tugendhafte neben einem Lasterhaften vermöge des Contrastes zwischen beyden in den Augen eines Dritten desto hervorstechender. Aber muß denn das Laster wirklich seyn, um die Tugend erst möglich zu machen? Oder hat nicht vielmehr der Begriff der Tugend bey endlichen freyen Wesen schon seine Realität, wenn auch nur die Möglichkeit des Lasters vorausgesetzt wird? Daß aber das Laster zuweilen nützliche Folgen für die Sinnenwelt nach sich gezogen hat — dient dies ihm selbst zur Rechtfertigung? Soll man Böses thun, auf daß Gutes daraus komme? — Der Verf. hat freylich, wie wir hernach S. 81 f. sehen, bey dem allen keine so üble Meynung, als es scheint; allein, er macht doch dabey in einem Lehrbuche, das für die Jugend bestimmt seyn soll, sich der gefährlichsten Inconsequenz, die sich denken läßt, schuldig, und dies ist folglich auf allen Fall der sprechendste Beweis, daß es ihm an festen, gesunden Principien fehle, und er zu einem Sittenlehrer wenigstens jetzt noch ganz untauglich sey. Nicht ohne Absicht hat übrigens Rec. bey dieser Schrift sich länger aufgehalten, als sie es verdiente. Der vielversprechende, anlockende Titel täuschte ihn, und er hätte leicht viele andere täuschen können. Ausserdem weiß man ja wohl, wie oft ein Ungelehrter, wenn er einmal ein Werk seiner Hände gedruckt sieht, dadurch gereizt werde, das Publikum nächstens von neuem heimzusuchen. Dies müßte, wo möglich, verhütet werden. Durch kurze Abfertigung aber war diese Absicht wohl schwerlich zu erreichen. Ein Ungelehrter bedarf genauer Fingerzeige. Sonst klagt er nur über literarischen Despotismus, und geht ferner ruhig auf seinem Schriftstellerpfade dahin. Rec. hofft indessen, daß der Vf. nun selbst einsehen werde, wie nöthig es für ihn sey, sich, bevor er wieder etwas schreiben will, noch eine zeitlang unter die denkenden Jünglinge zu mischen.

Sr.

Einige

Einige Gedanken über deutsche Sprach- und Styl-übungen auf Schulen; von D. Friedrich Gedicke; Berlin, bey Unger, 1793. 6 Bog. in 8. 6 gr.

Jeden neuen Beytrag zur Methodik des Schulunterrichts von einem so einsichtsvollen Vf. nimmt Rec. mit desto größerm Vergnügen zur Hand, weil er seine Erwartung, neue Aufhellung des Gegenstandes und neue, anwendbare Belehrung darin anzutreffen, gewiß erfüllt zu sehen hoffen darf. — Die Uebungen in der deutschen Schreibart wurden ehedem, so wie die Lesung deutscher Schriftsteller, in öffentlichen Schulen nicht nur vernachläßigt, sondern für nachtheilig und zweckwidrig, auch wohl gar für strafwürdig, gehalten. Höchstens beschäftigte man die Schüler mit der deutschen Orthographie, und übte sie im Briefschreiben, nach einer steifen, pedantischen Methode. Gegenwärtig ist dies nun freylich nicht mehr der Fall; und einigen Schulen ließe sich jetzt sogar der Vorwurf machen, daß man den Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur auf Kosten der alten Sprachen übertreibe; und eine gewisse seichte Schöngeisterey äußert nur zu sehr ihren schädlichen Einfluß auch auf unsre Jugend und auf unsre Schulen. Um so wichtiger ist daher gründlicher Unterricht in deutscher Sprache und Schreibart. Beyde müssen billig von den Elementarklassen einer Bürgerschule an, bis zu den obersten Classen einer Gelehrtenschule, nicht bloß als Nebensache, sondern als Hauptsache, in mehrern Lectionen, getrieben werden. Viele Lehrer wissen sich indeß gar nicht recht dabey zu nehmen, am wenigsten bey Anfängern. Der Vf. hielt es daher für rathsam, einige Vorschläge hierüber zu thun, die größtentheils den Gang des bey seinem Gymnasium gewählten Unterrichts beschreiben.

Uebung im Denken ist die erste und nothwendigste Vorübung, um richtig und zusammenhangend schreiben zu lernen. Zu dieser Absicht sind einige eigne Verstandesübungen sehr beförderlich, deren Zweck weniger auf die Begriffe und Kenntnisse selbst, als auf deren Bearbeitung, abzielt. Der Unterricht jeder Art dient schon dazu, die Kräfte der Seele zu üben; und billig sollte das Gedächtniß nichts aufnehmen, was nicht vorher von dem Verstande gefaßt worden ist. Das Fragen und das zur Sache gehörige Räsonniren ist daher der Jugend nicht zu verbieten, sondern vielmehr zur Pflicht zu machen.

chen. Des Lehrlings Fragen sind weit bessere Proben seiner Fähigkeiten, als seine Antworten. Diese sind gleichsam nur das Produkt fremder, jene die Aeußerung eigner Kraft.

Richtig sprechen, ist die zweyte nothwendige Vorübung, um richtig zu schreiben. Man kann daher nicht früh genug auf eine richtige und deutliche Aussprache der Kinder halten. Noch weniger muß der Lehrer grammatische Fehler im Sprechen dulden. Hierin kann Ein Schüler der Censor des andern werden. Auch hat man dabey nicht bloß auf Richtigkeit, sondern auch auf Verständlichkeit, Zusammenhang, Leichtigkeit, Ordnung, Bestimmtheit und Zweckmäßigkeit des mündlichen Ausdrucks zu sehen. Thäte man das, so würde man nicht viel mehr Menschen antreffen, die gut schreiben, als, die gut sprechen. Denn davon liegt die Schuld gewiß nicht an der Sprache allein. Die Geschicklichkeit, gut zu sprechen, fordert ihre ganz eigne Aufmerksamkeit und Ausbildung; und der Schluß: wer gut schreibt, muß auch gut sprechen, ist höchst unsicher. Ehe Kinder schreiben, und selbst ehe sie lesen können, sollte man sie schon im nacherzählen, u. dgl. üben. Auch die Wiederholung der Lectionen muß dazu genutzt werden. Je mehr der Lehrer selbst Muster eines guten Vortrags ist, desto mehr werden seine Schüler auch von dieser Seite gewinnen.

Das Lesen ist nicht bloß Vorübung zum Schreiben, sondern es muß diesem immerfort zur Seite gehen. Die Lesestücke müssen bald den Stoff, bald die Einkleidung, zu den eignen Ausarbeitungen des Schülers an die Hand geben. Oft läßt der Lehrer auch das Buch beyseite legen, und schriftlich wiederholen, was so eben war gelesen worden. Die noch ungebildeten Anfänger muß man indeß nicht ermuntern, für sich selbst viel zu lesen; und früh muß man sie gewöhnen, sich und andern von dem Gelesenen Rechenschaft zu geben. Der Vf. giebt bey dieser Gelegenheit die angenehme Hoffnung zu einem deutschen Lesebuche, welches vornehmlich als Hülfsbuch zu den schriftlichen Aufsätzen und Deklamationsübungen bestimmt seyn wird.

In Ansehung der orthographischen Uebungen wiederholt der Vf. seine schon sonst vorgetragne Erklärung, daß Lesenlernen ohne Buchstaben am rathsamsten sey, und selbst jetzt noch dem Einwurfe, daß man dann mit dem Schreiben nicht fortkommen könne, seine eigne, an seiner kleinen Tochter

gemachte,

gemischte Erfahrung entgegen. Nicht das zusammensetzende, sondern das zerlegende Buchstabiren ist eine nützliche Vorübung der Orthographie. Diese praktisch zu lehren, ist es sehr nützlich, wenn der Lehrer irgend einen Abschnitt mit vielen absichtlich eingemischten orthographischen Fehlern an die Tafel schreibt, und die Schüler selbst die Fehler und deren Gründe angeben läßt. Mit der Interpunktion kann er eben so, auch wenn er diktirt, verfahren. Häufige Abwechselung der Methode ist übrigens bey diesem an sich so trocknen Unterrichte doppelt nothwendig und nützlich. Sehr weise sind die Rathgebungen des Vf. über das Verhalten des Lehrers in Ansehung der vielen Abweichungen und Neuerungen in der deutschen Rechtschreibung, wobey er dem Schüler für den angenommenen Gebrauch eine gewisse Art von Achtung einzuflößen suchen muß.

Durch eine förmliche theoretische Lektion über die deutsche Grammatik gewinnt man weit weniger, als durch gelegentliche Anleitung zu derselben beym Sprechen und Schreiben; wozu die begangenen Sprachfehler den besten Anlaß geben.

Bey den Stylübungen selbst findet eine große Mannichfaltigkeit und Abstufung statt. Man sollte nicht gleich Briefe verlangen, sondern lieber mit kurzen Sätzen jeder Art den Anfang machen. Der Vf. giebt S. 99 ff. die wichtigsten und nützlichsten dieser Uebungen nach der Reihe, und in einer zweckmäßigen Stufenfolge an; und wir empfehlen diese Vorschläge jedem Lehrer zur Beherzigung und Befolgung um so mehr, da sie nicht nur sehr wohl überdacht, sondern durch Probe und Erfahrung bewährt sind. Eben so empfehlungswürdig ist das, was über die Verfahrungsart des Lehrers beym Beurtheilen und Verbessern solcher Uebungen gerathen wird. In den höhern Klassen werden dieselben fortgesetzt und erweitert, auch mit Theorie verbunden. — Zuletzt noch etwas von den poetischen Uebungen, die aber nur Ausnahmen von der Regel seyn, und nicht aufgegeben werden müssen. Nur erinnert der Vf. sehr richtig, daß man auch auf der andern Seite nicht zu weit gehen, dergleichen Uebungen ganz verwerfen; oder gar wirkliche poetische Anlagen bey jungen Leuten absichtlich ersticken sollte. Er wiederholt hier eine ausführliche Anmerkung über diesen Gegenstand, die er schon im Revisionswerke gegen Locke gemacht hat, der in seinem

Eifer wider die Entwickelung poetischer Fähigkeiten zuweilen zu weit gieng. In der Lehranstalt des Vf. wird die Theorie der Poesie nebst ihrer Litteratur, abwechselnd mit der Theorie des prosaischen Styls, beyde nach dem Eschenburgischen Lehrbuche, in den obern Klassen vorgetragen. Denn Bekanntschaft mit den Regeln und Mustern der Poesie ist doch wenigstens zur Bildung des Geschmacks unentbehrlich.

Kr.

Schauspiele für die Jugend, von C. A. Seidel. Drittes Bändchen. Weissenfels und Leipzig, bey Severin. 1792. 8 Bog. 8. 9 gr.

Es ist schon bey Beurtheilung der vorigen Theile der Wunsch geäußert worden, Herr Seidel möchte es nun mit dieser Sammlung bewenden lassen. In der That ist es doch eine sehr unnütze Beschäftigung, solche alltägliche Kinderscenen zu Papier zu bringen. Ein paar Worte des Erziehers stiften gewiß mehr Nutzen, als so ein wäßrichtes Schauspiel, und wir haben ja der Spielereyen dieser Art genug.

Eg.

Vermischte Schriften.

Reden zum Wohl der Menschheit über verschiedene Gegenstände von dem Hofrath von Eckartshausen. Zweyter Theil. München, 1793. bey Lindauer. 252 Seit. 8. 12 gr.

Der Herr Hofrath hat seinen Recensenten vorgegriffen, denn er sagt S. 13: „Es giebt niedrige Geister, die zu nichts gemacht zu seyn scheinen, als um ein Behältniß, Register oder Magazin von dem abzugeben, was andere erfunden haben. Sie sind Plagiatores, Uebersetzer, Zusammenschmierer; sie denken nicht, sondern sagen aus was andere Vf. gedacht haben, und da die Wahl der Gedanken selbst eine Erfindung ist, so ist die ihrige schlecht, unrichtig, und macht, daß sie lieber viele, als vortreffliche Sachen schreiben." (De la Bruyere.) In diesen Worten hat der Vf. sich selbst vollkommen charak-

charakterisirt und also den Rec. der Mühe, es zu thun, überhoben. Um aber das Bild vollends auszumahlen, setzen wir noch eine Stelle von S. 38 her, die den Vf. bis zum Sprechen ähnlich abconterfeyet. „Er hat keinen einzigen freyen Gedanken, alles ist aus Büchern entlehnt; sein Geist ist scheckigt, wie eine Narrenkappe, und seine Seele niedrig, wie ein Schwamm, der alle Unreinigkeiten in sich saugt.“

In der That, wenn für das Wohl der Menschheit nie bessere Redner aufgetreten wären, so würde es längst um sie gethan seyn. Durch diese Reden gewinnt sie nichts, und die Menschheit mag sich freuen, wenn sie nur nicht dadurch verliert. So zufrieden und selbstgenügsam auch der Vf. schreibt, so sind wir es doch der Wahrheit schuldig zu sagen, daß er lauter Worte in Bombast gekleidet, ohne Ordnung und Plan aus 99 Schriftstellern zusammengeplündert, und nach eigner Manier verballhornt, herauspoltert. Poltert — schreibt Rec. mit reifer Ueberlegung. Denn man darf nur gleich die erste Rede: Ueber die litterarische Intoleranz unsers Jahrhunderts lesen, um zu sehen, daß Poltern und Schimpfen ganz eigentlich des Vf. Sache sey. Er hat es in dieser Rede mit den Journalschreibern und Kritikern zu thun, die er als Leute beschreibt, mit welchen, wenn es wahr ist, was der Vf. von ihnen sagt, kein ehrlicher Mann auch nur eine Viertelstunde unter einem Dache bleiben wird, und trotz seiner Toleranzpredigt ist es wahrlich nicht des Vf. Schuld, wenn die Polizey nicht schon längst die ganze Rotte aufgehoben, und wie Straßenräuber und Banditen behandelt hat. Zu bedauren sind freylich diese Leute nicht; warum lassen sie nicht den Hrn. Hofrath v. E. und alle Schriftsteller seines Gelichters wenigstens als Männer gelten, die sich um das Wohl der Menschheit durch schlechte Schriften verdient machen? nun mögen sie es auch hinnehmen, wenn der Hr. Hofrath, von heiligem Eifer für das Wohl der Menschheit entbrannt, seine Feder zum Staupbesen für die Kritiker macht, und öffentlich erklärt: „Sie mögen mit Schimpfwörtern mich in ihren Journalen brandmarken, und wie Henkersknechte mit der Geisel ihrer Kritik in ihren gelehrten Zeitungen durchpeitschen, ich werde mich hierüber nicht grämen“ u. s. w. — Bravo! das ist der rechte Ton! Auch zeigt der Vf. daß er Wort halte. Denn die Kritiker mögen schreyen und sagen, was sie wollen, er schreibt doch rüstig fort.

Wir unsers Theils sind zwar weit entfernt, einen Schriftsteller zu brandmarken, oder wie Henkersknechte zu peitschen, an dem keine Stelle mehr ist, auf welche man noch ein Brandmark setzen könnte, und der schon so oft vergeblich gepeitscht wurde, daß man fast mehr Mitleiden als Unwillen gegen ihn empfindet; aber fragen dürfen wir wohl, was für Einfluß eine solche Rede auf das Wohl der Menschheit haben könne? Es gehört schon eine ziemliche Dosis Selbstgenügsamkeit dazu, auf den Titel eines Buches zu setzen, daß der Inhalt zum Wohl der Menschheit diene; aber wenn nun gar hinter dieser Menschheit nichts als ein gebrandmarkter und gegeißelter Schriftsteller steckt, wenn das Wohl der Menschheit nichts ist, als die Licenz ungeahndet schlechtes Zeug schreiben zu dürfen, dann — sprich selbst Publikum! ist so etwas des Unwillens oder des Lachens werth? Indessen da auch der größte Missethäter das Recht hat, fodern zu dürfen, daß man ihm seinen Prozeß in der gehörigen Form mache, und ihn nicht ohne Beweis verurtheile: so soll auch dem Hrn. Hofrath v. E. sein Recht wiederfahren. Hier sind Beweise, daß er zum Redner für das Wohl der Menschheit nicht tauge.

S. 7. „Blumen des Frühjahres sprossen in Gegenden hervor, wo einst dicke Unfruchtbarkeit die Erde fesselte." Das soll Rednerschmuck und Pathos seyn, wir nennen es aber schicklicher — Nonsens. Wer hat je von einer dicken Unfruchtbarkeit gehört, die die Erde fesselt? S. 25. „Die itzigen Jahrhunderte, von dem Schicksal der vorhergehenden unterrichtet, durchschneiden voll kühner Zuversicht ein Meer, das noch von den traurigen Trümmern von jenen bedeckt ist, und auf verschiedenen Wegen zerschellen sie endlich gegen einerley Klippen ohne Nutzen für die zukünftigen Jahrhunderte. Ein unseliger Schwarm von Irrthümern umgiebt diese Weltkugel" u. s. w. — Klingt das nicht recht emphatisch? Zwar versteht es Rec. nicht ganz, aber was thut das? Er sieht zwar nicht ein, wie man sagen könne: Die itzigen Jahrhunderte, da nach der gewöhnlichen Regel und Ordnung jetzt nur ein Jahrhundert im Laufe ist, und man also nur sagen kann: das jetzige Jahrhundert; er weiß auch nicht, was für ein Schwarm von Irrthümern es ist, der diese Weltkugel umgiebt, denn er kennt nur Irrthümer auf der Erde und unter den Bewohnern derselben, den Menschen; von Irrthümern außer der Weltkugel (und außer ihr müß-

 ten

ten sie doch wohl seyn, da sie die Weltkugel umgeben sollen) weiß er nichts — gar nichts; aber eben hier liegt vermuthlich die hohe Weisheit des Hrn. Hofr. v. E. vergraben. Dieser Gelehrte kennt und bestreitet zum Wohl der Menschheit die Irrthümer auf der Erde und außer der Erde, die Irrthümer, die auf andern Planeten herrschen mögen (denn sie gehören ja auch zur Welt, wenn gleich nicht zur Menschheit, die man der Regel nach nur auf der Erde sucht) und —, Eben! sogar die Irrthümer außer der Welt, also noch jenseits der Planetenbahnen! Alles zum Wohl der Menschheit!!

Sanct Paulus sagt 1 Cor. 13, 1. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. — So sagt Paulus und die einfältige Welt hat dies bisher recht gut gesagt gefunden, aber nicht so Hr. v. E.: er sagt ungleich kräftiger: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen reden könnte, hätte Kräfte den Horeb auf den Karmel zu tragen, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts." — Nicht einmal seine Muttersprache verstehet dieser Redner zum Wohl der Menschheit. Er schreibt: öffentliche Taferne; Proschüren; wie mehr (je mehr) Brennbares in der Luft ist, je (desto) schädlicher ist die Luft; die Kräften; wir wollen Blüthen und Früchten zugleich haben; wir erhalten grüne Früchten. Doch man wird es uns nicht zumuthen, noch länger bey einem Schriftsteller von solcher Art und Kunst zu verweilen. Hier ist der Inhalt seines Buches; wer Lust hat, lese es selbst. 1. Ueber die litterarische Intoleranz unsers Jahrhunderts. 2. Ueber die Verderbniß, die wir einathmen, ihrer (ihre) Schädlichkeit für die Gesundheit der Menschen und die Art sie leicht und schnell zu verbessern. 3. Ueber die Nothwendigkeit physiologischer Kenntnisse bey Beurtheilung der Verbrechen.

Rec. muß noch hinzufügen, daß er sich erinnert, die erste Rede, über die litterarische Intoleranz unsers Jahrhunderts schon 1785 gedruckt gelesen zu haben; daß es ihm aber scheinet, der Vf. habe sie hie und da geändert. Man kann es wohl keinem Menschen, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß, zumuthen, dergleichen elende zusammengestoppelte Lappen

nen mit der ersten Ausgabe zu vergleichen. Rec. hat sie ohnehin nicht zur Hand; aber daß dieser neue Abdruck, wenn er auch verändert wurde, nicht verbessert ist, lehrt der Augenschein. Unsinniger kann kein Tollhäusler schwatzen, als dieser Redner. Die übrigen Reden mögen wohl auch schon einmal gedruckt seyn; wer kann aber über dergleichen litterarischen Plunder Buch halten, oder die Zeit mit Nachschlagen verderben!

Az.

Ehrmanns ländliche Freuden. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1793. 288 S. 8. 20 gr.

Ein auf den Inhalt des Buches so wenig hindeutender Titel bleibt allemal ein Fehler, der gerügt werden muß, und wenn auch unsre beliebtesten Schriftsteller sich desselben schuldig zu machen fortführen! Laut seiner eignen Vorrede, hat der Vf. zunächst für Landgeistliche geschrieben. Diese werden, wenn in irgend einem Buchhändlerkatalog ihnen dieser Titel aufstößt, weit eher Roman oder dergleichen erwarten, als das was ihnen hier dargeboten wird. Eben so werden diejenigen sich wieder betrogen finden, die auf physikalische Belustigung, oder sentimentalen Zeitvertreib rechneten.

Nicht mehr und nicht weniger als das Ideal eines ausgezeichnet brauchbaren Dorfpfarrers, hat der uns ganz unbekannte, bloß T. H. sich unterzeichnende Verf. in dieser Schrift aufstellen wollen; zu Gunsten dieses Ideals aber, solch eine Menge höchstglücklicher, und daher nur selten sich ereignender Nebenumstände eintreten lassen, daß sein Buch am Ende doch zum Roman wird, dessen Nutzanwendung Rec. sehr willig wünschet, zu hoffen aber sich kaum für erlaubt hält. Nicht genug, daß er seinen Ehrmann völlig zweckmäßig erziehen und studiren läßt, stellt er auch einen jungen Landesherrn auf, der eben so edel denkt, in der Gemeine die gute Jahrszeit über residirt, diesen Ehrmann zu seinem Vertrauten macht, und auf der Stelle das alles ausführt, was der aufgeklärte Dorfgeistliche ihm schönes vorgepredigt hatte. Daß es jenem nunmehr sehr leicht werden mußte, auch aus seiner Gemeine zu machen, was er will, ergiebt sich von selbst, und auf diese Art läßt das Ideal sich freylich so glänzend ausmalen, als

 man

einen nur immer Lust hat. Worin übrigens alle die Verbesserungen bestehn, die anfänglich in seinem Dorfe, und sodann im ganzen Lande bewerkstelliget werden, läßt eben so geschwind sich errathen. Abschaffung nämlich des Beichtgeldes und Exorcismi, Anlegung einer Dorf-Armencasse, Einführung besserer Gesangbücher, und eines simplern Gottesdiensts überhaupt; Schulmeisterseminaria, zweckmäßige Bürgerschulen, Anstalten zu Verhütung übereilter Beerdigungen, fürs platte Land besoldete Aerzte, Lesegesellschaften, und was alle der gutgemeinten Dinge mehr sind, die seit Decennien schon, von so mancher Feder bald bescheiden, bald zudringlich, bald gut, bald schlecht vorgetragen, zum Theil auch wirklich in Ausführung gebracht worden sind; oft aber auch gar nicht die ersprießlichen Wirkungen hatten und haben konnten, die man so vorlaut und zuversichtlich sich davon versprach.

Neues, muß Rec. gestehn, in vorliegendem Buche eben nicht angetroffen zu haben; und wo der Vf. auch etwa proprio Marte zu Werke geht, scheint der Schwierigkeit wenig abgeholfen zu seyn. So dürfte z. B. bey Empfehlung eines neuen Gesangbuchs, die öffentlich in der Gemeine anzustellende Vergleichung abgeschmackter alter Lieder mit den bessern der neuen Sammlung, vermuthlich sehr sonderbare Folgen hervorbringen. — In dem letzten Viertel des Werkchens läßt der Vf. seiner lebhaften Einbildungskraft zu sehr den Zügel schießen, und die Todesart seines Landesherrn, so wie der Eindruck den solche auf Ehrmann macht, gränzen ans Abentheuerliche. Daß unser Schriftsteller ein junger, mit der wirklichen Welt noch unbekannter Mann sey, erhellet aus dem ganzen Buche; unter andern aber aus dem Gange, den er den Prozeß nehmen läßt, worein Ehrmann seiner vorgeblichen Heterodoxie wegen gezogen wird. Da indeß die Reihe seiner frommen Wünsche anschaulich genug, und in keiner unedlen Sprache vorgetragen ist, auch in nuce dasjenige enthält, was andre ehrliche Leute weitschweifiger abgehandelt: so werden wackre Landgeistliche es gar nicht bereuen dürfen, diese sogenannten ländlichen Freuden, bey der Muße langer Winterabende durchblättert zu haben.

F.

Dela Rochefoucault's Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde. Deutsch herausgegeben von Friedrich Schulz. Breslau, bey Korn. 1793. 13½ Bog. klein 8. 18 gr.

Rochefoucault's pensées, maximes et reflexions morales sind jedem Kenner der französischen Litteratur bekannt, und eine gute Uebersetzung derselben müßte immer willkommen seyn, obgleich man dem Hrn. S. darin wohl nicht grade beypflichten kann, was er in der Vorrede sagt, daß dies Buch jedem, der in der großen Welt leben wolle, unentbehrlich sey, da wir doch in der That auch im Deutschen jetzt in dem Fache von Menschenkenntniß und Lebensphilosophie einige eben so vorzügliche, wenn nicht bessere Werke besitzen. Manche dieser Sätze sind vortrefflich; andre hingegen sehr gemein, wie z. B. der: (S. 20) „Die Herablassung der Fürsten ist „oft nur Politik, (um) die Zuneigung des Volks zu gewinnen." Noch andre wohl nicht einmal ganz wahr, wie unter andern der: (S. 23) „Philosophie besiegt ohne Mühe bevorstehende „Uebel, aber gegenwärtige besiegen sie." (Deutlicher: durch gegenwärtige wird sie besiegt.) Endlich sind manche ganz unverständlich, z. B. der: (ebendas.) „Wenig Menschen kennen „den Tod. Gewöhnlich duldet man ihn nicht aus Vorsatz, „sondern aus Dumpfheit und Gewohnheit; und die mehrsten „Menschen sterben, weil man sie nicht daran verhindern kann." Ueber den Werth der Uebersetzung kann Rec. deswegen nicht vollkommen urtheilen, weil er das Original nicht zur Hand hat. Sie liest sich recht gut; allein hie und da scheint sie doch um so mehr einer Verbesserung fähig, da Hr. S. dieselbe als eine freye Verdeutschung ankündigt. So paßt unter andern, was S. 21 von der Mäßigung gesagt ist, viel besser auf die Bescheidenheit. Sollte wirklich Modération und nicht vielleicht Modestie im Originale stehn? Statt Stolz würde S. 27 besser Hochmuth passen, denn Stolz ist eine edle Leidenschaft, die uns nicht blind gegen unsre Mängel macht. Dies Büchelchen ist mit viel typographischer Schönheit gedruckt. Den am Ende angehängten Sätzen, die nicht von Rochefoucault sind, fehlt es größtentheils an Schrot und Korn, das heißt an Inhalt und Gedrängtheit des Ausdrucks.

Hand-

Handbuch der Philosophie des Lebens. Mit sechs Vignetten. München, bey Lentner, 1793. 10 Bog. 8. 9 gr.

Nichts ist leichter, als ein solches Buch zusammenzuflicken: man darf nur ein halbes Dutzend sogenannter Stammbücher abschreiben. Der Herausgeber thut sich in der Vorrede etwas darauf zu gut, daß er diese (von einigen leichten Köpfen seit kurzem gewählte) Methode, für fremde Waare Geld zu ziehn, in so fern verbessert, daß er die Verse, Sentenzen, Schilderungen u. dgl. unter gewisse Rubriken gebracht hat, z. B. Freundschaft, Liebe, Ehe u. s. f. — Gegenstände, über welche so unendlich viel in der Welt ist gesagt worden. Nun kann man freylich den Artikel nachschlagen, worüber man abgerissene, wahre und falsche, gut und schlecht gesagte Gedanken lesen will; aber besser wäre es doch, wenn der Hr. Sammler eine andre, ehrlichere Art von Erwerb wählte und besonders wenn er uns mit der gedachten Fortsetzung verschonte. — Dies um so mehr, da er gar nicht glücklich in der Wahl der ausgeschriebenen Stellen ist. Vorzüglich schlecht ist ein langer Auszug aus einem Briefe über die Wahl einer Frau. Die Vignetten haben das Gute, daß sie der Verleger in jedem andern Buche wieder anbringen kann, denn sie beziehen sich gar nicht auf den Inhalt, sind aber in einer sehr harten Manier gearbeitet.

Eg.

Angenehmes und nützliches Unterhaltungsbuch für gute Kinder. Stuttgard und Leipzig, bey Erhard und Löflund. 1794. 142 S. 8. 14 gr.

Ein Kinderschriftchen, wie hundert andere. Erzählungen, Gespräche, Sprichwörter, Räthsel, Verse, ja sogar ein Hochzeitsgedichtchen, etwas aus der Naturgeschichte u. s. w. machen den Inhalt aus. Unglücklicherweise ist diese Mischung von allerley, nicht einmal in einer korrekten Schreibart abgefaßt, z. B. wenn sie welche gefangen hatten — der kleine Heinrich kam auf diesem Zurufe sogleich herbey. — Aber für Kinder ist leider alles gut genug. Die armen Kinder!

Th.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 25.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Bamberg. Hr. Bernard Sippel ist zum Professor der Chemie auf hiesiger Akademie ernannt worden.

Vacha. Der bisherige Landphysikus allhier, Hr. Dr. Hartmann Gottfried Fürstenau, geht als außerordentlicher Professor der Medicin nach Rinteln.

Der durch den Versuch einer neuen Uebersetzung und richtigern Erklärung von Salomos Prediger bekannt gewordene Privatdocent auf der Universität Gießen, Herr Johann Ernst Christian Schmidt, ist vor kurzem zum Stipendiaten-Major ernannt worden.

Zu der vor kurzem ledig gewordenen Oberpfarrstelle zu Breidenbach ist der bisherige zweyte Stadtpfarrer zu Grünberg, Hr. H. C. Bergen, Verfasser der Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu, nach den vier Evangelisten harmonisch geordnet, u. s. w. befördert worden.

Hr. Mag. Joh. Christian Rosenmüller, der zweyte Sohn des Hrn. Domherrn und Superintendenten, ist an die Stelle des nach Kiel als Prof. ordin. abgegangenen Hrn. Dr. Fischer zum Prosector am Theatro anatom. zu Leipzig mit der gewöhnlichen Pension angestellt worden.



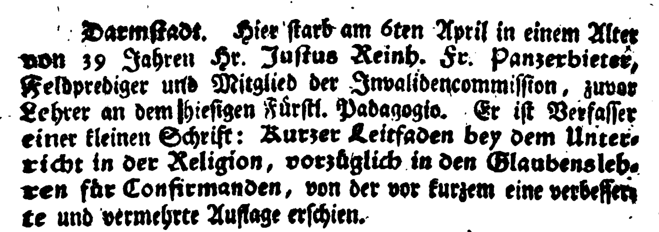
Der durch seine Sinngedichte vortheilhaft bekannt gewordene bisherige Geheime Cabinetscanzellist und charakterisirte Secretarius Hr. J. C. F. Haug ist ohnlängst zum Geheimen Secretarius ernannt worden.

✤ ✤ ✤

Todesfälle.

Der Exfranziskaner Eulogius Schneider, bekannt durch seine sonderbaren Schicksale, und auch in der gelehrten Welt als Dichter und Kanzelredner geschätzt, ward am ersten April dieses Jahrs nebst fünf andern auf dem Revolutionsplatze zu Paris durch die Guillotine hingerichtet. Er war 1756. zu Wipfeld, einem kleinen Dorfe in Franken, fünf Stunden von Wirzburg, von armen Aeltern geboren. Sein Taufname war Johann Georg. Durch eine Predigt, worin er die Toleranz empfahl, zog er sich in Augsburg heftige Verfolgungen zu. 1786. ward er Herzogl. Wirtembergischer Hofprediger zu Stuttgard. 1789. Professor der schönen Wissenschaften zu Bonn. 1791. gieng er nach Strasburg, wo er Vikar des Bischofs vom unterrheinischen Departement ward u. s. w. Seine stürmischen Leidenschaften und seine Unbesonnenheit, wodurch er sich sein ganzes Leben über so viel Verdruß zugezogen hatte, führten ihn endlich auf das Blutgerüste. Das Bulletin des Revolutionstribunals zeigt seine Hinrichtung so an: Euloge Schneider, agé de 37. ans, natif de *Ripefeld*, Prêtre Allemand, Vicaire Episcopal à Strasbourg, ci-devant accusateur public auprès du Tribunal criminel du departement du Bas-Rhin, Commissaire civil à l'Armée en commission revolutionnaire, convaincu de manoeuvres tendantes à favoriser les projets hostiles des ennemis exterieurs et interieurs, a été condamné à la peine de mort.

Plauen. Zu Anfang Aprils starb allhier Hr. Mag. und Rektor Gottlieb Wilhelm Irmisch, geboren hier den 30. Sept. 1732. Er hat sich durch mehrere kleine gelehrte Abhandlungen, vorzüglich aber durch seine große Ausgabe des Herodian, an der er über 30 Jahre mit einem beyspiellosen Fleiße gearbeitet hatte, bekannt gemacht.



Darmstadt. Hier starb am 6ten April in einem Alter von 39 Jahren Hr. Justus Reinh. Fr. Panzerbieter, Feldprediger und Mitglied der Invalidencommission, zuvor Lehrer an dem hiesigen Fürstl. Padagogio. Er ist Verfasser einer kleinen Schrift: **Kurzer Leitfaden bey dem Unterricht in der Religion, vorzüglich in den Glaubenslehren für Confirmanden**, von der vor kurzem eine verbesserte und vermehrte Auflage erschien.

* * *

Chronik der Universitäten.

Erlangen. Im Februar 1794. wurde die Disputation ausgetheilt, welche Hr. **Johann Georg Jakob Bernhold**, Sohn des berühmten Arztes zu Uffenheim im Anspachischen, der medizinischen Fakultät wegen des am 11ten Julius 1793. erhaltenen medizinischen Doktordiploms überreicht hatte. Sie ist betitelt: Rudimenta prima osteologiae et syndesmologiae, 8½ Bog. in 8.

Am 18ten März vertheidigte Hr. **Ludwig Heinrich Otto Winkel**, aus Feudingen im Wittgensteinischen, ohne Vorsitz seine Inauguraldisputation: Aphorismi de cognoscendo et curando erysipelate, 3½ Bog. in 8. und erhielt hierauf die medicinische Doktorwürde.

Am 19ten März wurde die Doktordisputation des Hrn. **Konrad Kephalides**, aus Augsburg, der im November v. J. das juristische Doktordiplom erhalten hatte, ausgetheilt, unter dem Titel: De alienatione fideicommissorum familiae vel sine consensu liberorum postea procreatorum licita, 9 Bog. in 4.

Am 26sten März vertheidigte ohne Vorsitz Hr. **Johann Peter Christian Klett**, aus Blasienzelle im Gothaischen, seine Inauguraldisputation: de epithematum frigidorum vi atque usu, praesertim in curandis contusionibus, 4½ Bog. in 8. und empfieng darauf die höchste Würde in der Medizin und Chirurgie.

Am 9ten April vertheidigte Hr. **Julius Conrad Velin**, aus Wassertrüdingen im Anspachischen, wegen der schon zu

Ende des vorigen Jahres erlangten Magisterwürde, ohne Vorsitz seine mathematische Inauguraldisputation, unter dem Titel: De superficie coni scaleni determinanda, 3 Bog. in 8. nebst einer Kupfertafel.

Am 19ten April erschien das Osterfestprogramm, verfertigt vom Hrn. D. Ammon. Es ist darinn fortgesetzt: Brevis argumentationum pro summi numinis existentia recognitio, 1½ Bog. in 4.

Am 4ten May übergab Hr. Hofrath Mayer das bisher verwaltete Prorektorat dem Hrn. Doktor Rau. Hr. Hofrath Harleß machte dies bekannt durch ein Programm, das betitelt ist: De ortu et fatis universitatis Friderico-Alexandrinae Commentatio II. 1 Bog. in Folio.

* * *

Bücherankündigungen.

Neue Verlagsbücher der Caspar Fritschischen Buchhandlung in Leipzig, Ostermesse 1794.

Apomnemonevmata, eine Schrift Xenophons, zur Ehre des Socrates, aus dem Griechischen übersetzt, und mit ausführlichen Sacherläuterungen, auch kurzen philologisch-critischen Bemerkungen versehen von M. Benj. Weiske, gr. 8. 1 Thlr. Ernesti, D. Ioh. Aug. Opuscula varii argumenti, 8 maj. 1 Thlr. 8 Gr. Luciani Samosatensis dialogi selectiores inprimis deorum, graece, curavit et duplici indice instruxit Geo. Henr. Martini, 8 maj. 1 Thlr. Mülleri, Io. Ernst. Iust. Promtuarium iuris novum, ex legibus et optimorum ICtorum tam veterum quam recentiorum scriptis ordine alphabetico congestum, editio altera, auctior et emendatior. Volumen IIIum. comprehendens loca *Epitaphium — Iudaeus*, 4 med. 3 Thlr. Schroeteri, D. Io. Chr. Conr. Repertorium iuris consultatorium in praecipuas decisiones et responsa tam summorum per imperium romano-germanicum eiusque status provincialium tribunalium quam scabinatuum et facultatum iuridicarum. Volumen IIum, *ad ius germanicum et criminale pertinens*, 8 maj. 2 Thlr. 12 Gr. Scriptorum Rei Rusticae veterum latinorum Tomus Ius et IIus. M. Porcium



cium Catonem, M. Terent. Varronem et L. Iun. Mod. Columellam tenens, ex librorum scriptorum atque editorum fide et virorum doctorum coniecturis correxit, atque interpretum omnium collectis et excerptis commentariis suisque illustravit Io. Gottl. Schneider, cum tab. aeneis, 8 maj. 8 Thlr. Stieglitz, Dr. Christ. Lud. Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst, in welcher alle Fächer dieser Kunst nach alphabetischer Ordnung abgehandelt sind. Ein Handbuch für Staatswirthe, Baumeister und Landwirthe, zweyter Theil E – J, mit 24 Kupfertafeln, gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Whytts, Robert, Beobachtungen über die Natur, Ursachen und Heilung der Krankheiten, die man gemeiniglich Nervenübel, ingleichen hypochondrische und hysterische Zufälle nennt. Mit einigen vorausgesetzten Anmerkungen über die Sympathie der Nerven, aus dem Englischen übersetzt, dritte sehr vermehrte Ausgabe, gr. 8. 1 Thlr.

Neue Verlagsartikel der Gebrüdere Walther in Dresden.

Böhmens Abhandlung, ein ganzes Land, mit allen seinen Gegenständen und Abtheilungen durch geometrische und astronomische Beobachtungen vortheilhaft aufzunehmen, und in einer Karte geographisch vorzustellen, u. s. w. mit Kupf. gr. 8. Dissertation sur une Médaille non publiée de l'Empereur Pertinax, qui se trouve au Cabinet de S. A. E. de Saxe. 4. Gardini Dissertatio de electrici ignis natura, edidit et praefatus est D. Mayer, cum fig. 8 maj. Ebendasselbe Buch, ins Deutsche übersetzt, mit Kupf. gr. 8. Hadrawa's freundschaftliche Briefe über verschiedene auf der Insel Capri entdeckte und ausgegrabene Alterthümer, aus dem Ital. übersetzt, mit Kupf. und Münzen, 4. Handbuch, prattisches, für Künstler und Maler, aus dem Engl. übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und Verbesserungen, 2ter Th. gr. 8. Junge Anrede an die Konfirmanden, am Palmsonntage 1793. gr. 8. Lempens Magazin der Bergbaukunde, 10ter Th. gr. 8. Dr. Reuß mineralogische Beschreibung des Leutmeritzer Kreises in Böhmen; auch unter dem Titel: Mineralogische Geographie von Böhmen, 1ster Band, mit Kupfern und einer petrographischen Karte. in 4. Riem's entdecktes Geheimniß der allgemein vorhandenen brauch-

brauchbarsten Gährungsmittel zum Backen, Brauen und Brandweinbrennen, mit Vergleichung der Meßmacherschen, Wegnerschen, Westrumbschen, und seiner verbesserten Gährungsmittel. 8. Beyers, Aug., Beyträge zur Bergbaukunde, mit Kupf. 4. Beyers, Joh., leichte Kunst, die Scheffelzahl einer jeden Getraideart geschwind zu finden. Magazingetraide mit einer Maschine zu wenden, und leichte Art, Baumhöhen zu messen, und Wasserfälle abzuwägen, mit Kupf. gr. 8. Briefe, mineralogische, chemische und alchymistische, von reisenden und andern Gelehrten, an den ehemaligen C. S. Bergrath Henkel, 1ster Th. gr. 8. Gedanken über die schönen und soliden Wissenschaften; ein Auszug aus Hrn. Prof. Lamberts hinterlassenen Werken, den jetzigen Schöndenkern gewidmet. 8. von Goldfuß feuersicherer und dauerhafter Häuserbau von wohlfeilen Laimenpatzen; auch Holzersparung und Holzvermehrung, und mehrere praktisch ökonomische Anweisungen u. s. w. mit Kupf. gr. 8. Handbuch, praktisches, für Künstler, aus dem Engl. übersetzt, 2ter Th. mit Kupf. gr. 8. Mehlers, Joh., Abhandlung über eine kleine Landwirthschaft, oder Beantwortung verschiedener wirthschaftlicher Fragen, gr. 8. Desselben: der Ackerbau und die Ackerwerkzeuge des Königreichs Böhmen, im flachen Lande, Mittel- und hohen Gebirge, mit 36 Kupf. gr. 8. Dr. Reinhardts Predigt, von der vernünftigen Achtung, welche Christen eingeführten Verfassungen schuldig sind, gr. 8. Reuß, Dr. Fr. Amb., mineralogisch-physikalisch-chemisch- und statistische Beschreibung des Egerischen Bezirks, mit Kupf. und einer petrographischen Charte. in 8. Riem's neue Sammlung ökonomischer Schriften, 5ter und 6ter Th. mit Kupf. 8. Schreyers Fabriken- und Manufakturenzustand in Böhmen, gr. 8. Sternberg, des Grafen Joachim von, Bemerkungen über Rußland, gemacht auf einer Reise in den Jahren 1792. und 1793. mit meteorologischen und statistischen Tabellen, gr. 8. Vernezobre Uebungen der französischen Sprache, 8. Zarda: ist es zweckmäßig und zuläßig, die angehenden Landseelsorger in einer eingeschränkten Volksarzneykunde zu unterrichten? 8. Considerations sur la Nature de la Revolution de France et sur les causes qui en prolongent la durée, par Mallet du Pan, in 8. Maniere de discerner les Medailles antiques de celles qui sont contrefaites, et Tables de leur valeur, par Beauvais, 4. Ragguagli di varj Scavi e Scoperte di Antichità,

tichità, fatte nell' Isola di Capri, di Hadrava, con fig. e Medaglie, 4. la Secchia rapita, Poema eroicomico di Tassoni, 8.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Aus dem Braunschweigischen. Geschähe es auch nur aus Eifersucht auf andere Journale, in welchen nachstehendes Edikt des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig prangen wird, so muß es schon deswegen, und damit es dem künftigen Geschichtsforscher überall aufstoße, hier seinen Platz haben. Aber es gehört auch ganz eigentlich hieher, und muß, wenn es etwa in der Geschichte noch mehrere seiner Art und seines Werths geben sollte, sorgfältig mit diesen als ein Regentenspiegel von anziehender Kraft zusammengestellt werden, damit doch auch dadurch noch einmal eine unverstellte Versöhnung der Herrscher mit den ergrimmten Demokraten zu Stande kommen möge. Von selbst versteht es sich, was die Erscheinung dieses Edikts für noch nie empfundene Eindrücke au ein so beglücktes Volk gemacht habe. Die Aufgabe: — Können Thronen und Fürstenstühle auch jetzt noch feststehen? — konnte, unter einem solchen Herzoge, im Braunschweigischen nie statt haben, und wird nun, bey einer so gesicherten Zukunft, dort nie statt finden. Sind alle Fürsten so, wie dieser Herzog, wie Leopold sein verstorbener Bruder: — so steht Gut und Blut der Unterthanen ihnen jeden Augenblick zu Gebote. — — Hier, ohne weitere Erläuterungen, da man in dem Edikte von selbst den hohen edlen Geist seines Urhebers schon ahnden muß, nur noch die Bemerkung: daß es ganz von Ihm selbst und seinem ungezwungenen Willen herrühre, — daß Er dabey alle von den Landständen Ihm zu Gunsten gemachten Einwürfe und Einschränkungen verschmähet, und nicht eher bey seiner glühenden Sorge für sein Volk habe befriedigt werden können, bis es von den edlen Ständen, welche seinen heißen Patriotismus anstaunten, war angenommen worden.

Serenissimi Edict, die gegenwärtigen und künftigen Fürstlichen Kammerschulden betreffend. d. d. Braunschweig, den 1sten May 1794.

Von Gottes Gnaden, Wir, Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg u. s. w. fügen hiedurch zu wissen: Die Geschichte so mancher deutscher Staaten giebt die traurigsten Beweise an die Hand, daß durch übermäßige, von dem Landesherrn gemachte, Schulden, dieselben oft in das größte Unglück gestürzt, und an den Rand des Verderbens gebracht worden. Durch die nächsten Folgen solcher unverhältnißmäßigen Schulden, nämlich durch drückende Auflagen, ist in solchen Landern oft Industrie und Wohlstand untergraben, und damit selbst dasjenige, was dem Staatskörper Kraft und Nahrung giebt, zerstöhret worden. Es ist daher auch kein Wunder, daß bey einem solchen verschuldeten Zustande die besten Anstalten, und sogar diejenigen, die für die Angelegenheit der Menschheit die wichtigsten sind, öffentlicher Unterricht der Jugend, aus Mangel der Hülfsmittel und Unterstützung nicht gedeihen können, und daß die Landesregierung bey ihrem besten Willen, Glück und Wohlstand der Unterthanen zu verbreiten, unthätig bleiben müsse. Sogar die Achtung benachbarter und anderer Staaten verschwindet, und in Ansehung der äußeren Verhältnisse ist es um die politische Existenz eines solchen bedrängten Staats geschehen; in Rücksicht der innern aber haben oft die edelsten Vorrechte der Fürsten verschleudert werden müssen, oder man hat sich ihrer Beschränkung nicht erwehren können. Es ist daher, bey solchen traurigen Folgen, auch für die hiesigen Lande eine Angelegenheit von der äußersten Wichtigkeit, dieselben für solche unglückliche Ereignisse zu verwahren zu suchen, und dahin Bedacht zu nehmen, daß das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt, oder wohl gar aufgelöst werden. Wir glauben, daß es eins der würksamsten Mittel seyn werde, diesen grossen Zweck zu befördern, wenn Wir Uns Selbst die Hände binden, keine Schulden zu machen, und besonders Unsere Fürstl. Kammer zu sichern suchen, daß nie, ohne eine rechtmäßige Ursache, dergleichen auf sie gebracht werden können.

Wir schätzen Uns glücklich, daß Unsers freundlich geliebten Herrn Sohns, des Erbprinzen sowohl, als Unserer übrigen

gen Söhne Lbdl. mit Uns hierunter gleiche Gesinnungen hegen. Zu Ihnen also sowohl, als zu einem jeden künftigen Nachfolger in der Regierung hiesiger Lande können Wir daher das beruhigende Vertrauen fassen, daß Sie sich die Verpflichtungen, die Wir Ihnen hiedurch unwiderruflich auflegen, gern gefallen lassen, und um so bereitwilliger seyn werden, diesen Weg mit Uns zu betreten, als Wir zum voraus setzen können, daß Dieselben sämmtlich mit Uns gleiche landesväterliche Absicht haben, die hiesigen Lande nach Vermögen glücklich zu machen, mithin vor einer, den Wohlstand derselben zerstöhrenden übeln Wirthschaft, und vor der unausbleiblichen Folge derselben, dem Schuldenmachen, sich zu hüten.

Wir haben daher keinen Anstand genommen, Unsere dahin abzielende Willensmeynung in folgenden weiter bekannt zu machen, und solche sowohl über das gegenwärtige Schuldenwesen Unserer Fürstlichen Kammer, als auch über die, auf deren Kredit künftig zu übernehmende Schulden zu eröffnen, und, in Gemäßheit des mit Unserer getreuen Landschaft dato abgeschlossenen Vertrages, in Kraft eines beständigen Landesgrundgesetzes, nachstehendes zu verordnen und festzusetzen.

1.

Die bey Unserer Fürstl. Kammerkasse gegenwärtig noch ungetilgten Schulden sind von Uns längst anerkannt, und gehören daher in die Klasse der rechtmäßigen Schulden. In Ansehung derselben haben Wir schon seit langer Zeit, nach einem festgesetzten Etat, dahin die Einrichtung getroffen, daß solche, in so fern die Beschaffenheit derselben es zuläßt, nach und nach gänzlich getilgt werden, und Wir sind auch mit deren Amortisation bereits schon so weit vorgerückt, daß dieser Plan in einem nicht weit entfernten Zeitpunkte zur gänzlichen Erfüllung gediehen seyn wird. Wie nun in dem Etat selbst die Abbezahlung dieser Schulden gegründet ist: so bedarf es zu deren Amortisirung keiner neuen aufzuborgenden Kapitalien, weshalben denn auch seit geraumer Zeit bey Unserer Fürstl. Kammerkasse keine neue Kapitalien in Verzinsung angenommen worden.

2.

Nach dieser Voraussetzung sind daher alle und jede Schuldverschreibungen, welche etwa unter dem Scheine ausgestellt werden, als ob damit alte Kapitalien getilget werden sollten, ungültig und unkräftig.



3.

Nur die Kautionskapitalien, welche Unsere Pächter zur Sicherheit wegen der ihnen anvertraueten Pachtstücke, oder einige Fürstl. Bediente bis daher noch in Ermangelung anderer Sicherheit, durch Bürgen, liegende Gründe oder sichere Schuldverschreibungen, zu erlegen haben, sind davon ausgenommen, und lassen Wir es um so mehr bey dem, was bisher darunter üblich gewesen ist, bewenden, als mit solchen Kautionskapitalien die abgehenden Pächter wiederum abgelegt werden, mithin keine neue Schulden entstehen, und überdem auch der Kautionsnexus in den jedesmaligen Obligationen ausdrücklich bemerkt wird.

4.

Was hingegen die künftig zu kontrahirende Kammerschulden betrifft: so ist in Absicht deren Rechtmäßigkeit einzig und allein zum Augenmerk zu nehmen, ob dringende Landesbedürfnisse solche nothwendig machen. Wo dieses Merkmal fehlt, da ist die kontrahirte Kammerschuld für keine rechtmäßige Schuld zu achten, und der Gläubiger wegen deren Wiederbezahlung nicht gesichert, vielmehr solche als nichtig anzusehen.

5.

Damit nun aber Niemand in Ungewißheit bleibe, von welchem Inbegriff rechtmäßige Kammerschulden sind, so werden dahin gerechnet:

a) Alle diejenigen Schulden, die zum Nutzen Unsers Herzogthums gemacht werden, als z. B. die zur Erwerbung würklicher Domanialstücke, Land und Leute, Dörfer, Forsten, nutzbarer Renten und Gerechtsame, Pfandschaften, Güter und Rechte, welche zu wirklichen einträglichen Verbesserungen, zu Abfindungen Fürstl. Witwen wegen ihres Eingebrachten, und der zum Besten des Landes erweislich verwandten Dotalgelder, zur Tilgung fremder Ansprüche an das Land, Leute und Güter u. s. f. erborget werden;

b) Desgleichen diejenigen Schulden, die in Krieges- und andern gefährlichen Zeiten zur Rettung des Herrn oder des Landes, zur Vergütung der, durch feindliche Invasionen verursachten Schäden, zur Anschaffung Saatkorns in bedrängten Zeiten, zur Wiederaufbauung eines, durch Brand verzehrten Fürstl. Residenzschlosses, und in andern ähnlichen Nothfällen, kontrahiret werden.

6. Bevor

6.

Bevor nun ein, zu solchem Behuf aufzunehmendes Kapital wirklich erborgt wird, muß erst eine Untersuchung vorhergehen, ob auch wirklich diejenigen Umstände vorhanden sind, die die zu kontrahirende Schuld rechtmäßig und nothwendig machen. Es soll daher Unserm Fürstl. Ministerio davon jedesmal Anzeige geschehen, welches darauf mit Zuziehung des Engern Ausschusses Unserer getreuen Landschaft solche Untersuchung vornimmt. Sind beyde über die Rechtmäßigkeit des Anlehns einverstanden, so kommunicirt ersteres, wegen der erforderlichen Summe und des auszumittelnden Amortisationsfonds mit dem Fürstl. Finanzkollegio, worauf denn, wenn alles berichtiget ist, die nöthigen Schuldverschreibungen ausgestellt werden, von welchem allem das Fürstl. Ministerium gedachtem Engern Ausschusse Nachricht ertheilt.

7.

Mit diesen auszufertigenden Obligationen soll es dergestalt gehalten werden, daß solche bey Unserm Fürstl. Finanzkollegio entworfen und ausgefertiget, von Unsern sämmtlichen Geheimen-Räthen aber, auch den jedesmaligen Chefs der Justizkanzley und der Kammer, nicht weniger des Finanzkollegii kontrasignirt werden sollen. Sollten die Chefs dieser Collegiorum etwa zugleich Unsere Geheimeräthe seyn: so werden die Kontrasignaturen von dem, in der Ordnung nächstfolgenden Direktor oder Rathe, nachdem ihnen vorher ein gemeinschaftlich ausgestelltes Certifikat von Unserm Fürstl. Ministerio und mehr gedachtem Engern Ausschusse wegen der Rechtmäßigkeit der Schuld zugegangen, eher aber nicht, mit verrichtet.

8.

Alle diese kontrasignirenden Personen werden für jetzo wegen der Aufrechthaltung dieser vorstehenden Einrichtung auf ihren Uns geleisteten Diensteyd verwiesen. Die in der Folge eintretenden aber werden neben ihrem zu leistenden Diensteyd noch insbesondere darauf verpflichtet:

> daß sie demjenigen, so ihnen in diesem Edikte, und in dem, dieser Angelegenheit halber mit Unserer getreuen Landschaft errichteten Vertrage vorgeschrieben worden, getreulich nachkommen, und sich ernstlich bemühen wollen, daß wider diese Unsere Absicht und Willensmeynung,

und

und den eigentlichen Sinn derselben nichts vorgenommen werde.

9.

Der vorhin gedachte Amortisationsfond der erborgten Kapitalien soll in bestimmten anzuweisenden namhaft gemachten Revenuen Unserer Fürstl. Kammer bestehen, die zugleich dem Creditori zu einer Specialhypothek dienen sollen, daher denn die bishero in den Fürstl. Kammerobligationen üblich gewesene Generalhypothek künftig gänzlich wegfällt. Es soll in den ausgefertigten Obligationen dieser Fond ausgedrückt und dabey festgesetzt werden, binnen welcher Zeit die Amortisation geschehen soll, welches denn auf das genaueste zu befolgen ist. Die Kraft dieser Obligationen kann also nur bis zum Ende dieses Zeitraums dauern: nach Ablauf desselben sind solche ipso iure unkräftig und unverbindlich.

10.

Damit nun diesem um desto mehr nachgelebt werde, soll unser Fürstl Finanzkollegium alle Jahr dem Fürstl. Ministerio von dem Fortgange der Amortisation eine Nachricht, mit Beyfügung der Obligationen, ertheilen; dieses aber davon dem Engern Ausschusse Unserer getreuen Landschaft eine beglaubte Abschrift von sothaner Nachricht zu senden. Sollte alsdenn entweder Unser Fürstl. Ministerium oder erwähnte Engere Ausschuß einen Mangel an der Amortisation bemerken: so wird beyden frey gelassen, deshalben geziemende Erinnerung zu thun, damit die wirkliche Tilgung nicht unterbrochen werde.

11.

Was die jetzigen Kammerschulden und deren Tilgung anlangt, so soll folgendergestalt verfahren werden. Das Fürstl. Finanzkollegium meldet dem Fürstl. Ministerio bey Anfang eines jeden Rechnungsjahrs die Summe der in dem laufenden Jahre zu tilgenden Kapitalien, und am Ende des Jahrs wird dem Fürstl. Ministerio vom Fürstl. Finanzkollegio eine Nachricht von den würklich abbezahlten Kapitalien, nebst Beyfügung der eingelösten Obligationen, ertheilt, welche aber, nach davon genommener Einsicht, dem Fürstl. Finanzkollegio wieder zugefertiget werden, worauf denn das Fürstliche Ministerium dem Engern Ausschusse Unserer getreuen Landschaft eine beglaubte Abschrift von sothaner Nachricht zuzustellen hat.

12. Ob

12.

Ob nun wohl aus obigen (§. 5.) sich von selbst schon ergiebt, daß alle Verbürgungen, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, unter die rechtmäßigen Kammerschulden nicht gerechnet werden mögen; so erklären Wir jedoch hiedurch insbesondere noch und zum Ueberfluß, daß solche auf keine Weise dahin gerechnet, und weder von Unserm Fürstl. Ministerio noch Engern Ausschusse Unserer getreuen Landschaft, bey der Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Schuld, dafür erkannt werden sollen.

13.

Gleichergestalt erklären Wir auch hiedurch, daß gleichwie die Verfassung Unserer Fürstl. Kammer zu Blankenburg es an sich nicht gestattet, daß auf deren Kredit Kapitalien erborgt werden, andere Fürstl. Kassen auch der Anleihung Paßivkapitalien nicht bedürfen, die, etwa auf jene Revenüen gerichtete, Schuldverschreibungen, so wie überhaupt alle auf eine Fürstl. Kasse (die hiesige Fürstl. Kammerkasse allein ausgenommen) ausgestellte Obligationen ungültig und kraftlos seyn sollen; wie Wir denn auch alle Veräußerungen und Verhypothecirung Unserer Fürstl. Allodialstücke, wie nicht weniger alle Aufnahme der Fürstl. Kammerrevenüen zum voraus auf mehrere Jahre, hiemit ausdrücklich als null und nichtig erklären.

14.

Ob nun wohl auch einem jeden Regenten freygelassen werden muß, dasjenige zu thun, was ihm, nach guten Gründen der Staatswirthschaft nützlich und rathsam zu seyn scheint, oder was die Rechte und Pflichten eines Regenten in gewissen Fällen an die Hand geben, mithin in Absicht Vererbenzinsung einiger Grundstücke, Veräußerungen unnützer oder überflüßiger Gebäude, Allodifikationen der Lehne, Vertauschung einiger Landesstücke oder Gerechtsame, Abtheilung beschwerlicher Kommunionen, Erlassung gewisser, den Unterthanen lästiger, Abgaben und Dienstleistungen gegen ein jährliches billiges Surrogat am Gelde oder Naturalien, Abthuung schwerer Prozesse durch billige Vergleiche u. s. f., demselben (außer den, in den Landesverträgen hierüber bereits enthaltenen Bestimmungen) nicht wohl Ziel und Maaße gesetzt werden kann; so soll doch in solchen Fällen, wo die Staatswirthschaft einen Abgang leidet, das eingehende Kapital zum Abtrag vorhandener Schulden, oder zur Ersetzung des Abgangs

auf

auf eine andere nützliche Art wieder verwandt werden, und Unser Fürstl. Ministerium nebst mehr gedachtem Engern Ausschusse, darauf zu achten, hiedurch angewiesen seyn, zu welchem Ende jenes diesem in wichtigen Fällen zeitig vertrauliche Eröffnung zu machen hat.

15.

Damit nun Unsere wohlmeynende Absicht allgemein bekannt werde, und ein jeder Staatsgläubiger zu seiner Belehrung wissen möge, worauf er bey Darleihung seiner Kapitalien zu seiner Sicherheit zu sehen habe, und damit er deswegen nicht gefährdet werden möge; so haben Wir dieses Edikt öffentlich durch den Druck bekannt machen lassen; wie denn auch besonders Unsere höhern Justizkollegia, in vorkommenden Fällen, sich hiernach zu achten haben. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstl. Geheimenkanzley-Siegels. Gegeben Braunschweig, den 1sten May 1794.

Carl Wilhelm Ferdinand,
Herz. zu Br. L.

(*L. S.*)

A. E. G. v. Münchhausen.

Als Verfasser der vor kurzem herausgekommenen lehrreichen und lesenswürdigen Schrift: **Kurze Uebersicht des Feldzugs im Jahr 1793. zwischen dem Rheine und der Saar, von einem unpartheyischen Beobachter**, (1stes und 2tes Stück, zusammen 6 Bog. in 8.) wird ein sehr verdienstvoller Königl. Preuß. Offizier, der Hr. Major und Flügeladjutant von **Maßenbach** genannt.

Der Geist und Ton der **Augsburger Kritiker** bleibt sich unwandelbar gleich; indeß kann es doch seinen guten Nutzen haben, demjenigen Theil des deutschen Publikums, der jene berüchtigten Blätter selbst nicht zu sehen bekömmt, von Zeit zu Zeit einige ausgesuchte Proben ihres Unverstandes, ihrer Schmähsucht und ihres Hanges zur Ketzermacherey vorzulegen, zum Beweis der traurigen Wahrheit, daß selbst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts immer noch viele unserer deutschen Landsleute in Rücksicht auf geistige Bildung und Aufklärung in Nacht und Nebel einer nur zum Theil verscheuchten Unwissenheit und Barbarey wandeln. Weißenbach und Consorten müssen immer noch eine Menge ihnen gleichgesinnter Leute in der Nähe und Ferne finden; wie könnten sie

sonst

sonst ihr die deutsche Litteratur schändendes Geschreibe ununterbrochen fortsetzen? — In Nr. 13. S. 127. des Jahrgangs 1793: heißt es: „Wie wird wohl dieser Satz, daß „man sich bey Lesung der h. Schrift einer guten Erklärung bedie„nen soll, den Herren Protestanten gefallen, da sie fest dar„auf halten, daß jeder nach seiner sonderbaren Meynung „oder Privatgeiste die Bibel auslegen dürfe?" Unter diesem Privatgeiste verstehen die erleuchteten Kritiker „einen Irr„geist, einen Stifter widriger Meynungen, wodurch ge„schieht, daß die Glaubensstreitigkeiten nie geschlichtet wer„den, weil keiner dem andern weichen will." Freylich behagt den Herren Exjesuiten die todte Geistesruhe besser, die da herrscht, wo alle ihre von Gott verliehene Vernunft unter den Ausspruch Eines Menschen gefangen nehmen, und sie selbst als untrügliche Diener und Agenten jenes untrüglichen Richters einfältig und geduldig anerkennen! — Sehr ausführlich suchen die Herren zu beweisen, Luther sey ein elender Gelehrter gewesen. Ist das nicht lustig? Da wird der Reihe nach versichert, er sey kein Lateiner, kein Hebräer, kein Dichter, kein Redner, Historiker, Jurist, Kritiker u. s. w. gewesen. O die gelehrten, gründlichen, tiefsinnigen Augsburger Polyhistoren! — Gazabs Vertheidigung Gregors VII. wird sehr angepriesen, doch wird ihm zugleich der Vorwurf gemacht, vieles, was zum Lobe dieses Pabstes gereiche, übergangen zu haben. Dafür bekömmt der Erlanger Recensent, der sich die Freyheit genommen, ein ganz verschiedenes Urtheil über dieses paradoxe Schriftchen zu äußern, seinen Theil: „Nachteulen scheuen das Licht; Hunde bellen den „Mond an; die Aufklärer können keinen Lichtstrahl von „Gregor VII. ertragen. Was gleich für ein Heulen und „Bellen ist u. s. w." — Mit großem Vergnügen berichten die Herren ihren Lesern, daß die Freyburger Beyträge in Vorderösterreich allgemein verboten worden sind, dabey äussern sie den frommen, christlichen Wunsch: „Könnten wir „einmal unsere Leser versichern, daß auch gleiches Schicksal „die Oberdeutsche Allg. Litteraturzeitung getroffen habe: so „würden wir ausrufen: Heil dem Erzstifte Salzburg, da „es doch einmal diese ärgerlichen Blätter aus seinem Schooße „verbannt hat!" S. 270. heißt es von derselben Zeitung: „Wie lange wird dann noch wohl diese scandalöse, aufrüh„rische, irreligiöse, boshafte Scribeley in einer erzbi„schöflichen Residenz fortdauern!". Dagegen wird S. 328. erzählt,



erzählt, diese Zeitung sey zu Passau bey 30 Reichsthaler Strafe verboten worden. Aus dem 15ten Bande der höchstelenden Gesammelten Schriften unserer Zeiten wird angeführt: das Sterbglöcklein der Oberdeutschen A. L. Zeitung geläutet von P. N. jubilirtem Meßner zu Ponza, mit der Anmerkung: „Der Verf. der letzten Piece sagt: warum „dieser für gewisse Leute auffallende Titel an die Stirn gesetzt „wurde, ist die wahre Ursache, weil man gegründete Hoff„nung und von mehrern Orten her zuverläßige Nach„richten hat, daß den Salzburgischen Litteraturstopp„lern ihr Machwerk bald werde untersagt werden, „und zwar von der Allerhöchsten Stelle aus. Auch wir „haben das nämliche gehört, und wünschen nur, daß „sich diese Sage bald realisiren möge.“ !!!

Breslau. Von der neuen Uebersetzung des klassischen Werks von Smith Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums ist der erste Band erschienen, der, so wie der zweyte, ganz von der Meisterhand unsers Garve ist. Vom dritten an wird ihm sein Freund, Hr. Oberpostcommissar Dörrien in Leipzig, helfen. Als Anhang erscheinen vielleicht noch Zusätze und Abhandlungen von Garve. Dieser vortreffliche Schriftsteller ist jetzt mit der Bearbeitung der Politik des Aristoteles, und dem zweyten Bande seiner Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben beschäfftigt, der unter andern eine Abhandlung über den Adel, eine Vergleichung der vornehmsten deutschen Schriftsteller mit den Französischen, einen Aufsatz über die Schwärmerey u. s. w. enthalten wird.

Ebendas. Hr. Rektor Scheibel hat angefangen, Nachrichten von den Merkwürdigkeiten der hiesigen Rehdigerischen Bibliothek herauszugeben. Das erste Stück ist erschienen, und enthält erst eine zuverläßige Nachricht von dem Entstehen und Wachsthum dieses Bücherschatzes, dann eine erschöpfende Nachricht von der vorzüglichsten Merkwürdigkeit desselben, dem Froissard.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 26.

Amtsveränderungen, Beförderungen, Belohnungen ꝛc.

Der für inländische Industrie so thätige, als Schriftsteller bekannte, ehemalige Professor, dann Wollnegotiant, Hr. Herzer, ist von dem Churfürsten von Pfalzbayern zum Mauthner zu Danaustauf, ohnweit Regensburg, ernannt worden.

Der berühmte, ehemalige Hofkaplan in Kempten Hr. v. Brentano (von dessen Uebersetzung des neuen Testaments aus dem Grundtexte nächstens die zweyte, sehr verbesserte Ausgabe erscheinen wird) ist jetzt Pfarrer in Gebhartshofen.

Hr. Mag. F. D. Fabrizius, Prediger zu Mitweyda im Meißnischen, Verfasser einiger Kinderschriften, hat den Ruf als Oberpfarrer nach Drebkow in der Niederlausitz erhalten.

Die durch Hrn. Fleischbeins Tod erledigte Professur der Pastoraltheologie zu Heidelberg hat der Fuldische geistliche Rath und Professor der Theologie Hr. Franz Andreas Schramm erhalten.

Der Hr. Hofrath und Professor Medic. ordinar. Dr. Georg Wilhelm Stein zu Marburg hat den Charakter als Oberhofrath erhalten.

Der bisherige Professor der Mathematik an der hohen Carlsschule, und Sekretär der verwittweten Herzogin, Hr. Kaußler, ist zum Sousgouverneur der Pagen ernannt worden.

An des Hrn. Rektors und Prof. Voigt in Hildburghausen Stelle ist Hr. Reinhardt, bisheriger Lehrer an dem Gymnasium in Schleusingen, berufen worden, und hat diese Stelle auch schon angetreten.

Hr. Adam Molitor, der Philosophie Doktor und der Rechte Licent. auf der Universität Bamberg, ist zum außerordentlichen Professor der Rechte, insonderheit des deutschen Privatrechts; Hr. Bernhard Sippel zum Lehrer der Chemie, und Hr. Ignaz Joachim Döllinger der jüng., der Philos. und Med. Doktor, zum ordentlichen öffentlichen Professor der Physiologie und Botanik ernannt worden. — Hr. Erhard Schumm, Prof. d. schönen Wissensch. am Gymnasium, ist zum Regenten des Aufseeischen Studentenhauses befördert worden.

Hr. Mag. Johann Carl Friedrich Hauff aus Stuttgardt, bisheriger Privatlehrer in Marburg, ist im März d. J. zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Mathematik auf dieser hohen Schule ernannt worden.

Todesfälle.

1794.

Am 3ten Febr. starb zu Regensburg Hr. Johann Ludwig Weimar, evangelischer Prediger, des dortigen Ministerii Consenior und Consistorialis, auch Professor der Gottesgelahrheit, Weltweisheit und morgenländischen Sprachen am Gymnasio, im 49sten Jahre seines Alters. Er hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht.

Am 24sten März starb zu Heidelberg Hr. Carl Ludwig Primavesi, Doktor und Repetent der Philosophie bey der dortigen Universität, wie auch Candidat der Arzneygelehrsamkeit, in seinem 22sten Jahre. Er war Verf. der ohne seinen Namen erschienenen: Beyträge zur Erläuterung

und

und Prüfung des Kantischen Systems in sechs Abhandlungen. Gotha 1793.

Am 19ten März starb Hr. Martin Wiehrl, ehemaliger Professor der Weltweisheit an dem katholischen Gymnasium zu Baden, seit einigen Jahren aber Pfarrer zu Märsch in der Nähe von Carlsruhe. Die von ihm 1780 zum Disputiren aufgestellten philosophischen Sätze machten bey den Jesuiten und ihrem Anhange zu Heidelberg, Straßburg u. a. O. großes Aufsehen, und erregten einen langen Federkrieg. S. diese Bibl. 48. Bd. 2. St. S. 587. fg.

Am 10ten April starb zu Lehrberg bey Anspach der dasige Pfarrer Hr. Mag. Johann Bernhard Heidenreich, im 49sten Jahre seines Alters, an einem Schlagfluß. Er war zu Kl. Heilsbronn bey Anspach geboren, stand mehrere Jahre als Lehrer am dortigen Gymnasium, und ward 1788 auf die einträgliche Pfarrey zu Lehrberg gesetzt. Seine Schriften stehen im Meusel.

Am 11ten März starb zu Anspach Hr. Christian Ludewig Kleinknecht, ein vorzüglicher Virtuos auf der Violine, Kammervirtuos der dortigen Königlichen Kapelle, im 28sten Jahre seines Alters. Durch den Unterricht seines verstorbenen Oheims und durch eigenen Fleiß hatte er es zu einer bewundernswürdigen Vollendung in seiner Kunst gebracht. Er war auch sonst ein sehr fleißiger und fähiger Mann, und hatte auf des ehemaligen Markgrafen in Anspach Kosten in Leipzig drey Jahre Rechte studirt.

Am 9ten April starb zu Weinheim an der Bergstraße Hr. Nicolaus Maillot de la Treille, Churpfälzischer Geheimerath und erster Hofbibliothekar in München, auch Mitglied der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften in Mannheim, im 69sten Jahre seines Alters.

Am 16ten März starb zu Bamberg Hr. Anton Adam Heyberger, Fürstlicher Ingrossist. Er lieferte dem geistlichen Rathe Hrn. Schuberth viele Data zu seinem historischen Versuche. Der zehnte Abschnitt dieses Werks von den Bambergischen Siegeln ist ganz von Heyberger, der auch die Zeichnung davon verfertigte. Er hinterließ ein Werk aus der Archivalwissenschaft, das den Beyfall eines der größten Kenner, des verstorbenen Regierungsraths Spieß, erhielt, und an dessen Bekanntmachung ihn der Tod hinderte.

Am 18ten Febr. starb zu Zizers in Bündten der allgemein geschätzte Dr. am Stein, Fürstl. Pfeferschr. Badearzt im 48sten Jahre seines Alters. Als Schriftsteller ist er dem Publiko durch seine Inauguralschrift: De actione musculorum intercostalium, durch mehrere Beyträge zu den Rahnischen und Füßlischen Magazinen und Archiven, dem Museum der Heilkunde bekannt. Die correspondirende Gesellschaft Schweizerischer Aerzte und Wundärzte verliert an ihm einen ihrer ersten Stifter und Beförderer.

Am 25sten März starb zu Wittenberg Hr. Mag. Friedrich Christian Franke, der Theologie Baccalaureus, Professor der Philosophie und Schloßdiakonus, im 26sten Jahre seines Alters. Er hat sich durch die Herausgabe des Briefs des Apostels Paulus an die Christen in Rom mit Anmerkungen, Gotha, 8. rühmlich bekannt gemacht.

Am 27sten April starb zu Wirschkowitz in Schlesien der dasige Pastor Hr. Samuel Abraham Lauterbach, geb. 1708. zu Fraustadt in Polen. Man hat einige kleine Schriften und Gedichte von ihm.

Am 15ten April starb zu Halle Hr. Friedrich Nathanael Volkmar, Doktor der Rechte, (geb. zu Petersdorf im Hirschfeldischen 1750.) an einem Schleimfieber. Er war kurz vorher dort angekommen, um nochmals sein Heil als akademischer Lehrer zu versuchen. Er war erst Auscultator bey der Oberamtsregierung zu Breslau, dann Docent in Frankfurt an der Oder, Sekretär bey der Gesetzcommission in Berlin, Sekretär bey dem in Kaiserlichen Diensten stehenden Prinzen von Würtemberg, Chymikus in Breslau, Besitzer eines Gutes, zuletzt Pachter. Man hat einige juristische und eine taktische Schrift von ihm.

* * *

Chronik der Universitäten.

Würzburg. Am 10ten März v. J. erhielt Herr Ernst Christian Büchner aus Rheinheim im Darmstädtischen, erster Chirurgus bey dem Holländischen Infanterieregiment Plettenberg die Doktorwürde in der Arzneykunst und Chirurgie. Seine Inauguraldissertation enthält: Observationes et epicrisin circa quosdam ossium morbos.

Am



Am ersten März erhielt Hr. Johann Ludewig Eberhard Grth aus Heilbronn die medizinische Doktorwürde. Seine Inauguraldisputation handelte: De scirrho parotidis eiusque cura, una cum extirpatae historia.

In der Charwoche wurden auf Befehl des Fürsten geistliche Uebungen oder Reden, abwechselnd mit Gesang und Gebet von den Canonicis Berg und Zirkel gehalten. (S. Intelligenzblatt der N. A. d. Bibl. 1793. Nr. 27. und Gothaische gel. Zeitungen 1793. S. 391.)

Am 17ten April vertheidigte Hr. Franz Emanuel Amadeus Brunner aus Bern unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Senft seine Streitschrift: De abscessibus solito rarius aperiendis, und erhielt hierauf die medizinische und chirurgische Doktorwürde.

Am 25sten April hielt Hr. Prof. Hauß seine Antrittsrede: De Friderici Wilhelmi II. Borussiae Regis novi legum privatarum codicis cum iure Iustinianeo comparati, genio, praecipuisque virtutibus, wozu er durch ein Programm: Ueber den wahren Grund und die Natur der lehnherrlichen Gerichtsbarkeit in Deutschland einlud.

Am 18ten März vertheidigte Hr. Josephus Matthäus Limb aus Würzburg, d. R. B. ausgesuchte Sätze aus dem Gebiete der Philosophie unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Schwab, und erhielt die philosophische Doktorwürde. (Das erste Beyspiel dieser Art auf dieser hohen Schule, wo sonst in der Philosophie nur die nach einem allgemeinen Examen von den Professoren ausgewählten Candidaten disputiren durften, und die Doktorwürde erhielten, und nach vollendetem philosophischen Cursus, da schon eine höhere Fakultät betreten war, niemand mehr an das Disputiren und Promoviren in der Philosophie dachte.)

Am 22sten Jun. vertheidigte, unter dem Vorsitz des Prof. und geistlichen Raths Hrn. Gregel, Hr. Kuhn aus Werneck Sätze aus der Rechtsgelahrtheit und erhielt die Licentiatenwürde. Hr. Pr. Gregel schrieb bey dieser Gelegenheit eine Abhandlung: De onere reficiendi ecclesias et aedes parochiales, 80 p. 4.

Am 23sten Jul. vertheidigte Hr. Philipp Andreas Franz Beringer aus Würzburg, unter dem Vorsitze des

 Hrn.

Hrn. Hofrath und Prof. Kleinschrod zu Erhaltung der Licentiatenwürde Sätze aus der gesammten Rechtsgelehrsamkeit. Der Präses schrieb bey dieser Gelegenheit: Specimen inaugurale de cautelis in Salvi Conductus concessione a iudice observandis. 4.

Am 22sten Aug. nahmen die gewöhnlichen Disputationen zu Erlangung der philosophischen Doktorwürde ihren Anfang.

Am 26sten Aug. vertheidigte Hr. Heßler aus Würzburg medicinische Thesen, worauf ihm sein Präses, Hr. Dr. und Prof. Sutherlet, die Doktorwürde ertheilte.

Am 10ten Sept. vertheidigte unter dem Vorsitze des Hrn. Hofrath und Prof. Senft Hr. Friedrich Gottl. Schöpf aus Kochendorf in Schwaben, seine Disputationsschrift: De Febri quadam corollaria, 16 p. 8. und erhielt sodann die medicinische Doktorwürde.

Am 23sten Nov. vertheidigte Hr. Regierungsadvokat Clemens Frick aus Iphofen, unter dem Vorsitze des Hrn. Hofr. und Prof. J. B. A. Sambaber juristische Thesen und erhielt die Licentiatenwürde. Das Programm des Hrn. Pr. Sambaber handelt: De statu et juribus militarium in Germania, seu quos hodie vocamus Nobilium inferiorum saeculo P. C. N. XI. et XII. et speciatim, num veritate nitatur adsertum, quod soli proceres Liberique Domini nobilium nomine hisce seculis venerint, praecipue in diplomatibus?

Neue Bücher.

Anatomische Kupfertafeln, nebst den dazu gehörigen Erklärungen. Fünftes Heft. Neun Kupfertafeln, welche das große und kleine Gehirn, das Rückmark, die allgemeine Verbindung der Nerven, die Nerven des Kopfes, die Nerven des innern Ohres und die Nerven der obern und untern Gliedmaaßen darstellen. 68 S. Text in gr. 4.

Sech-

Sechstes Heft. Acht Kupfertafeln, welche die Nerven des Halses, der Brusthöhle, des Unterleibes und der äußern Geburtstheile darstellen. 59 Seit. Text. Herausgegeben von J. C. A. Mayer, Königl. Preuß. Geh. Rath und Leibarzt. Berlin, 1794. bey H. A. Rottmann, Königl. Hofbuchhändler.

Wenn Bücher von größerm Umfange nach und nach herauskommen, und ihr Verfasser wegen der erstern Theile besonders gelobt wird, so nehmen oft ihre folgenden Theile am innern und äußern Gehalt ab, wovon sich die Ursachen leicht erklären lassen. Das gegenwärtige Werk ist nicht eine Ausnahme, sondern ein Beweis des Gegentheils hiervon. Rec. hat sämmtliche Hefte dieser Kupfertafeln vor sich liegen, er stimmt gern in das Lob ein, welches jeder Kenner den frühern ertheilte; indessen, so viel Hr. Mayer in ihnen geleistet hat, so kann man doch kaum umhin, in den beyden neuesten noch Vorzüge vor jenen anzuerkennen. Nur dem Hrn. Verleger dieser Hefte hatte Hr. Decker, der Verleger der vorhergehenden, wenig Raum ihn zu übertreffen gelassen, da sich seine Gewissenhaftigkeit bey denselben so weit erstreckte, daß er die dazu gehörigen Kupfertafeln, ehe sie im ersten Abdruck verkauft waren, von neuem auf Schweizerpapier lieferte, weil er sie in jenem Abdruck des Gegenstandes nicht würdig und brauchbar genug fand. Indessen hat ihm Hr. Rottmann hier im Geringsten nichts nachgegeben, obgleich der Wetteifer größern Kostenaufwand erforderte. So darf also Deutschland gewiß darauf rechnen, ein Werk mehr hervorgebracht zu haben, in welchem deutscher Fleiß in angemessenem Glanz erscheint; denn es ist, wofern Hr. Mayer das Ende dieses schätzbaren Denkmals seiner Einsichten erlebt, fast moralisch unmöglich, daß der nahe Schluß die von ihm erregte Erwartung täuschen sollte.

In dem vorliegenden 5ten und 6ten Heft hat Hr. M. den Ursprung, den Lauf und die Ausbreitung der Nerven, durch bildliche Darstellung, zu erläutern gesucht. Er hat dabey einige vorzügliche Nerventafeln großer Zergliederer benutzt, als Hubers Darstellungen des Rückmarks, Meckels Tafeln von den oberflächlichen Gesichtsnerven und von der

Aus-

Ausbreitung des fünften Paares der Gehirnnerven, Annemanns Abbildungen des Zickzacks in den Nerven lebender Thiere, Scarpa Darstellung der Ausbreitung des Gehörnervens, und des Baron von Asch Darstellung der Ausbreitung des ersten und zweyten Halsnervens. Zu den mehresten Darstellungen hat er aber eigene Ansichten gewählt und solche nach der Natur zeichnen lassen.

Die beyden Tafeln des fünften Hefts, worauf er die Verbindung der Nerven im Allgemeinen und die Nerven der obern und untern Gliedmaaßen insbesondere dargestellt hat, sind in eben der Größe gezeichnet, in welcher die ganze Figur in seiner Beschreibung der Blutgefäße des menschlichen Körpers gezeichnet ist, und dies gewährt den Vortheil, daß der Lauf der Blutgefäße und der Lauf der Nerven bequem verglichen werden kann. Die Abbildungen der Leber- Milz- und Magengeflechte erscheinen in natürlicher Größe, weil die nach den eben genannten Eingeweiden fortgehenden Nerven dieser Geflechte sonst zu klein geworden wären.

Ueberall stößt man auf ganz neue Darstellungen, und selbst des Hrn. Verf. im J. 1779. herausgekommene Abhandlung vom Gehirn, Rückmark und Ursprung der Nerven ist hier verbessert worden.

Um denjenigen, welchen besonders an der Kenntniß der Nervenlehre liegt, zu Hülfe zu kommen, werden diese beyden Hefte des Hrn. Mayer, so wie der 6te, 7te und 8te Band seiner Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, auch besonders verkauft, und zwar unter dem Titel: Anatomische Kupfertafeln zur Erläuterung des Nervensystems, nebst den dazu gehörigen Erklärungen.

Möchten wir einmal auf dem Wege, der uns auf die Art, wo nicht eröffnet, doch gebahnter gemacht worden ist, unsere Seele kennen lernen, statt, daß wir bisher mit Träumen darüber uns und Andere hintergiengen, und einen Theil unsres kostbarsten Gutes, unsrer Zeit, verloren. Wenn dem Anatomiker oft die Kenntniß des Philosophen mangelt, um uns in dies Geheimniß einzuführen, so hat bisher noch häufiger dem Philosophen die Kenntniß des Anatomikers dazu gemangelt.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 27.

Chronik der Universitäten.

Greifswald. Bey der hiesigen Jubelfeyer des Upsalischen Religionsjubiläums erhielt Hr. Pastor Joh. Mich. Jerzembski an der neuen evangelischen Kirche zu Moskau von der hiesigen theologischen Fakultät die Doktorwürde. Seine Dissertation handelt: De ea doctrinarum Iesu, quae essentialis et principalis dici potest; nempe gratiam diuinam sperandam nanciscendamque esse vera pietate, sine merito sacrificiorum ac rituum siue judaicorum siue gentilium. Das Programm des Decans, Hrn. Generalsuperintend. und Dr. Schlegel handelt: De principiis exspectationis de Messia in gente judaica. — Hr. D. Jerzembski stammt aus einer adelichen pohlnischen Familie, ward 1739. zu Sensburg in Preußen geboren, studirte zu Königsberg, war einige Jahre Rektor der Schule zu Bauske in Curland, und erhielt 1775. den Ruf nach Moskau.

Wittenberg. Am 13ten Jan. erhielt Hr. Carl Gottl. Beyer die medizinische Doktorwürde, nachdem er unter dem Vorsitz des Hrn. D. Böhmer seine Streitschrift: De panis multifaria materia, collectio posterior vertheidigt hatte. Hr. D. Titius schrieb als Dekan ein Programm: De virtute medicamentorum resolventium recte diiudicanda, P. III.

Am 21sten Jan. vertheidigte Hr. Mag. Gottlieb Friedrich Christian Jungwirth, aus Liebschwitz, unter dem Vorsitze des Hrn. D. Wilisch, eine Dissertation: De lite super revocandis locis bello Georgiano acquisitis contra Norimbergenses a Principe Electore Palatino-Bavarico nuper reassumta.

1. Leipzig. Der Anschlag des Hrn. Prof. Eck zu der diesjährigen Magisterpromotion vom 6ten März enthält das Gegenstück zu der im Jahr 1790. geschriebenen Abhandlung: de simplicitate in vestitu und handelt diesmal, unter der Aufschrift: *Inest Commendatio frugalitatis*, von der Frugalität überhaupt. Von S. IX. folgt ein Verzeichniß von gelehrten Männern der Leipziger Universität, die sich durch diese seltene Tugend ausgezeichnet haben, worunter besonders der ganz nach moribus antiquis lebende Heinrich Gottlieb Franke, dankbare Erwähnung verdient. Eine darauf Bezug habende merkwürdige Stelle aus seinem Testament besiehlt unter andern: daß sein Leichnam durchaus nicht in die Kirche, welches er vor höchst abergläubisch, ungerecht, ja sündlich halte, sondern in den philosophischen Begräbnißschwibbogen [illegible]em Gottesacker beygesetzt werden soll.

Der zu eben dieser Solennität geschriebene sogenannte lateinische Panegyricus enthält in fast 200 Hexametern eine Darstellung der Uebel, welche Frankreich verwüsten, und Wünsche für die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe von ganz Europa, daher der Titel desselben heißt: *Vota pro Pace.*

* * *

Akademien und gelehrte Gesellschaften.

Erfurt. In der ordentlichen Versammlung der hiesigen Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften am 3ten März wurde in Anwesenheit Sr. Erzbischöflichen Gnaden des Hrn. Coadjutor von Dalberg, außer den eingelaufenen Zuschriften, besonders, theils eine von dem Hrn. Pastor F. C. Schmidt zu Wahren im Meklenburgischen eingeschickte Abhandlung: Ueber den Einfluß körperlicher Abführungen auf die Aufklärung des Kopfs vorgelesen, theils von

dem

dem hiesigen Hrn. Prof. Math „die Vaterlandsliebe als ein „Beytrag zur deutschen Erziehung betrachtet." Auch nahm die Akademie den durch verschiedene Schriften, (zum Beyspiel durch seine Verhandeling over het verloffen der Koeyen etc.) rühmlichst bekannten Hrn. Joh. G. Eberhard, der Arzneywissenschaft Doktor und Lehrer der Entbindungskunst zu Zeist zu ihrem Mitgliede auf.

Königsberg. Die hiesige Königl. deutsche Gesellschaft hat seit kurzem zwey feyerliche Tage öffentlich begangen. Der 21ste Nov. 1793. war der Tag ihrer 50jährigen Stiftung. Nach einem Prolog des Hrn. Kirchenraths **Hennig**, des Präses dieser Gesellschaft, verlas zuerst Prof. **Wald**, der Direktor, die Geschichte und Verfassung derselben (die auch nachher mit einem Verzeichniß ihrer hiesigen und auswärtigen Mitglieder im Druck erschienen ist) und Sekretär **Funk** ein Gedicht auf diese Jubelfeyer. Nun folgten die Vorlesungen einiger Ehrenmitglieder. Der Kirchenrath **Borowski** erneuerte das Andenken an den ehemaligen Preußischen Theologen D. **Quandt**, den Königs Friedrichs II. Beyfall so sehr auszeichnete. Der Consistorialrath **Graef** gab einen Versuch zur Beantwortung der Frage: ob die Concordienformel das Ansehn eines symbolischen Buchs in Preußen erhalten hat? welche er verneinte; v. **Baczko** lieferte eine Charakteristik des Preuß. Etatsministers **von Gaudi**, worauf noch eine Vorlesung über das Verhältniß der Moral zur Politik von Dr. **Schmalz** folgte. Der Präses schloß die Feyer mit Bekanntmachung der neuernannten Mitglieder. Unter den Ehrenmitgliedern waren **Göthe**, **Herder**, **Wieland**, **Adelung**, **Seiler**, **Kästner**, **Forster**, **Ramler**, **Engel**.

Am 18ten Jan. 1794. feyerte die Gesellschaft das Fest der Preußischen Königskrone, wobey der Bibliothekar **Gerber** über die Frage: Können die Französischen Maximen in gut organisirten Staaten gebilligt werden? zuerst redete. Dann ward noch ein Gedicht, welches der Sec. **Funk** vorlas, eine Abhandlung des Mag. **Hoffmann** über die Schiffbarmachung des Flusses Alle in Ostpreußen, und vom Kirchenrath **Hennig** ein Aufsatz von den Ueberresten der altpreußischen Sprache in Benennung einiger Städte und Dörfer in Ostpreußen gelesen. Sonst erhält sich die Gesellschaft durch die Herausgabe des fünften Jahrgangs des Preußischen

Archivs und durch die öffentlichen monatlichen Zusammenkünfte, bey welchen die Ehrenmitglieder Vorlesungen halten, in der bisherigen Thätigkeit.

Vermischte Nachrichten.

Giessen. Hr. Prof. Werner ließ, wie bekannt, sämmtliche von den hiesigen Professoren schriftlich gegebenen Vota über einige als anstößig denuncirte Stellen seiner Aetiologie in der Minerva des Hrn von Archenholz 1793. Dezember abdrucken. Einige dieser Herren, die gegen Hrn. W. gestimmt hatten, haben wegen dieser öffentlichen Bekanntmachung ihrer Vota Kläge gegen ihn angestellt, weshalb er auch schon bey hiesiger Universität zu Protocoll vernommen worden ist. Eben dieses hat auch per Requisitoriales an die Fürstl. Dillenburgische Regierung, den Hrn. Regierungsrath von Knobland daselbst betroffen. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Prof. Werner die ganze Geschichte dieses Prozesses einst dem unpartheyischen Publikum vorlegen möchte! — Mit der theologischen Professur, womit sonst jederzeit eine Superintendentur verknüpft gewesen, ist es bis jetzt noch ganz stille, nachdem seit Jahr und Tag mehrere würdige und gelehrte Männer sich den Ruf hieher verbeten haben.

Aus dem Brief eines Reisenden von der Mosel. — — Bey uns kummert man sich jetzt wieder ganz besonders um die Schulen, nicht um dieselben zu verbessern, und wie es noch immer zu Bonn, Münster, Hildesheim, Wirzburg und Salzburg geschieht, sie zu ihrem wahren Zwecke zu leiten; nein, man möchte aus ihnen gern nur Vorbereitungsanstalten zur Theologie machen. — — Zu Coblenz wohnte ich den zu Ende des Schuljahrs gewöhnlichen Preisaustheilungen bey. Hier herrscht noch die Gewohnheit, der zu belohnenden Jugend recht viel Schönes zu sagen, und dies durch Mitschüler, die der Lehrer als Organe braucht. Unter gehörigen Einschränkungen möchte das noch hingehen (wiewohl man leicht ein schicklicheres Mittel finden könnte) wenn man nur nicht oft wahre Ungereimtheiten sagen ließe. So hörte ich mit Verdruß einen Knaben dem andern das ungeheure Kompliment machen: diese Belohnung habe er durch seinen er-



französischen Schatzmann verdient, und traute meinen Ohren nicht, als ich ein anderes Knäblein mit Cicero vergleichen hörte! Die Lehrer dieser Schule sind sonst durchgängig tüchtige und im Schul- und Erziehungswesen erfahrne Männer; sie werden also diese Aeußerung einem aufrichtigen Freunde der Jugend und ihrer Lehrer nicht übel nehmen. Die Regierung weiß nicht, ob sie die Schulen den Weltgeistlichen lassen, oder den Mönchen wieder übertragen soll. Die Stimmen des Publikums sind meist für die erstern, und sicher wird kein Vernünftiger sich finden, der in diesem Punkte diesen Stimmen des Publikums nicht beytreten wird. Den Consistorien forderte man höhern Orts ihre Meynungen ab; und das Generalvicariat zu Trier übertrug das Relationsgeschäfft einem seiner geschicktesten Mitglieder, dem geistl. Rath und Prof. Hrn. Simon, der durch seine Schrift allen Sachverständigen völlig genug that. Unbedenklich beantwortete er die Frage: ob die Schulen einem Mönchsorden übergeben werden sollen, mit Nein! und gab männlich frey seine Gründe dafür an. Die meisten Fehler, worüber man beym Schulwesen klagt, wirft er mit andern auf die Regierungen selbst, weil sie das Schulwesen nicht achten, die Schulmänner zu kärglich besolden, und sie außerdem noch in Verachtung leben lassen. Die Schulen bleiben nun zwar in den alten Händen; allein man sucht diese durch Vorschreibung eines neuen Plans jetzt etwas fester zu binden.

Eine Reform ist nie ohne die andere. Das zeigt sich eben jetzt: denn man hob alle mögliche Lesegesellschaften im Lande auf. Die Bücher sollen die Quelle der Revolutionen seyn. Unter andern konfiscirte man Girtanners Nachrichten und Betrachtungen, die Minerva von Archenholz und Zimmermanns Buch von der Einsamkeit. Jeder Billigdenkende muß gestehn, daß mit der Trierischen Lesegesellschaft, die wirklich ein gutes Institut war, mit zu wenig Schonung verfahren wurde, welches sie in keinem Betracht verdient hatte. — — Das Gymnasium zu Montabaur, 4 Stunden von Coblenz, hat drey Weltgeistliche zu Lehrern. Es wird sehr schwach besucht, ob es schon einen der gründlichsten Lehrer, den Hrn. Pingeler, besitzt — ein Mann, der in einem größern Wirkungskreise zu leben verdiente! — — Ein schmaler Jahrsgehalt und Nahrungssorgen sind das traurige und fast allgemeine Loos der Schullehrer in unserm Lande.

Dies ist aber nicht der Fall bey der von dem Fürsten von Nassau Oranien seit einem Jahre errichteten Schule zu Hadamar. Die Lehrer derselben besitzen das schöne Gebäude der Exjesuiten, und sind überhaupt gut bezahlt. Ihre weltliche Obrigkeit hat den Ruhm, vernünftige Männer in ihrem Schooße zu haben, die sich des Schulwesens sehr thätig annehmen. Eine befriedigende Nachricht von dieser Anstalt hat ein Lehrer derselben, Hr. Subregens und Prof. Gecks, ein überaus thätiger, edler und geschickter, wie auch allgemein geliebter Mann herausgegeben. Mir scheint wenigstens noch ein Lehrer zu fehlen: auf einer oder der andern Schulter liegt die Arbeit zu schwer. Hier wird auch kritische Philosophie durch Hrn. Direktor Bausch gelehrt. Physik und Mathematik lehrt Hr. Pistor, ein junger liebenswürdiger Mann, der völlig auf seinem Posten steht. Ich sah dem Schauspiele zu, welches die Schüler aufführten. Es war **Minna von Barnhelm** mit dem Nachstück **die Wallfahrt nach Compostel.** Diese Stücke schienen mir nicht ganz zweckmäßig gewählt zu seyn: denn das Lessingische Lustspiel war offenbar zu fein, und das kleine Stück von **Jacobi** für die guten Hadamarer katholischer Seite zu hell. Mit solchen Spielen können sich Lehrer, besonders neue, ihr Zutrauen, das doch so unumgänglich nöthig ist, verscherzen. Warum das Publikum so gerade vor den Kopf stoßen? besonders da dieses neue, für die Zukunft so schöne Früchte versprechende Gymnasium hier und da bittere, auf jeden Tritt lauernde Feinde hat, die es gar zu gern in übeln Ruf bringen möchten. — — Ein sonderbares Phänomen sah ich am litterarischen Himmel zu **Limburg** an der Lahn. Die Professoren dasiger Schule, Franziskaner, führten durch ihre Schüler, denken Sie nur — Kotzebues Eremit auf Formentera auf! Der Eremit, der in diesem Stück geschildert wird, war doch sicher kein Franziskaner! Das Limburger Publikum sagte nichts dagegen, und nahm es den Lehrern ihrer Kinder nicht im Geringsten übel, ein die Mönche und allen Aberglauben bespöttelndes Drama aufgeführt zu haben. Nirgendwo anders in unserer Gegend würde dies so durchgegangen seyn. — —

Antikritiken. In der N. A. d. Bibl. VIII. Bd. 1stes St. S. 22. hat ein Rec. mein Werkchen **Pflanzengattungen, nach dem Inhalte sämmtlicher Fruktifikationstheile gebildet, 1stes Heft,** beurtheilet. Mit einem anonymi-



nymischen Verfasser mag ich nichts zu schaffen haben, wagt es aber dieser Recensent, sich öffentlich zu nennen: so werde ich es ihm vor den Augen des Publikums beweisen, daß es ihm schlechterdings an Sprach- und Sachkenntniß fehle, und er hier zu einem Richter nichts weniger als geeignet sey. Sachkenntniß ist nun dieses Recensenten seine Sache gar nicht. Um ihm Gelegenheit zu geben, sich selbst davon zu überzeugen, so bitte ich ihn, über Linnee's Gattungen, die ich in diesem recensirten Werke abgehandelt, eine ächte Diagnose, nicht nach einer oder der andern Art, sondern nach sämmtlichen, einer Gattung untergesetzten Arten zu machen, und wenn er dies im Stande ist, erit mihi magnus Apollo. Mit Recensenten dieser Art verlohnt es sich gar nicht der Mühe, sich einzulassen. Unfähig einzusehen, wo eigentlich der Entscheidungspunkt verborgen liegt, schwärmen sie an der Oberfläche herum, treiben so ihr egoistisches Wesen, daß man sie so ganz ruhig muß forttreiben lassen, da das Publikum ihren Werth ja schon kennt, und ihrer nicht achtet. Gewiß, wenn Herren dieser Art jemand loben: so ist es, nach Gellert, Zeit aufzuhören.

F. C. Medicus.

Antwort des Recensenten. Hr. M. beweist immer das Gegentheil von dem, was er eigentlich beweisen will. In dem genannten Werke versprach er, vor den Augen des Publikums darzuthun, daß es dem ältern Linne und dem ganzen Linneischen Klub an Sprach- und Sachkenntniß schlechterdings fehle, in gespannter Erwartung, quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? entwickelte sich der Schluß, daß der Verf. statt eine Arbeit zu übernehmen, deren Bürde seinen schwachen Schultern gar nicht angemessen ist, unendlich besser gethan hätte, unter Anleitung jenes großen Mannes sich vorerst mit der jetzt gangbaren botanischen Sprache, alsdann, wenn noch möglich, mit den Grundregeln bekannt zu machen, nach welchen ächte Pflanzengattungen festgesetzt werden müssen. Gegenwärtig sucht er das Urtheil des Recens. zu entkräften, und giebt gleichwohl deutlich zu erkennen, daß sich gar nichts dagegen erinnern läßt. Denn die gewöhnlichen Wendungen einer verlegenen Antikritik „wenn Rec. es wagt, sich öffentlich zu nennen, wenn er dies — im Stande ist" können doch wahrlich den Verf. nicht aus der Schlinge ziehen. Was thut der Name zur Sache, sobald es auf Untersuchung der

der Wahrheit allein ankömmt? Soll auch die Bearbeitung des Hauptgegenstandes selbst hier nicht in Anschlag gebracht werden, so darf Hr. M. ja nur zeigen, daß der Charakter valvulis dissepimento contrariis nach der ursprünglichen Bedeutung des Ausdrucks allen Schoten und Schötchen gemein sey, daß nach der Linneischen Terminologie pericarpium biloculare mit silicula, silicula integra in Verbindung mit sil. bivalvis, einen offenbaren Widerspruch enthalten, daß die freye Scheidewand der Ricotia fehle, daß diese und mehrere dergleichen aus Unbekanntschaft mit der herrschenden Sprache, aus Flüchtigkeit im Beobachten, und aus mangelnder Uebersicht des Ganzen begangene Fehler ihn nicht zu den unanständigsten Ausfällen gegen seine Vorgänger verleitet haben; dann würde gewiß das daran theilnehmende Publikum, wenigstens in Hinsicht dieser Punkte, zu seinem Vortheile entscheiden. Bis dahin aber möchte wohl das gefällte Urtheil rechtskräftig bleiben, wenn wir uns gleich aus Liebe zur Botanik und aus Achtung gegen die besten Schriftsteller dieser Wissenschaft entschließen sollten, den Verf. künftig bey jeder andern Gelegenheit recht derb zu loben, indem er unter dieser Bedingung mit dem ehrlichen Gellert in der Hand hier feyerlich verspricht, mit Verwirrung der Pflanzengattungen und mit dem leichtsinnigen Kahlkopfrufen über achtungswürdige Männer von nun an aufzuhören.

Berichtigung. In meinen Anfangsgründen der höhern Mechanik, Gött. 1793., setze man 305 Seite in VIII. vor ad ζ das Zeichen —; das. IX. muß so heißen: „Dieses integrirt, daß es für $\zeta = \varphi$ verschwindet, giebt die Zeit durch EM; und dann im Integrale, $\zeta = 0$ gesetzt, die Zeit durch EA.“

Verfährt man diesem gemäß, so kömmt 306 Seite, XV, das Integral = Const. — $\psi . \sqrt{2}$; und für den Bogen EA, das Integral wie in XVI. Das im Buche angegebene Resultat ist richtig, weil die dortigen Unrichtigkeiten einander aufgehoben haben.

Kästner.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 28.

Amtsveränderungen, Beförderungen, Belohnungen ꝛc.

Des Prinzen von Oranien Hoheit haben den zeitherigen zweyten Prediger, Hrn. Grimm in Siegen, zum dritten theologischen Professor in Herborn, und zweyten Consistorialrath im Consistorium zu Dillenburg, sodann den bisherigen Conrektor an dem Pädagogium in Dillenburg, Hrn. Beyer, zum Prof. der Beredtsamkeit und Geschichte, und den Candidaten der Rechte, Hrn. Harscher von Almendingen, der sich damals in Amsterdam aufhielt, zum ersten Lehrer der Rechtswissenschaft, auch Archivarius und Syndikus, bey der Akademie in Herborn, unter dem Charakter eines Hofraths angeordnet.

Die Herren Professoren Fuchs und Lorsbach, wovon jener die erste; dieser aber die zweyte theologische Lehrstelle bey dieser Akademie bekleidet, haben den Charakter als Consistorialräthe erhalten.

Der Prediger an der Marienkirche in Berlin, Herr Erduin Julius Koch, welcher zugleich Prediger in dem bey Berlin gelegenen Fischerdorfe Stralau war, hat diese letzte Stelle niedergelegt, welche dem Hrn. Stahn, Lehrer am Schindlerschen Waisenhause, ertheilt worden ist.





Akademische, Schul- und andere kleine Schriften.

Trier. Pflicht der Nächstenliebe in Hinsicht auf die Brandversicherungsgesellschaft; nebst Bemerkung der Vortheile, die mit dieser so gemeinnützigen Anstalt verbunden sind, dargestellt von Bertrand Ludwig Prestinary, Pastor zu St. Gangolf in Trier und Synodalexaminator, 1794. 59 S. in 8. Die Vortheile und die wohlthätigen Folgen der Brandassecurationsanstalten sind in dieser kleinen Schrift sehr deutlich und überzeugend vorgetragen. Diese Absicht wäre aber gewiß eben so gut erreicht worden, wenn der Vf. auch nicht die unbequeme, nur unnöthige Weitläuftigkeiten veranlassende Methode von Fragen und Antworten gewählt hätte.

Bremen. Etwas an meine Mitbürger bey Gelegenheit der ersten solennen Feyer des Charfreytags in der Kirche des heil. Ansgarius in Bremen, am 18ten April 1794. 19 S. 8. Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gab der Entschluß der Ansgariusgemeinde in Bremen, den Charfreytag künftig feyerlicher zu begehen, welches man durch Anordnung einer Nachmittagspredigt zu erreichen glaubte. Der ungenannte Verf. dieser Blätter (der sehr scharfsichtig voraussieht, daß sie nicht nach jedermanns Geschmack seyn würden) meynt, eine solche Anordnung habe man treffen müssen, wenn der denkwürdige Todestag Jesu zweckmäßiger begangen werden sollte!!!

Stuttgart. Dankbarer Nachruhm der evangelischen Gemeinde zu Birkach bey Hohenheim zu Ehren ihres nun in Gott ruhenden Herzogs, Kirchenstifters und Wohlthäters, weil. Hrn. Herz. Carls u. s. w. bestehend in einer aktenmäßigen Geschichte von der Errichtung und dem gegenwärtigen Zustande der Pfarrey Birkach, 1794. 48 S. in 8. Die Gemeine zu Birkach bey Hohenheim war bis 1780. nach Plieningen eingepfarrt. Der seel. Herzog ließ aber daselbst auf seine Kosten eine neue schöne Kirche, Pfarrhaus u. s. w. bauen, fundirte die neue Pfarrey ansehnlich, u. war selbst bey der Einweihung gegenwärtig. Der Vf. dieser kleinen Schrift ist der Pfarrer dieser neuen Kirche, Hr. M. Kohler.

Neustadt an der Aisch. Ueber die Geschichte der Uebersetzungen der alten klassischen Schriftsteller im Allgemeinen, 1794. 44 S. gr. 8. Die Einladungsschrift des Hrn. Direktor,

Director, Prof. und Inspektor Degen zum letzten Frühlings-examen der dasigen Königl. Fürstenschule. Die Hauptresultate dieser mühsamen Untersuchung sind: Die Franzosen und Italiener übersetzten alles, was aus dem Alterthum auf unsere Zeiten kam; die Engländer nicht so viel, aber mit desto grösserm Fleiß: die Italiener lieferten von den einzelnen Schriftstellern die meisten Uebersetzungen. Die Deutschen, unter diesen Nationen in Ansehung der Cultur wirklich die letzte, fiengen gleichwohl mit den Italienern und Franzosen zu gleicher Zeit an, die alten Originale nachzubilden, und erreichten wahrscheinlich dadurch so schnell einen so hohen Grad der Bildung. (Darin wird nicht jeder mit Hrn. D. übereinstimmen. Wir Deutschen hatten seit 200 Jahren die Meisterstücke der Alten übersetzt, und waren in Sachen des Geschmacks noch halbe Barbaren. Den Grad der Bildung, den wir jetzt besitzen, verdanken wir größtentheils unseren eigenen grossen Dichtern und Schriftstellern, die seit einem halben Jahrhundert erschienen sind. Die Uebersetzungen der Werke der Alten in die spanische Sprache, die deren eine große Anzahl und darunter wahre Meisterstücke aufzuweisen hat, hätten doch mehr Aufmerksamkeit verdient.) Die von dem Verf. aufgestellten Sätze werden mit Beyspielen belegt, und mit den zwey ältesten Verdeutschungen des Ciceronischen Buchs von den Pflichten zugleich eine Probe einer möglichst vollständigen Uebersetzungslitteratur gegeben. Aus dem angehängten Lectionsverzeichniß sieht man die vortreffliche Einrichtung der Neustädter Schule.

* * *

Bücherankündigungen.

Fünfte Fortsetzung des Verlags-Katalogus Johann Friedrich Hartknochs, Buchhändlers in Riga, von der Michaelmesse 1793. und Ostermesse 1794.

Abhandlung, vollständige, von den Nelken und Tulpen, von einem Blumenfreunde aus eigner Erfahrung gezogen, 8. 10 gr. Andreae, Traugott, Rino und Jeannette, oder der goldene Rosenzweig, 7r bis letzter Gesang, 8. 16 gr.

Beschäfftigungen meiner Muße, und Rückerinnerungen an Rußland, nach dem Franz. des Ruß. Kais. Hrn. Geh. Raths, Senateurs und Ritters, Alexei Wassiljewitsch Narischkin, 8. 12 gr. Bibliothek der Romane, 21r Band, mit 1 Kupf. 8. 18 gr. Boethius, Trost der Philosophie, aus dem Latein mit Anmerkungen und Nachrichten, die Geschichte des Originals und das Leben des Verfassers betreffend, von F. K. Freytag, gr. 8. 20 gr. Chladni, E. Fl. Friedr., über den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlicher Eisenmassen, und über einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen, 4. 12 gr. Friebe, W. Chr., Handbuch der Geschichte Lief- Ehst- und Kurlands, zum Gebrauch für Jedermann, 4s und 5s Bändchen, 8. jedes 20 gr. — — physisch-ökonomische und statistische Bemerkungen von Lief- und Ehstland, oder von den beyden Statthalterschaften Riga und Reval, 8. 1 thlr. Gorani, Rom und seine Einwohner am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Ein Pendant zu Lesveque's Gemälde dieser Stadt, mit 1 Kupf. 8. 1 thlr. 6 gr. Herder, J. G., Briefe zu Beförderung der Humanität, 3te und 4te Sammlung, 8. 1 thlr. — — — — auf Velinpapier, 1 thlr. 16 gr. — von der Gabe der Sprachen am ersten christl. Pfingstfest, 8. 10 gr. — von der Auferstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre, 8. 12 gr. Heym, J., Rußische Sprachlehre für Deutsche, neue vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einem Rußischen Lesebuch für Anfänger, 2 Bände, 8. 2 thlr. — das Rußische Lesebuch besonders 1 thlr. NB Die Sprachlehre wird nicht einzeln gegeben. Histoire de la vie du Comte George de Browne, Gouverneur-Général de Livonie et d'Esthonie etc. avec son portrait, gr. 8. 8 gr. Hupel, A. W., neue nordische Miscellaneen, 5s und 6s Stück; hat auch den besondern Titel: Versuch einer Geschichte der Liefländischen Ritter- und Landrechte, nebst der hochdeutschen Uebersetzung des Liefl. Ritterrechts, welches in plattdeutscher Sprache zuerst im Jahr 1537., hernach im Jahr 1773. gedruckt worden, 8. 1 thlr. 8 gr. — — derselben 7tes und 8tes Stück, mit einem Plan, 8. 1 thlr. 16 gr. Kleuker, Dr. J. Fr., neue Prüfung und Erklärung der vorzüglichsten Beweise für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Christenthums, wie der Offenbarung überhaupt, 3r Theil, in 2 Bänden: Ueber die Glaubwürdigkeit der schriftl. Urkunden des Christenthums,

thums, 8. 2 thlr. 12 gr. Memoiren eines Zeitgenossen des Regenten von Frankreich, mit 1 Kupf. 8. 20 gr. Sonntag, K. G., über Menschenleben, Christenthum und Umgang, eine Sammlung Predigten aufs ganze Jahr, für gebildetere Leser, 1sten Bandes 1ster Theil, gr. 8. 1 thlr. — — über das Vater Unser. Eine Predigt in der Erbauungsstunde für Dienstboten gehalten; nebst einer umständlichen Nachricht von dieser neuen Einrichtung in der Kronskirche zu Riga, gr. 8. 4 gr. Storch, H., Gemälde von St. Petersburg, 2 Theile mit Kupf. und Vignetten von D. Chodowiecky, 8. 3 thlr. 12 gr. Ueber den ersten Feldzug des Rußischen Kriegsheeres gegen die Preußen im J. 1757. Aus Archivalnachrichten, welche der General H. H. von Weymarn auf Befehl der Kaiserl. Conferenz zu St. Petersburg 1758. überreicht hat. Ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges; nebst einem Plan der Bataille bey Groß-Jägerndorf, 8. 20 gr. Versuch einer Geschichte der Liefländischen Ritter- und Landrechte, 8. 18 gr. Atlas von Liefland, Nr. 4. und X. gezeichnet vom Hrn. Grafen L. A. von Mellin, gestochen von C. Jäck. Auf Velinpapier. Nr. 4. der Walksche Creis. 1 thlr. Nr. X. Liefland, nach der Eintheilung Heinrichs des Letten, zu den Zeiten der Bischöfe und Ordensmeister bis 1562. (gezeichnet von Krause, gestochen von Ramberg.) 1 thlr.

In Commission.

Bonhomien, geschrieben bey Eröffnung der neuerbauten Rigischen Stadtsbibliothek. in 8. Mitau. 18 gr. Eckardt, Fr., topographische Uebersicht der Rigischen Statthalterschaft, in 25 Tabellen, gr. Fol. 2 thlr. 16 gr. Musikalisches Wochenblatt. Eine Sammlung vorzüglich schöner Clavier- und Singstücke, herausgegeben von Holst, 2 thlr. 4 gr. Tagesfahrt nach Karlsruhe an der Ammat. Am 30sten Aerndtemonats des J. 1793. (Mit Didotschen Lettern.) 12. 8 gr.

Vermischte Nachrichten.

Aus Schwaben. Ist je der Sterbetag einer sehr beliebten Schrift traurig gewesen, so war es gewiß der Tag, an welchem der achte Band der Freyburger **Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie, herausgegeben von einem katholischen Selbstdenker**, mit dem 24sten Stück im vorigen Jahre, zur größten Freude der Augsburger Kritiker, geschlossen werden mußte. Der wichtige Inhalt dieser Beyträge ist bekannt; also nur etwas weniges von den letzten Stücken und ihrem unverdienten Schicksal. Die merkwürdigen Auszüge aus den ältesten Kirchenvätern, durch welche die neuern Schullehren in ihrer Blöße dargestellt werden, und die den Exjesuiten schon längst ein Dorn in den Augen waren, sind in diesem Bande nicht fortgesetzt. Herrschenden Aberglauben, der durch eben diese Exjesuiten noch immer ausgebreitet wird, und abgeschmackte Meynungen, welche mit Gewalt die Stelle wirklicher Glaubenslehren vertreten sollen, kann der Protestant auch hier wieder kennen lernen. Merkwürdig sind ein Paar Aufsätze: **Vielleicht war der heil. Franziskus doch kein Schwärmer**; (er wird dadurch ein wenig entschuldigt, daß seine Biographen vielleicht das Meiste, was sie von ihm erzählen, erdichtet haben) und: **Noch ein Wort, aber das letzte über den h. Franziskus und seine Wundenmaale u. s. w.** Bartholomäus Albizzi, Verfasser des berüchtigten Buchs der Gleichförmigkeiten (Liber conformitatum) und **der neue Franziskaner und Kapuziner Jesus.** Allerhand Nachrichten, daß sich die Franziskaner des abscheulichen Buchs nicht schämen, daß es die Jesuiten selbst vertheidigen u. s. w. **Mönche, nicht Lehrer und Erzieher, sondern Verderber der Jugend** u. s. w. — — Und nun noch von dem unverdienten, widrigen Schicksale dieser vortrefflichen Beyträge. Daß der helldenkende Ruef und sein Nachfolger, der katholische Selbstdenker, durch ihre Wahrheitsliebe, Aufdeckung des noch immer herrschenden, schändlichsten Aberglaubens, immer zunehmende Freymüthigkeit bey ihren unwiderleglichen gründlichen Urtheilen u. s. w. schon längst den unversöhnlichsten Haß der finstern Köpfe, die das wirklich noch kleine Licht der Aufklärung in der katholischen Kirche gern auslöschen möchten, auf sich geladen haben,

ben, ist bekannt. Daß die Bosheit, die im Finstern schleicht, feindselige Anschläge gegen sie schmieden würde, war zu vermuthen. Nun steht leider im 23sten Hefte von Hrn. Ruef eine Erklärung an das deutsche Publikum. Im März 1793. erhielt er ein Schreiben eines Ungenannten von Wien, daß sich ein fürchterliches Gewitter über ihn zusammenziehe. Man gebe dort vor: er sey des Verbrechens der Umstoßung der allein seeligmachenden Religion überwiesen; er behaupte, der Selbstmord sey erlaubt, lehre gotteslästerliche Sätze und s. w. Hr. Ruef wollte es nicht achten, aber einige Freunde fürchteten Kabalen, und ihre Vorstellungen bewogen ihn, unverzüglich eine Erklärung an das Publikum zu thun, in welcher er seine Unschuld männlich vertheidigt und augenscheinlich darlegt. Es heißt darin unter andern: „Ich erwarte mit Zuversicht, eher gehört, als gestraft zu werden; „hoffe, man werde mich erst fragen, ob und welchen Antheil „ich seit dem 7ten Hefte an den Beyträgen habe? Der sich „erfrecht hat, zu sagen, daß in den Beyträgen der Selbst„mord vertheidigt werde, ist ein schändlicher Lügner, ein „boshafter Verläumder. Vom 1sten bis 18ten Hefte fanden „katholische und protestantische Recensenten durchaus keine „gefährliche, strafbare Lehre. Alle wurden von der K. K. „Censur in Wien nicht verboten. Dies geschah dem 19ten „und 20sten Hefte, obgleich kein einziger Grundsatz darinn „ist, der nicht schon in den vorhergehenden stände; u. s. w.“ Was weiter darauf erfolgte, ist nicht bekannt geworden; aber leider steht im 24sten Stück zuletzt: Beschluß des ganzen Werks. Der Herausgeber gesteht, er könne von Ruefs Besorgnissen nichts Gewisses und Befriedigendes sagen. Wenn einem fast allgemeinen Gerüchte zu trauen sey, so hätten Ruefs Feinde gesiegt, es sey ihnen gelungen, denselben als einen Verbreiter ärgerlicher und gefährlicher Grundsätze bey Hofe anzuschwärzen; die Beyträge seyen nun im Oesterreichischen durchaus verboten, Hr. Ruef selbst soll, ohne daß man ihn vorher zur Verantwortung gezogen, seines Amtes entsetzt seyn, und habe es nur der Vorbitte des Hrn. Landespräsidenten, Freyherrn von Sumerau, zu verdanken, daß er mit seiner bisherigen Besoldung anderswo angestellt werden dürfe. Ob sich dies alles bestätigt habe, können wir noch nicht sagen, fürchten es aber fast, obgleich der Hr. Herausgeber das Bessere hoffen und erwarten wollte, weil alles für

den



den unschuldigen Knof spricht. (Annalen der n. theol. Litteratur und Kirchengeschichte.)

Der durch mehrere mineralogische Schriften rühmlich bekannte Dr. Lenz in Jena hat kürzlich zwey ganz neue Geschlechter von Eingeweidewürmern im menschlichen Darmkanal entdeckt, welche mit den bis jetzt bekannten fast gar keine Aehnlichkeit haben. Dr. Bretschneider trieb sie durch gewisse Wurmmittel ab. Hr. Lenz belegt diese beyden neuen Wurmgeschlechter mit den Namen Stephanostoma und Conostoma. Seine Sammlung der Eingeweidewürmer ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, sie enthält einige 40 neue noch niemals beschriebene Geschlechter und mehrere neue Gattungen. Sie ist dem Herzoglichen Musäum einverleibt worden. Vielleicht noch in diesem Jahre wird Hr. D. Lenz ein neues System der Helminthologie herausgeben.

Es ist kürzlich, und zwar angeblich in Regensburg, eine Rede über den Illuminatenorden, gehalten in einer Freymäurerloge, im Drucke erschienen. Die Rede ist von der Art, daß sie in keiner Freymäurerloge auf dem Erdboden also hätte gehalten werden dürfen. Sollte, wie die Schreibart es außer Zweifel zu setzen scheint, und einige Leute sich zu erweisen getrauen, der Hr. Ritter Zimmermann der Verfasser seyn; (Troz der Verordnung und dem geschärften Censuredikte seiner Obrigkeit) so dürfte man sich nicht über die Schmähungen wundern, mit welchen in dieser so genannten Rede gewisse Leute belegt werden. Dann aber ist auch nicht zu erwarten, daß sich jemand die Mühe geben werde, auf dies anonyme Pasquill zu antworten.

X.

